Enc. 104 – 1

Dom Johann Hyronimus Graf Fürst
auf Thurn und Taxis, Herr Herr zu Valmer-
berg, Orsa zu Gravenegg, Hohen-
landsberg, und Pflix, Ihr. Kay. Maj.
Rath in Hungarn, b. p. Wirklich
Kammerer, Geheimer: und Hof Rath p.

L.T.D.

<36611972480014

<36611972480014

Bayer. Staatsbibliothek

Enc. 104. (1.

Kleine

Encyclopedie,

oder

Lehrbuch aller Elementarkenntniſſe,

worinnen

die Hauptbegriffe von allen Wiſſenſchaften, von allen nützlichen Künſten, und von allen Dingen gegeben werden, die auf die bürgerliche Geſellſchaft einen Einfluß haben.

Aus dem Franzöſiſchen

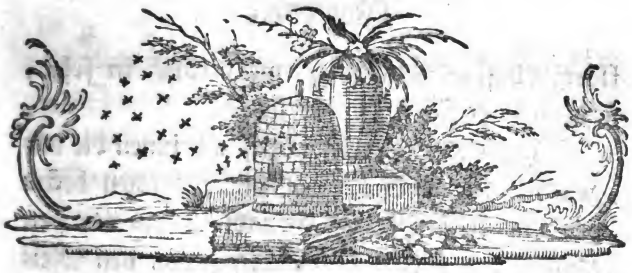
von

Johann Samuel Halle,
Königlichem Profeſſore des adlichen Cadettencorps zu Berlin.

Erſter Band.

Berlin, und Leipzig, bey George Jacob Decker, 1779.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.



Vorrede.

Die Institution nationale des Herrn de la Chalotais war es, welche uns die erste Veranlassung zu diesem Werke gab. Ob gleich der erste Entwurf dieses Autors, für die öffentliche Erziehung nicht angewendet werden kann, so enthält er doch nichts destoweniger gründliche Wahrheiten, welche bei der ganzen vernünftigen Welt ihr Recht finden werden. Nachdem er sich auf der Seite 59 er-

kläret, daß es uns an Elementarbüchern fehle, ſo bedient er ſich folgender Worte:

„Junge Leute wiſſen nicht, worinnen die all-
„gemeine Verbindlichkeiten der Menſchen beſte-
„hen: ſie kennen keinen Grundſatz, um von den
„Handlungen, von den Sitten, von den Mei-
„nungen, und von den Gewohnheiten ein richti-
„ges Urtheil zu fällen: ſie ſind in den gemeinſten
„Geſchäften, und in demjenigen unwiſſend, was
„zum Unterhalte des Lebens, und zur Grund-
„lage der Geſellſchaft gehöret. Sie kennen we-
„der dieſe Welt, darinnen ſie wohnen, weder
„die Erde, die ſie ernährt, weder die Menſchen,
„welche ihnen ihre Lebensbedürfniſſe zutragen;
„weder die Künſte, weder die Arbeitsleute, we-
„der die Künſtler, noch die Thiere, welche ih-
„nen zu Dienſte ſtehen. — Es giebt eine un-
„endliche Menge von gemeinen Dingen, bei de-
„nen ſie nicht ſagen können, was ſie eigentlich
„ſind, zum Exempel: was eine Mühle, eine Uhr,
„ein Pflug, u. ſ. w. ſei. Man müſte ihnen alſo
„eine deutliche Erklärung, von einer Menge
„Sachen geben, von denen ſie alle Tage reden
„hören.“

Dieſe Worte des Herrn de la Chalotais, erinnern mich hier an die Remarquen des Herrn de la Bruyere, welche er bei Gelegenheit

des

des Feldbaues, Seite 168. der neuern Ausgabe macht:

„Man thut in der Stadt mit einer groben „Gleichgültigkeit groß, womit man auf die Sa„chen des Feldbaues, und auf das Landleben „hinabsiehet. Kaum verstehet man die Pflanze, „welche den Hanf trägt, von der, welche den „Flachs bringt, oder den Weitzen vom Roggen, „und eins, oder das andere vom Mengselkorn zu „unterscheiden. Man ist nur damit zufrieden, „daß man sich satt ißt, und puzzt. Ihr müsset „mit vielen Bürgern, weder von den Brachfel„dern, noch von den geschonten Forstbäumen, „noch von Senkreben, noch von Grummet reden, „wofern ihr haben wollet, daß man euch verste„hen soll: Diese Nahmen sind für sie unverständ„lich u. s. w."

Wir wollen auch den Herrn Plüche anhören. Es ist diese Stelle viel zu wichtig, als daß man sie vielen Lesern vorenthalten sollte, und sie ist für unser Werk von zu bedeutendem Ansehn, als daß wir sie übergehen könnten:

„Sobald unsere Vernunft zu keimen anfängt, „so redet man uns sechszehn Jahre lang nach ein„ander, vom Futuro in Rus, und vom Supino „in Um vor, ohne uns ein Wort von der Schön„heit der Künste, noch von der Geschicklichkeit

»der Handwerker, welche für die Bequemlichkeit »unſeres Lebens ſorgen, vorzuſagen; nach dem »Maaſſe, daß unſere Vernunft einige Stärke be»kömmt, übergiebt man ſie Lehrmeiſtern, wel»che uns mit einer zierlichen Manier beweiſen, »daß wir einen Körper haben, und welche den »Tag damit zubringen, daß ſie uns beweiſen, »daß von zwei kontradiktoriſch ausgeſprochenen »Sätzen, über eine zufällig künftige Zeit, der »eine für die gegenwärtige Zeit, durchaus wahr, »und der andere durchaus falſch ſei.

»Am meiſten aber hat man unterlaſſen, uns »die Hervorbringungen derjenigen Kugel kennen »zu lehren, welche wir bewohnen, und wir wiſ»ſen nichts von den Verbindlichkeiten, welche die »Lage, und die Staatsverfaſſung, allen denen »Völkern auflegt, welche ſich auf unſerer Erde »befinden; eben ſo wenig kennen wir ihre Arbei»ten, womit ſie ſich beſchäftigen. — Wie we»nige haben die Flügel einer Windmühle, und »die Räder einer Waſſermühle umlaufen geſehen. »Man weiß daß man darauf das Getreide mah»let, daß man Rinden zu Pulver ſtößt, aber der »innwendige Bau, bleibt uns unbekannt. Wir »tragen alle eine Taſchenuhr bei uns, kennen wir »aber auch das Künſtliche des Schnekkenkegels, »auf welchen ſich die Kette aufwindet? eben dieſe

»Be-

„Bewandniß hat es auch mit den gemeinsten „Handwerken. Wir sollten uns also eine ver„nünftige Kenntniß von dem Handel, und der „Künsten verschaffen, welche der Gesellschaft, in „der wir unsere Tage verleben, die Annehmlich„keit, und Zierde geben. Die Geschichte von den „Hervorbringungen der Erde, und von den Be„dürfnissen der Menschen, die Mechanik, und „die Experimentalphisik, sind der Quell der wah„ren Wissenschaften."

Wir geben es leicht zu, daß in diesem Urtheile des Herrn Plüche etwas übertriebenes herrschet, weil ein Mann nicht eben die Mechanik aller Künste zu wissen braucht; aber dennoch sind seine Gedanken im Grunde richtig. Diese verschiedene Reflexionen sind es, welche uns veranlasset haben, hier gleichsam eine Skizze von einem Werke zu zeichnen, welches die Absichten der oben angeführten Männer erfüllen könnte. Da aber eine Reflexion die andere hervorbringet, so glauben wir, daß wir unserm Plane eine weitere Ausdehnung geben müssen, ohne uns auf eine blosse Erklärung einzuschränken, wie Herr de la Chalotais verlanget, noch uns bei der Phisik, und den Künsten allein zu verweilen, wie es der Entwurf des Herrn Plüche vorschreibt. Unser Endzweck war, nichts ausser Acht zu lassen;

wir haben also, wenn es so zu reden erlaubt ist, den Himmel, und die Erde geschildert, d. h. wir haben es unternommen, von allen Dingen vernünftige Begriffe zu geben. Und dieses wird hier unser Endzweck seyn.

Um sich von dem Entwurfe dieses Werkes eine richtige Idee zu machen, so muß man nothwendig die Tafel, welche sich zu Ende der beiden Bände befindet, über die Wal der Materien zu Rathe ziehen, um darauf mit einem Blikke alle Materien, wovon es handelt, zu finden, und die Ordnung zu sehen, nach welcher sie aufeinander folgen.

Der verständige Leser, welcher weiß, daß in unsern Begriffen eine natürliche Fortschreitung statt findet, wird bald die Ursache von dieser Ordnung gewahr werden: wir glauben sogar, daß es für junge Leute nicht gleichgültig seyn werde, wenn sie diese Tafel studiren, und so zu reden, in ihren Verstand eindrükken: es wird dieses gleichsam ein Gemälde im Kleinen, für sie von alle dem seyn, was sich der menschliche Verstand ausgedacht hat, oder um sich entweder dasjenige zu erleichtern, was uns in den Bedürfnissen des Lebens ohnentbehrlich ist, oder auch, um die Sphäre seiner Kenntnisse weiter auszudehnen.

Es würde der gesunden Vernunft zuwider laufen, wenn ein Werk, so zum Unterrichte bestimmt ist, und welches, wenigstens für eine jede Materie, verlangt, hintereinander gelesen zu werden, in der Form eines Wörterbuches auftreten sollte, und dieses lässet sich leicht begreiflich machen.

Wörterbücher sind Bücher, die gar nicht gemacht sind, um in eins weg gelesen zu werden, sondern um sogleich den Sinn des Worts, welches man sucht, zu finden. Um dem Leser diese Bequemlichkeit zu verschaffen, so haben die Verfasser der Wörterbücher alle Wörter nach alphabetischer Ordnung gesetzt: dieses war eine unumgängliche Nothwendigkeit. Von der andern Seite aber, würden diese Bücher nicht demjenigen erträglich sein, der sie hintereinander lesen sollte, weil darinnen eine Materie mit der andern vermischet ist: dieses würde aber für die Gegenstände widersinnig sein, und es wäre was lächerliches, Materien bei einander zu stellen, welche untereinander nichts gemein haben.

Ueberdem würde nichts geschickter sein, den Verstand in Verwirrung zu sezzen, als diese Arten von Bücher hintereinander zu lesen. Auf diese Art kann man junge Leute nicht unterrichten. In den Materien muß Ordnung herrschen. Diese Ordnung schreibt ihnen in dem Verstande ihre

rechte Stelle vor. Es muß also jede Materie ihr Recht bekommen, und nicht durch Flikkereien abgerissen werden, welche man links, und rechts herum wirft, um eine alphabetische Ordnung herauszubringen.

Wir wollen die Aussichten noch einmal vor uns nehmen, welche wir bei der Unternehmung dieses Werks vor Augen hatten. Man darf nicht hoffen, daß sich die Sachen, in Absicht auf die öffentliche Erziehungsanstalten in demjenigen Zustande, worinnen sie sich jezzo befinden, ändern lassen sollten: es bleiben die lobenswürdige Entwürfe über eine neue Einrichtung der Studien, noch immer mehreren Schwierigkeiten für die Ausübung ausgesezzet, als man denkt. In der That wird die alte Lehrmethode noch lange Zeit immer die alte bleiben. Sie hänget an viel zu tiefen Wurzeln, als daß sie Eine Herkulshand, aus ihrem verworrenen Orte heraus reissen sollte. Es bleibet indessen, wie der Herr de la Chalotais sagt, ausgemacht, daß die Studien nicht auf das gemeine Beste ihre gerade Richtung nehmen, und daß man junge Leute, nicht zum Besten der Gesellschaft erzieht.

Alles was vernünftige Eltern, welche mit Verdruß sehen, daß sich die ganze Zeit der Erziehung im Latein, und Griechischen concentri-

ren muß, thun können, beſtehet darinnen, daß ſie die Lükken, welche die Schulen in der Erziehung laſſen, durch Privatunterrichte zu ergänzen ſuchen.

Man höret alle Tage klagen, daß ſich junge Leute, bei unendlich vielen Dingen nicht zu finden wiſſen, deren Nuzzen doch von Wichtigkeit iſt. Man ziehe einen jungen Menſchen von funfzehn, bis ſechzehn Jahren aus dem Archive ſeiner Schulaufſäzze hervor: man nehme ihm ſeine Themata, und ſeine Ueberſezzungen der klaſſiſchen Autoren weg, ſo hat man ihm alles genommen: er weiß weiter nichts, als von dieſen Uebungen zu reden, über alle Sachen wird derſelbe verſtummen, weil ſein Verſtand auf keine andere Weiſe genähret worden. Ueberdem beſtehet doch der ganze Nuzzen, welchen man von den Studien, und dem Unterrichte zu erwarten das Recht hat, darinnen, daß man jungen Leuten behülflich iſt, ſich ſelbſt zu unterrichten, und daß man ſie in den Stand ſezzet, ihre erlangte Einſichten andern mitzutheilen. Die Studien würden nicht die mindeſte Hochachtung verdienen, wofern ſie nicht mit ihren Talenten die Geſellſchaft bereicherten, und wofern ſie nicht nüzliche Wahrheiten zur Anwendung brächten; noch mehr: der wichtigſte Gegenſtand der Studien ſind diejenigen

Ma-

Materien, deren Nutzbarkeit bekannt ist, und vornehmlich diejenigen, die eine nothwendige Unentbehrlichkeit bei sich führen.

Allein so gehet es nicht zu. Junge Leute überlassen sich, wenn sie von der Bank der Studien Abschied nehmen, den Pflichten derjenigen Profeßion, welche sie ergreifen, oder mehr als zu oft, ihren Vergnügungen. Also bringen sie ihr Leben in dem Gewüle der Geschäfte zu, ohne die mehresten Dinge zu kennen, welche diesem Leben zum Unterhalte dienen. Eben diese jungen Leute genießen alle Tage Brodt; sollte man aber die meisten derjenigen fragen, welche in den grossen Städten des Königreichs erzogen worden, so würden sie uns zur Antwort geben, daß sie nur auf eine undeutliche Art wüsten, wo das Korn herkömmt, woraus das Brodt entstehet, und wie es eigentlich zu Brodt wird. Warum raubt man ihnen aber das Vergnügen, welches dem Menschen so wesentlich ist, die Einrichtung des Feldbaues, und den Fortgang der Erdfrüchte nicht zu wissen, welche uns doch unsere Nahrung reichen müssen! Wäre es denn wohl was ungereimtes, wenn man ihnen in der Laufbahn ihrer Studien, die nützlichsten Dinge, von welchen man täglich reden höret, auf eine gut Art beibrächte? Wir haben also dieses Werk unternommen, um

den

den Wünschen derjenigen die Hand zu bieten, die unsere Betrachtungen vernünftig, und billig finden: wir haben in zwei bequemen Bänden, die ersten Elemente der Wissenschaften, und Künste, und die erste Kenntnisse von allem demjenigen gesammlet, was in der bürgerlichen Welt vorgehet.

Vielleicht wird man hier einwenden, daß junge Leute, welche in der Weltweisheit Unterricht bekommen, darinnen alles viel besser, als wir in diesem Werke vortragen, welches sich auf die Naturlehre beziehet, und viel umständlicher zu erfahren bekommen. Es ist wahr, sie lernen es darinnen, aber verstehen auch wohl die meisten diese Materien? Wenn man bedenkt, daß ihnen die Wissenschaft unter dem Schleier einer todten Sprache vorgetragen wird, mit welcher sie niemals so vertraut, als mit ihrer Muttersprache werden können, und daß man sie über die Naturlehre, in der Syllogismenform, Betrachtungen machen läßt: darf man sich da wohl wundern, daß so wenig Schüler darinnen einen Fortgang haben, und daß die Fragen, welche man darinnen aufwirft, und die Erscheinungen der Natur, welche man darinnen erkläret, für die meisten Räthsel bleiben? Man verlange einmal, daß uns diese, sogenannte Naturkündiger davon Rechenschaft

ablegen

ablegen ſollen, was ſie aus der Weltweisheit gelernt haben, ſo wird man in ihren Begriffen nichts als Verwirrung gewahr werden, und man würde ſie in eine groſſe Verlegenheit ſezzen, wofern ſie den Mechanismus eines Bratenwenders erklären müſten. Es iſt aber hier nur die Phiſik ein Aſt von einem groſſen Baume, denn wie viele Dinge kommen nicht in den Künſten, und in alle dem vor, was zur Geſellſchaft gehöret, wovon ſie ſich keinen Begriff machen können; ich habe ihnen aber in dieſem Werke genau beſtimmte Begriffe davon zu geben geſucht. Uebrigens haben wir uns blos auf dasjenige eingeſchränkt, was in jeder Kunſt, und Wiſſenſchaft am leichteſten zu begreifen, und am einfachſten iſt: wir haben ſogar nur diejenigen Begriffe, welche gar zu abſtrakt ſind, von ihrer Oberfläche her berühret, aus Furcht wir möchten ihre Köpfe durch gar zu flachlichte Materien zu ſehr verwildern. Auſſerdem würden wir die Grenzen eines Buchs überſchritten haben, welches, da es für die Jugend geſchrieben iſt, ſeine Beſtimmung nothwendig haben muſte, wofern wir die Materien gründlich abgehandelt hätten.

Man hört bisweilen wünſchen, daß die Philoſophie für junge Leute franzöſiſch geſchrieben

ſein möchte: zu dieſer Abſicht aber müſte ein eigenes Werk geſchrieben werden, und dergleichen haben wir zur Zeit noch nicht: Alles bei Seite geſezzt, was ſollte dieſes für eine Philoſophie ſein, wenn ſie nicht die erſten Elemente der menſchlichen Kenntniſſe wäre? Man muß ſich nemlich in ſolchem Werke, welches der Jugend zum Unterrichte dienen ſoll, einſchränken, und es iſt eine wahre Unmöglichkeit, jede Kenntniß beſonders gründlich abzuhandeln, ſonſten würde man ein Werk, von mehr als hundert Bänden ſchreiben müſſen. Folglich müſte ein Werk, welches dieſen Mangel erſezzen ſollte, beinahe wie dasjenige beſchaffen ſein, ſo wir hier liefern: wir beſcheiden uns aber leicht, daß es nicht ſo ausgeführet worden, als es ſein könnte, wenn es wizzigere Köpfe unternommen hätten. Dem ſei aber wie ihm wolle, wir haben hier eine Skizze von einem Gebäude gezeichnet, wovon wir uns das Ideal formiret hatten, und wir haben dieſes Werk nach dem Maaße unſerer Kräfte ausgeführet. Unterdeſſen überreden wir uns doch, ſo ſchlecht es auch iſt, daß es allen denen nüzlich ſein kann, welche von der Philoſophie die erſten Gründe zu wiſſen verlangen, das heißt, welche alles kennen wollen, was ſich unſern Augen auf dieſer Unterwelt darſtellet, und die alle Wiſſen-

ſchaften

ſchaften, von denen man reden höret, verſtehen wollen.

Der deutſche Ueberſezzer hat zu einigen Artikeln noch Zuſäzze, zum Exempel: Vom Bierbrauen, von der Muſik, von der bürgerlichen Baukunſt, von der Geographie, von der Naturleiter, von der deutſchen Sprache, von der Chronologie, von der allgemeinen Weltgeſchichte, u. ſ. w. hinzugefügt.

Kleine Encyclopedie.

Erſter Abſchnitt.

Von den erſten Gegenſtänden unſerer Kenntniſſe, das iſt, von dem Menſchen: von der Natur ſeiner Seele: vom Bau ſeines Körpers: von den Hervorbringungen der Natur, und von allem, was der Schöpfer ſowohl auf der Erde, als in ihrem Eingeweide, zur Nahrung und zur Hülfe des Menſchen erſchaffen hat.

Der Menſch und deſſen Vorzüge.

Der Menſch iſt aus einem Körper, der ſeiner Natur nach zerſtörbar iſt, und aus einer Seele von einer unſterblichen Subſtanz zuſammengeſetzt. Die Heilige Schrift lehret uns, daß das Weltgebäude ſeine Vollkommenheit erreicht hatte, und daß alle Dinge fertig waren, als Gott den Menſchen erſchaffen wollte, damit der Menſch die Seele von allem demjenigen ſein möchte, was unbeſeelt iſt, und damit alles Erſchaffene ihm zum Nuzzen dienen möchte. Bis dahin, war die ganze Natur gleichſam ein Pallaſt, in welchem wegen der Abweſenheit des Fürſten, für den er beſtimmt war, die Einſamkeit herrſchte.

Der erhabene Rang des Menſchen über alle andere Geſchöpfe, meldet ſich ſchon durch die Hoheit ſeiner ganzen Geſtalt, und durch den Vortheil an, welchen

ihm die Stellung seines Körpers ertheilt. Sein gerader Wuchs, sein Begriff, der von demjenigen sehr unterschieden ist, welchen man von den andern Thieren hat, die gegen die Erde gebückt sind: selbst die Miene seines Gesichts kündigt etwas Erhabnes und Himmlisches an; seine Augen blitzen von der Oberfläche der Erde bis zum Firmamente hinauf, wo sich die Gestirne befinden, und sie laufen gleichsam mit einem einzigen Bogen diesen unermeßlichen Lichtraum durch. Schon die Sinne lehren uns, daß alle Geschöpfe blos für ihn geschaffen sind. Seine Stimme leitet den Gang aller derjenigen Thiere, die zu seinem Dienste bestimmt sind, und man hört den Befelshaber der Natur überall Befele ertheilen.

„Die Landstrassen, die Ufer der Flüße, die Häfen „und die Städte erschallen vom Geschrei der Lastthiere, „die unter seinen Befelen und für ihn arbeiten. Alles, „von der Spitze der Berge an, bis zum Herzen der „Erdeingeweide, ist mit reichen Materialien angefüllt, „welche nur seinen Befel erwarten, und in alle Ewigkeit „müßig liegen bleiben würden, wofern die Hand des „Menschen sie nicht in Bewegung brächte. Alle Arten von Vögeln, und von vierfüßigen Thieren ver„sammlen sich in Haufen um ihn als Banden von „Sklaven herum, welche jederzeit bereit sind, seine Aek„ker einträglicher zu machen, und ihre Schultern unter „seine Lasten zu krümmen.

Der Mensch ist von Gott mit dem Lichte der Vernunft begabt.

Die Heilige Schrift berichtet uns ebenfalls, daß Gott dem Menschen einen lebendigen Athem eingehaucht, wodurch dessen Körper belebt worden; er theilte aber zu gleicher Zeit diesem Körper ein vernünftiges Wesen mit; und obgleich diese Vereinigung der Seele und des Leibes

unsern

unsere Einsichten übersteigt, und zwar wegen der unendlichen Ungleichheit, welche zwischen Materie und Geist statt findet, so ist selbige doch nicht destoweniger wirklich da, und wir sind von selbiger eben so ungezweifelt überzeugt, weil alles dasjenige, welches die Oekonomie des einen auf eine ziemlich lebhafte Art in Unordnung bringt, auch die Ruhe des anderen beziehungsweise in Unordnung setzt.

Wir finden im Menschen, anstatt des simplen Instinkts, den wir an den übrigen Thieren bemerken, das Licht der Vernunft. Es ist wahr, daß sein Körper Materie ist; aber man entdeckt doch, außer dieser Materie, und außer allen denen Bewegungen wozu dieselbe fähig ist, noch ein anderes Wesen, und Thätigkeiten von einer anderen Art, welche ihn von allen materiellen Wesen unterscheiden, und welche uns an diesen bewundernswürdigen Geschöpfe, einen lebhaften Abdruck von der Gottheit selbst wahrnehmen lassen. Er lernt sich selbst kennen, er kennt, was außer ihm ist: er besizt die Fähigkeit, von Gott Begriffe zu haben, er denkt, er urtheilt, er schließt, er untersucht was in ihm selber vorgeht, und was außer ihm geschicht, er verläßt sich nicht auf ein Ohngefähr, oder auf blinde Muthmassungen, sondern er wendet dabei Ueberlegung, und eine gute Wahl an, und er weiß alle die Einsichten anzuwenden, welche ihm der Urheber seines Daseins verliehen, um sich Vortheile zu verschaffen die ihm zuträglich sind. Um seine unzulängliche Kräfte zu ergänzen, so nimmt er dagegen die Hebel, Rollen, Walzen, Kraniche, Gegengewichte, und alle diejenigen Maschinen zu Hülfe, durch welche eine sehr geringe Kraft, den Vorzug über eine größere Kraft behauptet. Vermittelst dieser Vernunft, erfand er alle Künste, Hülfsquellen, und alle Handwerke, entweder um seine Bedürfnisse, oder um sein Vergnügen zu befördern, wie zum Exempel den Acker-

bau, die Viehzucht, die Baukunſt, die Weberei der verſchiedenen Zeuge, die Malerei, die Bildhauerkunſt, und eine unendliche Menge anderer Künſte. Seine Fähigkeit von dieſer Seite erſtrekkt ſich ſogar ſo weit, daß er alles Maaß überſchreitet, indem er ſeine Geſchikklichkeit übel anwendet, und bis zum Luxus und zur Weichlichkeit ausſchweift; doch man entdeckt ſelbſt in dieſem Fehler Merkmale und Proben von ſeiner natürlichen Größe, vermöge derjenigen Schönheit, oder durch diejenige majeſtätiſche Miene, welche er den meiſten ſeiner Handlungen eindrükkt, und welche uns an ihm entzükkt.

Die Vernunft, welche ihn ſoweit bringt, ſchränkt ſich dabei noch nicht ein: da ſie viel zu ſehr erhaben iſt, um ſich nur mit dem zu beſchäftigen, was den Körper betrift, ſo ſucht ſie ſich ſelbſt zu verfeinern: ſie erfand die Wiſſenſchaften, die ſie vollkommner machten, und ausbilden halfen. Sie durchwülte die Erde, ſie ſchwang ſich zum Himmel hinauf, ſie ſahe die verſchiedene Bewegungen des Himmels ein, und maaß ſie aus. Dieſes war nicht hinreichend genung ſie zu befriedigen: vermöge ihrer Gedanken, weiß ſie die Materie von ihrer eigenen Maſſe zu unterſcheiden, und da ſie ſich nur der abſtrakkten Begriffe von ihrer Größe, und Ausdehnung bediente, ſo verließ ſie die Sphäre der körperlichen Dinge, um ſie aus einem viel erhabenern Geſichtspunkte zu betrachten. Sie machte die Wahrheiten, welche von der Stärke des Geiſtes abhängen, empfindbar, und gab ihnen gleichſam einen Körper: Dieſes zeigt ſich in den mathematiſchen Wahrheiten, welche die allergewiſſeſten unſerer Kentniſſe ſind.

Endlich wollte ſich dieſe Vernunft noch höher heben. Sie verſuchte die Geiſter ſowohl als die Materie kennen zu lernen. Sie ſchwang ſich bis in die andere Welt hinüber, wo man nur reine denkende Weſen kennt; und hier hat ſie, es iſt wahr, ihre Grenze gefunden. Sie

hat

hat aber dennoch davon genung entdekkt, um einſehen zu können, daß ſie von dieſen Bezirken her, ihren Urſprung herzuleiten habe.

Außer dieſer Einſicht aber, welche den Menſchen ſeine Pflichten kennen lehrt, und die ein Vorzug iſt, der die Natur des Menſchen noch mehr erhebt, und in ihm einen Stral von der Weisheit Gottes entdekken läßt; iſt der Menſch noch mit einer Einſicht begabt, welche ihm die ewigen Geſezze, und die Ordnung erklärt, die der Grund der Gerechtigkeit und Heiligkeit iſt. Dieſe Vernunft, die ihm Gott gegeben hat, macht ihn fähig, das Gute, und das Böſe zu unterſcheiden, zu erkennen was Gut iſt, und was er thun ſoll, und was Unrecht iſt, und was er nicht thun ſoll. Dieſe Unterſcheidungskraft des Rechts, und des Unrechts bekömmt ihren Urſprung weder von der Erziehung, noch von der Gewohnheit; dieſe haben in der That vielen Einfluß in die Seelenfaltung, und ſie können uns viel deutlichere und beſſer ausgebildete Kentniſſe ertheilen; aber es lieget doch in dem Weſen der Natur ſelbſt eine gewiſſe Proportion, und eine Beziehung auf dieſe Geſezze; und es hat der Menſch, ohne irgend einen Lehrer, ſchon aus ſich ſelbſt einen Trieb, gewiſſe Geſinnungen, und gewiſſe Handlungen als recht, und unrecht zu betrachten. Im Grunde ſind dieſe Geſinnungen nichts anders, als das, was wir Gefühle des Gewiſſens, und denjenigen Eindrukk nennen, welchen dieſes Licht auf uns macht. Es ſind aber dieſes nicht blinde, und unvernünftige Geſinnungen, ſondern wahre Einſichten, und wahre Kentniſſe: ſie enthalten ſtets einen verwirrten Begriff von der Ordnung, und ihren Folgen in ſich; denn die Freude, und die Unruhe des Gewiſſens iſt eine Wirkung von dieſer Kentniß. Wenn wir alles dieſes in uns als ſimple Begriffe betrachten, ſo geſchicht es daher, weil wir nicht die Urſachen davon gehörig aufſuchen; unterſuchen wir ſie aber mit Aufmerk-

ſamkeit, ſo werden wir finden, daß es wahre Gefühle ſind.

Der Menſch hegt in ſeinem Herzen Begriffe von einer natürlichen Religion.

Eine von den erſten Wirkungen dieſer Einſicht beſtehet darinn, daß man den Menſchen von den übrigen Thieren unterſcheidet, und dieſes geſchicht, wenn ſich der Menſch über ſeinen eigenen Körper erhebet, um nicht länger deſſelben Sklave zu ſein. Er ſieht ein, daß es eine ihm unanſtändige Sache ſei, wenn er nur auf die Ernährung ſeines Leibes, und auf die Erfüllung ſeiner ſinnlichen Begierden bedacht iſt. Er empfindet, daß er vornemlich daran denken müße, das, was er für das Edelſte in ſeinem Weſen hält, immer vollkommener zu machen. Er begreift alſo nicht nur, daß er ſich bemühen müſſe ſeinen Verſtand aufzuklären, ſondern daß er auch ſein Herz in Ordnung bringen, und heiligen ſoll. Von da leitet ihn die Vernunft zu neuen Einſichten: er urtheilt, daß es ſeine Pflicht erfordere, keinem andern Menſchen Schaden zu thun, ſondern ihm im Gegentheil nüzzlich zu ſein. Er erkennt ein allerhöchſtes Weſen, welches er verehren, und welchem er dienen müße, und dieſe Empfindung iſt ſo natürlich, daß ſie ſich in den allerroheſten Völkern erhält.

Aus dieſen allgemeinen Einſichten entſtehen die Begriffe von allen Arten der Pflichten, auf deren Hochſchäzzung, und Ausübung die Tugenden beruhen. Daraus erwächſet die Mäßigkeit, die Gerechtigkeit, und die Gottesfurcht; und dieſe Tugenden bringen eine groſſe Anzahl anderer hervor, dergleichen ſind: die Nüchternheit, die Keuſchheit, die Sanftmut, der natürliche Hang Gutes zu thun, die Fertigkeit Beleidigungen leicht zu vergeſſen, und zu verzeihen, die Standhaftigkeit

keit im Unglücke, der feſte Muth in Gefahren, und welches alles in ſich hält, die Furcht, Gott zu mißfallen, und das Verlangen, ihm angenehm zu werden.

Der Menſch wünſcht ſich, unſterblich, und ewig glücklich zu ſein.

Es iſt für den Menſchen nicht genung, daß er lebet, er will auch nicht ſterben. Die Thiere folgen ganz ruhig dem Laufe der Natur; der Menſch möchte aber der Natur gerne Troz bieten, und ewig leben: er wünſcht dieſes nicht nur, ſondern er hoft es auch: er fühlet, daß er ſterblich ſei, und dennoch ſpornen ihm ſeine Wünſche zur Unſterblichkeit an. Man ſiehet, daß die Hoffnung eines andern Lebens, bei den Heiden eine allgemeine Erwartung geweſen. Der Menſch wünſcht auch glücklich zu ſein, das heißt, einen ſolchen Ueberfluß von Gütern zu beſizzen, daß ihm nichts mehr zu wünſchen übrig bleibt; oder es haben vielmehr ſeine Wünſche keine Grenzen, und ſie entzünden ſich, nach Maaßgabe, als ſie befriediget werden, noch immer mehr; das ganze Weltgebäude kann nicht das unermeßliche Leere ſeiner Wünſche ausfüllen. Eben dadurch zeigt er, daß er geſchaffen ſei, ſich mit Gott, als mit demjenigen Gegenſtande zu vereinigen, der allein fähig iſt, alle Kräfte ſeines Willens zu erſchöpfen; denn indem ſich der Menſch einen unendlichen Gegenſtand wünſcht, ſo zeigt er dadurch an, daß er für Gott gemacht ſei, weil Gott allein ein ſolcher Gegenſtand iſt.

Der Menſch iſt mit Freiheit begabt.

Der Menſch handelt mit Wahl und mit Ueberlegung, und es befindet ſich in ihm ein Grundſaz, welcher ihn geſchikt macht, die Gegenſtände, die ſich ihm dar-

stellen, untereinander zu vergleichen. In Ansehung eines, und eben desselbigen Gegenstandes, besitzt er das Vermögen, sich demselben zu überlassen, oder nicht zu überlassen. Der Mensch entschließt sich also von selbst, und daraus folget, daß er des Tadels, oder des Lobes würdig sei, nachdem er eine gute oder üble Wahl trift, er billigt also, oder er verdammt sich selbst; weil die Empfindungen seines Gewissens diese Freiheit zum Grunde sezzen.

Die Seele des Menschen ist eine geistige, und unsterbliche Substanz.

Erstens, was die geistige Natur der Seele anbelangt, so glaube ich die Beweise von dieser Wahrheit, an dem Orte, wo wir von der Metaphisik handeln wollen, versparen zu dürfen, weil diese Arten von Beweisen auf den Grundsäzzen dieser Wissenschaft beruhen.

Zweytens in Ansehung ihrer Unsterblichkeit, wird man sich sobald es bewiesen war, daß die Seele eine immaterielle Substanz ist, welche blos mit dem Körper vereiniget worden, und fähig ist, davon wieder getrennt zu werden, und in diesem Stande der Absonderung für sich allein zu bestehen, leicht einbilden können, wie sie nicht geschaffen worden, um vernichtet zu werden, und das noch verschiedener anderer Umstände wegen.

Wenn man erstens betrachtet, daß der Mensch im Innersten seiner Natur eine Begierde unsterblich zu sein, und einen Begriff von der Glückseligkeit hat, welchen die Weisheit des Schöpfers nicht vergeblich darin gelegt haben kann. Zweitens, daß die Vortreflichkeit des Menschen, seine Seelenkräfte, seine Gemeinschaft mit Gott, weil er zu der Religion, und zu allen edelen Vorzügen aufgelegt ist, welche unsere Seele in der

Reihe

Reihe der erſchaffenen Subſtanz adeln, ſeine Unſterblichkeit zum Grunde hat.

Wenn man drittens aufmerkſam beobachtet, daß nichts vergehet, wie es die Philoſophen behaupten; daß die Naturen der Dinge nicht zerſtöret werden können, unter was für eine verſchiedene Form ſie auch immer gerathen mögen, ſo folget, daß unſere Seele, nämlich derjenige Theil von uns, welcher denkt, urtheilt, und empfindet, dennoch, ob er gleich vom Leibe getrennt worden, nicht umkommen kann, daß er nicht aufhört zu denken, und zu empfinden, weil es ſeine Natur alſo mit ſich bringt, und weil ſich die Naturen nicht ändern laſſen.

Der zweite Beweiß von der Unſterblichkeit der Seele, iſt auf das Gefühl dieſer Unſterblichkeit ſelbſt, welche dem Grunde unſers Herzens eingepräget worden, gegründet. In der That haben die Menſchen von allen Jahrhunderten, und von allen Ländern her, den Einfall gehabt, daß ihre Seele unſterblich ſei. Wenn man bis auf den Urſprung der Zeiten zurückgeht, wenn man die Geſchichte der Königreiche und Monarchien durchläuft, ſo wird man ſich überzeugen, daß der Glaube von der Unſterblichkeit der Seele, der Glaube aller Völker der Welt geweſen ſei, und noch jetzo iſt. Die Kentniß von dem Daſeyn eines einzigen Gottes konnte ſich auf der Erde verlieren: die Menſchen konnten ſich davon verirren, und ſie haben ſich auch wirklich über den Gegenſtand der Gottheit geirrt, da ſie dieſe vervielfältigten; aber die Begriffe von der Unſterblichkeit der Seele konnten ſich nicht aus dem Herzen, auch der roheſten Völker jemals verlieren. Alle erwarten eine Zukunft; alle denken ſich eine Gegend, welche unſere Seelen nach dem Tode bewohnen werden. Es kann alſo dieſe Meinung kein Vorurtheil der Erziehung ſein, weil ſie nach den

verschiedenen Ländern auch verschieden ist. Indessen haben sich die Menschen dieses selbst eingebildet.

Der dritte Beweiß von der Unsterblichkeit der Seele, ist auf die schrecklichen Folgen gegründet, welche der Gedanke von dem Tode der Seele, nebst dem Tode des Leibes enthält. Denn wenn alles mit uns stirbet, so geräth alles auf der Erde in Verwirrung, alle Begriffe von Laster, und von der Tugend werden dadurch übern Haufen geworfen, weil die Gesezze, die uns untereinander vereinigen, und die heiligste Pflichten der Gesellschaft nur auf die Gewißheit einer Zukunft gegründet sind. Wenn man also nach diesem Leben nichts mehr zu hoffen hätte, so könnte man die Tugend, und das Laster, als Vorurtheile der Erziehung, und als Folgen von der Leichtgläubigkeit der Völker ansehen: und so würde der Ehebruch, der Todtschlag, die Abscheulichkeit nur menschliches Verboth sein, und die Polizeigesezze wären nur durch die Staatsklugheit der Gesezzgeber errichtet. Daraus würde folgen, daß man die schrekklichsten Laster, und die reinsten Tugenden mit einander in gleichen Rang sezzen könnte; weil doch früh oder spät eine ewige Vernichtigung das Gute und Böse mit einander gleich machen würde. Hieraus folget endlich noch, daß diejenigen, welche das Unglück haben, zu glauben, daß alles mit uns vergehe, im Grunde, und nach ihren eigenen falschen Säzzen, keine Sitten, keine Redlichkeit, keinen Glauben haben können, und blos ihre Leidenschaften zur Regel machen müßen. Sie haben keinen andern Zügel, als die Furcht, für die bürgerlichen Gesezze, und keinen andern Gott, als sich selbst.

Der vierte Beweiß von der Unsterblichkeit der Seele, ist auf die Nothwendigkeit einer Zukunft gegründet: und diese Nothwendigkeit bezieht sich auf den Begriff selbst, welchen wir von Gott haben sollen. Dieser Begriff malet uns ein unumschränktes, weises und gerechtes

rechtes Wesen vor. Dieser einzige Begriff soll uns also zu verstehen geben, daß ein gerechter Gott nothwendig der Belohner der Tugend, und der Rächer des Lasters sein müße. Vergebens würde der Gottlose dagegen einwenden, daß es der Größe Gottes unanständig sei, sich mit dem, was unter den Menschen vorgeht, zu beschäftigen, und ihre Laster und Tugenden abzuwägen; welcher unbesonnener Begriff, den sich ein solcher von der Gottheit zu machen erkühnt! Gerade als ob Gott Fleiß, und Aufmerksamkeit bedürfte, um zu sehen, was sich auf Erden zuträgt! Nichts würde aber der Gerechtigkeit Gottes mehr zuwider laufen, als wenn er das Laster unbestraft, und die Tugend unbelohnt lassen wollte, und wenn er den guten, und den bösen Menschen mit einerley Augen betrachtete; denn es würde nur aus dieser abscheulichen Voraussezzung folgen, daß Gott das Laster der Tugend vorzöge. Die tägliche Erfahrung lehrt uns in der That, daß die Frömmsten in diesem Leben am allerösterstten mit Unglück überhäuft sind, und entweder durch Armut oder durch Ungerechtigkeit, und Gewaltthätigkeit, welche sie von Seiten der andern Menschen erfaren, die sich allein ihren Leidenschaften überlassen, und im Ueberfluß der Güter dieser Welt leben; daß sogar viele unter ihnen diese Glücksgüter ihr ganzes Leben hindurch ungestört genießen; mit einem Worte, daß so gerecht Gott auch sei, die Bösen von den Guten äußerlich nicht unterscheide, und daß er gleichsam stillschweigend zusieht, und dadurch die Schwäche unsers Geistes schaamroth macht. Wenn nun aber keine Zukunft wäre, so würde man die Gottheit für ein ungerechtes, und doch verständiges Wesen ansehen müßen, welches nur an der Verwirrung seinen Gefallen hätte, und seine Macht darinn sezzte, daß es die moralische Welt, die es geschaffen hat, in einem allgemeinen Chaos liegen ließe. Hieraus, und nur aus den Begriffen der natürlichen

Ver-

Vernunft folgt, daß, wenn man das Dasein Gottes einmal zugiebt, das ist, wenn man ein allmächtiges Wesen festsetzt, ohne welches dieses Weltgebäude weder erschaffen, noch erhalten werden könnte; man auch eine Zukunft, das ist, eine Zeit für gewiß annehmen müße, da einem jeden nach seinen Werken begegnet werden soll.

Endlich so ist der Sazz von der Unsterblichkeit der Seele noch auf die Bewegungsgründe des Ansehens gegründet. Dieses Ansehen, ist die heilige Schrift, die Erfüllung der Prophezeihungen, die Aussage der Apostel, welche zur Besieglung der Wahrheit ihr Blut vergossen haben; sie ist auf die Ueberlieferungen aller Jahrhunderte, das ist auf wirkliche Begebenheiten, welche seit dem Ursprunge der Zeiten, von allen grossen Männern für ausgemacht gehalten worden, gegründet.

Das Zeugniß aller dieser grossen Männer ist gewiß von keinem geringen Nachdrukke; wenn man dasjenige, wovon sie immer überzeugt gewesen, leugnen wollte, so würde es eben so viel sein, als wenn man behaupten wollte, daß man mehr Verstand, als sie hätte. Es muß dieses Zeugniß in den Augen aller vernünftigen Menschen, den Sieg über die Spizfindigkeiten unserer heutigen Philosophen behalten, die sich für Lehrer des menschlichen Geschlechts, für die Leuchte unserer Vernunft ausgeben, da sie selbige doch nur in Verwirrung sezzen, und wenn sie es könnten, alle Köpfe zu einer allgemeinen Zweifelsucht verführen würden.

Vom Körper des Menschen, und von dessen Theilen.

Der Kopf ist eine Art von ausgehöltem Knochen, welcher aus verschiedenen Tafeln zusammengesetzt, und dessen vornehmste Stücke sind: erstens der Vordertheil, welchen man Vorderkopf nennt, und das Hintertheil,

theil, welches man Hinterkopf nennt. Zweitens, die Seiten oder Schläfen. Drittens, der Stirnknochen, Stirnbein genannt, deſſen Geſtalt ein halber Zirkel, und auswendig polirt iſt. Viertens, die Hirnſchaale, welche bei den alten Leuten aus einem Stükke, bei den jungen aber aus vier, bis fünf Stücke beſteht: ſie iſt von zwei zirkelförmigen Linien zuſammen geſetzt, die ſpitzig zu gehen. Die Knochen des Kopfes heißen überhaupt Hirnſchale.

Die in der Hirnſchale enthaltenen Theile ſind: Erſtens, die harte Hirnhaut, eine Haut, welche inwendig das ganze Gehirn bekleidet, und es inwendig in zwey Theile ſcheidet. Zweitens, die dünne Gehirnhaut, welche das Gehirne einwickelt. Drittens, das Gehirne ſelbſt, welches aus einer ſo weichen Subſtanz zuſammen geſetzt iſt, wie das Mark; es beſtehet aus vier Kammern, in deren Mitte die Zirbeldrüſe liegt, welche die Geſtalt eines kleinen Tannzapfens, und die Größe einer kleinen Erbſe hat.

Das kleine Gehirne iſt mit dem groſſen Gehirne von unten her vereinigt, nnd lieget innerhalb deſſelben.

In dem Gehirne befindet ſich noch erſtens, das verlängerte Mark, aus welchem zehn Paar Nerven kommen, welche die Lebensgeiſter in verſchiedene Theile des Kopfs, der Empfindungen wegen hinführen. Zweitens, das Rückgradsmark, aus welchem dreyßig Nerven hervorkommen, und ſich in den verſchiedenen Theilen des Körpers verbreiten. Drittens, der eirunde Mittelpunkt: dieſes iſt ein Gewebe von kleinen dünnen Gefäßgens, die ſich eins ins andre fügen, und woſelbſt die Nerven angrenzen. Die Naturkündiger glauben, daß an dieſer Stelle der Sizz der Seelenkräfte zu ſuchen ſei, und daß die Seele daſelbſt die verſchiedenen Eindrücke annehme, welche von den äußern Sinnen an ſie gerichtet werden.

Die

Die Augen ſind diejenigen zween Theile des Kopfs, welche dazu dienen, daß ſie das Licht empfangen.

Erſtens hat jedes Auge ſeine drei Feuchtigkeiten, durch welche das Licht geht, und in welchen die verſchiedene Stralenbrechungen geſchehen, welche zum Sehen nöthig ſind. Dieſe drei Feuchtigkeiten ſind: die wäßrige, welche in dem vordern Theile des Auges liegt: die gläſerne Feuchtigkeit, welche einem zerſchmolzenen Glaſe ähnlich iſt, und hinter dem Auge liegt; und die Kriſtallinſe, welche in der Mitte iſt: ſie iſt durchſichtig wie ein Kriſtall, und hat die Figur einer Linſe an ſich.

Zweitens hat das Auge ſechs Muſkeln welche es nach allen Seiten hin bewegen, nämlich den Muſkel, welcher es in die Höhe hebt (Hoffärtige), den Muſkel, welcher es niederzieht (Demüthige), den Muſkel, welcher das Auge einwerts nach der Naſe bewegt (Verſoſſene) den willigen Muſkel (Zornige), den zirkelrunden Muſkel, und den liebäugelnden Muſkel.

Drittens ſind daſelbſt ſechs Häute; nämlich die weiße Haut, welche das Auge vorne zuſammenfüget, und das Weiße des Auges ausmacht; die Hornhaut, welche ſo durchſichtig, als Horn iſt, die Traubenhaut, welche einer Traube ähnlich iſt, und in der Mitte ein Loch hat, welches der Stern (die Pupille) heißt; die Kriſtallhaut, welche ſehr dünne iſt; die Nezzhaut, welche einem Nezze ähnlich iſt, und das Werkzeug des Sehens beſtimmt; und endlich die Glashaut, welche die Feuchtigkeit dieſes Namens in ſich trägt.

Viertens hat das Auge verſchiedene Nerven, und vornämlich den Sehnerven. Dieſer macht durch ſeine Ausdehnung die Nezzhaut; den Beweger, den patheti-ſchen Nerven u. ſ. w. Alle dieſe Nerven ſcheiden ſich, nachdem ſie ſich an dem Grunde des Gehirns vereinigt hatten, und zerſtreuen ſich in den verſchiedenen Theilen

des

des Auges: z. E. die Sehnerven ſind mit zwo Häuten bekleidet, welche die zwei Häute der Augen ausmachen, und die man die Traubenhaut und die Hornhaut nennt.

Fünftens hat das Auge Pulsadern und Blutadern. Man findet endlich im Augenwinkel eine Drüſe, welche man Thränendrüſe nennt, durch welche die Thränen durchgeſeihet werden, und ſich zwiſchen dem Auge und den Augenliedern verbreiten.

Die Ohren. Ihr äußerer Theil iſt ein halber Zirkel, und hat verſchiedene krumme Gänge, welche die Luft empfangen, den Schall bilden, und ſie zum inwendigen Organon hinführen; es iſt aus einem dünnen und zarten Knorpel gemacht, und mit einer Haut bedeckt. Das Ohrloch iſt ins Schläfenbein eingegraben. Im Grunde dieſes Ganges findet man die Trommel; dieſes iſt eine dünne, ſehr zarte und durchſichtige Haut. Der Schall ſchlägt an dieſe Haut an, und theilt ſich durch ſeine Federkraft der Trummelluft mit. Hinter dieſer Haut liegt das was man den beinern Grund der Trummel nennt. Dieſes iſt eine Höhle voller Luft, welche mit dem Irrgange vermittelſt zwoer kleiner Oefnungen Gemeinſchaft hat; ſie endigt ſich durch einen langen Kanal in dem Munde, und zwar an dem Halszäpfchen. Der Irrgang iſt eine Höhle, der man dieſen Namen aus der Urſache beilegt, weil ſie krumme Gänge hat, und weil die Luft der Trummel, nachdem ſie von dem Schall einen Eindruck bekommen, viele Umwege nehmen muß, bevor ſie in die Schnekkenhöle gelangen kann. Die Schnekke iſt ein gewundener Kanal, und bildet gleichſam zwei Reihen Stuffen an einer Wendeltreppe ab, welche an einerley Spindel, eine über die andere liegen, ob ſie gleich deswegen keine Gemeinſchaft mit einander haben. Der Gehörnerve iſt der vornehmſte Theil des Gehörs: und er übergiebt die Eindrücke des Schalls der

Seele

Seele. Sobald die Fasern dieses Nervens aus Mangel der Lebensgeister schlaff werden, dergleichen sich bey alten Leuten ereignet, so theilen sie der Seele den Eindrukk des Schalls nur schwach mit: und dieses macht, weil der Sinn des Gehörs härter ist.

Die Zunge. Ihre Substanz ist ein Gewebe von kleinen Muskeln, und Fäsergen die sich übereinander durchkreuzen, und die so biegsam sind, daß sie sich mit einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit zurückziehen können: in der Mitte hat sie ein Band, an welchem sie sich bewegt, und dessen äußerstes Ende Zungenbändchen heißt. Die Haut, womit sie bedeckt ist, und welche man Warzenhaut nennt, ist das Werkzeug der Empfindung, und des Geschmacks, wegen der Salze, welche die kleinen Wärzgen erschüttern. Die Zunge bringt die Speisen in den Magen; sie hat viele Nerven, welche sich am Gehirne vereinigen.

Die Zähne. Man zählet deren überhaupt zwey und dreyßig, nämlich die acht ersten oder **Vorderzähne**, welche schneidend und scharf sind: man findet deren vier in jedem Kinnbakken. Zwey **Hundzähne**, welche man Augenzähne nennt, weil ein Theil der Nerven die das Auge bewegen, daselbst eingefügt ist: Zehn **Bakkenzähne**: die vier Hinterzähne, welche man **Weisheitszähne** nennt, und welche im zwanzigsten Jahre hervorkommen. Diese letzten sind zum Käuen am stärksten, weil sie, da sie ihrem letzten Ruhepunkte am nächsten sind, die Kraft eines Hebels haben, und man kann sie mit einem scharfen Messer vergleichen, welches, wo es seinem Niete nahe ist, besser schneidet. Uebrigens bekleidet der Nerve des Zahns den Grund der Zahnlücke, oder das Loch, wo der Zahn eingesetzt ist. Endlich so haben die Zähne auch ihre Puls, und Blutadern.

Von

Von der Brust und ihren Theilen.

Die Brust. Dieses ist der Vordertheil des Körpers, woselbst die Ribben zusammen kommen. Sie enthält die Lunge, das Herz, die grosse Pulsader, die Hohlader: und sie ist vermittelst der Luftröhre, das Instrument des Athemholens.

Die Ribbenhaut. Sie ist eine doppelte Haut, welche alle Theile der Brust umgiebt, und welche an den Bändern der Wirbelbeine angewachsen ist.

Die Luftröhre. Sie ist eine Röhre, welche die Luft zur Lunge führt, und das Werkzeug des Athemholens, und der Stimme wird: sie ist ganz von Knorpeln zusammengesetzt, die die Gestalt eines Ringes ausmachen, die aber nicht den Zirkel ganz endigen; sie hat auch Häute, Blutadern und Nerven; ihr Deckel heißt Luftröhrenkopf, und dieser hat an seiner Spalte eine kleine Zunge, die man Kehldeckel nennt. Dieser Luftröhrenkopf ist von runder und zirkelmäßiger Gestalt, er ist gleichfalls aus Knorpeln zusammengesezt, durch deren Hülfe er sich leicht öfnen, und zuschließen kann: bei Kindern ist er sehr enge, und daher kömmt es, daß sie eine feine Stimme haben.

Die Lunge. Sie füllt den ganzen Raum der Brust aus: ist eine schwammichte Substanz, die aus einem Haufen kleiner häutigen Blasen zusammengesetzt, und von vielen Gefäßen durchflochten ist: sie ist in zwei Theile zerschnitten, welche man Lappen nennt: jeder Lappe ist wieder aus kleinen blasenförmigen Lappen zusammengesezt, die mit einander Gemeinschaft haben. Die Luftröhre führt die Luft zum Athemholen dahin.

Das Herz. Seine Substanz ist hart, dikk, und derbe: seine Gestalt gleichet sehr einem Fichtenapfel: es ist in eine Haut eingeschlossen, welche man Herzbeutel nennt: es liegt in der Mitte der Brust, und wird

von der Lunge umgeben, doch seine Spizze kehret sich ein wenig nach der linken Seite zu. Es hat zwei Hölen, welche man Herzkammern nennt, die rechte ist bestimmt, das Blut in die Lunge zu führen; und die linke, welche viel dikker ist, das Blut in alle Theile des Leibes zu bringen. Es hat das Herz zwei Herzohren, oder Beutel, einen zur Rechten, und den andern zur Linken. Der rechte liegt vor dem Eingange der Hohlader; und der linke an der Mündung der Lungenblutader. Die Hohlader, und die Lungenpulsader haben ihre Mündung in der rechten Herzkammer: die Lungenblutader, und die grosse Pulsader oder Aorte, haben die ihrigen in der linken Herzkammer. In diesen vier Gefäßen findet man Klappen, oder Ventile, die den Eingang des Bluts von einer Seite her erlauben, und von der andern Seite den Rükkauf des Bluts verhindern. Sechs von diesen Klappen sind in der rechten Herzkammer angebracht, von welchen drei auswendig offen, und inwendig geschlossen sind, und drei sind in einem umgekehrten Verstande offen, und zu. Fünf von diesen Klappen machen in der linken Herzkammer eben denselben Auftritt, und durch diese Kanäle geschieht der Umlauf des Bluts. Das Herz macht zweierlei Bewegungen, nämlich die Erweiterung, welche man Diastole nennt, durch welche das Herz, indem es sich erweitert, das Blut der Blutadern einnimmt, und das Zusammenziehen, oder Sistole genannt, durch welche das Herz, indem es sich verkürzt, das Blut in alle Theile des Körpers vermittelst der Pulsadern hineinpresset. Der Grund von dieser wechselsweisen Bewegung oder Herzschlagen ist die Wallung *) des Bluts.

Vom

*) Fermentation. Besser, das Herz ist ein holer Muskel, den die Gehirnnerven, oder das Blut zu schlagen reizen.

Vom Athemholen.

Das Athemholen begreift zweierlei Bewegungen in ſich. Erſtens, das Einziehen der Luft in die Lunge vermittelſt der Luftröhre, welche die Lunge erweitert. Zweitens, das Ausathmen: dieſes iſt diejenige Bewegung, welche die Luft aus der Lunge, ſo ſich nun zuſammenzieht, wieder heraustreibt. Dieſes kömmt daher, daß das Blut welches wieder aus der rechten Herzkammer kömmt, die Gefäße der Lunge erweitert, und die Bläschen öfnet: wenn nun die Bruſt erweitert iſt, ſo dehnt ſich auch die Lunge mit aus, und ſinket mit ihr nieder; dieſes ſind die wechſelsweiſe Bewegungen, die das Athemholen ausmachen.

Vom Magen, und deſſen benachbarten Theilen.

Der Schlund. Dieſes iſt der Gang, wodurch die Speiſen gehen müßen, wenn ſie in den Magen ſinken wollen: er liegt hinter der Luftröhre, kömmt von der Wurzel der Zunge her, und endigt ſich bei der Mündung des Magens, indem er durch das Zwerchfell geht: er hat die Geſtalt eines kleinen Darms, er iſt aus Häuten zuſammengeſetzt, deren mittelſte ein wahrer Muſkel iſt, welcher Faſern hat, von welchen einige den Schlund erweitern, die andern aber verkürzen.

Das Zwerchfell. Dieſes iſt ein nerviger Muſkel, welcher die Bruſt von dem Magen ſcheidet: es iſt aus zwei häutigen Zirkeln zuſammengeſetzt: ſieht einem Rochen nicht unähnlich, und iſt durchlöchert, damit es den Schlund durchlaſſen könne. Es hat zwei Bewegungen, nämlich eine Zuſammenziehung, welche beim Einathmen verrichtet wird, und die Erweiterung, welche im Ausathmen geſchicht, dabei das Zwerchfell ſchlaff wird, und niederſinkt.

Der Magen. Er hat die Gestalt von einer Sakkpfeife, liegt unter dem Zwerchfelle zwischen der Leber, und der Milz: nimmt die Speisen in sich, er theilet und beizet sie vermittelst des sauren Saftes, womit er angefüllt ist, und verdaut sie, vermittelst der inwendigen Wärme, und der Luft, so in den Speisen steckt. Er wird durch viele fleischige, und zirkelmäßige Fäsergen verschlossen, welche verhindern, daß die Speisen nicht wieder in den Mund zurücksteigen können.

Die Leber. Dieses Eingeweide liegt unter dem Zwerchfelle und den falschen Ribben: seine Substanz ist ein Inbegriff von kleinen Drüschen, welche zur Absonderung der Galle dienen: sie sieht einem verhärtetem Geblüte ähnlich: von der rechten Seite ist ihre Gestalt rund, von der linken aber macht sie die Form eines Winkels aus: von untenher ist sie hohl, und von oben so rund, als ein Gewölbe. Die Leber dient die Masse des Bluts zu reinigen, und es von den gallichten Feuchtigkeiten zu befreien.

Die Milz. Diese liegt in der linken Seite des Unterleibes. Sie gleichet einer Ochsenzunge, ist sechs Quersinger lang, drei Finger breit, und einen Zoll dick: ihre Substanz ist ein Haufen von Fäsergen und kleinen Zellen, die den Bienenzellen gleichen: sie ist mit einer Haut bedeckt, die aus Fäsergen, eins ins andre geflochten, zusammengesezt ist. Man glaubt, sie diene das Blut zu reinigen, und es geschickt zu machen, in der Leber durchgeseihet zu werden.

Die Nieren liegen in der Gegend der Lenden, die eine unter der Leber, und die andere unter der Milz.

Das Gekröse wird von Milchgefäßen durchstrichen, welche den ausgedrükkten Nahrungssaft der Speisen in sich haben: es liegt in der Mitte des Unterleibes, an seinem Umfange hängen die Gedärme feste, und es ist das, was man bei den Kälbern Gekröse nennt.

Die

Die Gedärme. Sie machen dasjenige aus, was man den Unterleib nennt. Dieſer iſt mit einer Haut bekleidet, welche man Darmhaut nennt. Der Darmkanal fängt ſich vom Pförtner des Magens an, und dieſes iſt das unterſte Ende deſſelben. Er windet ſich nach verſchiedenen Richtungen und Gegenrichtungen: er hat Blutadern, Nerven und Faſern. Die Gedärme theilen ſich in ſechs Abtheilungen ein, nämlich in den Zwölffingerdarm, in den Leerdarm, in den Krummdarm, Blinddarm, Grimmdarm, und in den Mastdarm. Die drei erſten heißen dünnes Gedärme, und die drei letzten grobes Gedärme.

Die Blaſe iſt ein Behältniß, das den Urin in ſich hält, ſie iſt rund, und ein wenig länglich, und aus Fäſerchen zuſammengeſezzt, welche dienen, die Erweiterung der Blaſe zu erleichtern. Der Blaſenhals iſt mit einem Muſkel umgeben, welcher dem Urin den Weg verſchließt, damit er nicht wieder den Willen des Menſchen fortgehen möge.

Die Muſkeln. Dieſes ſind alle diejenigen Theile des Körpers, die aus verſchiedenen Fäſergen beſtehen, die ſich verlängern und verkürzen können, und welche zum Werkzeuge der Bewegung dienen: die Sehnen ſind die letzten Enden der Muſkeln. Die Muſkeln ſind mit einer Haut bedeckt, die ihnen eine Empfindlichkeit giebt: ſie haben Pulsadern, welche ihnen das Blut zuführen, und Blutadern, welche es zurückführen: ſie beſizzen auch Nerven, welche ihnen die Lebensgeiſter des Gehirns zubringen. Die Handlung eines Muſkels beſtehet in ſeiner Zuſammenziehung.

Die Sehnen ſind diejenigen Theile der Muſkeln, vermittelſt deren ſie an den Knochen feſte gemacht ſind, ſie ſind aus einerlei Faſern, wie die Muſkeln zuſammengeſetzt: vertragen aber keine dergleichen Zuſammenziehung.

Von den Gliedern des Körpers, und den knochichten Theilen.

Die Knochen sind diejenigen harten Theile des Körpers welche die ganze Masse des Fleisches unterstüzzen müßen. Die Anatomisten zählen deren hundert und zwanzig: man nennt diejenige Knochen, die sich einer in den andern einfügen, und den Rückgrad ausmachen, Wirbelbeine.

Die Ribben sind lange Knochen, als Bögen gekrümmt, und machen die Wände der Brust aus; es giebt deren vier und zwanzig, wovon zwölf an jeder Seite sind: sie haben von der Rückenseite ihre Gelenke an den Wirbelbeinen. Was man wahre Ribben nennt sind die sieben öbersten: man nennt sie also, weil sie einen Zirkel viel vollkommener, als die andern ausmachen, und weil sie an den Brustknochen anstossen. Dieses ist ein Knochen, der das Vordertheil der Brust ausmacht, der in der Mitte der Ribben liegt, und gemeiniglich das Brustbein genannt wird. Die falschen Ribben sind viel kleiner, und viel kürzer als die andern Ribben, und haben nur ein loses Gelenke: sie endigen sich in langen und weichen Knorpeln, und scheinen gleichsam an die obern Ribben geleimt zu sein, nur die letzte davon ausgenommen.

Die Hüften liegen gleichsam zwischen den letzten Ribben und Schenkeln: sie bestehen aus drei Knochen, nämlich: dem Darmbeine, dem Hüftenbeine, und dem Schaambeine. Diese sind durch Knorpel an einander gefügt, und scheinen nur ein einziger Knochen zu sein.

Die Schulter. Dieses ist ein doppelter Theil oben am Stamme; er ist aus zwey Knochen zusammengesezzt, der eine ist groß, und liegt hinterwärts, man nennt ihn Schulterblatt. Dies ist eben das, was man

in

in den Thieren Vorderbug nennt; und der andere iſt klein, und liegt vorne, man nennt ihn Schlüßelbein.

Der Arm wird in zwei Theile getheilt, der erſte Theil den man Oberarm nennt, iſt aus einem ſehr ſtarken Knochen gemacht, der an ſeinem obern Ende einen groſſen Kopf hat; dieſer paßt ſich in der Schulterpfanne ein: er hat zwei Höhlen an ſeinem unterſten Ende, welcher das Gelenk, und die Bewegung des Unterarms, der ſein zweiter Theil iſt, zu erleichtern dient. Dieſer Unterarm iſt aus zwei Knochen zuſammengeſetzt, von welchen der längſte den Ellbogen, (Röhre, Spindel) macht.

Die Hand iſt ein Gewebe von Nerven und Knochen, die eins ins andre eingefügt ſind, und welche alle nöthige Rundung haben, umgreifen, ſich veſtklammern, Körper wegſchleudern, und ſie zurückſtoſſen zu können. Man theilet ſie in drei Theile, in die Vorderhand, welche das Fauſtgelenk iſt; in die Mittelhand, welches das Obertheil der flachen Hand iſt, und endlich in die fünf Finger ein.

Der Schenkel iſt derjenige Theil des Körpers, der zwiſchen dem Beine, und dem Stamme liegt. Der Schooß (die Weichen) iſt das Vordere vom obern Theile eines jeden Schenkels, und die Hinterbakken ſind ſein Hintertheil. Das vordere Stükk des unterſten Theils macht das Knie aus, und ſein Inwendiges macht die Kniekehle.

Das Bein. Dieſer Theil iſt aus zwei Knochen gemacht, von welchen der gröſßte Schienbein, im Lateiniſchen Tibia, und der kleine Schienbeinröhre heißt. Die Wade iſt der fleiſchigte Theil am Beine, und heißt im Lateiniſchen Sura: ſein Vordertheil heißt das Schienbein, oder ſchlechtweg Fußknochen.

Der Fuß. Jeder Fuß hat drei Abtheilungen: nämlich den Vorderfus, dieſes iſt das Fusblatt, den

Mittelfuß, dieſes iſt die Mitte des Fuſſes, und die Zehen. Der Hintertheil iſt der Ferſenknochen, oder die Ferſe. Das Untere macht die Fußſohlen aus: und die zwey Hervorragungen, welche oben am Fuße, und an jeder Seite ſind, ſind die Knöchel (Sprung.)

Von den vier Flüßigkeiten im Körper.

Das Blut iſt die vornehmſte von den vier Flüßigkeiten, die ſich im Körper befinden. Die kleinen rothen Kügelchen, woraus es zuſammengeſetzt iſt, geben ihm dieſe Farbe. Man nennt denjenigen wäſſrigen Saft, der mit dem Blute vermiſcht, und ein klebriges Waſſer iſt, Salzwaſſer.

Wenn ſich die Kugeln der Nahrungsmilch, in der Maſſe des Bluts vermiſcht, und vermengt haben, ſo verwandeln ſie ſich vermittelſt der Gährung (Wallung) welche deſſen Theile verfeinert, in Blut: dieſe Theile, aus welchen das Blut beſteht, machen, daß es zu dieſer Wallung fähig wird. Außer dieſem Blute findet man noch im Körper einen ernährenden Saft, welches eine ſanfte, und balſamiſche Flüßigkeit iſt, und dieſe liefern die Fließwaſſergefäße allen Theilen des Körpers, um ſie zu ernähren, und um den Verluſt zu erſezzen, den ſie täglich durch die Ausdünſtung erleiden.

Der Puls iſt dasjenige regelmäßige Klopfen, welches das Blut, wenn es in die Pulsadern getrieben wird, verurſacht. In einem Menſchen, der ſich wohl befindet, geſchicht dieſes Klopfen gleichförmig, es ändert ſich aber nach der Verſchiedenheit der Temperamente: in ſanguiniſchen, und gallichten Perſonen ſchlägt er viel härter, und bei den phlegmatiſchen, und alten Perſonen iſt er ſchwach, und weich.

Bei Fiebern empfindet man ihn viel härter, und viel häufiger, als in geſunden Tagen: in den bösartigen

Fie-

Fiebern, in den Kinderpokken, und bei Anfällen ist er concentrirt. Eine trockene und brennende Haut ist noch ein Zeichen des Fiebers: so wie das Besichtigen der Zunge auch ein sicheres Mittel abgiebt; denn wenn sie trocken ist, und man eine brennende Hitze darauf empfindet, so schließt man daraus auf die Gegenwart eines Fiebers.

Die Galle ist eine gelbe, und scharfe Flüßigkeit, welche das Blut in einer kleinen Blase, so unter der Leber liegt, ablegt. Sie durchbeizet in dem ersten Gedärme diejenige Theile der Speisen vollkommen, die im Magen noch nicht genug gebeizet worden sind. Die beiden andern Flüßigkeiten sind das dikke Geblüte, und der Schleim, oder das Phlegma, (dieser letzte ist der flüßigste Theil,) es giebt auch einige daraus zusammengesetzte Flüßigkeiten, die dikk werden, verderben, und sich in zähe Materie verwandeln, welches Verstopfungen, und verschiedene Krankheiten verursachet.

Von den Pulsadern, und Blutadern.

Die Pulsadern sind Adern, die das Blut vom Herzen bekommen, und es in alle Theile des Körpers verbreiten, um daselbst die Wärme, und das Leben zu unterhalten. Es giebt deren zwei: die Lungenpulsader, welche das Blut aus der rechten Herzkammer in die Lunge führt, und die grosse Pulsader, Aorte genannt, welche das Blut von der linken Herzkammer in alle Theile des Körpers hinführt.

Die Aorte theilet sich in die Schlüßelpulsadern, die unter den Schlüßelbeinen liegen, und in die Achselpulsadern, welche nach den Aermen zu laufen.

Die Pulsadern bestehen aus harten Häuten, die aus Fasern gewebt sind: sie klopfen beständig, einmal indem sie sich erweitern, und einmal indem sie sich zu-

sammenziehen; wenn sich also das Herz verengert, so erweitern sich die Pulsadern.

Die Blutadern sind Gefäße, welche von allen Theilen des Körpers, das Blut, welches die Pulsadern dahin vom Herzen brachten, erhalten, und es wieder zum Herzen zurück führen: sie sind aus Häuten oder sehr harten Gefäßgen gewebt. Es giebt aber unter den Blutadern einige, die viel größer, als die andern sind; sie klopfen nicht, weil ihre Häute viel weicher, als die Häute der Pulsadern sind.

Die zwei vornemste Blutadern, wovon alle andere abstammen, sind die Lungenblutader, und die Hohlader. Die Lungenblutader bringt das Blut von der Lunge in die linke Herzkammer hin; und die Hohlader führt es von allen Theilen des Körpers nach der rechten Herzkammer zu. Die übrigen Blutadern heißen eben so, als die Theile, wo sie laufen, wie zum Exempel, die Drosselblutader, die Schlüßelblutader, u. s. w.

Von der Verdauung, von der Erneurung des Bluts, und von dessen Umlaufe.

Nachdem die Speisen in den Magen gekommen sind, so gähren sie daselbst vermittelst der Hizze dieses Eingeweides, und vermittelst des Saftes, welchen die Zusammendrückung der Fasern aus selbigem herausdrückt, und selbst vermöge der Luft, welche Kraft ihrer Ausdehnung die Theile der Speisen voneinander scheidet. Wenn diese also verdaut sind, so verwandeln sie sich in Nahrungsmilch, das ist, in eine Art weißen Saftes, welcher die reinsten Theile der Speisen in sich faßt: wenn dieser den Magen verlassen, so geht er in den Zwölffingerdarm, woselbst er sich vermittelst des Gekrösdrüsensaftes, und der Galle vollkommener macht, und von seinen groben Theilen absondert: von dem Zwölffingerdarme geht er

in die Milchgefäße, welche ihn ins pequetische Behältniß, (Sammelkasten der Nahrungsmilch) bringen, daselbst hört seine Bearbeitung auf; hernach steigt er mit Hülfe der Klappen, die in die Höhe laufen, in den Milchkanal, und in die Milchblutader, wo er in die rechte Herzkammer, vermittelst der aufsteigenden Hohlader geht. Was die groben Theile der Speisen betrift, so begeben sie sich in die Gedärme; und vermöge einer zusammendrückenden Bewegung, welche ihnen diese geben, stossen die Därme selbige aus dem Körper fort. Von da theilt sich die Nahrungsmilch der Lunge mit, und vermittelst des Umlaufs, und der Gährung des Bluts, wird sie selbst zu Blut.

Die grosse Pulsader führt durch ihre Zweige, das Blut an die äußerste Enden des Körpers, und die Blutadern führen es wieder zum Herzen zurükke.

Die Lungenpulsader, und die Lungenblutader machen, daß das Blut allmählich von der rechten Herzkammer, in die linke übergeht. Das Blut geht also aus dem Herzen, vermittelst der Pulsadern, an die äußerste Enden des Körpers, und kömmt von da, durch die Blutadern wieder zurücke. In der That ist der Wundarzt, der jemanden zur Ader läßt, genöthigt, den Arm über der Gegend, wo das Aderlassen geschehen soll, zu binden, damit das Blut, welches gegen das Herz zurükke kömmt, angehalten werde, sich daselbst versammle, und vermittelst des Stiches hervorspringen könne.

Die Frauensmilch besteht sowohl, als die Milch der weiblichen Thiere aus ganz reinem Nahrungssafte, welcher durch die Pulsadern in die Brüste geführt, und daselbst in den Drüsen, woraus diese zusammen gesezzt sind, gleichsam nochmals gekocht wird; sie ist aus Kügelchen gebildet, welche in einem durchsichtigen Safte schwimmen. In der Milch der Thiere ist der butterhafte

Theil

Theil der Milchrahm, der ſich oben drauf ſetzt; die andern Theile ſind käſigt, woraus man den Käſe verfertigt, und ſalzwäßrig. Dieſe letzten Theile ſind viel flüßiger, und man nennt ſie Molken.

Von den Lebensgeiſtern, und von der Grundurſache in der Bewegung der Theile des Körpers.

Das Gehirn verwandelt das Feine im Blute in Lebensgeiſter. Dieſe Lebensgeiſter ſind Blutgeiſter, die ohne Aufhören gähren, und Körperchens von einer unendlichen Zartheit ausmachen. Wenn ſie in den Irrgängen des Gehirns gebildet worden, ſo ziehen ſie ſich in die Röhre der Nerven hinein, ſchwellen ſie auf, und ſtrekken dieſe aus: wenn der Nerve nun gerührt wird, ſo geht der Eindrukk davon bis ins Gehirne fort, welches die Reſidenz der Empfindung iſt. Wenn aus dem Gehirne viele Nerven herauskommen, die ſich im ganzen Körper austheilen, ſo geſchieht es, um alle Theile des Körpers zu bewegen, und zu beſeelen. Wenn die Seele alſo einen Theil des Körpers bewegen will, ſo laufen die Lebensgeiſter in ſchnellen Strömen durch die Nerven in die Muſkeln, die an dieſen Theilen feſtſizzen, ſie erfüllen ſie, ſchwellen ſie auf, verkürzen ſie, indem ſie ſie aufſchwellen, und zwingen ſie alſo, denjenigen Theil, an welchem ſie feſtſizzen, an ſich zu ziehen. Man kann dieſe Sache durch ein Exempel begreiflich machen. Wenn man ein aufgehängtes Strikk, an deſſen Ende ſich ein aufgehängtes Gewicht von fünfhundert Pfunden ſchwer befindet, mit Waſſer beſprengt, ſo wird das Strikk davon aufſchwellen, und ſich ſo verkürzen, daß es, woſern es nicht zerreißt, das Gewicht der fünfhundert Pfunden aufheben muß.

Von

Von den Organen des Körpers, welche die Grundursache der fünf Sinne sind.

Das Gehirne, die Nerven, und die Muskeln sind die Werkzeuge zu der Empfindung, und zu der Bewegung.

1) Das Gefühl: Dieses wird durch die nervige Fasern verursacht, welche selbst Hervorbringungen der Nerven, und im ganzen Körper auf der Oberhaut, oder auf der Oberfläche der Haut verbreitet sind. Diese erschütterte Fasern bringen diejenige sanfte und empfindliche Eindrücke, so in uns alles dasjenige, was den geringsten Theil unsers Körpers berührt, verursachet, bis ins Gehirn hinüber.

2) Der Geschmack. Er wird durch einerlei Ursachen hervorgebracht, und er entsteht davon, daß auf der äußern Haut der Zunge, und vornemlich am Ende derselben, eine Haut befindlich ist, die mit kleinen Spizzen oder Hervorragungen bedeckt ist, und die man Warzenkörper nennt. Mit Recht glaubt man, daß diese Haut das vornehmste Werkzeug des Geschmacks sei. Da also die schmakkhaften Körper mit Salzen von verschiedenen Ekken angefüllt sind, so verursachen sie in dem Werkzeuge des Geschmakks diejenigen Eindrükke, welche die Empfindungen des Geschmacks hervorbringen. Daraus könnte man folgern, daß die Verschiedenheit des Geschmacks, von dem verschiedenen Gewebe der Fasern herrührt.

3) Der Geruch. Dieser Sinn kömmt von der Haut her, die inwendig die Nase bekleidet: Denn diese ist mit einer unendlichen Mengr kleiner Streifen besäet, die eben so viel unmerkliche Zweige sind, welche vermittelst der Luft, die Eindrükke der Ausdünstungen, die aus den Körpern kommen, erhalten, und den Eindruck des Geruchs sogar dem Gehirne zuführen. Also rühret

die

die Verschiedenheit des Geruchs von der verschiedenen Gestalt der Geruchtheile, und von den verschiedenen Bewegungen ihrer Körperchen her.

4) Das Gehör. Um die Natur dieses Sinnes zu verstehen, so muß man wissen, daß sich in dem Ohre ein Theil, welchen man Trommel nennt, befindet. Dieses ist eine kleine, dünne, durchsichtige, und wie die Haut einer Trommel gespannte Haut. Wenn die Trommel durch die Eindrükke der Luft gerühret wird, so erschüttert sie den Gehörnerven, und dieser läßt die Empfindung des Schalls, bis zum Sizze der Seelenkräfte durch. Es ist also der Schall in unserer Seele eine Empfindung; und in den klingenden Körpern bestehet derselbe in einem Zittern, oder in den Schwingungen der Lufttheile.

Daraus folget, daß der Wiederschall zum Exempel, ein zurückprallender, und langsamer Schall ist, welcher mit einerlei Modifikation, als der mittelbare Körper, an das Werkzeug des Gehörs schlägt. Daher kömmt es, daß die Gegend, welche den Schall zurückstößt, immer ein wenig von uns entfernt ist, und gewöhnlichermassen eine feste, und hole Oberfläche hat, die den Schall zurück stößt, und hindern kann, daß er sich nicht zerstreuen möge. Dieses macht, daß hole und gewölbte Oerter eine starke Resonnanz von sich geben, weil die Zurückprallungen daselbst die Schwingungen der Luft vereinigen. Vielleicht wird man fragen, warum gewisse unangenehme Töne die Zähne stumpf machen. Dieses geschicht daher, weil die gar zu lebhafte Schwingungen, die diese Arten von Schall verursachen, von dem Ohre hin, und durch einen Gang, welcher im Kinnbakken an der Seite des Halszäpfchens ist, und vom Kinnbakken in das Zahnfleisch, und zu den Zähnen geführet werden.

5) Das Sehen. Um das Sehen, oder die Art, mit welcher wir die Gegenstände sehen, zu begrei-

fen,

ſen, ſo muß man hier dasjenige wiederholen, was oben vom Lichte geſagt worden. Von jedem Punkte des Gegenſtandes, der vor uns liegt, ſchießt eine Piramide, oder ein Lichtſtrahl in Geſtalt eines Kegels, deſſen Grundlinie im Stern iſt, heraus: denn es fahren aus jedem Punkte des Sterns Strahlen heraus, die auf der Nezzhaut jeden Punkt des Gegenſtandes mahlen. Die Stralen von jedem Kegel vereinigen ſich auf einem Punkte der Nezzhaut, und machen einen zweiten Kegel, der vermittelſt ſeiner Grundlinien dem erſten Kegel entgegen geſezt iſt: indem ſich dieſe Stralen auf der Nezzhaut vereinigen, ſo mahlen ſie die Bilder oder Eindrükke der Gegenſtände daſelbſt ab. Man kann ſich von dieſer Sache einen ſinnlichen Begriff machen, wenn man in einer dunkeln Kammer, und gerade über einem Loche, wodurch man das Licht gehen läßt, ein Ochſenauge aufſtellt; denn alsdenn werden ſich die äußern Gegenſtände im Grunde des Auges mahlen. Nach den Geſezzen der Seele, und des Körpers wird alſo die Seele, bei Gelegenheit des Eindrukks, der in dem Sehnerven von der Nezzhaut zum Sizze der Seelenkräfte fortgepflanzt wird, dieſe Eindrükke gewahr, und man nennt dieſes das Sehen.

Von den Wirkungen, welche die andern Werkzeuge hervorbringen.

1. **Die Stimme.** Um einen allgemeinen Begriff von der Mechanik der Stimme zu haben, ſo muß man beobachten, daß die Luft, welche aus der Lunge kömmt, die Materie der Stimme, das heißt der Sprache und des Geſanges iſt. Wenn ſich die Bruſt, vermittelſt der Bewegung gewiſſer Muskeln hebt, ſo tritt die äuſſerliche Luft in die Bläschen der Lunge, ſo wie ſie ſich in eine Pumpe hineinzieht, deren Stempel aufgehoben wird.

Dieſe

Diese Bewegungen, durch welche die Lunge die Luft erhält, nennt man das Einathmen. Wenn sich die Brust niedersenkt, so geht die Luft aus der Lunge heraus, und dieses nennt man das Ausathmen. Das Wort Athemholen begreift die eine, und die andere, von diesen beiden Bewegungen in sich.

2. Die Knorpel, und Muskeln des obern Theils der Luftröhre haben eine Art von länglichtem Kranze, welcher der Luft, die wir einathmen, den Durchgang verstattet: Dieses nennt das gemeine Volk Adamsapfel: Die Anatomisten nennen ihn Luftröhrenkopf, larinx, von dem griechischen Worte clamo, ich schreie. Die Oefnung des Luftröhrenkopfes heißt Luftröhrenspalte, und nachdem diese vermittelst der Muskeln verengert, oder erweitert wird, so bildet sie eine feinere, oder vollere Stimme.

Einer der größten Anatomisten (Herr Ferrein) hat an jeder Lefze der Luftröhrenspalte, eine Art von Band bemerkt, das nicht breiter, als eine Linie ist, und horizontal ausgespannt liegt. Die Bewegung der Luft, die durch die Luftröhrenspalte geht, erregt in diesen Bändern Schwingungen, die sie eben so klingend, als die Saiten eines musikalischen Instrumentes machen. Dieser Anatomiste nennt diese Bänder Sprachsaiten. Die Muskeln des Luftröhrenkopfes dehnen oder machen diese Sprachsaiten mehr oder weniger schlaff; dieses verursacht die Verschiedenheit der Töne in den Klagen, und im Geschrei der Menschen und Thiere.

Die Lunge, die Luftröhre, der Luftröhrenkopf, die Luftröhrenspalte, und die Sprachsaiten, sind die vornehmsten Werkzeuge der Stimme, diesen muß man noch den Gaumen, das heißt, das obere inwendige Gewölbe des Mundes, die Zähne, die Lippen, die Zunge, und selbst die zwo Oefnungen, die sich im Grunde des Gaumens befinden, und die auf die Naselöcher zustossen,

sen, beifügen; denn sie lassen der Luft einen Durchgang offen, wenn der Mund zu ist.

Alle Luft, die aus der Luftröhre kömmt, erreget, deswegen nicht einen Schall. Um diese Würkung hervorzubringen, muß die Luft durch einen besondern Stoß fortgetrieben, und zur Zeit ihres Durchganges, durch die Werkzeuge der Rede, klingend gemacht werden: Dieses geschicht aus zwei verschiedenen Ursachen.

1) Wenn die Luft mit mehr, oder weniger Heftigkeit durch die Lunge getrieben wird, so wird sie einzig und allein durch die Lage, worinn sich alsdenn die Werkzeuge des Mundes befinden, klingend gemacht.

2) Wird die Luft, die aus der Luftröhre kömmt, in ihrem Durchgange durch die Bewegung einiger Werkzeuge der Stimme klingend gemacht. Man kann die erste Art mit denjenigen Spalten oder Schlüßellöchern vergleichen, die den Wind, der daselbst durchgeht, klingend machen, und die zweite Art als eine Wirkung ansehen, die die Bewegung eines festen Körpers, der an einen andern anschlägt, hervorbringt.

Die verschiedene Arten der Theile, die den Innbegriff der Werkzeuge ausmachen, geben uns Gelegenheit, sie nach den verschiedenen Wirkungen dieser Theile, bald mit einem Windinstrumente, so wie die Orgel oder Flöte ist, bald mit einem Saiteninstrumente, und bald mit einem andern Körper, der fähig ist, einen Schall von sich zu geben, zu vergleichen. Jeder Selbstlauter, zum Exempel, verlangt, daß die Werkzeuge des Mundes in der gehörigen Lage liegen, um der Luft, die aus der Luftröhre kömmt, die gehörige Modification zu geben, um den Ton von diesen oder jenen Selbstlautern zu machen. Die Lage die das A hervorbringt, ist nicht dieselbe, welche den Ton des J erreget, und so ist es auch mit den übrigen Buchstaben beschaffen.

So lange als die Lage der Organen in einerlei Zuſtande verbleibet, ſo höret man denſelben Selbſtlauter, ſo lange, als das Ausatmen Luft dazu verſchafft. Die Lunge thut hierbei eben das, was der Blaſebalg bei der Orgel thut.

Aus allem, was man geſagt hat, folget, daß der Selbſtlauter ein Ton iſt, welcher von der Lage abhängt, worinn ſich die Organen der Stimme, während der Zeit, daß die Luft durch die Luftröhre geht, befinden, und daß der Mitlauter eine Wirkung von der flüchtigen Modifikation iſt, welche dieſe Luft von der augenblicklichen Bewegung einiger beſondern Organen der Rede empfängt.

Das Lachen. Dieſes wird durch gewiſſe Nerven, die von dem Gehirne kommen, und ſich auf dem Geſichte verbreiten, verurſacht. Die Empfindung der Freude macht, daß die Lebensgeiſter in diejenige Nerven eindringen, von welchen ſich einige ins Zwerchfell begeben, und es wechſelsweiſe heben und niederdrücken. Dieſe wechſelsweiſe Erſchütterungen rühren die Lunge, auf gleiche Art, und bringen dasjenige hervor, was wir lautes Gelächter nennen. Wenn der Eifer die Lebensgeiſter in die Augen treibt, ſo werden die Gefäße, die die Thränen in ſich halten, gar zu ſehr verengert, und thränen alſo.

Das Schlukken, und die Blähungen des Magens kommen von den ſauren Materien her, die ſich in der Mündung des Magens aufgeſammlet haben: ſie verurſachen in den Nerven krampfige Bewegungen, die das Zwerchfell beunruhigen, und dieſes ſtößt durch ſeine Erſchütterung die Luft aus der Lunge fort; Dieſe herausgeſtoſſene Luft ſchlägt heftig gegen den Kehldekkel an, und bringt dieſen Ton hervor.

Das Nieſen iſt eine krampfige Bewegung, die durch die Reizung der Naſenhaut, welche mit den Rib-

ben-

benneryen Gemeinschaft hat, verursacht wird, so daß die Luft in dem Augenblikke, da sie in die Brust geht, durch die Nase, und durch den Mund mit einer heftigen Gewalt zurückgestossen wird. Dieser Reiz kömmt entweder von einem starken Geruche, oder vom Stechen her, welches eine kalte Luft verursacht, oder von der Schärfe des Fließwassers, welches die Nasenlöcher anfeuchtet.

Der Hunger. Diese Empfindung wird durch die Säure, welche das Blut in den Drüsen des Magens niedergelegt hat, verursacht. Da diese Säure nichts vor sich findet, so würket sie auf dieses Eingeweide selbst, sie sticht es, und bringt das, was wir Hunger nennen, hervor.

Wenn die **Kehle**, aus was für Ursach es auch sei, trokken geworden, so sticht die Säure die Kehle gleichfalls, und erreget den Durst darinnen.

Vom Schlafe. Wenn das Blut dem Gehirne nur einen groben Saft giebt, oder wenn die Lebensgeister zu schwach sind, um starke Bewegungen in dem Gehirne hervorbringen zu können, so werden die Organen welk, und man wird nicht die äußern Gegenstände mehr gewahr. Also schläft man entweder aus Mangel der Bewegung der Lebensgeister, oder aus Mangel der Lebensgeister ein. Man schläft leicht nach der Mahlzeit, weil das durch die neue Nahrungsmilch, so noch nicht verdaut ist, dikk gewordene Blut nicht mehr dem Gehirne Lebensgeister giebt, oder weil diejenigen, die es dem Gehirne giebt, so grob sind, daß sie nicht in den Organen der Sinne umlaufen können, oder weil sie die Blutgefäße aufschwellend machen, und die Durchseiher der Lebensgeister zuschließen, und verengern. Dieses alles sind Ursachen, welche eine Schläfrigkeit, und endlich den Schlaf hervorbringen.

Von den Begriffen, vom Gedächtnisse, und von den Träumen.

Nach der Meinung der geschicktesten Naturkündiger, bilden sich alle Bewegungen, die von Empfindungen, und von Begriffen begleitet werden, in der unglaublichen Menge kleiner Gefäße, deren Gewebe der eirunde Mittelpunkt im Gehirn ist. Die Eindrükke also, welche diese Bewegungen hinterlassen, geben die Spuren her, die unsere Begriffe bilden, oder sie uns ins Gedächtniß zurückrufen. Daraus kann man folgern, daß das Erinnern der Begriffe, und folglich auch des Gedächtnisses, und der Träume von den im Gehirn hinterlassenen Spuren, oder Fusstapfen der ehemaligen Bilder abhängen.

Von der Gesundheit, und von der Krankheit.

Wenn das Blut von allen Seiten die Nahrung frei, und ohne alle ausschweifende Wallung, welche in den Organen Unordnung verursachen könnte, herbeiführt, so heißt dieses Gesundheit.

Wenn aber im Gegentheil die verstopften Gefäße das Blut in seinen Bewegungen hemmen: wenn einige Schwierigkeiten das Blut hindern, sich von den Säften zu befreien, welche ihm zur Begleitung dienen, wenn die Wallungen heftig sind, so erfährt die Seele eine schmerzhafte Empfindung, und dieses heißt Krankheit; denn der vornehmste Ursprung der Krankheit ist eine schlecht verdaute, rohe, grobe Nahrungsmilch, welche die richtige Bewegung des Bluts stört. Wenn endlich das Blut aufhöret umzulaufen, weil es keine Wärme hat, und weil die Organen der Empfindung nicht mehr Lebensgeister genung bekommen, um ihre Geschäfte auszurichten, so sinken gleichsam alle Theile ein, und es erfolget der Tod daraus.

Die

Die Hervorbringungen der Natur.

Die Thiere.

Unter dem allgemeinen Worte Natur verſtehet man den Inbegriff von allen Weſen. Man verſtehet auch darunter, die Thätigkeit der Vorſehung, das heiſt Gott ſelbſt, wenn derſelbe nach gewiſſen Geſezzen, die er ſelbſt errichtet hat, handelt.

Vom Urſprunge der Thiere.

Alle Thiere kommen, wie die Menſchen aus Keimen oder Eiern, welche der Urheber der Natur ſogleich, in die erſten Thiere, von jeder Art gelegt hat, und welche blos auskriechen, und ſich entwickeln dürfen: Dieſes macht eigentlich den Keim, die Frucht, und das kleine Thierchen im Eye des Weibchens aus. Laſſet uns z. E. ein Hühnerey vor uns nehmen. Ein gewiſſer Grad von Wärme ſetzet das Gelbe, und den weißen Saft, welcher den Keim umgiebt, in Bewegung. Dieſer Keim, oder das Hünchen erſcheinet hier, wie verkleidet, und ſiehet wie eine graue Narbe aus. Nachdem nun die Wärme der Bruthenne den Saft auseinander gedehnet hat, ſo verdünnet ſie ihn, und ſie führet ihn den verſchiedenen Theilen des Thierkörperchens zu, ſie bringet ſein Wachsthum, und ſein Leben, aber nur ſtufenweiſe, hervor. Man ſiehet anfänglich nur einen kleinen Kopf, hernach die Augen u. ſ. f. entſtehen. Nach zwanzig Tagen iſt das Hünchen völlig ausgebildet, und

sobald ihm die Nahrung zu fehlen anfängt, so bewegt sich das kleine Thier, es zerreißt die Haut des Eyes: es zerbricht mit seinem Schnabel die Schaale, und so kriecht das Thierchen aus.

Von der Natur der Thiere.

Die Thiere haben von der Natur einen vollkommenen organisirten Körper bekommen, der aus Knochen, aus Muskeln, aus Nerven, aus Pulsadern, aus Blut, und aus allem, was für das Leben, und für die Bewegung nöthig ist, zusammen gesetzt worden. Dergestalt befindet sich außer der Beihülfe der Nahrung, in dem Thiere, noch eine Quelle des Lebens, welche sich auch so lange erhält, als die Natur es zu dauren fähig macht. Außerdem hat der Schöpfer den Thieren Sinne gegeben, das heist, Fähigkeiten, welche von dem Baue gewisser Organen herrühren, durch die sie geschickt gemacht werden, verschiedene Eindrücke von den Gegenständen, welche sie umgeben, zu bekommen: Dieses ermuntert sie alle nöthige Bewegungen zu machen, um sich diesen Gegenständen zu nähern, oder sich davon zu entfernen. Also treibet der Anblick, oder das Riechen einer zur Nahrung geschickten Sache, das Thier auf eine solche Art an, daß es sich daselbst hinbegiebt, so wie das Geschrei eines andern Thieres, welches ihm schaden könnte, es zur Flucht antreibt.

Sie haben nicht nur äußerliche Sinne, sondern sie besitzen auch das, was wir Leidenschaften nennen: denn die Natur hat sie auf eine solche Art gebildet, daß die Gegenwart gewisser Gegenstände, welche ihnen Nutzen oder Schaden bringen könnten, in ihnen außerordentliche Bewegungen verursachet: so lange ihre Nerven noch erschüttert werden, so verstärken sich die Bewegungen des Bluts immer mehr, sie betragen sich mit

aller

aller Heftigkeit, welcher sie nur fähig sind, entweder, um sich demselben Gegenstande zu nähern, und sich desselben zu bemächtigen, oder um sich davor in Acht zu nehmen, und sich davon zu entfernen. Daher kömmt es, daß wir ihnen Empfindungen des Zornes, der Furcht, oder einige andere Leidenschaften zuschreiben, weil sie fast mit uns in diesem Falle einerlei Erscheinungen haben; alles nach der Natur eines jeden Thieres zu verstehen: denn, z. E. Thiere, die vom Raube leben müssen, sind stolz, herzhaft und sogar geschickt. Da von der andern Seite betrachtet, der meiste Theil der schwachen Thiere immer zaghaft ist, so hat ihnen die Natur eine grosse Hurtigkeit verliehen, um sich für alles, was sie befürchten, in Acht zu nehmen. Alle Thiere überhaupt haben ihre Bekleidung, um sich für den äusserlichen Schaden zu hüten. Endlich haben ihre Fähigkeiten eine offenbare Beziehung, auf ihre Bedürfnisse, und es fehlet ihnen an nichts, was zu ihrer Erhaltung nöthig ist.

Ob aber gleich die Thiere einigen Schatten von Vernunft haben, so folget doch daraus nicht, daß sie Begriffe davon haben. Sie bemühen sich nicht von selbst ihre Endzwecke zu erreichen, sondern sie werden von einem gewissen Triebe, welchen sie nicht kennen, und welchen ein höherer Verstand in sie gelegt hat, geleitet.

Daraus folget, daß die Seele der Thiere ein Trieb ist, dessen Natur wir selbst nicht kennen. Die Thiere sind nicht blosse Maschinen, welche nichts zur Ursache ihrer Handlungen, als Nerven, Muskeln und Lebensgeister haben, um alle diese Federn spielen zu lassen; könnten diese Körperchens für sich allein wohl das ganze Spiel von den Handlungen der Thiere ausmachen? Dieses war das Sistem des Descares, aber er brachte auch alle diejenigen wieder sich auf, welche Ueberlegungen anzustellen gewohnt sind. Denn wie soll man es anstel-

len, daß Federkräfte machen, daß ein Hund seinen Herrn unter vielen andern unterscheide, und daß er sich darinnen niemals irre, daß er in seinen Augen, eine sanfte oder zornige Miene zeige, und daß er verschiedene lustige Streiche spielt, welche unsere Verwunderung rege machen. Es ist von einer andern Seite betrachtet, wahr, daß die Thiere keine menschliche Vernunft haben: Denn wenn sie diese Vernunft hätten, so würde es sehr erstaunlich sein, daß diejenigen, so einige Worte, wie der Papagey aussprechen, nicht mehr reden, als sie wirklich reden, daß diejenigen welche singen, immer denselben Gesang wiederholen. Aber dieses ist nur immer dieselbe Sprache, immer dieselbe Aufführung, und eine Gewohnheit, deren Einförmigkeit einen Instinkt andeutet, welcher vermittelst der Maschine belebt, und entweder durch das Vergnügen, oder durch den Schmerz regieret wird. Das heißt, dieser Instinkt erhält, durch die Organen der Maschine, angenehme, oder unangenehme Empfindungen, welche alle diese Federkräfte spielen lassen, um die nöthige Bewegung zur Erhaltung des Thieres hervorzubringen. Es kann nicht sein, daß der Urheber der Natur, welcher in die Thiere diese Grundsäzze der Empfindung gelegt hat, ihnen einen verwirrten Begriff, von demjenigen, was ihnen schadet, und von dem, was sie erhält, gegeben haben sollte. Daher kommen die Zeichen des Schmerzes, oder des Vergnügens, die unzählige Thiere von sich geben. Lebensgeister, welche sich mit den Kräften des Instinkts verstehen, laufen in den Nerven, verkürzen, oder verlängern diese, wie in den Menschen, und geben den Federkräften der Maschine ihr Spiel. Es ist wahr, daß die Lebhaftigkeit in den sinnlichen Empfindungen, bisweilen unter den Thieren Dinge hervorbringt, welche mit dem eine Aehnlichkeit haben, dergleichen die Vernunft unter den Menschen hervorbringt: und daher kömmt es, daß wir den Thieren, diejenige vernünftige Ueberlegung,

die

die uns selbst in Bewegung setzt, zuschreiben. Doch alles dieses setzet noch keinen Verstand voraus; denn eine verständige Ursache, ist eine Ursache, welche in sich die Ueberlegung, das Beurtheilen, und die Freiheit vereiniget. Fertigkeiten, die man öfters wiederholet, erfordern kein so erhabenes Principium. Mit einem Worte, die Seele der Thiere ist eine besondere Substanz, welche einzig und allein, Kenntnisse, oder Empfindungen annehmen kann, die für ihren Zustand hinlänglich sind, und sich blos auf ihre Erhaltung einschränken.

Von den unvernünftigen Thieren.

Man verstehet im allgemeinen Verstande, unter dem Worte Vieh, die Hornthiere, dergleichen die Ochsen, die Kühe, die Schafe, die Lämmer, und die Hammel sind. Die unvernünftigen Thiere sind die allergröste Stüzze des Feldbaues: von ihnen hängt die Verbesserung der Aecker ab, außerdem, ist noch der Nuzzen sehr gros, den ihr Fleisch, ihre Milch, und der Handel, den man mit ihnen treibt, einbringt.

Die Kuh ist das Weib des Stieres: man nennt die Kuh, ehe sie gekalbet hat, das heist, bis sie zwei vollkommene Jahre alt ist, Ferse. Die Kühe tragen zehn Monathe, und bis zehn Jahre lang. Sie geben Milch, bis ins zwölfte Jahr, und in vier und zwanzig Stunden sechs Pinten, wenn sie wohl gefüttert werden. Die rothen und schwarzen Kühe, geben mehr Milch, als die weißen. Die Zeichen einer guten Kuh sind, weiße Zähne, eine weite Brust, ein langer Schwanz, grosse Stirn, schwarze Augen, wohl geöffnete Naselöcher, Ohren mit Haaren bedeckt, und breite Spuren des Nabels. Man saget, daß ihre Milch gut sei, wenn sie auf dem Nagel stehen bleibet.

Der Ochſe iſt ein Hornthier, welches wegen ſeiner Nuzzbarkeit ſehr bekannt iſt, theils bei dem Akkerbau, und theils weil er verſpeiſet, und ſonſt angewendet wird. Man nennet ihn, bis zwei Jahre, Kalb, und dieſes iſt das Alter, da man ihn verſchneidet, aber hernach nennet man ihn Ochs: diejenigen welche man nicht verſchneidet, ſondern zur Vermehrung der Heerden aufbehält, nennet man Stiere, (Bullen.) Diejenige Ochſen, welche die beſten zum Pfluge ſind, müßen Hörner von mittelmäßiger Größe, eine breite Stirn, groſſe und glänzende Augen, einen groſſen Hals haben, die Gurgelhaut muß beinahe bis auf die Knie hängen, ſie müßen einen groſſen hängenden Bauch, ein breites, und langes Kreuz, groſſe Schenkel, ſtarke Füße, und glänzende, und dikke aber glatte Haare haben. Die Ochſen müßen nicht zu fett, und nicht zu mager ſein. Man ziehet die jungen Ochſen auf den Wieſen; und die, welche drei Jahr ſind, werden das Joch zu tragen, vorbereitet, indem man ſie mit andern in Geſellſchaft gehen läßet, ihnen die Hörner bindet, und ihren Kopf unter das Joch bükket. Man füttert ſie im Winter mit Stroh, mit Heu, mit Schnekkenklee, und mit anderm Futter. Man ſpannet den Ochſen, im Winter, den ganzen Tag über, und im Sommer, von Tages Anbruch, bis um 9 Uhr des Morgens, und von Mittag, bis auf den Abend, in den Pflug. Ein Ochſe lebt ohngefähr 14 Jahre, und er leiſtet vom dritten, bis zehnten Jahre ſeine Dienſte: Endlich macht man ihn fett, und verkauft ihn dem Fleiſcher.

Die vornemſten Stücke des Ochſen ſind, die Rükſtükke, man nennt diejenigen alſo, die ſich oben über den Ribben anfangen; Das Hinterviertel iſt dasjenige, welches ſich oben an dem dikken Beine anfänget; das unterſte des Fuſſes, u. ſ. f.

Die Kälber, ſind die Jungen der Kühe: man nennt diejenigen, welche noch nicht Heu gefreſſen haben,

Milch-

Milchkälber, und diejenigen, welche in der Normandie, bei Rouen erzogen werden, Maſtkälber. Man läßet ſie zwei Monathe ſaugen, wenn man ſie aufbringen will, man ſchneidet ihnen im zweiten Jahre die Hoden weg, und alsdenn nennet man ſie junge Ochſen.

Die Theile des Kalbes, welche man gemeiniglich iſſet, ſind die Nierenbraten, die Bruſt, das Gekröſe, die Leber, das dikke Stükke Fleiſch, welches ſich vom Schenkel anfängt, der Kopf, die Schultern und die Ribben. Das was man Kälbermilch nennt, ſind gewiſſe Drüſen, welche ſehr ſchmackhaft ſind, und die Bruſt in ſich ſchließen: Das Kälbergekröſe iſt dasjenige, was wir im Menſchen Gekröſe nennen. Der Nierenbraten, iſt ein abgeſchnittener Theil, von der Länge der Wirbelbeine, auf der Seite des Schwanzes.

Die Schafe, die Lämmer, und die Hammel. Die Schaafe bringen die Lämmer hervor. Man nennet diejenigen, welche verſchnitten ſind, Hammel, und Widder, welche es nicht ſind. Ein gutes Schaf, muß mit Wolle verſehen ſein: es muß groſſe Augen, einen breiten Bauch, langen Schwanz, und Beine, haben. Im Winter füttert man die Schafe mit Kräutern, mit Heu, mit Stroh, mit Kleien, mit Rüben, und mit den Hülſen der Hülſenfrüchte. Im Sommer iſt die einzige Nahrung der Schafe, und Hammel diejenige, welche ſie ſich von dem Felde ſuchen.

Die Schafe tragen fünf Monathe: Man ſcheret die Schafe und Hammel einmal im Jahre, im Maymonathe.

Es lieben ſowohl die Schafe, als Hammel, die trockene, und magere Felder; denn wenn ihr Fleiſch mit Thymian, Schnekkenklee, (Feldkümmel) ernähret wird, ſo wird es viel ſchmackhafter, und ihre Wolle viel feiner davon. Das Fleiſch von denjenigen, welche in Heidekraut gegraſet haben, iſt, wenn der Hammel jung, und

wohl

wohl gefüttert ist, noch viel nährender, und von einem guten Safte.

Die Stücke des Hammels, deren man sich gemeiniglich zum Essen bedienet, sind, die Hammelkeule, die Brust, die Schultern, die Ribben, die Füße und der Schwanz. Man zerleget die Hammelkeule in die Quere, die Seite des Schwanzes streifenweise, die Brust ribbenweise, die Schulterblätter durch einen Schnitt von oben herab, und unter der Brust nach den Ribben zu. Das gute Hammelfleisch ist schwarz, fett im Inwendigen, und muß wohl geklopfet werden.

Der Widder: Dieses ist der Mann von einer Heerde Schaafe, und man erkennet ihn gleich an seinem langen Körper, an seinem grossen Kopfe, an seinen schwarzen, und dreisten Augen, an seinen zurückgedreheten Hörnern, und an seinem, mit Wolle reich beladenen Rücken. Man erkennet sein Alter an den Ringen, welche an der Spitze seiner Hörner sind, denn er ist so viele Jahre alt, als man daselbst Ringe antrift.

Die Ziege: dieses ist das Weib des Bokks: sie giebt sehr schöne Milch. Man erziehet sie in Heerden: sie leben nicht viel länger, als acht Jahre, und tragen beinahe bis ins siebente. Die guten Ziegen sind von hinten breit, sie haben sanfte, und glatte Haare, und grosse Euter. Man hält davor, daß die weißen mehr Milch geben sollen, sie bringen bisweilen mit einmahl zwei Junge zur Welt. Ihre Haare dienen zu einer Menge Zeugen, wie zu dem Kammelott, dem Barkan, und den Knöpfen.

Der Ziegenbock: dieses ist der Mann der Ziege. Diejenigen, von welchen man vor andern viel zu machen pfleget, müßen einen kleinen Kopf, dikke, und schwarze Haare, einen langen und dichten Bart, und starke Beine haben. Der Saft, und das Mark des Bokkes besänfeiget die Nerven.

Das

Das Schwein: es ist dieses ein verschnittenes Ferkel. Dieses Thier bequemet sich zu allerhand Arten von Nahrungsmitteln, es frisset die Eicheln am liebsten, und es wird am ersten davon fett: man füttert es auch mit Köhl, mit Rüben, mit Kräutern, und mit Spülwasser von den Küchentellern. Die Schweine sind für den Landmann sehr vortheilhafte Thiere, denn ein Mutterschwein wirft jährlich zweimal Junge, und zwar jedesmal zehn bis zwölf Ferkel. Das Schweinfleisch dient zu ungemein vielen Sachen, die man zu den Hausvorräthen vonnöthen hat. Man machet aus dem Schweinefleisch frisches Pöckelfleisch, Speck, Schmalz, Schinken, Bratwürste, Blutwürste, alten Wagenschmier, u. s. f. Man machet den Schinken, entweder von den Schenkeln, oder von den Schulterblättern. Um dieses zu verrichten, so lässet man sie vierzehn Tage lang, in einer Salzbrühe, von Salz, Salpeter, Thymian, Lorberblättern, und Basilie, liegen. Endlich hänget man sie zum Räuchern in den Schorstein auf; hierauf reibt man sie mit Weinhefen, und Weineßig: man läßet drei, oder vier Tage das Salz ausziehen, und man kochet sie in zwei Pinten Wasser, und in eben so viel rothem Wein, sechs bis sieben Stunden bei schwachem Feuer.

Aus dem guten Schmeer der Schweine, macht man das süße Schmalz; man zerschneidet diese Schmeerliesen mit ihren Häuten in Stücken, man läßet das Fett ausschmelzen, man gießet das Reine durch, und man gießet es endlich in Töpfe ab.

Das, was man Schmeer nennet, ist dasjenige Schweinefett, welches an den Nieren sitzet, und das weichste ist, anstatt daß der Speck am härtesten ist. Der alte Wagenschmier, womit man die Achsen der Wagenräder einschmieret, wird aus dem Schmeer der Dünnungen, und der Speckschwarten gesammlet, welches man zu einem

einem Teige macht, nachdem man es ſtark auf einem Klotze geklopfet hat.

Verfolg von den thieriſchen Produkten.

Die Milch: Es iſt dieſes ein weißer Saft, welcher aus den weiblichen Thieren gezogen wird, und welcher ein ſäugendes Thier zu ernähren, beſtimmt iſt. Die Milch, deren man ſich am meiſten bedienet, iſt die Kuhmilch, die Ziegenmilch, und die Schafmilch. Was die Eſels- und Frauensmilch betrift, ſo bedienet man ſich derſelben, nur zu Wiederherſtellung der Geſundheit.

Die Kuhmilch iſt am meiſten im Gebrauche: ſie iſt dikk und fett, beſänftigend, und nährend: und die von den ſchwarzen Kühen noch beſſer. Eine gute Milch muß weiß, von gutem Geruche, ohne Bitterkeit, ohne Säure, und ohne Salzigkeit ſein; ſie giebt den Milchram, und die Butter: diejenige, welche den meiſten Milchram giebt, liefert die beſte Butter; doch die, welche nicht ſo viel Rahm giebt, ſondern ihr Fett bei ſich behält, ſchicket ſich zum Käſemachen beſſer. Was man geronnene Milch nennt, wird mit dem Kälberlaabe gemacht. Dieſer Kälberlaab, iſt eine Art geronnene Milch, welche man in einem kleinen Sacke, der an dem Panſche der Kälber hängt, findet: man bedienet ſich deſſelben auch zum Käſemachen, und je beſſer er in Acht genommen wird, je beſſer iſt er.

Die Butter. Man macht ſie von dem Milchram welchen man oben von der Milch abnimmt, oder auch von der Milch ſelbſt, welche mit Nachdruck geſchlagen wird, und nachdem ſie in dem Butterfaſſe geſtoſſen worden, ſo verdikkt ſie ſich zu einer Maſſe: man muß etwa zehn Pfund Milch haben, um drei Pfund Butter zu machen: Die beſte Butter iſt die, welche von der, gleich von

der

der Kuh gekommenen Milch gemacht wird, und welche von Natur etwas gelbe ist.

Der Käse. Er wird von den dikksten Theilen der Milch, das heißt, von der geronnenen, und von der Molke abgesonderten Milch gemacht. Von der Kuhmilch wird der gewöhnliche Käse gemacht, man macht ihn aber auch von Schaf- und Ziegenmilch. Es giebt vielerlei Arten der Käse, die aus verschiedenen Ländern kommen, wie der Käse von Brie, Gruyern, Holland, der von Sassenage, der Parmesaner, und der Roqueforter Käse, u. s. w.

Der Talch: er wird aus den hornichten Thieren gezogen: und ist eine fette Substanz, welche man an den Enden der Muskeln findet; man bedienet sich desselben, Lichter daraus zu machen.

Die Wolle: Dieses ist die Bekleidung der Schafe, und Hammel. Die allerschäzzbarste Wolle ist die weiße. Nachdem die Wolle abgeschoren worden, welches man zur Zeit der Wollschur thut, so leget man sie in Ballen, man wäschet sie, um das Fett herauszubringen, man sortiret sie, das heißt, man sondert ihre verschiedene Sorten voneinander ab. Erstlich, die Mutterwolle, dieses ist die beste, und wird von dem Halse, und Rücken geschoren. Zweitens, die vom Halse, und den Schenkeln. Drittens, die von der Kehle, und von andern Orten. Man wäschet sie mit schwarzer Seife aus, man läßet sie troknen, und puzet sie ab, man schläget sie, man reibet sie mit Oehl ein, man kämmet sie, und man spinnet sie, entweder zu den Weberstülen, oder um sie für die Nadel anzuwenden. Die gute Wolle muß, seidenartig, glänzend, und weich anzufülen sein. Die Wolle ist der erste Grund der Materie, zu den gemeinen Zeugen, aber man macht, durch die Art, sie zuzurichten, und sie wohl anzuwenden, allerlei Veränderungen damit. Die Wolle von Segovien, sowohl wie alle Wolle aus Spanien, hat

den

den erſten Rang: auf ſie folget die von England, die von Languedock, die von Berri, u. ſ. w.

Dienſtthiere.

Das Pferd. Die Eigenſchaften eines ſchönen Pferdes ſind, daß es Erſtlich, einen dünnen, geraden, magern, und hochgeſtellten Kopf habe; daß es kleine, gerade Ohren, eine gerade Stirn, erhabene Augenhöhlen, (Augengruben) klare, und muntere Augen, (Glas), welche mit dem Kopfe in gerader Linie ſtehen, feſte Blikke, wohlgeſpaltene Naſelöcher, dünne Lippen, einen mittelmäßig geſpaltenen Mund habe. Die Kinnladen, ſo heißen die Theile des Zahnfleiſches, welche keine Zähne haben, müßen mager, und ohne Fleiſch ſein. Zweitens muß ein Pferd, einen guten Mund, das heißt, einen gleichmäßigen, und feſten Schluß, und den Mund voll Schaum haben. Die Krümmung des Halſes muß gerade, bis zum Kopfe heraufgehen, und im Abnehmen einen kleinen Bogen machen: Die Mähne muß hart, lang, und ein wenig dikk ſein, es muß nicht breite Schultern haben: Es müßen die Nieren, ein wenig, auf der Seite des Rückgrads erhaben ſein. Der Rücken muß feſte, und nicht ausgebogen ſein, und die Seiten rundlich ausfallen. Bei den Handpferden muß der Bauch mittelmäßig, bei Kutſchpferden aber groß ſein: Die Seiten voll, das Kreuz breit, und rund; die Knochen der Hüften genugſam entfernet, um ſie nicht gewahr zu werden, und der Schwanz muß feſte, und hoch geſtellet ſein.

Die Vorderfüße müßen breite, und nervige Aerme haben, imgleichen das Knie; die Kugel muß groß, und flach, der Theil über dem erſten Bug kurz, die Schenkel lang, und fleiſchig, die Kniekehle trokken, und gelenkig ſein.

Die

Die Hinterbeine müßen flach, und trocken sein, mit der Kugel bleirecht stehen; der Huf oder das Horn glänzend, und egal, aber viel breiter unten, als oben sein: die Ferſen hoch, und breit, die Gabel nicht zu groß, und nicht zu klein, das Bein von dem Knie, bis auf die Ferſe gleich weit voneinander entfernt sein.

Die Eigenschaften eines Pferdes, welches zum Paßläufer bestimmt ist, sind von einem Pferde, welches zur Jagd gebrauchet wird, verschieden. Das Pferd muß, um einen guten Paß zu laufen, die Füße feſte auf die Erde ſetzen: daher kömmt es, daß ein Pferd, welches den Paß gut läuft, nicht vollkommen galoppiren kann: anſtatt daß ein Jagdpferd leicht, und auf die Hüften geſetzt, galoppirt, es hebt die Vorderbeine nicht zu hoch, es trägt den Kopf, und den Hals hoch, ohne die Hand zu beſchweren, und dieſes deutet an, daß es einen guten Atem hat, und daß es lebhaft iſt.

Man kennet das Alter des Pferdes an gewiſſen Zähnen: da ein Pferd nicht mehr als acht Milchzähne hat (dieſes ſind kleine, weiße, aber nicht hohle Zähne, ſie ſind leicht von andern zu unterſcheiden, und fallen von Jahr zu Jahr aus) es bleiben kaum mehr als zwei in drei Jahren; wenn es derſelben noch vier hat, ſo iſt es nicht älter als drei, und ein halb Jahr, und wenn es deren noch mehr hat, ſo iſt es im fünften Jahre: im ſechsten Jahre kommen die Ekkzähne aus dem Zahnfleiſche hervor, und ihre Hölungen ſind ſchwarz: im ſiebenten Jahre ſtehen die Ekkzähne außer dem Zahnfleiſche, von der Dikke eines kleinen Fingers vor: im achten Jahre ſind ſie von der Dikke des Mittelfingers, und alsdenn haben die Ekkzähne keine Hölungen mehr, und ſind ganz zugewachſen. In der Folge ſchließet man auf das Alter der Pferde, von der Länge der Zähne, oder der Haken.

Man verstehet unter dem Worte Gebiß eines Pferdes, alle Stücke von Eisen, welche zur Regierung desselben dienen, als das Gebisse, die Zügelstange, die Kinnkette, und manchmal blos das hole Mundstück am Gebiß, welches den Schluß auf der untern Kinnlade des Pferdes macht.

Der Mauleſel. Dieses ist ein Lastthier, welches von einem Esel, und von einer Stutte, oder von einem Hengste, und von einer Eselinn herstammet: man bedienet sich der Mauleſel, die schwere Lasten auf die Berge zu tragen. Man bekömmt viele Mauleſel aus der Grafschaft Auvergne in Frankreich. Die guten Mauleſel müßen ein wenig grosse und runde Füße, einen festen Körper, und das Kreuz ein wenig abhängend haben.

Die Mauleſelinnen sind nicht so stark: die besten müßen grosse Körper, kleine Füße, ein breites Kreuz, einen langen Hals, und einen kleinen Kopf haben. In einem Theile des südlichen Frankreichs, und in Spanien, bedienet man sich der Mauleſel, anstatt der Pferde zum Feldbau, so wie auch allerhand Fuhren zu verrichten.

Der Eſel: Dieses sind die Lastthiere, aus welchen man am wenigsten macht, welche aber unterdessen doch sehr für das Feld, und zu einer unendlichen Menge kleiner Dienste nützlich sind, und überdies sehr wenig zu ernähren kosten.

Das Geflügel.

Man verstehet, unter dem Geflügel überhaupt, die Hennen, die jungen Hüner, die Hähne, die Kapaunen, die Masthüner, die indianischen Hüner, die Tauben, die Hausenten, und Gänse.

Die Hüner. Die schwarzen sind diejenigen, wovon man am meisten macht, und die von mittelmäßiger Größe: sie haben ein viel schmackhafter Fleisch, und legen

gen mehr. Man hält sich Hähne nach der Anzahl der Hennen, z. Ex. einen Hahn auf zwölf Hennen. Die jungen Hüner fangen im Monate Februar zu legen an, und legen viel mehr als die alten. Sie legen jedesmal achtzehn, bis zwanzig Eier. Sobald als sie legen wollen, und zu schreien anfangen, macht man ihnen an einem abgesonderten Orte ein Nest, man giebt ihnen im Monathe März, und April zwölf Eier, und in einer wärmeren Zeit, eine noch größere Anzahl zu brüten: man erwählet diejenigen Eier, welche frisch geleget sind, dazu, und man rühret sie, während der Zeit der Brütung, welche ein und zwanzig Tage dauret, nicht an; während dieser Zeit muß man dem Neste nicht zu nahe kommen, bis alles ausgekrochen ist. Wenn man drei Tage nach der abgelaufenen Zeit, die Hünerchen nicht schreien höret, so ist es ein Zeichen, daß die Eier unbefruchtet gewesen sind; dieses kann durch einen wiedrigen Zufall, wie der Donner ist, geschehen, und in diesem Fall wirft man sie weg. Wenn die Hünerchens ausgekrochen sind, so setzt man sie auf den Boden eines alten Fasses, an einen warmen Ort: den Tag darauf stellt man sie unter eine Art von Hünerkorbe; und man füttert sie mit Gerstenmehl, und mit gestampften Gerstenblättern: endlich läßt man sie von Zeit zu Zeit heraus, um sie zur Luft zu gewöhnen, und sie laufen der Henne von selbst nach.

Wenn sie ein wenig stärker geworden sind, und die Henne verlassen, so kappt man sie, um sie fett zu machen: man nennt sie nunmehr Kapaunen. Die allermunterſten behält man, um Hähne zu werden auf.

Die Masthüner. Sind junge Hünerchens, welche man fett macht.

Das Hünerfleisch erweichet, und erfrischet: das beste kömmt von den jungen Hünern. Die alten sind zu den Kraftbrühen gut. Das Fleisch der jungen Hüner,

ſonderlich von zwei bis drei Monate, iſt viel ſchmackhafter, als das von Hennen: und darum kochet man die letztern, da man hingegen die jungen Hüner bratet, und frikaßiret.

Was die Eier anbetrift, ſo kennet man die friſchen daran; wenn man ſie gegen das Licht, und die Hand über ihre oberſte Spitze hält, ſo ſiehet man, ob ſie durchſichtig, und klar ſind. Man kann die Eier, wenn man ſie in das friſche Waſſer leget, ſo daß das Waſſer darüber gehet, indem man von Zeit zu Zeit friſches Waſſer darauf gießet, verſchiedene Tage erhalten, aber ſie müßen erſt friſch geleget ſein, und ſie bleiben viele Jahre friſch, wenn man ſie mit Butter beſchmieret. Faule Eier ſchwimmen jederzeit oben. Die Eier ſind nährend und verſüßend. Die friſchen ſind die beſten für die Geſundheit, und die Zunge. Die Alten erhizzen, und es würde eine gar zu groſſe Menge derſelben, nur ſchädlich ſein.

Die Hähne ſind die Männer der Hennen.

Die Kapaunen. Dieſes ſind junge Hüner, welche man, um fett zu machen, verſchneidet: die beſten ſind die von ſechs bis acht Monaten: das Kapaunenfleiſch iſt nährend, und erſetzt die Kräfte wieder.

Die Kalkaunen, oder indianiſchen Hüner: man nennt dieſe Art Geflügel alſo, weil ſie urſprünglich aus Indien gekommen ſind. Das Fleiſch der Kalkaunen iſt nahrhaft, und von einem guten Safte. Die Kalkaunen legen des Jahrs zweimal, das erſtemal im Februar, das anderemal im Auguſt, und jedesmal funfzehn Eier: ſie brüten die Eier von allerlei Arten des Geflügels, und bis zu einer Menge, von zwanzig bis fünf und zwanzig Eiern, aus.

Die Enten: Die Hausenten, welche man Barbotins, Schlammenten, nennet, halten ſich auf dem Hofe, auf den Feldern, und auf den Teichen auf. Die

Enten

Enten sind die Weiber der Entrichs: sie legen viel, und sind von einem grossen Nutzen.

Die wilden Enten fliegen im Winter haufenweise auf den Seen, und man schießet sie mit der Flinte: ihr Fleisch ist zähe, aber von besserem Geschmacke, als der Hausenten ihres.

Die Tauben: sie sind von grosser Nutzbarkeit für den Landmann. Es giebet davon verschiedene Arten. Die Haustauben sind diejenigen, welche sich vom Hause nicht weit entfernen: Die Feldflüchter aber halten sich auf dem Felde auf: Die Holztauben sind in den Wäldern anzutreffen. Die, welche man Cauchois nennt, sind grosse Tauben, welche aus dem Lande Caux, aus der Normandie kommen.

Die Tauben sind dem Landmanne sehr einträglich, denn sie liefern das ganze Jahr, und besonders im Monate Merz, und September, Eier und Junge. Die Tauben vom Taubenschlage, sind viel größer und fruchtbarer, als die andern; sie legen fast alle Monate: es sind verschiedene Arten derselben. Die schwarzen und weißen nennt man Weltliche; und die, welche einen schwarzen Rükken haben, nennt man Jakobiner Tauben; welche die Augen mit roth eingefasset haben, heißen polnische Tauben; die, welche ihre grosse Füße mit Federn bedekkt tragen, nennet man Rauhfüßige. Die besten Tauben des Taubenschlages sind die Grauen, welche in das achschfarbe, und schwarze fallen: sie haben rothe Augen und Füße. Die zahmen sind die größten, und auch die schmackhaftesten, aber sie kosten mehr zu ernähren.

Die Gänse. Dieses sind grosse weiße Vögel, welche man auf den Höfen, wie die Hüner hält. Die Hausgänse lieben die sumpfigen Oerter, und darum hält man sie bei Teichen, oder bei Landseen. Diese Thiere sind gefräßig, und man füttert sie mit Wegewartsblättern, und mit gestampften Hülsenfrüchten. Die

Gänse legen dreimal im Jahre: sie bringen mehr Eier, als das andere Geflügel. Ihr Schmalz, ihr Fleisch, und ihre Federn sind für den Landmann von grossem Nutzen. Man machet sie mit türkischem Korne fett. Die zarten Gänsefedern dienen Federbetten zu machen, und die von den Flügeln, zum Schreiben. Man nennt den Mann der Gänse, Gänserich.

Art, das gebratene Geflügel, sowohl als das Federwildprett, auf der Tafel zu zerlegen.

Erstlich, nehmet den Flügel mit der linken Hand, oder mit einer Gabel, schneidet von der Rechten, mit dem Messer, in das Gelenke des Flügels ein, und endiget diesen Schnitt bei der linken Seite. Zweitens hebet auf der linken Seite den Schenkel ab, indem ihr einen Schnitt, in den Nerven des Gelenkes thut, und ziehet ihn mit der linken Hand fort, schneidet den Magen, den Rumpf, und den Steis, in zwei Stücke. Wenn es eine mittelmäßige Taube ist, so schneidet sie, längst dem Rükken von einander, indem ihr den Steis an den beiden Schenkeln sizzen lasset. Die Flußgänse, und Flußenten schneidet man senkrecht; endlich hebet man die Flügel, die Schenkel, und den Rumpf ab. Was die kleinen Kaninchen und Hasen betrift, so spaltet man sie, indem man vom Halse, längst den Rükken herunter fähret, und nachdem man den Rükgrad weggenommen hat, so schneidet man diesen Braten vollends überzwerch in Stücken.

Das Feder- und Haarwildprett.

Man nennt alle Thiere, welche den Gegenstand der Jagd ausmachen, und welche man zum Essen sehr hoch hält, Wildprett: es giebet grosses und kleines Wildprett. Das grosse, sind die rothen, und schwarzen Waldthiere, (rothe, schwarze Wild,) als der Hirsch, das Reh, der Tannhirsch, und das wilde Schwein. Das kleine Wildprett

prett ſind die Haſen, die Kaninchens, und dieſes nennt man Haarwildprett. Die Rebhüner, die Faſanen, die Kriechenten, die Weindroſſeln, u. ſ. ſ. ſind das Federwildprett.

Der Haſe. Er hat lange Haare, welche ins Rothe fallen, gerade, und lange Ohren; er iſt von einer ſehr verſchlagenen Art, und hat ein ſehr leiſes Gehör: die Berghaſen werden am meiſten geſchäzzet. Man jaget die Haſen auf flachen Feldern. Die Jagdhunde ſind die beſten zu dieſer Jagd, weil ſie eine gute Naſe haben: die weißen Haſen werden als Seltenheiten am meiſten geſchätzt.

Die Kaninchens. Dieſe Thiere ſind jedermann bekannt: es giebt verſchiedene Arten, weiße, und graue. Die Kaninchens von den Gehägen, werden am meiſten geſchäzzet, und ſie haben auch ein viel ſchmackhafteres Fleiſch, als die aus den Gartengruben, weil ſie mit Thimian, Feldkümmel, und mit Holunderbeeren gefüttert werden, anſtatt daß die aus den Gartengruben, nur Kohl, Rüben, und andere Kräuter freſſen. Die Kaninchens verbergen ſich in die Wälder, und in die Gehäge, wo ſie das Erdreich durchgraben, um darinnen zu wohnen. Man jaget die Kaninchen aus dem Hinterhalte, oder man fänget ſie mit einem Kaninchenwieſel, welches in ihre Hölen kriechet, und ſie heraus zugehen zwinget.

Was den Hirſch, den Tannhirſch, das Reh, und das wilde Schwein anbetrift, ſo beſehet davon den Artikel von den wilden Thieren.

Das Federwild.

Die Rebhüner: es giebt rothe und graue. Die rothen werden alſo genennet, weil ſie einen rothen Schnabel, und rothe Füße haben, und ſind die allergrößten,

aber die grauen haben einen feinern Rebhünergeschmack. Dieſes Wildprett wird für die Tafel hochgeachtet. Man jaget ſie, mit hierzu abgerichteten Hunden, (Hünerhunden.) Die von mittelmäßiger Größe ſind die beſten. Man läßet die Rebhüner nicht ausbluten, ſondern es iſt genug, daß man ihnen einen Schlag auf den Kopf giebet. Das Fleiſch der Rebhüner iſt ſehr nahrhaft, und von einem guten Safte.

Der Faſan. Er gleichet einem gemeinen Hahn; aber er hat feuerfarbige, und blaue Federn, einen grünen Hals, oben auf dem Kopfe iſt er glänzend aſchgrau, der Schnabel und die Sporen ſind groß, und eingebogen. Das Weibchen gleichet einer grauen Henne, und hat nicht eine ſo verſchiedene Farbe. Dieſe Vögel bewohnen moraſtige, ſtille, und vom Geräuſche entfernte Oerter (Faſanerien): ſie ſind von einem wilden Naturelle: man machet ſie, wie die Kapaunen fett, und füttert ſie mit einer Hand voll Gerſtenmehl, oder mit Bohnen. Von allen Vögeln hat dieſer, das nahrhafteſte, und ſchmackhafteſte Fleiſch.

Die Schnepfe. Es iſt dieſes ein Zugvogel mit langen Beinen. Sie haben einen ſehr langen Schnabel, die Federn, wie Rebhünerfedern, und ein ſehr wohlſchmekendes Fleiſch. Die Schnepfen kommen aus Norden, in unſer Clima. Sie bewohnen die moräſtigen, ſtillen, und vom Geräuſche abgeſonderten Bezirke; man ſchießet ſie mit Flinten in den jungen Gehölzen, oder man fänget ſie in Nezzen, mit Fäden, welche von Enden gedrehter Pferdehaare, zu einer laufenden Schlinge gemacht ſind.

Das Haſelhun. Dieſes iſt ein Waldhun: es hat einen kurzen, runden, und ſchwarzen Schnabel, einen grauen Rücken, kurze, und mit Federn bedeckte Beine: ſie ſind wegen der Niedlichkeit ihres Fleiſches ſehr berühmt.

Die

Die Wachtel. Dieſes iſt ein geſprenkelter Zugvogel. Der Mann hat den Hals, den Rücken, den Schwanz, und die Flügel, faſt ſchwarz. Das Weibchen hat dieſe Theile gelblich. Die Wachteln kommen truppweiſe, im Monate April, und kehren im Monat September wieder zurück. Man fänget ſie, mit dem Wachtelgarne, und mit einem Wachtelhunde. Das Fleiſch der jungen Wachteln iſt ſehr nährend.

Der Brachvogel. Er hat einen runden, und ſchwarzen Schnabel, und der Leib iſt von der Größe einer Taube. Es giebt deren, rothe, und grün geſprenkelte: und dieſe letztern ſind die beſten. Sie finden ſich, im Monate Merz, und Oktober, an den Ufern der Seen, und Flüſſe ein, und man rühmet, die Niedlichkeit ihres Fleiſches ſehr.

Die Feigendroſſel. Es iſt dieſer Vogel, ſehr in der Provence, und in Italien, wegen ſeines wohlſchmeckenden Fleiſches bekannt.

Der Ortolan. Dieſes iſt ein Zugvogel, welcher nicht viel größer, als eine Lerche iſt: ſeine Federn ſind grau, er hat einen rothen Schnabel, rothe Beine und rothe Füſſe. Man ſiehet ihn ſelten wo anders, als in warmen Ländern, und dieſes im Sommer. Sein Fleiſch iſt von der größten Schmackhaftigkeit: man fängt ihn mit dem Nezze, und macht ihn in finſtern Stuben fett.

Der Wieſenknarrer. Er iſt ſo groß, wie ein Rebhun: ſeine Federn, ſind bunt, von roth, und weis gemengt: er gleichet den Wachteln ziemlich, und ſein Fleiſch iſt ſehr ſaftig.

Der Kiebitz. Es iſt dieſer Vogel, von der Gröſſe einer Taube, er hat einen, weis, ſchwarz, und blaubunten Leib, und auf dem Kopfe eine Art von Federbuſch. Dieſe Vögel fliegen haufenweiſe, ſie halten,

sich bei den Seen, und Flüssen auf: und man jaget sie im Monate November.

Die Lerchen. Dieses sind kleine Zugvögel: man findet sie häufig an den Ufern der Meere, und man fängt sie im Herbste.

Die Trappen. Dieses sind große Vögel, welche den Gänsen sehr gleich kommen: ihr Hals, ist von der Länge eines Fusses, und die Füsse, einen, und einen halben Fuß lang: sie sind von Natur schwerfällig, und es kostet ihnen Mühe, zu fliegen: nur von den sehr jungen Trappen hat das Fleisch einen guten Geschmack; das von den andern, ist zu hart. Die Trappen liefern steife Schreibfedern.

Die Flußvögel.

Die Kriechenten. Sie gleichen den gemeinen Enten sehr, aber ihr Fleisch ist viel wohlschmeckender.

Die Wildeenten, welche man Makreuses nennt, sind von einer braunen Farbe, und fliegen, nur mit Mühe; aber sie laufen mit Geschwindigkeit, über die Oberfläche des Wassers weg. Ihr Fleisch ist hart, und schmeckt nach Fischen.

Der Schwan. Er lebt, auf dem Wasser, und Lande, und ist wegen der weissen Farbe seiner Federn sehr berühmt, und wegen der Länge seines Halses merkwürdig. Sie belustigen sich sehr, längst den Teichen zu rudern. Man machet viel von den Schwanendunen, welche man von seinem Körper pflücket; denn man machet Puderquäste, und andere Sachen davon. Seine Federn dienen zum Schreiben.

Der Reiger. Er hat einen langen Schnabel, Hals, und Beine: er ist sehr gierig nach Fischen, und richtet unter selbigen große Zerstörungen an. Die Federn seines Busches werden am Ottomannischen Hofe,

wegen

wegen ihrer Feinheit sehr hochgeschätzet. Man beizet ihn mit Falken.

Der Wasserrabe. Dieses ist auch ein Wasservogel, welcher dem Raben sehr gleich kömmt: er ist nach den Fischen gierig, und fänget sie mit vieler Geschwindigkeit, indem er sich sehr tief, auf die, welche er siehet stürzt, und untertauchet. Er wohnet längst den Ufern der Teiche.

Der Pfau. Er wird, als der schönste von allen Vögeln, wegen seiner Figur, und der bewunderungswürdigen Mannigfaltigkeit seiner Federn betrachtet. Man siehet ihn, in den Thiergärten, in den Gärten der Prinzen, und großen Herren. Diese Vögel sind gefräßig, und richten vielen Schaden an. Die Weibchens, haben nicht die Schönheit der Männer, sie legen am Ende ihres dritten Jahres, und jedesmal, zehn, bis zwölf Eier. Ihre Stimme ist ein ekelhaftes Geheule, so prächtig die schwarzblaue Augen ihren Schwanzfächer zieren.

Gesangvögel.

Die Nachtigall. Sie ist sehr berühmt, wegen ihres Gesanges, wegen der Mannigfaltigkeit ihrer Töne, wegen ihrer Schläge, und wegen der Stärke ihrer Kehle. Die Waldnachtigallen singen vom Monate April, und März an: die man erzogen hat, singen vom Monate September, bis zum Ende des Mays. Die Nachtigallen haben braune Federn, und sind unter dem Bauche aschfarben. Man füttert sie, mit Ochsenherz, in Stükken geschnitten, und gestampfet. Ganz Kehle, und weiter nichts!

Der Kanarienvogel. Ein Vogel, dessen Art von der Kanarieninsel zu uns gebracht worden. Sie singen, nach der Nachtigall am besten. Man kann sie

Lieder

Lieder lehren, indem man ihnen vorpfeift, ſobald ſie allein zu freſſen anfangen. Man erkennet das Männchen, an einem ſchwarzen Flecken, welchen es auf dem Kopfe hat, und welcher viel ſchwärzer, als am Weibchen iſt: ſein Leib iſt auch viel gelblicher. Man füttert ſie, mit Hirſe, und Rübeſaamen.

Der Hänfling. Die Männchens ſingen ungemein ſchön, die beſten ſind die, welche man aus den Weinbergen, ganz erzogen bekömmt: ſie lernen die Lieder leicht, welche man ihnen vorpfeifet: ſie haben weiſſere Flügel, als die Weibchens, und die Federn des Kopfes ſind an ihren Spitzen roth. Man giebt ihnen Rübeſaamen zu freſſen.

Der Stieglitz. Er wird wegen ſeines Geſanges ſehr hochgeſchätzet. An den Männchens, iſt der Umfang des Schnabels, und die Schultern ſchwarz, anſtatt, daß die Weibchens braune Schultern haben. Die beſten ſind, welche in den Dornenhecken niſten.

Die Heidelerche. Es iſt dieſer Vogel, eine Art von Lerchen; aber viel größer, als die gemeinen Lerchen: ſie haben eine Menge Töne in ihrer Gewalt. Das Männchen hat einen viel größern Kopf, und Schnabel, als das Weibchen. Die Heidelerchen ahmen den Geſang, der Vögel, welche man ihnen beigeſellet, nach.

Die Haubelerche. Dieſes iſt eine andere Art von Lerche, welche eine ſchwarze Haube, auf dem Kopfe hat. Dieſer Vogel hat viel Fähigkeit Lieder, die man ihm vorpfeifet, auswendig zu lernen.

Die Grasmücke. Die ſchätzbarſten für den Geſang, ſind die, welche einen ſchwarzen Kopf haben. Man füttert ſie mit gequetſchtem Hanſe, welcher mit Brodkrume vermiſcht iſt.

Die Meiſe. Dieſes iſt ein Vogel des Vogelheerdes, welcher angenehm ſinget.

Der

Der Kernbeiſſer. Die am gelbſten ſind, ſind die beſten, man füttert ſie, wie die Graſemücke.

Der Fink. Dieſes iſt ein kleiner Vogel, welcher in den Wäldern ſehr gemein iſt, und welcher auf den Aeſten der Bäume klettert: er iſt von verſchiedenen Farben. Das Männchen, hat einen blauen Kopf.

Vögel, welche man etliche Worte nachzuſprechen lehret.

Der Papagai. Es iſt dieſes einer von den bekannteſten Vögeln, welcher ſehr ſchöne Federn hat, und aus Amerika kömmt.

Die Elſter. Man kann ſie einige Worte, wenn ſie noch jung iſt, nachſprechen lehren. Man erkennet den Mann an den blauen Federn, welche er auf dem Steiſſe hat.

Der Heher. (Holzſchreier) Er hat Federn, von unterſchiedener Farbe, und man kann ihn, wie die Elſter ſprechen lehren.

Die Amſel. Sie hat ſchwarze Federn, und ſinget auf eine beſondere Art. Wenn man die Amſeln von klein aufziehet, ſo lehret man ſie einige Wörter nachplaudern. Man findet ſie, in den dikken Gebüſchen.

Der Staar. Er hat dieſelben Federn, und Eigenſchaften wie die Amſel.

Raubvögel.

Der Habicht. Dieſes iſt einer der größten Vögel dieſer Art: er iſt, von einer falben, und mit gelben Flekken beſtreueten Farbe: er hat ſchwarze Augen, einen kleinen Kopf, einen großen, und krummgebogenen Schnabel, große, und lange Klauen, und grüne Füſſe. Das Männchen des Falken, heißt Tircelet (weil es um den

dritten

iſt am Ende ſchwarz, und bläulich in der Mitte. Er hat Dunen, unter ſeinen großen Federn, und ſeine Federn haben große Kiele. Der Adler macht ſein Neſt, auf den allerhöchſten Felſen der weſtlichen Länder, und hat ein ſehr ſcharfes Geſicht.

Der Kranich. Es hat dieſer Vogel einen ſehr longen Hals, hohe Beine, und iſt viel größer, als eine Gans. Die Kraniche fliegen ſehr hoch, haufenweiſe: und deuten den Regen an.

Die wilden Thiere.

Der Hirſch: dieſes iſt ein Thier von der Größe eines kleinen Pferdes: er iſt wegen der Jagd, von welcher er den Gegenſtand abgiebt, ſehr berühmt. Der Hirſch hat einen flachen Vorderkopf: auf dieſem trägt er ein großes Geweihe, welches er alle Jahre, im Monat April abwirft: er hat eine geſpaltene Klaue, longen Hals, kleine Ohren, kurzen Schwanz, und ſeine Haare ſind falb. Man nennet ihn, in ſeinem erſten Jahre, Hirſchkalb, im zweiten Spieſſer, im dritten, vierten, und fünften, Hirſch von zwei, oder drei Enden (Zinken): im ſechsten, Hirſch von zehn friſchen Enden: im ſiebenten, Hirſch, von zehn Enden: im achten, großen Hirſch: im neunten, großen, alten Hirſch, dann, nach dieſer Zeit, nimmt ſein Geweihe nicht mehr zu. Dieſe Jagd, iſt bei den Königen, und Prinzen, ſehr gewöhnlich: man jaget ihn mit Kuppelhunden, und mit dem Jagdgefolge: dieſe Art von Jagd, hat, als eine Art von beſonderer Kunſt, ihre gewiſſe Regeln, und weidemänniſche Kunſtwörter. Es giebt Traktäte über dieſe Materie, welche man, wenn man neugierig iſt, ſelbſt nachleſen kann, um ſich daraus zu unterrichten: im übrigen haben Privatperſonen überhaupt dieſe Kenntniß nicht vonnöthen.

Der

Der Eber. Es iſt dieſes eine Art von wildem Schweine, welches die Wälder, und die Oerter die mit Diſteln, und Dornhecken verſehen ſind, bewohnet: was man ſeine Waffen nennt, ſind vier Zähne, wovon die beiden oberſten zum Wetzen dienen: die beiden unterſten aber ſeine tödtliche Hauzähne ſind: die andern des untern Kinnbackens, gehen aus dem Rachen hervor, und machen Halbzirkel aus. Man jaget die wilden Schweine, von der Mitte des Septembers, bis im Monate December. Dieſe Jagd wird mit Jagdhunden und wohlgeladenen Flinten verrichtet: man erziehet gewiſſe Sauhunde beſonders zu dieſer Jagd. Die beſten Theile des wilden Schweines, deren man ſich zum Eſſen bedienet, ſind, der Kopf, das Stück Fleiſch, welches längſt dem Rücken iſt: man machet aus dem Fleiſche des wilden Schweines, auch Paſteten.

Das Reh. Dieſes iſt ein falbes Thier, welches dem Hirſchen ſehr gleich, aber viel kleiner iſt, und auch viel ſtärker läuft: man jaget es mit Jagdhunden, man findet es tief im Gehölze, in den Hekken, und auf hohen Bergen: ſein Fleiſch iſt beſſer, als das von dem andern Rothwilde.

Der Tannhirſch. Dieſes iſt eine Art von Hirſch, aber von viel kleinerer Leibeslänge: ſeine Haare fallen ein wenig in das Weiſſe, und ſein Körper iſt viel volleibiger, er hält ſich auf den Bergen und in den Thälern auf. Man jaget ihn, mit einer kleinen Anzal von Hunden: und er iſt von einem ſehr furchtſamen Naturelle.

Der Wolf. Er gleichet ziemlichermaaſſen einem großen Hunde, aber er hat funkelnde Augen, einen groſſen Rachen, ſpitze und dichte Zähne, einen kurzen Hals, und langen Schwanz.

Dieſes Thier iſt ſehr fleiſchfräßig, und verfolget die Thiere wütend und grauſam. Der Wolf hält ſich tief in den Wäldern auf: man jaget ihn, vom Monate

Oktober bis in den Januar, mit Jagdhunden und ausgesuchten Windspielen, welche ihn in dem Walde, oder auf dem Felde fangen. Das Fell des Wolfes dienet Muffen zu machen, und seine Zähne zu sogenannten Wolfszähnen, für Kinder, welche Zähne bekommen sollen, oder auch gewisse Sachen zu poliren.

Der Fuchs. Er ist fast von der Größe eines mittelmäßigen Hundes: er hat braunrothe Haare, kurze Ohren, einen langen Schwanz, er ist eines von den verschlagensten Thieren, welches sehr gierig nach dem Geflügel und Wildprette ist: man jaget ihn mit Windhunden und Jagdhunden: man findet ihn in den Wäldern und Gehölzen.

Der Dachs. Ein fleischfräßiges Thier, welches dem Fuchse sehr gleichet, und eine grauliche Farbe hat: er hat einen breiten Rücken, und spitzige Zähne: er hält sich in den Wäldern auf. Man jaget ihn mit Jagdhunden, welche ihn aus seinem Bau herausholen.

Das Wiesel. Dieses ist ein kleines Thier, welches eine gerade Schnauze, und einen rothen Rücken hat: es hat viele Aehnlichkeit mit dem Iltis: es lebet von Ratten; und ist ein Feind der Tauben und alles Geflügels, welches es, so viel ihm nur möglich ist, zerstöret: man fängt es mit Schlingen, in welchen man es tödtet.

Der Marder. Eine Art von Wieselchen, von der Größe einer Katze: seine Haare sind dunkelgelb: er hat spizzige Zähne, mit welchen er den Hünern und Tauben viel Schaden thut.

Der Zobel. Eine Art Rußischer Wiesel, welches eine sehr sanfte Haut von brauner Farbe hat, und von welchem man sehr schätzbare Pelze macht.

Der Iltis. Dieses ist ein kleines Thier, welches falbe und schwärzliche Haare hat, und welches auch den Hünern und Tauben nachstellet: man fänget es in Fallen.

Das

Das Kaninchenwieſel. Es iſt dieſes ein kleines Thier, welches in das Gelbe fällt, und welches rothe Augen hat: es ſtellet den Kaninchens nach, und man bedienet ſich deſſelben, dieſe Thiere in ihren Gruben zu fangen, in welche die Kaninchenwieſel geſchwinde einſchlupfen, und ſie herausjagen.

Das Eichhörnchen. Dieſes iſt ein kleines Thier, welches einen ſehr großen und dicken Schwanz hat, die Farbe ſeiner Haare iſt braunroth; es hat einen etwas langen Leib, es iſt in beſtändiger Bewegung, und thut nichts, als auf den Aeſten der Bäume herumzuſpringen: und man kann es ſehr leicht zahm machen.

Das Murmelthier. Ein kleines wildes Thier, von der Größe einer Katze, welches man in den Savoyiſchen Gebirgen findet: es ſchläfet ſechs Monate, wie die Schlafratte: man richtet es ab, wie die Bären, auf den Hinterfüſſen zu gehen.

Die Schlafratte. Es iſt dieſes eine Art wilder Ratten, welche viel längere Haare, als die gemeinen Ratten haben: die gemeine Meinung gehet dahin, daß ſie den ganzen Winter über ſchlafen.

Der Maulwurf. Sie leben unter der Erde, ſind ganz ſchwarz und faſt von der Größe einer Ratte. Sie ſind in und bei den Gärten ſchädlich, und kehren überall, wo ſie hinkommen, das Erdreich um, weil ſie Regenwürmer ſuchen.

Das Hermelin. Ein Thier der kalten Länder, welches der Geſtalt eines Wieſels ſehr nahe kömmt, und von deſſen Haut, welche ſehr weiß iſt, werden ſchöne Pelze gemacht.

Giftthiere.

Die Schlangen. Man giebt den Namen Schlange überhaupt allen kriechenden Thieren, welche auf dem

Bauche rutschen, und nicht gehen. Es giebt eine große Menge Arten von Schlangen, welche den Ländern nach verschieden sind; denn es giebt Afrikanerschlangen, Amerikanische, Cajennische, u. s. f. Einige sind schwärzlich, andere grünlich, andere gelb, und bräunlich, einige haben einen kleinen Kopf, andere einen großen, breiten, oder geraden Kopf. Alle haben eine dünne Zunge, die am Ende gabelförmig ist, und welche ihr Gift durch den Biß mittheilet. Dieses Gift stecket in einer kleinen Blase, welche ihre Zähne bedecket, und es fliesset, seiner Natur nach, mehr oder weniger geschwinde in die Wunde hinein. Diese Thiere sind überhaupt Feinde der Menschen, der vierfüßigen Thiere, der Vögel, und aller starken Pflanzen. Man findet sie gemeiniglich in den Höhlen, und in Haufen beisammen: man findet sie auch bei den Büchen, bei Eichen, und bei Haselstauden. Das Schlangenfleisch dienet zur Medicin, und in Krankheiten, wo es darauf ankömmt, das Blut von fremden Fermenten zu reinigen, und den Schweiß hervorzubringen; aber man wirft den Kopf, den Schwanz, und das Eingeweide weg, nach dem man die Haut abgezogen hat. Man findet sie nicht in den Gegenden, wo die Leute gemeiniglich gehen. Das Geschrei der Schlangen ist ein Gezische.

Die Feldschlangen. Es ist dieses eine Art von Schlangen, einen Arm lang, rund, zwei Zoll dikk, ihr Kopf ist flach, und mit spitzen Zähnen versehen: die Zunge ist am Ende gablicht; und wenn sie im Zorne ist, so streckt sie dieselbe heraus. Ihr Biß ist weniger giftig, als man es sich einbildet, indessen so bringet er doch Entzündungen hervor. Sie verändern ihren Balg alle Jahre, indem sie ihn abstreifen. Man hält ihr Fleisch und ihre Leber für schweißtreibend, und ihr Fett für erweichend.

Die Natter. Dieſes iſt eine Art Schlangen, wie ein Arm lang und zwei Zoll dikk. Sie kriechen langſam und ihr Biß iſt giftig, es geſchiehet durch die Zunge daß ſie ihr Gift ausſpritzet. Sie bewohnen die ſteinigten Gegenden, und gebären wie die Blindſchleiche lebendige Jungen.

Die Kröte. Es iſt dieſes ein Amphibium mit vier Füſſen, wie eine Fauſt groß, von einer abſcheulichen Geſtalt, mit einem etwas großen Kopfe, hervorliegenden Augen, großen Rachen, einem flachen und breiten Rücken, von gelblicher Farbe, der Leib iſt gefleckt, aufgeſchwollen, und mit ſchwärzlichen Wartzen beſäet. Sie kriechen langſam, weil ſie einen plumpen Körper haben; ſie gerathen in Zorn, wenn man ſie nur ein wenig anrühret. Wenn ſie ſich verwundet oder verfolget ſehen, ſo ſpritzen ſie einen giftigen Saft gegen denjenigen, welcher ſie verfolget aus; ihr Geifer iſt ebenfalls giftig. Die Kröten der heiſſen Länder, ſind am gefährlichſten. Sie bewohnen gemeiniglich die Gruben unter dem Miſthaufen, in den Gehägen, unter den Steinhaufen, und in allen naſſen und ſtinkenden Oertern; gegen Abend höret man ihr Geſchrei, welches ziemlich ſanfte klinget.

Der Skorpion. Es iſt dieſes ein kleines Thier, welches die Geſtalt eines Krebſes hat; man hat Skorpionen von verſchiedenen Farben, die gemeinſten ſind ſchwärzlich oder von einer Roſtfarbe. Der Kopf des Skorpions iſt ein wenig breit und hervorliegend, die Augen ſind ſo klein daß man Mühe hat, ſie auf den beiden Seiten des Kopfes gewahr zu werden, er hat zwei Aerme in Geſtalt der Hörner, deſſen Enden wie Zangen gebogen ſind: an dem Bauche hat er acht Füße, und auf jeder Seite vier; ſeine Haut iſt mit einer Art von Schuppen bedeckt; ſein Schwanz iſt lang und voll Knoten. Das letzte Gelenke derſelben machet einen ſehr ſpitzen

Stachel aus. Von dieſem Stachel gehet in dem Augenblicke, da er einen Menſchen oder Thier ſticht, ein giftiger Saft heraus: der Skorpionenſtich verurſachet einen ſehr heftigen Schmerz, mit Kälte, Spannen und Erſterben der Glieder begleitet, die gemeinen Hülfsmittel ſind, das Skorpionöl, welches nichts anders als gemeines Baumöl iſt, in welchem man Skorpionen erſäufet, oder man leget den zerquetſchten Skorpion auf die Wunde auf; man ſaget daß dieſes dieſelbe Wirkung thue. Man findet dieſe Thiere nur in den warmen Ländern, wie in Italien, Spanien, in der Provence, in Languedock, in Aſien, in Afrika, und in Amerika. Er bewohnet gemeiniglich die naſſen und kühlen Oerter, und man findet ihn in Mauren, oder unter großen Steinen. Im übrigen ſind ſie, nachdem das Klima gemäßigt iſt, mehr oder weniger giftig.

Fremde Thiere.

Der Elefant. Es iſt dieſes das gröſte von allen Landthieren, ſein Kopf iſt ungeheuer groß, ſeine obgleich große Ohren, ſind lang, breit, und dick; ſeine große Augen erſcheinen von einer ſonderlichen Klarheit an dieſer großen Maſſe, welche alle Theile dieſes Thierkoloſſen bezeichnet. Seine Naſe iſt ſo dick und ſo lang, daß ſie bis auf die Erde reichet, man nennet ſie Rüſſel; er iſt fleiſchig, nervig, hohl, von der Form einer beweglichen Röhre, und von ſonderbarer Stärke, welche ihm kleine Bäume zu zerbrechen, ſie zu entwurzeln, und die gröſten Aeſte derſelben abzubrechen dienet. Der Rüſſel dienet ihm auch, die allerſchwerſten Laſten, von der Erde, auf ſeinen Rücken zu legen; durch dieſe Röhre holet er Luft: die Naſe des Elefanten, nimmt vom Kopfe bis auf die Spitze herab, beſtändig ab, und iſt ein beweglicher Knorpel mit zwei Oeffnungen, welche er nach

ſeinen

seinem Willen zuschliessen kann. Sein Mund lieget unter dem Rüssel, und an dem allerniedrigsten Theile seines Kopfes, und scheinet an der Brust fest zu sitzen: seine Zunge ist von einer Kleinheit, welche kein Gleichmaaß, mit dem großen Klumpen seines Körpers beobachtet. Er hat nicht mehr als vier Zähne in seinen zwei Kinnbakken, um seine Nahrung zu zerkauen; aber die Natur hat ihn mit zwei andern Zähnen, zu seiner Bewaffnung versehen, welche aus der obern Kinnlade heraus gehen, und welche einige Schue lang sind: mit diesen Zähnen übet er seinen Zorn aus, und machet sich damit fürchterlich; ihre Größe ist nach dem Alter des Thieres eingerichtet. Ein guter Elefant hat mehr Fleisch, als vier oder fünf Ochsen: das gemeinste Maaß der Afrikanischen ist neun bis zehn Fuß Länge, und eilf bis zwölf Fuß Höhe. Ohngeachtet dieses groben kolossenmässigen Körpers, gehen doch die Elefanten so hurtig, als der leichteste Mensch: ihre Füsse sind mit einer dikken und rindenartigen Haut bedekkt, welche bis auf ihre Nägel herabläuft. Die Afrikanischen und Asiatischen sind beinahe schwarz. Ein großer Zahn, der das Elfenbein zu den Kämmen u. s. w. hergiebt, ist unten hohl, sonst durchweg feste, und so schwer, daß ihn ein Mann von der Erde kaum aufheben kann.

Das Kameel ist ein Thier, welches beinahe die Gestalt eines Pferdes, aber einen viel längern Hals und kleinern Kopf hat: es hat einen großen Hökker auf dem Rükken: und ist sehr geschickt Lasten zu tragen, aber nicht Wagen zu ziehen: seine gewöhnliche Ladung ist tausend Pfund schwer: man gewöhnt es zum Niederbükken, wenn man ihm Lasten aufpakken will. Es hat breite und stammhafte Füsse. Sein Haar dient zu vielerlei Waaren und Zeugen. Es hat nur einen, der Dromedar aber zwei Hökker, oder Haarsättel; in den westlichen Theilen von Asien, so wie auch in Arabien

und Sirien, ist es ein sehr gemeines Lastthier. Es ist von der Scheitel bis auf die Erde gemessen, sieben und einen halben Fuß hoch.

Der Biber. (Kastor) Dieses ist ein Amphibium, oder ein solches Thier, welches im Wasser, und auf der Erde zugleich lebt. Es gleichet sehr der Fischotter, nur ist es viel gröſſer. Die Farbe seines Haars fällt ein wenig ins Schwarzbraune. Sein Leib ist nicht so dikk als breit, und er würde fast der Gröſſe unserer groſſen Dachshunde gleich kommen, wenn er einen flachen Bauch hätte. Die Figur seines Kopfes würde einem Razzenkopfe ziemlich ähnlich seyn, dessen Augen und Ohren er hat, wenn er nicht beinahe so flach, als ein Kazzenkopf, und dreimal gröſſer wäre: er hat die Bakken und die Schnauze eines Hasen, und die Zunge und Blase von einem wilden Schweine. Sein Fleisch, welches weiß, und sehr zart zu essen ist, ist ein wenig kalt, sein Blut geronnen, und so schwarz, als das Blut einer Karpfe; in den Weichen, ganz nahe bei den Hoden, hat er Beutel von der Gröſſe eines Gänseeies, welche einen für die Medicin sehr nüzzlichen Saft enthalten, den man Bibergeil nennt. Der Biber hat vier Schneidezähne, wie die Eichhörner und Razzen, die unterſten sind einen guten Zoll, und die obern zum wenigſten vier Zoll lang. Mit diesen Zähnen bringen es diese Thiere, wenn sie sich in eine Gesellschaft vereinigen, so weit, daß sie in kurzer Zeit, Bäume von einer ungeheuren Gröſſe zerbeissen, und davon an den Flüssen Dämme oder Faschinen machen, die den Reisenden in Verwunderung sezzen.

Der Affe. Dieses ist ein vierfüßiges Thier, welches einige Aehnlichkeit mit der menschlichen Gestalt hat. Sie haben in der That Wimpern an den beiden Augenliedern; ihre Hinter- und Vorderfüsse gleichen sehr den Armen und Beinen des Menschen; ihre Vorderfüsse gleichen der Hand des Menschen, und verrichten auch

eben

eben daſſelbe: ſie haben fünf Finger, die alle von einander getrennt ſind, und einen ſehr deutlichen Daumen, ihre Hinterfüſſe ſind eigentlich groſſe Hände. Es giebt eine Menge von verſchiedenen Arten Affen; man hat deren graue, weiſſe, und fuchsrothe. Sie ſind auch von verſchiedener Größe. Die, welche man nach Frankreich bringt, ſind nicht viel größer, als ein Hund von mittelmäßiger Gröſſe; aber es giebt Gegenden, wo man Affen, vier bis fünf Fuß hoch, mit ſo breiten Schultern, als die Menſchen antrift. Dieſes ſind aber alsdenn vielmehr Ungeheuer, als Thiere; denn nichts kann ihrer Stärke und Bosheit wiederſtehen. Ueberhaupt ſind alle Affen von einerlei Gemüthsart; das heißt, alle ſind zum Stehlen, zum Zerbeiſſen, und zum Zerbrechen geneigt; ſie ſind aber ſehr wizzig in allen ihren Verrichtungen, und bewundernswürdig durch die pantomimiſche Art, mit welcher ſie ihre Leidenſchaften zu erkennen geben; denn wenn man ſie zum Exempel ſchlägt, ſo verſtehen ſie die Kunſt zu ſeufzen, ſie erheben ein Geſchrei für Schmerzen, im Schrekken, im Zorn, und ſie weinen ſogar. Auſſerdem ſind ſie alle von ſehr geiler Gemüthsart. Sie ſind entweder ihrer Geſtalt, oder ihrer Farbe nach ſehr verſchieden; denn es giebt welche, die keine Schwänze haben, andere haben einen langen Schwanz, und andere haben Hundsköpfe. Dieſe Thiere ſind ſehr naſchig in Früchten, und vornemlich in Weintrauben und Aepfeln. Nichts kann künſtlicher als ſie ſein, in allem was ſie thun: man lehrt ſie nicht nur auf dem Seile zu tanzen, auf Hunden zu reiten, auf der Trommel zu ſchlagen, und tauſend andere beluſtigende Auftritte zu machen; ſondern ſie müſſen auch verſchiedene Verrichtungen, die den Bedienten zukommen, als das Geſchirr auszuwaſchen, die Gläſer auszuſpülen, das Trinken einzuſchenken, und den Braten zu wenden, auf ſich nehmen. Man könnte ſagen, daß ſie die Sprache der Menſchen verſtänden, ſo ſehr be-

quemen ſie ſich zu demjenigen, was man von ihnen verlangt: ſie ahmen alles nach, was ihnen vor die Augen kömmt: ſie nehmen Stellungen und Geberden an ſich, die den menſchlichen ſehr gleich kommen. Diejenigen Reiſenden, die das Vergnügen gehabt haben, Affen in Geſellſchaft, das iſt, einen Mann mit ſeinem Weibe und ſeinen Jungen beiſammen zu ſehen, verſichern, daß es etwas wunderbares ſei, wenn man alles was dieſe Thiere thun, mit anſieht; es gleichet dieſes in einigen Stükken den erſten Zügen der Erziehung, die man den Menſchen giebt: und man könnte ſagen, daß ſie einen viel feineren Inſtinkt, als die andern unvernünftigen Thiere bekommen haben.

Von den reiſſenden Thieren.

Der Löwe. Man hält ihn für das ſtolzeſte und muthigſte von allen Thieren. Man findet ihn an verſchiedenen Oertern abgemahlt: er ſchläft mit ofnen Augen, und bewegt den Schwanz. Sehr wenig Thiere ſind vermögend ſeiner Stärke zu wiederſtehen, und er zerreißt ſie leicht mit ſeinen Zähnen, und Klauen in Stükke. Die Löwinn iſt nur darinn vom Löwen unterſchieden, daß ſie keine Mähne hat. Afrika bringt deren viele hervor.

Der Tiger iſt ein grauſames Thier, welches die Geſtalt einer Kazze hat, aber viel größer iſt. Er hat eine flekkigte Haut, iſt von hurtiger und geſchwinder Natur, und mit großen ſcharfen Klauen verſehen. Man findet ihn in den Afrikaniſchen Wüſteneien.

Der Leopard. Ein grauſames und wildes Thier, welches eine flekkigte Haut, kleine und weiſſe Augen, und einen langen Vorderkopf hat, die Oefnung des Rachen iſt groß, die Zähne ſind ſcharf, die Ohren rund, der Hals und Rücken lang, es hat einen großen Schwanz,

und

und am Vorderfusse fünf sehr scharfe Klauen: man glaubt, daß der Leopard von einer Löwin, und einem Panterthiere seinen Ursprung habe; andere behaupten, daß es ein vom Panterthiere verschiedenes Thier sei.

Der Bär ist ein wildes Thier, welches sich in den Gebirgen aufhält: es ist sehr zottig, und hat krumme Klauen: ob es gleich sehr plump ist, so klettert es doch auf die Bäume herauf. In den nordlichen Ländern sind sie weiß: man kann sie zu gewissen Streichen abrichten, sie müssen den Tanzpas nachmachen, und springen lernen. Man findet wenig Bären in Afrika, aber in den Wäldern von Deutschland, in Moskau, und überhaupt in den nordlichen Gegenden, giebt es deren sehr viele.

Das Krokodil. Dieses ist ein Thier, welches im Wasser, und auf der Erde zugleich lebt: man siehet welche, die funfzehn, achtzehn und zwanzig Fuß lang sind: sie halten sich im Nil, im Niger, und in andern Flüssen von Afrika auf: sie haben die Gestalt einer Eidechse, den Kopf und Schwanz mit großen undurchdringlichen Schuppen bedeckt, die Füsse sind mit spizzen und krummen Klauen bewafnet, die Augen groß, und der Stern klein. Er wagt sich zuweilen über eine Meile tief ins Land hinein, und richtet eine große Verwüstung unter allen daselbst befindlichen Thieren an. Man kann es nur unter dem Bauche verwunden, wo es keine harte Haut hat: es läuft gerade vor sich so geschwind, als ein Mauleſel, es kostet ihm aber Mühe sich umzukehren, weil es einen sehr harten Rückgrad hat, und man kann ihm entwischen, wenn man flieht, und sich bald auf eine, und bald auf die andere Seite wendet: es ernährt sich von Fischen, Schafen, Ziegen, und selbst vom Menschenfleische, wenn man sich von ihm überfallen läßt. Wenn es hungrig ist, so winselt es wie ein Mensch: es bringt keine lebendige Jungen; aber das Weibchen legt

ge-

gewöhnlicher Weise sechszig Eier, die so groß als Gänseeier sind, und es brütet sie dreißig Tage lang. Der Krokodil ist ein Feind vom Menschen, vom Tiger, und vornemlich vom Ichneumon, dieses ist eine Art Razze, oder Wasseriltis, welcher in den Rachen dieses eingeschlafnen Thieres kriecht, und ihm die Eingeweide zernagt. Man fängt die Krokodile mit Angeln, an welchen man ein sehr dünnes Strikk feste macht, an welches man zur Lokkspeise ein Stükk Schaaffleisch anbindet: das Krokodil verschlingt es gierig, und schreit, und seufzt, wenn es sich gefangen sieht.

Die Fischotter ist so groß als ein Fuchs, und mit einer braunen Haut bedeckt, ihr Kopf gleicht sehr einem Hundekopfe: sie hält sich bei den Teichen auf, und verschlingt viele Fische: man macht aus ihrem Felle Hüte, und aus ihrer Haut Muffen.

Die Würmer. Insekten.

Dieses sind kleine Thierchen, von welchen einige, wie zum Exempel die Würmer kriechen, andere heissen Ameisen, Spinnen, und man hat eine unendliche Menge von dieser Art Thiere. Die andern fliegen, als die Fliegen, Maikäfer, u. s. w. Sowohl die einen, als die andern, sind aus verschiedenen Ringen zusammengesezt, die sich verschieben, näher zusammenkommen, und sich in einer allgemeinen Haut unter einander verbinden, oder sie bestehen aus verschiedenen kleinen Platten, die sich ausdehnen, oder sich verkürzen, oder eine unter die andere schieben lassen.

Wenn man den Bau der kleinsten Würmer mit einem Vergrösserungsglase untersucht, so geräth man in voller Verwunderung über die Verschiedenheiten, die man entweder in den Farben, oder in den kleinen Theilen, woraus sie zusammengesezt sind, entdekkt: es ist hin-

hinreichend den Kopf einer Fliege oder ihre Flügel zu beſehen, um ſich von dieſer Wahrheit überzeugen zu können.

Jeder Wurm kömmt, eben ſo wie jedes Thier, aus einem Keim hervor, der es im Kleinen in ſich hält. Der Keime iſt in einigen unter einer zarten Dekke verborgen, die ſich öfnet, ſobald das Junge im Stande iſt, ſie zu zerreiſſen: bei andern iſt er in einer harten und feſten Haut verborgen, welche man Ei nennt, und welches die Mutter legt.

Es iſt ein Irrthum, wenn man glaubet, daß die Verweſung die Würme hervorbringt, und zwar unter dem Vorwande, daß man im faulen Fleiſche Haufen von Würmern herauskriechen ſieht, denn ſie entſtehen nur aus den Eiern, welche andere Würmer daſelbſt hingelegt haben: dieſes kömmt daher, weil der Naturtrieb die Mütter antreibt, daß ſie verdorbene und verfaulte Körper aufſuchen, welche am geſchickteſten ſind, ihre Jungen zu ernähren: der Geruch, der ſich davon ausbreitet, zieht ſie an ſich: ſie wiſſen, daß ihnen dieſe und keine andere Nahrung zuträglich iſt. Man wird zum Exempel, niemals die Kleidermotte auf einer Pflanze, oder auf verdorbenem Fleiſche, ſondern auf wollenem Zeuge antreffen. Die Fliege legt dagegen ihre Eier an dieſe Stellen hin.

Die Fliegen, die Raupen, die Weſpen, und die Bienen haben drei Verwandlungen auszuſtehen. Im Anfange ſind es Würmchens, von welchen einige Füſſe, und andere keine haben: nach einer gewiſſen Zeit hört das Würmchen zu freſſen auf, es wikkelt ſich in eine kleine Hülle ein, die einer Bohne ähnlich ſieht, und daſelbſt ſteht es gleichſam eine neue Geburt aus. Endlich kömmt es in Geſtalt eines Schmetterlings, und mit Flügeln verſehen heraus.

Die

Die Bienen oder Honigfliegen sind **Würmer**, die das Wachs hervorbringen. Nichts ist so sehr der Bewunderung würdig, als die Art, mit welcher sie dieses hervorbringen. Wenn man diese Art von Harmonie, die unter ihnen bei ihrer Arbeit herrscht, dieses gute Vernehmen, diese Geschäftigkeit, da alle mit einander zu einem einzigen Endzwekke übereinstimmen, und sich in ihren Arbeiten einander helfen, betrachtet, so könnte man versucht werden, sie als kleine Thiere von einer privilegirten Klasse anzusehen, welchen der Schöpfer für gut befunden, einige Stralen von der Vernunft mitzutheilen, die den Menschen in seinen Handlungen leitet.

Die Bienen sind fliegende Würmer, die eine glänzende Farbe haben, welche aber ins gelbliche fällt. Ihr Kopf ist mit zwei Fängen, mit denen sie das Wachs fassen, und mit einer Art von Rüssel, womit sie den Saft aus den Blumen ziehen, versehen. Aus diesem Safte verfertigen sie ihren Honig. Unter dem Kopfe haben sie sechs Füsse, und vier Flügel: ihr Unterleib wird von sechs Ringen abgetheilt, die sich verlängern und verkürzen können: man siehet darinnen eine kleine Blase, womit sie den Honig, den sie sammlen, einnehmen, und einen hohlen und sehr stechenden Stachel. Ein Bienenschwarm bestehet aus Männchens und Weibchens: sie haben einen König, und eine Königin, und man findet bisweilen sechszehntausend in einem Bienenstokke. Man kennt die Männchens daran, daß ihr Leib viel schmäler, als der Leib des Weibchens ist, diese haben aber einen viel dikkern Unterleib. Der König arbeitet nicht: man könnte sagen, daß er nur ihre Arbeiten regiert, und alle Bienen versammlen sich um ihn herum, und folgen ihm überall, wo er hingeht, mit Aufmerksamkeit nach.

Sie kommen alle aus Eiern hervor, welche die Königin gegen das Ende des Frühjahrs legt, und die sie den

Zellen

Zellen des Bienenkorbes zur Verwahrung übergiebt: nach drei Tagen kömmt ein kleiner langer Wurm heraus, der zwölf Tage nachher zu einer Biene wird, und den Wachsdekkel, welcher die Zellen verstopfte, zerreißt. Die Bienen sind sehr arbeitsam: sobald das Wetter heiter ist, fliegen sie auf den Feldern herum, und suchen Blumen. Ihre erste Arbeit bestehet darinn, daß sie ihren Bienenkorb in vollkommenen Stand setzen, und zu dem Ende überziehen sie ihn mit einem pechigen Safte (Wachspeche) den sie von den Tannen oder Pappelbäumen nehmen. Oben am Bienenstokke bauen sie mit ihren Kinnzangen und Füssen, die Zellen zu ihren Wachsscheiben, sie geben jeder Wachsscheibe die Gestalt von sechs Ekken, die alle einander vollkommen gleich sind: diese Wachsscheiben sind aus doppelten Zellen verfertiget, die rücklings eine gegen die andere gekehrt sind. Jede Zelle ist fünf Linien tief, und drei Linien weit, aber diejenigen welche für die Königin zum Wochenbette dienen sollen, sind funfzehn Linien lang. Wenn sie ihre Zellen fertig gebaut haben, so füllen sie sie mit Honig an, und verschliessen sie mit einer wächsernen Haut. Man behauptet, daß sie sich um das Wachs zu sammlen, in den Blumen worinnen es sich befindet wälzen, daß dieser Staub sich an das Haar womit sie bedeckt sind anhänge, und daß sie sich mit Hülfe ihrer Füsse in den Zellen davon wieder entledigen. Was den Honig anbetrift, so sammlen sie ihn aus den verschiedenen Pflanzen und Blumen, die sie entweder in den Gärten oder in den Wäldern durchstreichen, und sie legen ihn in ihre Wachsscheiben nieder. Vierzehn Tage ohngefähr nachher, besonders im Weinmonate, füllt ein wohlbevölkerter Bienenschwarm seinen Stokk halb mit Wachs an, und er ruht nicht eher, als bis jede Biene ihre Zelle hat, dergestalt daß nach Verfließung der drei Jahrszeiten, die ihnen vortheilhaft sind, ihre Stökke bis auf das Bodenbrett, worauf sie stehen voll-

vollgefüllt ſind. Sie rühren dieſen Honig nicht eher an, als bis ſie nicht mehr Nahrung auf den Feldern finden. Diejenigen Leute, welche Bienen erziehen, brauchen die Vorſicht, auf die Bretter worauf die Stökke ſtehen, ein wenig friſchen Haber in einer Schüſſel mit ein wenig Zukker zu legen.

Um die neu ausgekrochenen Bienen, welche man den Schwarm nennt, zu verhindern, daß ſie nicht den Mutterſtokk verlaſſen, welches ſich bei ihnen im Frühlinge zuzutragen pflegt, ſo wartet man auf den Augenblikk ihrer Abreiſe, die man daran erkennet, daß ſie alsdenn mit groſſem Ungeſtüm herausgekrochen kommen: man läuft nach der Gegend hin, wo ſie ſchwärmend herumfliegen, und man ſchlägt mit einem Stokke auf eine Pfanne. Dieſes Geräuſch macht daß ſich der Schwarm auf einen Strauch niederläßt, man hält einen Bienenkorb unter, ſchüttelt den Aſt, und der Schwarm fliegt hinein. Beſſer iſt es, den Schwarm mit naſſem Laube zu beſprengen, weil die Bienen naß werden, und ſo begießt man ganze Körbe, wenn man ihnen den Honig nehmen will, weil der Rauch ihnen ſchadet.

Die Bienenkörbe ſind runde Körbe, die unten offen und oben durch eine runde Kuppel geſchloſſen ſind: ſie ſind aus Roggenſtroh gemacht, von welchen man die Aehre abſchneidet: oben läßt man einen Raum zu einem runden Loche, welches beſtimmt iſt ein Stükk Holz, ſo funfzehn Zoll lang, am Ende ſo aus dem Stokke herauskömmt rund, und vierkantig, und viel dikker am inwendigen Loche iſt, durchgehen zu laſſen: dieſes dienet das ganze Werk als der Hauptpfeiler zu unterſtüzzen. Die Bienenkörbe ſind ohngefähr zwei Fuß hoch, und haben einen Fuß und acht Zoll zum Diameter (Weite): man ſezzt ſie auf hölzerne Geſtelle und Kränze, die wie die Bienenkörbe von Stroh gemacht ſind.

In Preuſſen, und im ganzen Norden, Pohlen u. ſ. w. dem eigentlichen Vaterlande der Bienen, erzie-het man die Bienen in hohlen abgeſägten Bäumen, ſo unter einem Schauer ſtehen oder liegen; und hier ſammlen ſie von ganzen Lindenwäldern den berühmten weiſſen, und geſunden Honig, der den Meth giebt. Man führt ſogar Bienenſtöcke zur Zeit der Lindenblüte in Wälder, und läßt ihnen zu ihrer Erndte Zeit. Den weiſſen Honig giebt die junge Schwarmkolonie im erſten Jahre, und er wird in alten Stöcken mit den Jahren braun.

Der Honig iſt derjenige Saft, welchen die Bienen aus den Blumen, und Pflanzen ausſaugen, und welchen ſie in die Wachsſcheiben ihrer Stökke, nachdem ſie ihn verdauet haben, ausſchütten. Es giebt weiſſen, und gelben Honig. Der weiſſe Honig oder Jungfernhonig iſt derjenige, welcher von ſelbſten aus den Wachsſcheiben in den Sieben ausläuft, ohne daß man ihn ausdrückt; der gelbe Honig iſt derjenige, welcher mit Hülfe des Feuers, und der Sonnenhitze ausgedrückt wird: man braucht ihn zu äuſſerlichen Arzeneimitteln, dergleichen die Kliſtire ſind: der Honig ernähret, er iſt der Lunge zuträglich, aber von hitzigem Weſen, und dient nicht für Leute die viele Galle haben, denn er vermehrt dieſelbe noch mehr, weil er ein Producke von einer Inſektengalle iſt, und von unten ausgeleert wird. Man zerquetſcht die Wachstafeln in einem Haarſiebe, welches man über eine reine Schüſſel ſtellt, und ſo läßt man den Honig von ſelbſt durchlaufen, ſo lange er noch auströpfeln will.

Das Wachs iſt die Materie in der Wachsſcheibe; wenn man den Honig aus demſelben herausgezogen hat: ſo thut man es in einen Keſſel und ſezzt es auf helles Feuer, damit das Wachs ſchmelzen möge, und man gießt es in einen Sack der von grober Leinewand, und als eine Regenkappe (Filtrirſakk) verfertiget iſt, welchen

man in heisses Wasser eingeweicht, und hernach ausgewunden hat: man hängt diesen Sakk auf dem Boden auf, man sezzt einen Zober darunter, welcher halb mit frischem Wasser angefüllt ist, und indem das Wachs hineinfällt, drückt man den Sack sehr aus. Was nicht durchgehen will, thut man wieder in den Kessel, und wirft es nochmals in den Filtrirsack. Wenn man das Wachs wie ein Brod oder Napf giessen will, so wäscht man es, wenn es geronnen ist, in kaltem Wasser ab: hernach legt man es in einen Kessel, woselbst man es schmelzen läßt, und endlich gießt man es in verschiedene Schüsseln, deren Tiefe viel größer als der Boden ist, und in welchen man ein Drittheil warmes Wasser gegossen hat; das Wachs gerinnt bald, und macht ein Brodt, welches die Gestalt einer Schüssel hat; sobald es nun kalt wird, so löset es sich von der Schüssel ab. Wenn man das Wachs weiß machen will, so läßt man es zum drittenmahle schmelzen, hebt es aus dem Kessel mit hölzernen Tellern blätterweise ab, und seßt es im Mai dem Thaue, um es zu bleichen, oder der Wachsbleiche aus.

Ein guter Bienenstokk giebt gemeiniglich ein und ein halbes Pfund Wachs, von welchem das Pfund bis dreißig Sous kostet, nebst dreißig Pfunden Honig, welcher das Pfund zum wenigsten fünf Sous kostet, dieses macht siebzehn Pfund (Livres) aus.

Ein guter Bienenkorb kostet fast nicht mehr als zehn Pfund. Daraus siehet man, daß der Nuzzen von den Bienen sehr beträchtlich ist, wenn man deren eine gewisse Menge unterhält; und sie bringen hundert von hunderten ein.

Die Wespe. Dieses ist eine Art von sehr schlimmen Bienen: sie bauen sich in hohlen Bäumen Wohnungen an, man findet aber weder Honig noch Wachs dar-

darinnen: sie plündern die Bienenstökke, und man kann sie nicht genung davon abhalten.

Die spanischen Fliegen. Sie sind groß, und ihre Farbe ist ein leuchtend grün: man findet sie auf den Eschen, und auf den Pappelbäumen: sie sind für die Medicin von grossem Nuzzen: man legt sie als Blasenpflaster auf die Haut zwischen die Schultern, in den Nakken, und hinter die Ohren, in den Schlagflüssen, und in gelähmten Gliedern.

Die Maikäfer haben die Gestalt von grossen Fliegen an sich: ihre Flügel sind groß, und gelb, der Hals, der Kopf und der Bauch schwarz: sie haben sechs grosse Füsse, und zwei Hörner. Sie lassen sich im Mai sehen, und schaden dem Getreide, und den Früchten sehr, vorher als Erdmaden, und hernach als Käfer auf den Bäumen.

Der Blutegel. Dieses ist ein Wasserwurm, welcher die Gestalt eines langen Wurms hat. Man legt sie auf die Haut, damit sie das Blut aussaugen, vornemlich in denjenigen Krankheiten, wo man Flüsse von einem Orte weg, und das Blut anderwärts hinführen will.

Der Ohrwurm. Sein Körper ist ein wenig lang, auf dem Kopfe hat er zwei kleine Hörner, und einen, als eine Zange gespaltenen Schwanz: er ernährt sich nur von Früchten, und vornemlich von Pfersischen, Aprikosen, und vielen andern Sachen.

Die Schnekken. Diejenigen, welche keine Schaale haben, heissen Schnekken ohne Haus: sie thun den Früchten vielen Schaden. Die Schnekken sind in gewissen Uebeln, wie zum Exempel in den Brustkrankheiten, von heilsamen Gebrauche.

Die Würmer. Es giebt deren verschiedene Arten, 1) die Regenwürmer: diese bekommen ihren Ursprung in der Erde, und ernähren sich auch daselbst:

man bedient ſich ihrer in verſchiedenen Krankheiten, indem man ſie zerquetſcht, und ſie durch ein Tuch mit Wein preßt, ſo legt man ſie auch äuſſerlich auf, und ſie ſind ſehr gut, die groſſen Schmerzen zu beſänftigen. 2) Sind die Würmer auch kleine Thiere, die ſich in verſchiedenen Theilen des Körpers erzeugen, wie zum Exempel im Kopfe, in den Zähnen, im Herzen, im Nabel der Kinder, u. ſ. w.

Der Seidenwurm. Dieſes iſt eine Art von Raupe, welche die Seide hervorbringt. Es iſt dieſer Wurm eine Art von Wunderwerk, welches unſere Aufmerkſamkeit verdient: er hat Füſſe, und gleichſam Haken daran, um ſich feſthalten zu können, zwei Reihen Zähne, um die Blätter zu zerſchneiden, und im Unterleibe hat er eine Art von goldgelbem Gummi, mit welchem er ſein Gewebe auf eine bewundernswürdige Weiſe verfertiget. Unter dem Maule befindet ſich eine Art von Zieheiſen, vermittelſt deſſen er durch zwei Oeffnungen, einige Tropfen von dieſem Gummi herausläßt, dieſes ziehet ſich zu einem gedoppelten Faden, der beſtimmt iſt, den Wurm einzuwikkeln. Man kann ſich, vermittelſt einiger Eierchen, die man in eine Schachtel thut, und an einen warmen Ort legt, Seidenwürmer verſchaffen. Sie kriechen im Frühjahre heraus: man giebt ihnen alſobald Maulbeerblätter, welche man dreimal im Tage erneuert: nach vier bis fünf Tagen legt man ſie an einen wohlverwahrten Ort, wo man etliche Reihen einfache Bretter, oder in einander geflochtene Horden aufſtellt, auf dieſen legt man ſie mit den Blättern, woran ſie feſte ſizzen. Wenn ſie nun gröſſer werden, ſo legt man ſie weiter aus einander. In dieſem Zuſtande ſtehen ſie vier Hautverwandelungen von vier zu vier Tagen aus. Man wirft die kranken Seidenwürmer, welche man an ihrem geſchwollenen, und grünlichen Körper erkennt, weg. Sieben oder acht Tage nach den vier Verwandlungen, ſchwillt

ſchwillt ihr Körper rings um die Kehle herum auf, ihre Ringe werden gelb, ſo grünlich und goldgelb ſie vorher waren: dieſes iſt das Zeichen, daß ſie Seide ſpinnen wollen, und alle Nahrung die man ihnen giebt, verwandelt ſich in Seide. In dieſem Zuſtande verfertiget man gleichſam kleine Geflechte aus Birkenzweigen, oder von Heidekraut, damit die Würmer daran heraufſteigen und Seide ſpinnen können: welches ſie denn auch wirklich thun. Anfänglich ſpazieren ſie bald auf dieſe, bald auf jene Seite: endlich ſezzen ſie ſich an einem gewiſſen Orte feſte, um ſich zu ihrem Geſpinnſte umdrehen zu können. Den erſten Tag legen ſie den Grund zu ihrem Seidengehäuſe: dieſe vortrefliche Arbeit machen ſie mit den Vorderfüſſen, mit welchen ſie zwei Fäden ſpinnen, und zuſammenkleben. Den zweiten Tag bilden ſie ihr Häuschen, indem ſie nach der Regel ſpinnen, und ihre Fäden an allen Seiten kreuzweiſe über einander legen: nach acht Tagen iſt das Seidengehäuſe fertig, und ſie liegen in der Seide begraben. Sechs oder ſieben Tage, nachdem der Seidenwurm ſein Haus fertig gemacht hat, wirft er ſeine Haut ab, und verwandelt ſich in eine kleine ſchwarze Bohne (Puppe): vier Tage nachher verwandelt er ſich in einen weiſſen Schmetterling, welcher vier Flügel, ſechs Beine, zwei Hörner, einen unförmlichen Kopf, zwei ſchwarze Augen, und einen dikken Unterleib hat: dieſer durchbohrt die Spizze des Gehäuſes, und kriecht aus, indem er nur die zwei Häute der Raupe, und der Puppe darinn zurükke läßt. In dieſer neuen Geſtalt freſſen die Schmetterlinge nicht mehr. Die Weibchen haben einen Unterleib, der zweimal dikker, als der Männchen ihrer iſt, und dieſe leztern ſind viel lebhafter. Sobald als dieſe neuen Schmetterlinge aus ihrem Geſpinnſte gekrochen ſind, ſo nimmt man ſie bei den Flügeln, und ſezzet ſie auf ein ſchwarzes geſchornes Stükk Zeug, dergleichen der Kammelott und die Serge

ist, und man fügt die Männchens den Weibchens bei. Wenn sie sich begattet haben, welches nach zehn Tagen geschieht, so wirft man die Männchens weg, und alsdenn legt das Weibchen seine Eier, oder Graines mit einer weissen Haut von sich: jedes bringt ohngefähr drei hundert Eier. Man läßt diese Graines, welche anfänglich gelb sind, und endlich grau werden, wohl trocknen; und hernach legt man sie, wenn man sie in Wein eingeweicht hat in Schachteln, die mit Baumwolle versehen sind. Man läßt aber nur sehr wenig Seidenwürmer zum Stande eines Schmetterlings gelangen, und zwar nur so viel, als man zum Eierlegen haben will, denn man bekömmt keine feine Seide von diesen. Was die andern Seidenwürmer betrift, so macht man sie, sobald sie ihr Häuschen fertig haben, von den Hütten sachte los, und man legt sie in Körbe, um die Seide davon zu haspeln; dieses thut man vier oder fünf Tage nachher, aus Furcht, es möchten die Schmetterlinge herauskriechen; denn sie würden nur die Seide verderben. Um die Seide zu bekommen, bedient man sich eines Haspels, der hierzu besonders verfertiget wird, und eines Kessels, der auf einen Ofen gesezzt wird: man nimmt die Flokken, die sich auf den Cocons befinden weg, und wirft sie mit ihrer Seide ins warme Wasser. Man rühret sie mit Besenzweigen (Ruthen) durch einander, um den Anfang der Fäden zu finden, und läßt sie durch kleine Ringe gehen, hernach dreht man den Haspel. Man nimmt Päkke von Fäden, bis deren sechs oder acht sind, zusammen. Was man rohe Seide nennt, ist diejenige, welche man ohne Feuer abwikkelt, und die man abhaspelt, ohne vorher die Seidengehäuse zu kochen: und dieses ist die reinste Seide.

Die Raupe: es ist dieses ein Insekt, welches die Baumblätter benaget, und sich endlich in einen Schmetterling (Sommervogel, Molkendieb, Papillion) verwan-

wandelt. Die Raupen sind wie die Seidenwürmer aus verschiedenen Ringen zusammengesetzt, womit sie ihre Körper überall hin bewegen, wohin sie ihre Bedürfnisse rufen, weil sich diese Ringe durch das Verlängern und Verkürzen untereinander verschieben lassen: sie haben eine gewisse Anzahl von Füssen, die sich in gewissen Gelenken falten, und mit Haken versehen sind, um sich an die Rinden der Bäume anzuklammern, und festzuhalten: sie ziehen wie der Seidenwurm aus ihrer Kehle Fäden, deren Materie ein flüßiges Gummi ist, so sie aus den Blättern saugen, von denen sie leben. Gegen das Ende des Sommers hören sie zu essen auf: sie weben sich einen Zufluchtsort, um darinnen den Raupenkörper abzulegen. Sie streifen ihre Haut wie ein altes Pergament ab: und es bleibt von ihnen eine kleine Puppe, oder eine längliche braune Bohne übrig, welche sich in beweglichen Ringen so immer dünner werden, endigt. In dieser Hülse befindet sich der Schmetterling eingewikkelt. Sobald derselbe seine völlige Ausbildung bekommen hat, so kriecht derselbe am runden Ende seines Futterals aus, und fliegt nunmehr von Blume zu Blume; gegen das Ende des Herbstes aber, legt derselbe zum Exempel seine Eier auf Aepfelblättern, oder auf die Blätter der Ulme, und stirbt über seinen Eiern. Wenn die Sonne nun diese Eier erwärmet, so kriecht eine Menge kleiner Raupen heraus, welche sich unter einer Art von Gewebe ein Dach machen, worunter sie den Winter über in einer Art von Starrsucht zubringen.

Das Meer, und die Fische.

Unter dem allgemeinen Worte Meer, verstehet man die unermeßliche Masse Wassers so sich rings um die Erde befindet. Man kann diese Masse eigentlich nicht bestimmen: es ist aber gewiß, daß sie mehr als die Hälfte von

der Oberfläche der Erde ausfüllt. Die berühmtesten Meere sind; das große Weltmeer, welches fast die ganze Erde umgiebt, und das Mittelländische Meer. Man giebt dem Weltmeere noch andere Nahmen, man nennt es nach den verschiedenen benachbarten Ländern: so nennt man das Meer, welches zwischen Europa, Afrika, und Amerika ist, das grosse Atlantische Meer. Dasjenige Wasser, welches sehr weit von dem Ufer entfernt ist, wird hohes Meer genannt. Das Salz der Seewasser kömmt wie man glaubt, von den Salzgebirgen und Salzminen, die im Grunde des Meeres, hie, und da liegen, und welche sich, indem sie beständig zergehen, und aufgelöset werden, mit dem Seewasser vermischen. Die Bitterkeit des Seewassers kömmt nach der gemeinen Meinung von dem Erdpeche her, welches das Meer enthält. Was die Ebbe, und Flut des Weltmeers anbelangt, so wird man die Erklärung, welche die Naturkündiger von diesem Phänomen geben, in demjenigen Theile lesen, der von der Physik handelt. Man nennt den größten Theil der Thiere die im Wasser entstehen, und darinn leben, Fische. Die meisten Fische haben Schuppen, und Floßfedern, und ihr Fleisch ist ein wenig ölicht.

Die merkwürdigsten Seefische.

Die Else: dieses ist ein Seefisch: man fängt ihn aber dennoch in denjenigen Flüssen, welche sich ins Meer ergiessen, denn die Alosen (Eisen) treten im Frühlinge gegen den Strom der Flüsse zurück: ihr Fleisch ist fest, und ernährend.

Die Sardelle ist nur einen Finger lang; man legt sie in Salz ein; und sie erreget den Appetit sehr.

Der Wallfisch ist der größte von allen Fischen oder Meerthieren; man fängt welche, die funfzig bis siebenzig Fuß lang, oder noch viel länger sind. Sie

lassen

lassen sich im März, April, und Mai an den nordlichsten Küsten von Europa sehen: sie schnauben, und spritzen durch ihre Nasenlöcher zwei starke Springwasser (Fontainen) herauf. Ihr Fang ist sehr merkwürdig.

Man brauchet zu diesem Wallfischfange eine große Menge Barquen. So bald, als ein Wallfisch auf dem Wasser erscheinet, so ergreift der herzhafteste Fischer, eine Harpune, welches ein sehr spitziger Wurfspieß von fünf bis sechs Fuß ist, an welchem ein Strick hänget. So bald er den Leib des Wallfisches verwundet hat, so läßet er das Strick geschwinde nach: und so bald das Thier verwundet ist, so gehet es, nachdem es sein Blut verlohren hat, zu Grunde: es kömmt einigemale aus dem Wasser hervor, wo nicht, so ziehet man es an dem Stricke herauf: alsdenn machet man es völlig todt, man ziehet den Wallfisch an das Ufer, und wenn er auf der Erde lieget, so hauet man ihn in Stücken. Man bekömmt aus einem grossen Wallfische bis hundert Tonnen Thran, mit welchem man einen beträchtlichen Handel treibt; man bedienet sich desselben, um gewisse Leder, und die Wolle gewisser Zeuge damit geschmeidig zu machen, und um das Pech, mit welchem man die Schiffe kalfatert, zu verdünnen; endlich braucht man ihn in den nördlichen Ländern, in Lampen zu brennen. Die grosse Wallfische haben keine Zähne, sondern zwölf bis funfzehn lange Barten, welche zwischen ihren Kinnbacken liegen. Wenn man diese Barten ribbenweise zerschneidet, so bekömmt man diese biegsame und starke Plättchens, welche wir Fischbein nennen, und dessen man sich zu den Schnürleibern der Frauen bedienet. Der kleine Wallfisch hat Zähne. Man findet in dem Kopfe des großen Wallfisches eine fette Materie, von welcher man glaubet, daß sie das Gehirn sei: man bedienet sich derselben, um Wallrath daraus zu machen, welcher sehr hoch gehalten wird, und unter den besänftigenden Mit-

teln, von großem Nutzen, in der Medicin ist; dieser Wallrath hat an flüchtigen Salzen und Schwefel einen Ueberfluß, er muß aber ja nicht alt oder ranzig schmekken.

Der Strint, dieses ist ein kleiner perlfarbener Fisch, von der Länge eines Fingers: er steigt in die Flüsse über, wo man ihn mit Reusen fänget.

Der Stör: er hat eine spitze Schnauze, flachen Bauch, und einen blauen Rücken: das Fleisch des Bauches ist der wohlschmeckendeste Theil desselben, er gehet in die Flüsse zurück.

Die Heeringe, dieses sind kleine Fische, welche an der Englischen Küste in der Nordsee gefangen werden: man isset sie frisch, oder eingesalzen.

Die Lampreten, oder Neunaugen, sind von der Gestalt eines Aales, sehr fett, und von gutem Geschmakke. Die Meerlampreten sind viel größer, als die Flußlampreten.

Der Platteis. Dieser Fisch ist den Schollen im Kleinen sehr ähnlich.

Die Makrelen. Diese Fische sind sehr bekannt, und man isset sie im Monat April.

Der Schellfisch. Er ist sehr bekannt, von einer weislichen Farbe, und ein wenig grösser, als die Heeringe. Das Fleisch der grossen Schellfische wird hochgeschätzet.

Der Laberdan. (eingesalzener Kabeljau) Dieser Fisch wird auf der Bank von Terreneuve gefangen. Der weisseste ist der allerbeste. Man nennet ihn Stockfisch, wenn man ihn ganz, und gar eingesalzen hierher bringet.

Der Rochen. Dieser Fisch ist flach, knorplich, und jedermann bekannt: wenn er frisch ist, so ist dieses ein vortrefliches Essen.

Der Lachs. Er ist nach Proportion groß, lang, und sein Rachen ist mit Zähnen versehen. Im Früh-

linge

linge gehet er in einige Flüſſe zurück. Man fänget ihn, entweder mit Reuſen, oder mit dem Netze: der friſche Lachs iſt ein herrliches Gerichte.

Die Scholle. Dieſer Fiſch iſt ſehr bekannt: ſein Fleiſch iſt feſte, weis, und von einem guten Safte: die Schollen ſind immer beſſer in Fett zu backen.

Der Thunfiſch. Dieſes iſt ein groſſer Fiſch, welcher eine harte Haut, groſſe Ohren, und Zähne hat: ſein Fleiſch gleichet ziemlich dem Kalbfleiſche; man behält ihn in Eſſig auf, und mariniret ihn.

Die Tornbutte. Dieſes iſt ein beliebter Fiſch, welchen man ſelten anderswo, als auf groſſen Tafeln, wegen der Gröſſe ſeines Umfanges, und der Niedlichkeit ſeines Fleiſches antrift. Die Geſtalt ſeines Leibes iſt flach, er hat einen mit verſchiedenen Stacheln beſetzten braunen Rücken, ſein Maul iſt ſehr groß, und ohne Zähne: man fänget ihn auf den Küſten der Normandie.

Der Meerdrache iſt von der Leibeslänge der Makrelen: ihre Gräten ſind ſehr ſpizz, und ihr Fleiſch iſt weis, und feſte.

Die Schildkröte. Dieſes iſt ein Schaalenthier, welches im Waſſer, und auf der Erde zugleich lebet, und deſſen Bewegung ſehr langſam iſt. In Indien giebt es Schildkröten, welche drei, bis vier Fuß lang, und zwei bis drei Fuß breit ſind. Ihr Fleiſch iſt von der Güte, als das Fleiſch von einer jungen Kuh. Sie legen mehr als fünfhundert Eier, welche wie Hünereier groß, und ohne Schaale ſind, aber ſie haben eine Haut um ſich, welche dem Pergamente gleichet: das Gelbe iſt ſehr gut, und man macht Eierkuchen davon. Es giebt Schildkröten, die ſo fett ſind, daß man aus einer jeden eine Tonne Fett bekommen kann, welches der beſten Butter gleich kömmt.

Andere Hervorbringungen des Meeres.

Die Muscheln.

Man nennet die kleinen Thiere, welche in Schaalen eingeschlossen sind, und deren Körper keine merkliche Glieder haben, Muschelwerk.

Die Naturforscher haben die Muscheln in Seemuscheln, in Flußmuscheln, und in Erdmuscheln eingetheilet. Unter den Seemuscheln unterscheidet man drei Klassen, welche sich wieder in verschiedene Familien eintheilen lassen. Die erste begreifet das Meerrohr, die Röhrmuschel, die Schnecke mit dem runden Munde, die Trompetenmuschel, die Schraubenmuschel, die Purpurschnecke u. s. f. in sich. Die zweite enthält die Austern, die Flußmuschel, die Kammmuschel, oder Stralmuschel, oder Graumuschel. Die dritte begreifet die Bärenmuschel, die Meereicheln, die Meerschnecken u. s. f. in sich. Unter diesen in Schaalen eingeschlossenen Thieren haben einige einen Kopf, einen Mund, Kinnbacken, Zähne, Hörner, Augen, einen Hals, Füße und Ohren: andere haben alle diese Theile, ausgenommen die Augen. Die Hörner sind bewegliche Augen, welche die Schnecken haben: deren es niemals weniger, als zwei giebt. Der Mund dieser letztern liegt unter dem Kopfe. In den Schaalen, wie bei der Auster, ist der Mund, in dem allerniedrigsten Theile der Schaale, und nahe bei dem Schaalengelenke zu finden. Dieser Mund ziehet durch seine beständige Bewegung, wenn das Thier die Schaale öfnet, das Wasser in sich. Der Körper der Muscheln liegt, wie in einer Form eingepakket. In den Schnekken, und in den Meerschnekken ist er gewunden. Der Fuß an den Muscheln ist ein Klumpe von Muskeln, durch deren Hülfe das Thier sich fortschleppet, und sich immer rutschend von einem Orte zum

andern

andern begiebt: dieses ist die fortschreitende Bewegung der Schnecken.

Das Meer bringet eine unendlich grosse Menge, und viel schönere Muscheln, als alle Flüsse, und Bäche der Welt hervor: überdieses so ist die Farbe der Flußmuscheln, viel schlechter, als die Farbe der Meermuscheln.

Die Erde ernähret sowohl als das Wasser Muscheln, als die Schnecken, die Schraubenmuschel, und die gewundene Muscheln.

Die Austern bringen die Perlen hervor, welche zu Zierrathen dienen; und sowohl ihre Farbe, als ihre Mannigfaltigkeit, halten dem Schimmer der Diamanten öfters das Gleichgewicht. Es giebt Muscheln, welche auf dem Sande und Felsen wie angewachsen sind, und eine auf der andern sitzen: sie kleben daran durch eine Art von Leim feste. Diese also im Meere feste sizzende Muscheln wiederstehen der Heftigkeit der Wellen, welche sie sonst wegspülen würden: andere klammern sich als die Seekrebse, die Hummern, die Flußmuscheln, die Meerfloßfeder, oder Steckmuschel und andere, an: sie hängen sich an verschiedene Körper, und machen sich davon wieder nach Belieben los. Unter diesen Muscheln sind einige fleischfräßig, sie verschlingen die andern Muscheln, und fressen die kleinen Fische; andere ernähren sich vom Wasser, welches sie in sich pumpen, andere enthalten kleines Gewürme, und fette Theile in ihrem Leibe: andere stecken tief im Schlamme; andere erheben sich daraus, über der Oberfläche des Wassers Luft zu holen; andere bleiben endlich wie die Austern, an dem Orte ihrer Geburt kleben.

Es giebt Schaalenfische auf dem Grunde des Meeres, welche unbeweglich sind, und bis zweihundert Pfund wiegen. Die Schaalenfische welche wir am meisten zu sehen Gelegenheit haben, sind die Hummern, die

Meer-

fiſcherei, wird in einer gewiſſen Jahreszeit angeſtellet. Man leget die Auſtern in den Sand, wo ſie von der groſſen Sonnenhitze faul werden, und ſo bald ſie ſich öffnen, erſcheinen ihre Perlen.

Flußfiſche.

Diejenige Flußfiſche welche am höchſten geſchätzet werden, und welche man fiſchen kann, ſind die Karpfen, die Hechte, die Barſche, die Schleie, die Pletzen, die Braſſen oder Bleie, die Vandoiſe, die Gründlinge, die Barben, die Döbels, die Aale, die Lampreten oder Neunaugen, die Forellen, die Krebſe, u. ſ. w. was die kleinen Fiſche betrift, ſo findet man ſie in den Bächen.

Der Aal. Er iſt lang und dünne, ſein Maul iſt mit Zähnen, und der Leib mit Floßfedern verſehen, ſein Fleiſch iſt klebrig und zähe: man fänget ihn mit den Fiſchreuſen.

Die Barbe iſt von der Geſtalt eines Karpen, ſie hat eine lange und ſpitze Schnautze, eine Art von Bart an jeder Seite der Lefzen, den Mund ohne Zähne, und einen weiſſen und gelblichen Rükken. Man fänget ſie mit der aufgehängten Angel.

Der Eſch hat eine ſpitze Schnautze, und Floßfedern längſt dem Rükken: er mag gern in den trüben Waſſer wühlen, und iſt ein gutes Eſſen.

Der Bley oder Braſſe gleichet den Karpen ziemlich, aber er iſt viel flächer, und breiter, ſein Fleiſch iſt ziemlich weichlich von Geſchmacke.

Der Hecht hat einen langen Leib, einen magern, und großen Kopf, eine lange, und offene Schnauze, ſein Mund iſt mit ſpitzen Zähnen verſehen, und ſein Rücken iſt breit. Sein Fleiſch iſt weis, feſte, und ſchon von Geſchmacke, und blättrig.

Der

Der Karpfen. Dieser Fisch ist sehr gemein; der Milchner ist das Männchen, und der Rogner das Weibchen. Sie vermehren sich stark. In drei Jahren erreicht der Karpfen, von den Augen zu dem Schwanze, eine Größe von einem Fuß; der Karpfen ist im Monate Merz, Mai, und Junius am besten. Die schönsten werden in der Loire gefangen: man fängt die Karpfen mit der Schnur. Sie schmatzen wenn sie essen, werden gegen vierzig Pfunde schwer, über hundert Jahre alt, und bewachsen mit Moos.

Der Kautenfisch. (Scharden.) Ein kleiner flacher Fisch, fast von der Gestalt eines Viereckes, und von dem Geschlechte der Plateisse, Flünder, und Tornbutten. Dieser Fisch ist von einem vortreflichen Geschmacke; man fänget ihn in den kleinen Flüssen.

Der Kaulbazz. (Schabot) Ein kleiner Fisch, mit einem grossen Kopfe, dessen Körper immer abnimmt: man findet ihn in den reissenden Strömen: und fänget ihn mit den Reusen, und Nezzen.

Die Krebse. Dieses sind kleine wohlbekannte Flußfische. Man findet sie in Bächen, und fliessenden Wassern: sie sind in unterirrdischen Löchern verborgen, wo man sie mit Lockspeise fänget. Es giebt sehr grosse Meerkrebse, welche man Hummer nennet.

Die Plezze, hat einen breiten Körper, einen grünlichen Kopf, einen weissen Bauch, und weiches Fleisch.

Der Gründling, er ist weis, und gleichet den Stinten: sein Fleisch wird wegen der Schönheit seines Geschmackes geschätzet: man fänget ihn vom Monate September bis Ostern.

Die Frösche. Jedermann kennet diese Art kleiner Thierchens: man schliesset sie in die Klasse der Fische mit ein. Die Frösche halten sich in den Morästen, in den Bächen, und an sümpfigen Oertern auf: diejenigen,

welche man in klaren Wassern fänget, sind die besten zum Essen.

Der **Schmerl**, oder Steinbeisser. Dieser Flußfisch wird in den kleinen Flüssen gefunden: sein Fleisch ist von einem guten Geschmakke: man fänget ihn im Monate April.

Die Lotte. Dieser Fisch ist viel flächer, und viel bunter als der Aal: er ist in der Champagne sehr gebräuchlich. Seine Leber wird als ein niedliches Stükk, wegen ihres schönen Geschmakkes angesehen.

Der **Baars** hat den ganzen Leib aschgrau, er ist unter dem Leibe gesprenkelt, und hat auf dem Rükken zwei spizze Stacheln, deren Stich gefährlich ist, er thut den Karpfenteichen viel Schaden: im übrigen ist sein Fleisch sehr wohlschmekkend, und von gutem Safte.

Der **Plateis** ist klein, und breit, man findet ihn nur in den kleinen Flüssen, und in den Vertiefungen, welche man in den Sand einige Zeit vorher gemacht hat: dieser Fisch wird hochgeschäzzet.

Die **Schleie** gleichet dem Karpfen sehr: sie ist einen halben Fuß lang, und von einem sehr muntern Naturelle; ihre Schuppen sind klein, und gelb; ihr Fleisch ist derbe, und von einem schönen Geschmakke.

Die **Forelle** gleichet im Kleinen dem Lachse; sie bleiben in den kleinen Flüssen, welche klares Wasser bey sich führen. Ihr Fleisch ist ein vortrefliches Essen, im Monate Junius sind sie am besten.

Die **Vendoise** hat eine spizze Schnauzze, und gleichet den Karpfen sehr, aber ihr Leib ist viel flächer, und das Fleisch von besserem Geschmakke.

Ich will dem französischen Aufsazze nur dieses von den Thieren zufügen, daß sich die Haustauben dergestalt vermehren, daß man von einem Paare in vier Jahren 18008 Jungen bekömmt; daß der 50 Ellen lange Wallfisch in dem ungeheuren Kopfe, nur einen kleinen Schlund

hat,

hat, und nur von Meerinsekten, und Heeringen, wie der Elefant vom Grase lebt; daß der Heeringsfang, blos in Holland über 150000 Personen erhält, daß vier Welttheile von diesem einen Fische leben, daß in einem Heeringe 10000 Eier angetroffen werden, ohne zu rechnen, wie viel Millionen Heeringe von dem Gefolge der Hayen, Springer, Meerschweine, und Wallfische, tonnenweise verschlungen werden; daß sich in einem Bienenstokke gegen 20000 gemeine, oder Arbeitsbienen, die Wachs und Honig machen, gegen 1600 Männchen, (Trähnen) ohne Stachel befinden; daß die Königin gestachelt ist; daß die Polipen, und andre Zoophiten, wirkliche Thiere, und keine Halbpflanzen sind, (denn ein Ding ist entweder ein Thier, oder eine Pflanze ganz) daß man diese kleine Wasserinsekten, die genau so, wie der federartige Saame der Butterblume aussehen, aber nur noch einmal so klein sind, in Stükke, wie den Regenwurm, Blutegel, das Pferdshaar zerschneiden kann, woraus wieder ganze Würmer werden; daß man bis jezt 300 Arten vierfüssiger Thiere, 2000 Arten Vögel, 700 von den Amphibien, 2000 von Fischen, 15000 Arten von Insekten, 5000 von Würmern, d. i. 25000 Thierarten kennt; und wie viel Millionen sind wieder von jeder Art vorhanden! daß man bereits 15000 Arten von Pflanzen kennt, daß man die noch unbekannte auf 25000 Arten schäzet, daß man das eßbare Wild, Wildpret nennt, daß die Erden des Mineralreiches der erste Grundstoff sind, wovon die Pflanzen leben, und sich entwikkeln, daß die Thiere, eben so von den Pflanzen leben, und daß der Mensch alle drei Reiche in seine Substanz verwandelt. Hier folgt ein leichter Entwurf von der Naturleiter der verschiednen phisischen Wesen:

Die Naturleiter der phisischen Dinge.

1) Die bauende, und zerstörende Kräfte der Natur: Die anziehende Kraft (Magnetismus). Elastische (dehnbare) fortstossende, elektrische Kraft. Schwere.

2) Die Baustoffe der Natur (Elemente): zarte Erde. Leim, und brennliches Wesen. Feuer. Luft. Wasser.

A. Das Mineralreich.

Reine Erde, ist der Grundstoff. Salze haben eine Kälte in sich, z. E. wenn man Salpeter mit dem Finger im Wasser zergehen läßt; die Fensterblumen frieren just so, wie sich das sublimirte Queckssilber in dem grossen Feuer in der Phiole malet. Stechen den Geschmakk der Thiere, machen mit dem öligen Theile des Blutes eine Seife, zerschneiden den Schleim, und leeren durch ihre Nadeln den Schleim aus. Vom Salze in der Asche, vom Salpeter wachsen die Pflanzen.

Aus Erde, und Wasser bestehen alle Salze, aus saurem Salze entstehen Schwefel, und Vitriole. Aus Kupfer, und Eisen wird Vitriol. Der Arsenik ein giftiges, durch Feuer verflüchtigt Salz befindet sich nebst den vorigen Erden, und der allgemeinen Säure der Luft, die auch sogar in dem Salpeter, den doch nur ein brennliches Wesen, so zu reden, vererzet hat, stekkt in den Halbmetallen, und Metallen.

Diese Erde, der Leim, und die Salze gehen als Mittelkörper vom Mineralreiche über in das Pflanzenreich.

B. Das Pflanzenreich.

Die unterste Sprossen desselben sind die Steinpflanzen, Korallgewächse, diese sind schon organisirte Steine, wie in Thieren der Bezoar, die Gallensteine.

steine. Die Truffeln haben kein Kraut, wie die Pilzen (Schwämme) die nichts vom allgemeinen grünen Kleide der Pflanzen an sich haben. Endlich folgt auch das empfindsame Kraut, so seine Blätter, beim Berühren, sinken läßt, der grüne, und weisse Wasserpolipe, die unbewegliche Auster, und die Muscheln die oben Stein, oder mineralisch, und inwendig halbthierisch oder vegetirendes Fleisch sind, wie die Meernessel, der Bandwurm, dessen abgerissene Enden im Menschen wieder wachsen, und die Gallinsekten, die an den Baumästen, wie unbewegliche Austern feste sizzen, leben, und wie die Raupenpuppen todt zu sein scheinen.

C. Das Thierreich.

Vegetirt wie eine Pflanze, dehnt von Nahrungssäften ebenfalls seine Fasern nach der Länge aus, und hat nur ein klopfend Herz, und Sinnorganen vor den Pflanzen voraus. Also ist der Polipe, die Muschel, und eine Menge unorganischer Wasserwürmer, die Kleidermotte u. s. w. der unterste Rang; die Austern gehen über zu den Schnekken, der Krebs zu dem Muschelgeschlecht, die Schnekken zu den Insekten, die Schlangen zu den Eidechsen, und Aalen oder Neunaugen, diese zu den Fischen; die fliegende Fische zu dem fliegenden Eichhorn, und den Fledermäusen, diese zu den Vögeln, und vierfüssigen Thieren; der Straus zum Kameele; der Orang Utang zum Hottentotten, und die Menschheit in der Person des Neutons zu den eben so unendlichen Stufen der reinern Geister, bis endlich zum Seraph über. Nur der unendliche Verstand Gottes übersiehet diese Mittelgeschlechter, welche da zu sein scheinen, damit zwischen zwei Geschlechtern keine Leere übrig bleiben möge, im Ganzen, und im Zusammenhange; er siehet den Keim der Pflanzen, und der Thiere, die immer in Bereitschaft

ſtehen, ſich zu entwikkeln, an ſeiner angewieſenen Stelle, durch die Wärme, durch die anziehende Kraft, und den Leim hier zu einer Pflanze, dort zu einem Inſekte, und hier zu einem Menſchen werden.

Ich muß zu dem franzöſiſchen Texte etwas von der Natur der nüzzlichſten Thiere mit beifügen.

Das Pferd. Die Reitſchule hat den Fähigkeiten deſſelben, und die Stutterei dem Bau deſſelben, alle mögliche Vollkommenheit zu geben gewußt. Seine Theile führen beſondre Namen. Die Schläfe heiſſet Augenadern; die Tiefe über den Augenbranen Augengruben; das Weiſſe im Auge Glas; die Ohrendrüſe die Feifel; die Kehle des Kinnbakkens die Ganaſſe, der Naſenknorpel Maus; die Naſenſcheidewand das Schloß. Von den ſechs Vorderzähnen, und ſechs Unterzähnen heiſſen die zwei vordern Zangen; die Mittelzähne, und Ekkzähne ſind die übrige vordere. Zwei Haken ſind ihre Hundszähne, und dieſe fehlen den Stutten. In allem hat der Hengſt 40, die Stutte 36 Zähne. Die Haare über der Stirn heiſſen Schopf, am Halſe Mähne (Kamm) am Schwanz Schweif. Die beide Schultern oben am Ende der Mähne ſind das Vorderroß. Die Nieren liegen, wo ſich der Sattel endigt; von da bis zum Schweife geht das Kreuz. Der Kegel geht bis ans Knie; der Schenkelnerve iſt die hintere Röhre des Schienbeins; der Feſſel geht bis zur Krone d. i. bis zum langen Hufhaare, und der Ferſe. Schuß, und Wände, der Stral, die Gabel, die Sole ſind Theile des Hufes. An den Hinterſchenkeln folgt vom Kreuze herab, das Dikkbein, am Bauche die Leiſte, der Bakken an der Knikkehle, und der Spizze des Gelenks; der Spat und die Rappen.

Außerordentliche Farben der Pferde ſind getigerte, geſchekkte, Porcellan, Silberſchimmel, Fliegenſchlimmel. Unter die berühmteſte Pferde rechnet man

man die ſtolzen Spanier, die groſſen flüchtigen Engländer, die Däniſche vor Kutſchen; als gute Schulpferde die Italiäner. Die beſten Läufer unter den Menſchen vermögen in einer Sekunde nur 17, und auf Schlittſchuen 48 Fuß; hingegen die Engliſche Pferde im Wettrennen bis 82 Fuß zurükk zu legen; und der ſchnellſte Wind durchfliegt in einer Sekunde 123 Fuß. Man weiß, daß Ruſſiſche Pferde in einem Tage 25 deutſche Meilen durchlaufen. Starke Pferde ziehen Laſten, da man auf ein ſolches, auf einem ebenen, doch kurzen Wege bis 6000 Pfund, oder auf eine ziemliche Strekke Laſten von 900 Pfund rechnen kann. Die ſchönſten Pferde ſind indeſſen die Araber, und Perſer.

Die Natur. In 24 Stunden ſchläft ein Pferd kaum 3 oder 4 Stunden; es haaret jährlich, wie alle Thiere, im Herbſt; ſein Geſchrei iſt das Wiehern; es iſt gelehrig, und beſizzet alle Affekten und Fähigkeiten. Der Zügel, und Sporn lenken es. Seine Bewegungen ſind, der Schritt, der Trab, der Galop, und der Paß, d. i. der rechte Vorder, und rechte Hinterfuß bewegen ſich zugleich.

Die Schönheit erfordert, einen magern, hochtragenden Kopf, kleine, gerade, unbewegliche Ohren, eine erhabne Stirn, groſſe feurige Augen, eine gebogene Naſe, wohlgeöfnete Naſelöcher, ein hohes ſchneidendes Vorderroß, einen geraden Rükken, ein ſtarkes Kreuz, geſchlanke Knochen. Die Bedürfniſſe des Krieges, und des Friedens machen die Pferde nothwendig.

Der Elefant erreicht eine Höhe von mehr als 12 Fuß. Er iſt dunkelgrau, nakkt, ohne Haare, gerunzelt, wie eine geborſtne Eichenrinde anzufühlen. Sein langer knorpliger Rüſſel iſt immer in Bewegung, und beriecht den Erdboden. Mit den Naſenlöchern deſſelben ergreift er Heu, und Spiſe, und ſtekkt es in den Mund, ziehet den Rüſſel voll Waſſer, und gieſſet es ſich in den

Mund. Hierauf schnaubt er den Rüssel mit grossem Lerm wieder rein. Die zwei grossen Zähne (Elfenbein) des obern Kinnbakkens werden 6 Fuß lang, und wiegen 200 Pfund. Der Führer steiget bald auf dem vorgestellten Fusse des Thiers, bald auf dessen steifem Rüssel, den es in die Höhe hebt, auf den Nakken, und leget seine Füsse hinter seine grosse Ohrlappen. Das Reiben mit dem eisernen Stiefelbeschlage an den Ohren ist das Signal zu seinen Befehlen; zugleich sticht er mit einem Eisen den Kopf, und Hals desselben. Man läßt Menschen auf seinem Rüssel reiten, Geld mit dem Rüssel von der Erde aufheben.

Die Wallfische. Einige haben, statt der Zähne, in der obern Kinnlade hornige, und sensenförmige Barten, die oben einen Fuß breit, unten aber, wo sie sich in die Gruben der Unterkinnlade, als in Scheiden einpassen, spizz sind. Die längsten (mittleren) sind zwei Klafter lang, und alle haben lange Haare, wie Pferdshaare. Es dienen ihnen diese Reusen, die kleine Meerläuse, von der Grösse der Erbsen, im Munde zu behalten, wenn sie das eingetrunkne Meerwasser indessen durch das Blaseloch auf dem Kopfe wegspritzen. Sie säugen ihre Jungen an ihren Eitern. Die Arten sind der Nordkaper. Man rechnet den Werth eines mittelmäßigen Wallfisches gegen 1000 Thaler, und die 500 größten Barten betragen soviel, als der Spekk des ganzen Thieres. Die Wallfische sind so zu reden, vierfüssige Meerthiere mit Knochen, und Lungen. Die übrigen heissen Finnfische, der Schwerdtfisch, der Portfisch (Kaschelotte) aus dessen 30 Gehirnkammern man ein weisses Gehirnöl d. i. den Wallrath macht. Der Narwall ist das Meereinhorn, mit zwei oder einem Zahne im Oberkiefer, der Weisfisch, der Buzzkopf, das Meerschwein mit dem Schweinsrüssel, der Taumler (Delphin), der Schwerdtfisch mit der Pfeilsinne am

Rükken.

Rükken. Der groſſe Hayfiſch, der wohl 10 Klafter lang wird, und gegen 40 Zentner ſchwer wiegt, verſchlingt ganze Bretter mit geſtorbnen Menſchen; er muß ſich aber auf den Rükken werfen, wenn er die Beute verſchlingen will, weil ſein Rachen unter die Kehle zurükke gezogen iſt.

Die Hervorbringungen der Natur auf der Oberfläche der Erde.

Das Pflanzenreich. (Vegetabilien.)

Von Bäumen, Wäldern, und den Aeckern.

Der Baum iſt das erſte, und gröſte Produkt des Pflanzenreiches. Man nennet den weiſſen Saft, der in den Pflanzen als ein weiſſes Blut umläuft, Nahrungsſaft, und dieſer unterhält das Leben in allen Bäumen, und Pflanzen.

Dieſer Saft iſt aus Waſſer, und Salze zuſammen geſezzt: er ſteiget in den Stämmen, und Aeſten aller Bäume in die Höhe, er verwandelt ſich bald in Holz, und ſeine feinſten Theile werden zu Blumen, und Früchten angewandt.

Man nennt geſchonte Forſte, oder Nuzzholz, die groſſen Bäume, welche man über vierzig Jahre wachſen laſſen, und welche man nicht zum öffentlichen Verkaufe fällen laſſen, ſondern welche entweder zu Zimmerholz, oder zu Brennholz dienen. Hier ſind die bekannteſten.

Die Hagebuche. Dieſes iſt ein Forſtbaum, ihre Rinde iſt weiß, und hökkrich, und ihr Holz ſehr hart: ihre Aeſte breiten ſich in die Runde aus: man wendet ſie in den Gärten an, Verzäunungen davon zu machen, dergleichen man lebendige Hekken nennet: man vermeh-

ret sie durch Wurzelableger. Die Hagebuche liefert sehr gutes Brennholz.

Der Kastanienbaum. Er wächset in lokkerer und sandigter Erde, und ist in Limosie, in Auvergne, und in den südlichen Provinzen Frankreichs sehr bekannt. Sein Holz ist nach der Eiche das beste, für das Zimmerhandwerk, und zur Bildhauerkunst, zu den Weinpfählen, und zu den Haspeln, oder Winden. Die Kastanien, die derselbe träget, sind für diejenigen Länder, wo das Korn selten ist, eine gute Nahrung: Wasser mit ein wenig Salz ist ihre ganze Zubereitung.

Die Eiche. Dieses ist ein Forstbaum, dessen Holz sehr feste ist, und welches viel länger, als alles andere Holz dauert. Seine Früchte sind die Eicheln, die Galläpfel, der Mistel. Man rechnet drei Arten von Eichen. Erstens, die wahre Eiche, deren Eicheln viel länger, und größer sind. Zweitens: die kleine Eiche wächset nicht so hoch, hat einen krummen Stamm, und trägt viel kleinere Eicheln. Drittens die Steineiche, oder immer grüne Eiche, welche also, weil ihre Blätter immer grün sind, genennet wird. Das Eichenholz dienet zum Schiffbau, und zu allerlei Zimmerarbeiten. Es ist das allerfesteste zum Bau, sowohl auf der Erde, als unter dem Wasser. Man vermehret die Eichen, entweder durch den Eichelsaamen, oder durch Wurzelpflanzen; dieses ist der kürzeste Weg. Man bedienet sich auch des Eichenholzes, zur Heizung des Ofens. Die Rinde der Eichen, giebt auf Mühlen klein gemahlen die Lohe ab, deren man sich, um die Leder zuzubereiten (gahr zu machen) bedienet, ihre Wirkung ist, die Schweißlöcher des Leders zusammen zu ziehen. Der Gallapfel ist ein Auswuchs, in Gestalt einer Nuß, welche auf den Blättern der kleinen Eiche von Insekten wächst; dieses sind also die Arten von Nüssen, welche der Dinte ihre Schwärze geben. Der Mistel ist

eine

eine Pflanze, welche Beeren von der Gröſſe einer Erbſe hervorbringet, und eine klebrige Subſtanz enthält, aus welcher man den Vogelleim macht.

Der Ahornbaum. Sein Holz iſt weis, und krumm: ſeine Blätter breit, und ein wenig ſpizz: er treibt viele Aeſte, und wächſt an ſchattigten Oertern: man wendet ihn zu ausgelegten Arbeiten, zu den Lafetten, und Kolben, zu allen Arten von Waffen, ſowohl als zum Joche der Ochſen an.

Der Eſchenbaum. Sein Stamm iſt gerade, und ſehr hoch: ſeine Blätter ſind blaß, und ausgezakket: ſeine Frucht iſt klein, und gleichet einem Mandelkerne: dieſer Baum bekömmt einen ſchönen Stamm. Der Saft ſeiner Blätter, hat die beſondere Wirkung, daß er die Augen erhellet, und ſie ſtärket: die Stellmacher wenden ſein Holz zu ihrer Arbeit an.

Die Buche. Sie iſt ſehr hoch, und gerade: ihre Blätter tragen ein ſchönes Grün an ſich, und ihre Rinde iſt glatt, und weislich: man macht in den Gärten ſchöne Verzäunungen; oder lebendige Hekken davon, und man bedienet ſich derſelben zur Tiſcherarbeit: doch es dienet wohl der allergrößte Abſaz dieſes Holzes, zum Heerde, und zur Ofenfeurung.

Der Lorberbaum. Es giebt davon vier Arten. Erſtens der Franzlorbeerbaum, welches der gemeine iſt; er wächſet ſehr hoch, aber nur in warmen Ländern; man vermehret ihn durch Körner, und durch Zweigableger. Zweitens der Kirſchlorbeerbaum, von welchem man auch Verzäunungen macht, und welchen man durch Wurzelableger vermehret. Drittens den Roſenlorbeerbaum, welcher im Julius, und Auguſt rothe, und weiſſe Blumen trägt, die den Roſen gleichen. Viertens der Thymianlorbeerbaum, deſſen Blumen im Winter zum Vorſchein kommen.

Der Korkbaum. (Pantoffelholzbaum) Eine Art grüner Eichen, welche nur in warmen Ländern wächset: die äußerliche Rinde dieses Baumes, dienet Flaschenpfropfen daraus zu machen. In dieser Absicht macht man nach der Länge des Baumes einen senkrechten Einschnitt, und zwei andere, die über zwerch laufen; man lässet die Rinde im Wasser weichen; man leget sie auf eine Bettung von angezündeten Kohlen; man beschweret sie mit einer Lage Steinen, und man lässet sie alsdann trokknen.

Der grosse Kastanienbaum. (Maronenbaum.) Es ist dieses eine Art von Kastanienbaum, welcher grössere Früchte, und von einem schönern Geschmakke, als die andern Kastanienbäume träget, und welche man gemeiniglich Maronen nennet. Dieser Baum wächset häufig in der Dauphinee, und Lyonnois.

Der wilde Kastanienbaum, träget wilde Kastanien, die nicht zum Essen taugen, deren man sich aber das Vieh fett zu machen bedienet, nachdem man sie in Kalkwasser gekochet hat. Man nimmt die jungen Pflanzen von den alten Kastanienbäumen, welche hernach in den grossen Spazziergängen der Gärten einen angenehmen Schatten machen.

Der Vogelkirschbaum, ist eine Art wilder Kirschen, man bedienet sich derselben, um die gemeinen Arten darauf zu pfropfen, seine Frucht ist von geringem Gebrauche. Sein Holz ist feste, und klingend. Man wendet es zur Verfertigung der musikalischen Instrumente an.

Die Haselstaude, träget in grünen bärtigen Schaalen eingewikkelte, und mit einer Stein- oder Holzschaale umgebene Nüsse. Es giebt wilde Haselstauden, welche in den Wäldern wild wachsen, und weiche, und weisliche Nüsse tragen; die gepflanzte Haselstaude, deren Nüsse roth, und derbe sind, werden Bartnüsse genennet;

und

und sind die besten: man vermehret sie durch eingesenkte Reiser, oder durch Wurzelableger.

Der Oelbaum. Er bringet die Oliven hervor, seine Blätter sind spizzig, von oben grün, und von unten weis, er träget weisse Blumen, in Gestalt der Trauben, oder büschelweise, und daher kommen die Oliven. Um diese Oliven zu essen, so pflükket man sie, wenn sie noch grün sind, das heißt im Monate Oktober, und leget sie in eine Salzbrühe, damit sie ihre grobe Bitterkeit verlieren mögen. Das Oel von diesen Oliven, welches man Baumöl nennet, ist nichts anders als der Saft der Oliven, welchen man unter der Presse auspresset. Dieser Baum wächset nur in warmen Ländern, und in den südlichen Provinzen Frankreichs.

Der Ulmbaum. (Rüster.) Sein Stamm ist groß, und gerade, seine Rinde ungleich, seine Wurzel dikk, und sein Holz gelb, und feste: er wächset in den fetten und nassen Erdreichen, aber nur langsam. Man pflanzet ihn gemeiniglich vor den Häusern, oder in den Spaziergängen, und machet Buschwerke, und lebendige Hekken davon, man verschneidet ihn zu einer Kugel, das heißt, zu einer runden, und dichten Krone, oder auch um eine Vase vorzustellen, und er dienet zu allen Verzierungen des Gartens. Man vermehret ihn, durch Sprößlinge, in der Baumschule: man brauchet sein Holz zu Stellmacherarbeiten, und es dienet die Achsen, die Naben, und Radfelgen daraus zu schneiden.

Der Palmbaum, hat einen sehr hohen, und geraden Stamm, seine Rinde ist weislich, seine Blätter von unten her weis, und sein Holz weis, und zart. Man nennet den Palmbaum, dessen Holz schwarz ist, und dessen Blätter dem Epheu gleichen. Espe, deren Blätter immer zittern, weil sie an einem kleinen Stengel hängen. Der Palmbaum wächset an den Ufern der Flüsse, und an allen nassen, und feuchten Oertern.

Die

Die Fichte. Dieser Baum wächset am höchsten, und geradesten, seine Blätter sind dünne Nadeln, welche immer grün bleiben. Sie bringen eine Art harter, und schuppiger Aepfel hervor, welche einen Kern, wie kleine Mandeln haben, die man Fichtenkerne nennet, und welche sehr süsse von Geschmakk sind. Es fliesset aus diesem Baume, vermittelst eines Einschnittes, den man darein machet, ein schwärzlicher Saft heraus, und dieses ist das Schiffpech, womit man die Schiffe kalfatert, es fliesset auch ein Harz heraus, aus welchem man das burgundische Pech, und das Harzpech (Colophonium) macht.

Die Linde hat einen geraden, und hohen Stamm, ausgezakkte Blätter; ihr Holz ist weis, und zart: es ist sehr geschikkt, schöne Spazziergänge davon zu ziehen: sie kömmt in der nassen, und fetten Erde fort: und man vermehret sie durch Wurzelpflanzen.

Obstbäume (fruchttragende Bäume).

Der Aprikosenbaum träget die Aprikosen. Dieser Baum ist von mittelmäßiger Grösse: seine Blätter gleichen den Birnblättern. Die Schönheit, und Grösse der Aprikosen hänget von einem guten Grunde, und dem Baume ab, auf welchen man sie pfropfet. Diejenigen, so in freyer Luft stehen, haben einen bessern Geschmakk, als die an den Geländern; man beschneidet die Aprikosenbäume gegen das Ende des Februarius.

Der Mandelbaum. Dieser Baum träget die Mandeln, und ist ziemlich groß, man vermehret ihn durch Mandeln welche man in den Sand steckt, wo man sie keimen läßet, und im Frühlinge verpflanzet: die Mandelbäume wachsen nur aus Mandelkernen, und lassen sich nicht auf andere Bäume pfropfen.

Die

Die Kassie ist die Frucht von einer Art schwarzen Johannisbeerenstrauche, welche sehr süß ist: man machet einen Ratafia davon, welcher sehr im Gebrauche ist.

Die süsse Zitrone, ist die Frucht von einer Art Zitronenbaum: sie hat einen bewunderungswürdigen Geruch, welcher in der Rinde der äussern Zitronenschale bestehet, woraus man ein Wasser, oder einen Saft macht, der sehr berühmt ist.

Der Kirschbaum träget Kirschen. Man erziehet die Kirschbäume aus den Kernen, oder Kirschsteinen, welche man am Ende des Februarius aussäet, oder man nimmt wilde Vogelkirschbäume, um darauf einige Arten guter Kirschen zu propfen. Die verschiedene Arten der Kirschen sind: die ächten Kirschen, die Kirschen von Montmorenci, die großen Kirschen, und die sauren Weichselkirschen. Man macht aus den Kirschen, Kirschmuß, Kirschsaft, eingemachte Kirschen, Kirschlattwergen, und sogar Kirschwein, in welchen man ein wenig Zukker, und Zimmt wirft, u. s. w.

Der Zitronenbaum träget die Zitronen, oder Spizzzitronen. Dieser Baum wächset in der Provence, in Italien, und Portugall. Die Zitrone ist von einer länglichten Gestalt, und zarten gelben Farbe. Sie ist herzstärkend, und erfrischend. Aus ihrer Schaale macht man ein Wasser, welches man Zitronenoel nennet, das saure Fleisch ist külend, und mäßigt die Hitze des Bluts.

Die Bergamottenzitrone ist eine Art von Zitrone, welche den spizzigen Zitronen gleichet, und deren Geruch sehr stark ist, man machet ein Wasser daraus, welches sehr geschäzzet wird.

Der Quittenbaum. Dieser Baum bringet die Quitten hervor, welche Früchte man selten eher isset, als bis sie in Zukker eingemacht sind: man machet auch Quittensaft, Obstgallert, Quittenbrodt, und Zukkergallert daraus, welcher sehr hoch gehalten wird. Man

pfropfet

pfropfet auf den Quittenbaum Aepfel, und Birnbäume: und alsdenn tragen sie viel schönere, und größere Früchte.

Der Feigenbaum. Dieser Baum trägt die Feigen, sein Holz ist zart, weis, und krumm gewachsen: die Feigenbäume kommen nur in warmen Ländern fort, man vermehret sie durch Senkreiser, und Zweigableger. In unserm Klima giebt es vier Arten von Feigen, erstens, die weisse runde, dieses ist die beste, und kömmt im August. Zweitens die weisse lange, und gezukkerte. Drittens die vortrefliche, welche im Herbste reift. Viertens die violette.

Der Erdbeerstrauch. Dieses ist ein Busch, oder Strauch, welcher Erdbeeren träget: man vermehret sie durch eingewurzelte Pflanzen, oder vielmehr durch Ranken, welche aus dem Körper der Staude hervorschiessen. Es giebt verschiedene Arten von Erdbeersträuchern, die rothen gewöhnlichen, und die weissen. Die Walderdbeeren sind die besten; wenn man also Erdbeeren haben will, so darf man nur die Pflanzen der Walderdbeeren den Gartenerdbeeren vorziehen.

Der Johannisbeerstrauch. Dieser Strauch träget die Johannisbeeren: und man pfleget ihn in den Gärten. Es giebt rothe, und weisse Johannisbeeren: von welchen die weissen am meisten geschäzzet werden, die auch viel grösser, und viel länger sind; die rothen werden eingemacht, und zum Johannisbeersafte, und Lattwergen gebrauchet.

Der Taxbaum, ist ein immergrünender Baum, welcher den Gärten eine schöne Zierde verschaffet; indem man ihm allerlei Gestalten durch die Scherung geben kann, man machet auch Verzäunungen, und Buschwerke davon: sein Holz ist sehr hart, röthlich, und zähe.

Der Limonienbaum, träget Früchte, oder Limonien, welche den Zitronen gleichen, aber viel grösser, runder,

runder, und schwefelgelb sind: ihre Schaale wiederstehet dem Gifte, und ihr Fleisch kühlet noch mehr, als die Zitronen.

Der Maulbeerbaum bringet Maulbeeren hervor: Es giebt schwarze, und weisse Maulbeeren. Der schwarze Maulbeerbaum träget gute eßbare Maulbeeren, von ihren Blättern leben keine andere Insekten, als die Seidenraupen: sie müssen schwarz seyn, wenn sie reif seyn sollen: man macht einen vortreflichen Sirup daraus. Der schwarze Maulbeerbaum wird auf den Quittenbaum, und Kastanienbaum gepfropft. Der weisse dient nur den Seidenwürmern zur Nahrung. Man vermehrt sowohl den einen, als den andern durch Ableger, und Wurzeln: sie verlangen ein fettes Erdreich.

Der Mispelbaum trägt die Mispeln, dieses sind Früchte, welche kleinen Holzäpfeln gleichen, ihr Kopf trägt die Gestalt einer Krone, und sie enthält vier, oder fünf kleine Kerne: die Mispeln werden nicht eher reif, als bis man sie abgepflückt, und aufs Stroh gelegt hat.

Der Wallnußbaum trägt Wallnüsse. Man hat deren verschiedene Arten: einige tragen sehr grosse, und wohlschmekkende Nüsse, sie bringen aber nur deren wenige: andere tragen Nüsse von länglicher Gestalt, aber in grosser Menge. Andere hingegen tragen nur kleine Nüsse, und dieser bedient man sich, um daraus Oel zu machen. Man pflanzet die Nußbäume auf offnen Feldern, oder bei den Zugängen der Häuser; denn sie schaden den Gärten durch ihre lange Wurzeln sehr. Man verfertiget aus dem Nußbaumholze sehr schönes Hausgeräthe. Im August isset man die Nüsse eingemacht, und gegen Ende des Septembers isset man die reife Wallnüsse, indem man die gelbe Haut von dem weissen Kerne abzieht.

Der Pomeranzenbaum ist immer grün. Seine Blumen sind weiß, und von einem angenehmen, aber

ſtarkem Geruche. Seine Früchte ſind die Pomeranzen. Natürlicher Weiſe wächſt er nur in den ſüdlichen Theilen von Frankreich, als zum Exempel in der Provence. In den Gegenden, die nicht ſo heiß ſind, verlangt ſeine Pflanze eine beſondere Aufmerkſamkeit, und Koſten; denn man kann ihn nur in Kaſten erziehen; dergeſtalt, daß eine von den größten Verdienſten eines ſchönen Gartens darinnen beſtehet, daß er Pomeranzenbäume aufzuzeigen hat. Man hat zweierlei Arten von Pomeranzen: die ſüſſen, deren Saft erhizzet, und die ſauern, welche kühlend ſind.

Der Pferſichbaum träget die Pferſiſchen, und iſt ziemlich klein: ſeine Blumen ſind roth. Diejenigen, welche in einem ſandigen, und heiſſen Erdreiche ſtehen, tragen viel gröſſere Pferſichen: man vermehret ſie durch Kerne, die man drei Finger tief, und mit dem Kopfe unten in die Erde ſtekkt, man verpflanzt die jungen Bäumchen nach zwei Jahren, man dünget ſie, man behakkt ſie, man beſprenget ſie: man pfropft ſie entweder auf Pflaumen, oder Aprikoſenbäume, und man beſchneidet ſie, wenn ſie drei Jahre alt ſind.

Man hat eine groſſe Menge von Pferſiſchen. Zum Exempel, die frühzeitigen, die Pferſiche von Troyes, die Weinpferſiche, die Magdalenenpferſiche, die wunderbare Pferſiſche (Admirable), welche groß, und rund iſt, einen gezukkerten Saft, ſchöne Farbe, ein feines, und ſchmelzendes Fleiſch, und kleinen Kern hat; die weiſſe und rothe Blutpferſiche, die violette Blutpferſiche, u. ſ. w.

Der Apfelbaum. Er iſt entweder ein Zwergbaum, oder rundgeſchnitten, oder er ſtehet auch im freien Felde. Der kürzeſte Weg, ihn zu vermehren iſt, daß man ihn auf einen wilden Apfelbaum pfropft: man behakkt ihn zweimal, man beſchneidet ſeine Aeſte, und dünget ihn: er blüht im Frühjahre, und man pflükkt die Aepfel in der Mitte des Septembers.

Die

Die beſten Arten von Aepfeln ſind: die weiſſe Reinette, die graue Reinette, die Franzreinette, der Apfel von Rambour, der Schlotterapfel (Calville) oder Klapperapfel, der Fenchelapfel, die Reinette von England, oder Goldapfel, der Herrenapfel, und der rothe Fenchelapfel (Pomme de Bardin).

Der Birnbaum erreicht nur eine mittelmäßige Gröſſe, ſeine Blätter ſind weißlichgrün, und ſpizz an ihrem äuſſerſten Ende. Die, welche auf freiem Felde ſtehen ſollen, müſſen auf Holzbirnen, das heißt auf wilde Birnbäume, die man im Walde findet, gepfropft werden. Man vermehrt ſie durch Wurzelableger, oder Senkreiſer.

Es giebt unendlich viele Arten von Birnen. Man kann ſich einen Begriff von den bekannteſten machen, wenn man ſie nach den drei Jahrszeiten unterſcheidet. Dergleichen ſind: die Sommerbirnen, die kleine Muskatellerbirn, die groſſe weiſſe Birn, die groſſe, und kleine Muskatellerbirn (Rouſſelets), die Sommerchriſtbirn, die Pommeranzenbirne, die Salviatbirne, die grüne lange Birne, die rothe, und graue Schmalzbirne.

Die Herbſtbirnen ſind: die lange grüne Schmalzbirne, die grüne Zukkerbirne, die Dechantsbirne, die Zukkerbirne, die Bergamotte de Creſane, die Virgouleuſe, und die Birne von Sanct Germain.

Die Winterbirnen ſind: die gute Chriſtwinterbirne, die Colmarbirne, die Bezzybirne, die Dangobertsbirne, die rothſteinige Birne, die gute Winterbirne, u. ſ. w.

Der Pflaumenbaum iſt von mittelmäßiger Gröſſe: ſeine Blätter ſind gezakkt. Man pfropft ihn auf wilde Pflaumenbäume: man behakkt, und beſchneidet ihn im Februar. Man hat Pflaumen von verſchiedenen Arten, die bekannteſten ſind: die Monſieurpflaume, dieſes iſt die gemeinſte Pflaume, die rothe Zwetſchenpflaume, die violette Pflaume, die wunderſchöne Pflaume, und

die Reine Claude; dieſe wird am meiſten geachtet: ſie wird im Auguſt reif, und behält ihre grüne Farbe immer, dieſes Grün iſt aber zart, und ihr Fleiſch ſaftig, und voller Zukker; die Sanct Catharinenpflaume, die violette Königspflaume, die Aprikoſenpflaume, u. ſ. w.

Man nennt denjenigen Ort, Baumſchule, woſelbſt man eine groſſe Menge junger Bäume erzieht, die beſtimmt ſind, die Stelle der ausgeſtorbenen Bäume, oder diejenigen zu erſezzen, die man ausreißen muß. Man bekömmt ſie aus Kernen, und Steinen, und nennt ſie rohe Bäume, weil ſie wild ſind: nur den Mandelbaum kann man vermittelſt ſeiner Mandel bekommen. Die andern entſtehen von Ablegern, oder von Wurzeln, welche man im Walde von den wilden Bäumen nimmt: man pfropft ſowohl die einen, als die andern in ihrem dritten, oder vierten Jahre. Man beſchneidet die Bäume, um ihnen die unnüzze Zweige zu benehmen, und um ſich eine viel ſchönere Frucht zu verſchaffen, oder um ihnen eine ſchönere Geſtalt zu geben. Diejenigen Perſonen, welche Fruchtbäume beſchneiden, ſollen die Fruchtzweige, welche klein, und kurz ſind, von den Holzzweigen, welche groß ſind, unterſcheiden, und ſich bemühen, ſie bald lang, bald kurz zu ſchneiden, dergeſtalt, daß ſich auf allen Seiten eine beinahe gleich groſſe Anzahl von Holzzweigen befindet, damit ſich der Saft gleichförmig austheilen möge. Man beſchneidet die geſunden Bäume lang, und die ſchwachen kurz. Die Bäume werden im dritten, oder vierten Jahre nach ihrer Pflanzung beſchnitten.

Das Pfropfen. Dieſes iſt die Art, Fruchtbäume zu verfeinern. Pfropfen aber heißt, einen Baumzweig auf einen andern pflanzen, damit ſich der ſchlechte Baum in einen guten verwandle. Man nennt denjenigen Baum, auf welchen man pfropfen will, wild, und denjenigen Baumzweig, von welchem man eine Art haben will,

heißt

heißt man Pfropfreis: das von der Rinde dieſes Zweiges ausgehobene Stükk wird Schild, und das Inſtrument, oder Meſſer, welches zu dieſer Arbeit dienet, Pfropfmeſſer genannt. Um pfropfen zu können, ſäget man den Stamm, oder einen von den Hauptzweigen, den man pfropfen will, ab. Man macht eine Spalte in den Stamm, und fügt den guten Baumzweig, welchen man Pfropfreis nennt, in die Spalte hinein. Die Spalte wird mit Baſt bedekkt, und man überſtreicht dieſe Bedekkung mit einem Mengſel von Wachs, oder mit Pech, und alles wird mit alter Leinwand bewikkelt, auf daß der Regen, oder die Luft nicht durchdringen könne. Beſſer iſt es, ſie mit Lehm zuzumachen. Man pfropft die Birnbäume auf Bäume ihres gleichen, die aber Holzbirnen, oder Quittenbäume ſein müſſen: der Apfelbaum wird auf wilde Apfelbäume; der Kirſchbaum auf ſchwarze, oder rothe wilde Kirſchbäume, oder auf Vogelkirſchenbäume; der Pflaumbaum auf wilde Pflaumbäume; der Aprikoſen, und Pferſichenbaum auf Mandelbäume, u. ſ. w. gepfropft.

Man nennt einen Plazz, welcher für die Bäume beſtimmt iſt, die in freyer Luft ſtehen ſollen, oder die einen hohen Stamm haben, oder die durch ihren Schatten den kleinen Bäumen im Garten ſchaden würden, Baumgarten.

Von den Geſträuchen.

Der Weißdorn iſt ein Geſträuche, das einen geraden, und ſcharfen Dorn hat, und gegen das Ende des Maies, weiße, und wohlriechende Blumen trägt. Man macht Hekken aus dieſem Strauche, um ein Stükk Land damit einzuſchlieſſen.

Die Birke gleichet ſehr dem Pappelbaume: jeder von ihren Zweigen wächſet als dünne Ruthen, die ſich

in Spizzen endigen. Ihre erste Rinde dient Körbe zu flechten, und die zweite Brunnenstrikke (Bastseile) zu machen.

Der Buchsbaum. Seine Blume ist grün, die Frucht roth, das Holz gelb, und hart; man verfertigt viele Waaren, dergleichen sind Kämme, Kräusel, Stiele u. s. w. daraus. Er ist den Gärten, und zur Einfassung der Lustsiükke sehr nüzzlich: man giebt ihm vermittelst der Scheere die Laubwerke, und Figuren, die man zu haben wünscht. Er wird durch Wurzeln, und Ableger vermehrt, und er wächst zu niedrigen Büschen.

Der Kapernstrauch trägt Kapern: dieses sind Knospen desselben: man pflanzet ihn an Mauern, die gegen die Sonne liegen: die Knospen werden in Weineßig eingemacht, und man gebrauchet sie in den Ragouts.

Das Geißblatt. (Kaprifolium) Man zieret die Gärtengeländer mit diesem Strauche; seine Blumen sind purpurfarben, mit etlichen weißen Linien gestreift, und sie geben einen lieblichen Geruch von sich.

Der Sauerdorn. (Berbisstrauch) er hat lange Dornen, die dünn, und weiß sind, sein Holz ist gelb, und klebricht, die Blume gelb, und riecht angenehm. Er kömmt in Hecken gut fort.

Die Himbeerstaude. Sie bringt die Himbeeren, welches eine sehr bekannte Frucht ist: ihr Stengel ist mit kleinen Stacheln versehen, man vermehret sie durch Wurzelableger, welche am Fuße der Staude herauswachsen. Die rothen Himbeeren haben einen bessern Geschmack als die weissen.

Das Pfriemkraut. Man hat weisses, und spanisches Pfriemkraut. Das weiße wächst sehr hoch, und treibt eine Menge kleiner spiziger Ruthen, man verfertigt Matten, und Säkke daraus: das spanische Pfriemkraut wird in den Gärten erzogen, es ist drei bis vier

Fuß

Fuß hoch, seine Blumen sind gelb, und es dient die Rasenbetten eines Luſtſtückes zu zieren.

Der Wacholderſtrauch iſt ſtachlich, und immer grün; er trägt die Wacholderbeeren, das ſind Beeren, welche fleiſchig ſind, und gebraucht werden die böſe Luft weg zu räuchern, man verfertigt ein Getränk daraus, welches den Magen ſtärket, und einen Extrakt von der Dicke des Honigs, der geſchickt iſt, viele Krankheiten zu heilen.

Die Stechpalme. Dieſer Strauch iſt immer grün, ſein Holz iſt hart, ſeine Zweige biegſam, und mit Stacheln beſetzt: man macht Schäferſtäbe und Peitſchenſtiele daraus.

Der Mirthenſtrauch. Seine Blätter ſind dünn, und riechen gut: er kömmt nur in heiſſen Ländern fort.

Die Creutzbeerſtaude. Ihre Zweige ſind hoch, und ſtachlich, ſie trägt eine rothe, und kernige Beere, deren ſich die Färber bedienen: ſo wie das Saftgrün in Blaſen daraus gekocht wird.

Die Waſſerweide wächſet an den Rändern des Waſſers: ihre Zweige ſind dünn, und biegſam, und man macht allerlei Geflechte, und Körbe daraus, und ſie wird zu allen den Arbeiten, wo man Holz zu binden hat, gebrauchet. Diejenigen Perſonen welche deren viele haben wollen, ziehen ſich Weidenbüſche an. Dieſes ſind Gegenden, welche mit Waſſerweiden angefüllt, und der Sonne ausgeſezzt ſind; man pflanzet ſie durch Ableger (Aeſte) fort.

Der kriechende Brombeerſtrauch. Er kömmt gut in Hekken fort, und alle ſeine Zweige ſind mit Stacheln verſehen. Seine Frucht iſt faſt wie eine wilde Maulbeere; das Dekokt der Blätter dient, das Halsweh zu lindern.

Die Weide gehört unter die kleinen Bäume, ihr Holz iſt weiß, und biegſam, und ſie ſteht gerne in naſſen

Oertern, als in Gräben, und Wiesen, man macht aus ihrem Holze Stangen zu den Gartengeländern, und Gitterwerken.

Der Fliederbusch. Seine Zweige haben eine doppelte Rinde, die ein klebriches Holz bedekken: er trägt Früchte, welche die Gestalt einer Beerentraube haben, die schwarz ist, und einen dunkelrothen Saft in sich hat. Die Fliederblüten sind schweißtreibend.

Die Raimweide. Ihr Holz ist weiß, und glatt. Die Blumen sind weiß, und riechend: sie trägt kleine schwarze Trauben, die einen röthlichen Saft in sich haben.

Der Weinstokk. Er trägt die Weintraube, wie jedermann bewußt ist, und die ausgedrükkte Weintraube giebt den Wein her. Der Stamm des Weinstokks ist gekrümmt, seine Rinde röthlich: er treibt lange Sprößlinge, seine Blätter sind breit, und ausgerundet: das was man Weinranken nennt, sind kleine, dünne Ruthen, die sich wie eine Haarlokke winden, und die längst den Reben hervorkommen. Seine Blumen sind klein, und gelblich: er treibt Beeren, die in Trauben beisammen stehen, und dieses heißt die Weintraube. Die Erde, worinn sich der Weinstokk befindet, muß sanft, leichte, und mit kleinen Kieselsteinen, oder Sand vermischt sein: seine beste Lage ist gegen Mittag, und vornemlich auf einem hängenden Gebirge, oder etwas rundlichen Hügel. Man pflanzet ihn auf viererlei Arten. Erstens, aus Sprößlingen, oder abgeschnittenen kleinen Rebschössen: dieses sind Zweigausschüsse ohne Wurzel, und die vom Stamme abgeschnitten worden. Zweitens, von Wurzelablegern: dieses sind junge Stämme, die in der Baumschule erzogen sind. Drittens, aus Reben, welche man in Erdkörben Wurzel fassen läßt, und denn vom Mutterstamme losschneidet. Viertens aus Senkreisern, dieses sind starke Reben, welche man in die

Erde

Erde bringt, indem man zwei, oder drei Augen deſſelben eingräbt.

Die jährliche Bearbeitung des Weinſtokks beſtehet in dem Schnitte, und Behakken. Der Schnitt aber, beſtehet darinnen, daß man ihn von oben her beſchneidet, indem man ihm nicht mehr als zwei, oder drei Augen, oder Knoſpen übrig läßt. Man beſchneidet ihn, um zu hindern, daß er nicht zu viel Früchte trage, und ſich alſo nicht vor der Zeit erſchöpfen möge: was das Behakken betrift, ſo verrichtet man daſſelbe zu drei verſchiedenen malen: das erſtemal nennt man es ſchlechtweg die Hakke: dieſes geſchieht, indem man die Erde mit der Hakke wohl auflokkert. Das zweitemal nennt man, die zweite Hakke geben, und das drittemal wird es die dritte Hakke genannt, dieſe zwei lezteren Arbeiten haben vielmehr zur Abſicht, die Weinſtökke vom Unkraute zu reinigen, als ſie ſelbſt zu verbeſſern. Die übrigen Arbeiten der Winzer ſind das Anbinden der Weinſtökke an Weinpfähle; ſie zu beäſteln, nachdem die Trauben zum Vorſchein kommen, das iſt, man ſchneidet das überflüſſige Holz weg, welches ſich an den Enden der Zweige befindet. Endlich dünget man den Weinberg alle ſieben Jahre, indem man Rindermiſt darauf verbreitet: der Taubenmiſt iſt ihm auch ſehr zuträglich. Man bringet alle funfzehn Jahre die hohen Weinſtökke unter die Erde, das heißt, man ſenket ſie in tiefe Gruben ein, auf daß ſie darinnen eine neue Lebhaftigkeit bekommen mögen. Man giebt ihnen alle zehn Jahre friſche Erde, um ihnen neue Nahrungsmittel zuzuführen. Sie werden gepfropfet, wenn ſie keine Früchte mehr tragen, und wenn ſie noch ein ſtarkes Holz anſezzen; dieſes geſchiehet dergeſtalt, daß man in eine Spalte, welche man in jeden Weinſtokk macht, eine wohlgenährte Rebe einſchiebt, die verſchiedene Knoten hat.

Die Trauben. Man hat deren verschiedene Arten. Die vornehmsten, welche sich vor den übrigen Trauben auszeichnen sind: die Chasselas (wieder die Mattigkeit,) und die Muskatellertraube. Die Traube von Korinth, die weisse, und rothe Traube von Damaskus, die Aprikosentraube, die schwarze Traube, und die Barsur Aube. Diejenigen, welche man in Gärten erzieht sind: die frühzeitige Magdalenentraube, die Chasselas, die österreichische Traube, die weisse von Korinth, die weisse Spaliermuskatellertraube, die Traube von Bourdeaux, welche zum unreifen Weinsafte dient. Wenn man sowohl eine als die andere haben will, so pflanzt man gegen Mittag, in Gestalt eines Spaliers, einige Rebschüsse ein, dieses sind Zweige vom Weinstokke des vorigen Jahres: man dünget sie rund herum: man giebt ihnen vier Behakkungen, man beschneidet sie, und bindet den Weinstokk, nach dem Maasse, als er in die Höhe steigt.

Der unreife Saft. Dieses ist der aus den grünen Trauben ausgepreßte Saft: er ist erfrischend, und man gebraucht ihn an verschiedenen Speisen: und man macht Obstgallerte, und eingemachte Sachen daraus.

Die Waldrebe. Ihre Zweige sind kriechend, sehr biegsam, und gut Holz damit zu binden; ihre Blumen sind weiß, und tragen kleine Beerren, welche, wenn sie reif sind, schwarz werden.

Das Getreide, und das Gesäme.

Getreide nennt man dasjenige Gewächse, welches die bekannte Aehren von verschiedner Art trägt. Das Korn, und der Rokken wird grosses, die Gerste, der Haber, und die Erbsen aber, kleines Getreide genannt. Das grosse wird im Herbste, und das kleine Getreide im März gesäet.

Die

Die Saamenkörner, oder das Gesäme, sind der Same, welchen Pflanzen hervorbringen. Jedes Korn enthält die Pflanze in sich, die daraus entstehen soll; denn es giebt keine einzige Pflanze, die nicht ihrem Ursprunge nach, aus einem Samenkorn herkommen sollte. Ein Korn besizzet eine unglaubliche Fruchtbarkeit: es giebt Pflanzen, die tausend, und ins Unendliche fallende Früchte tragen: dergleichen sind: die Hirse, und der Hanf. Das Samenkorn enthält eine mehliche, und öliche Materie, welche die Pflanze ernährt: oder die den eigentlichen Keim ernähren muß.

Das Getreide, oder Korn, begreifet die Pflanzen, die das Korn hervorbringen, aus welchem man Brodt macht. Man hat verschiedene Arten davon, dergleichen sind: der Weizen, der Roggen, das Mengselkorn, der Haber, u. s. w. Wenn das Korn gesäet worden, so fängt der Keim gewöhnlicher Weise vier, und zwanzig Stunden nachher, an, die Samenhülse zu zerbrechen, und sich von ihr loszumachen: es treibt seine Wurzel, und Stengel hervor: den fünften, oder sechsten Tag fängt es an, eine kleine grüne Spizze aus der Erde herauszustossen.

Wenn man im übeigen schlechtweg Getreide, oder Korn sagt, so versteht man immer in Frankreich den Weizen darunter. Der gute Weizen muß schwer, derbe, recht reif, goldgelb, nicht zu alt, noch zu frisch sein; er soll trokken sein, und dennoch eine Art von Frischheit in sich haben. Die gar zu trokkenen, oder die gar zu nassen Jahre sind dem Getreide schädlich: die trokkenen Jahre machen es mager, oder verbrennen es: die nassen Jahre machen es sehr groß, und daß es ins Gewichte fällt; aber das Wasser, welches eingedrungen ist, benimmt ihm alle Kraft, und macht bisweilen, daß es auskeimt. Ein gar zu trokkenes Jahr vermindert die Menge des Getreides, thut aber seiner Eigenschaft we-

nig

nig Schaden, und ein gar zu naſſes Jahr ſchadet der Güte des Getreides, aber nicht ſeiner Menge. Dieſer Unterſchied läßt ſich bei dem Mehl an dem wenigen, oder vielen Waſſer, welches es im Kneten verlangt, bemerken: auch erkennt man die Güte des Getreides aus der Anzahl von Brodten, welche es giebt, und aus ihrer Gröſſe, und Schwere: ein Scheffel guter Weizen wiegt in Frankreich zwanzig Pfund; ein Scheffel Roggen in Berlin achtzig Pfunde.

Wenn das Getreide grün da ſteht, und die Zeit heran kömmt, daß es ſich in die Höhe hebt, ſo verdünnt man es, wenn man ſieht daß ſeine Blätter ſo zahlreich ſind, daß ſie das Getreide erſtikken könnten, und man läßt Kühe, oder Schafe eine kurze Zeit darauf weiden. Im Frühjahre gätet man es, das heißt, man reiſſet das Unkraut heraus, und fährt mit dieſer Arbeit bis in den Junius fort, wofern keine warme Regen einfallen; dieſe machen ſonſt, daß die Treſpe, und der Brand entſtehen. Je älter übrigens das Korn iſt, je mehr Nuzzen bringet es, das heißt es giebt einen beſſeren Teig. Gewöhnlicherweiſe iſt das Korn im Oktober, und November viel theurer, weil dieſes die Zeit der Ausſaat iſt. Wenn man vom Getreide Nuzzen haben will, ſo muß man es gut erhalten, gutes Getreide haben, und es zu rechter Zeit verkaufen.

Die Kleie iſt eigentlich die Rinde des Korns, welche ſich davon losgemacht hat, da das Korn auf der Mühle gemahlen wurde: man gebraucht ſie zu vielen Dingen, und man ernähret vornemlich das Federvieh damit.

Der Roggen iſt die zweite Art Korn, nach dem Weizen. Sein Stengel erhebt ſich viel höher, als alles übrige Korn. Seine Aehren, und Körner ſind ein wenig länger, als die Aehren, und Körner des Weizens. Der groſſe Roggen wird im Winter, der kleine aber im

Früh-

Frühlinge geſäet: das trokkne, und leichte Erdreich iſt dem Roggen ſehr zuträglich, ſo wie auch diejenigen Jahre, in welchen es wenig regnet. Man bäkkt Brodt vom Roggen, es iſt aber ſchwer zu verdauen, jedoch wenn es mit Weizen vermiſcht iſt, ſo giebt es ein leichtes Brodt, welches von gutem Geſchmakke iſt: das Roggenmehl zertheilet die Geſchwülſte in Umſchlägen.

Das Mengſelkorn iſt Roggen mit Weizen vermiſcht. Man ſchäzzet das, was mehr Weizen enthält, am höchſten.

Alles Getreide iſt verſchiedenen Krankheiten unterworfen, hauptſächlich aber dem Brande, dieſes iſt eine Art von Nebel (Blattläuſe,) welcher in heiſſem Wetter aufſteigt, und auf das Getreide, wenn es milchet fällt, und es verbrennet, wenn die Sonne plözzlich darauf ſcheinet. Der Nebel füllt die Aehren mit ſchwarzem Staube an, und denn taugt das Getreide nichts.

Der Roſt iſt auch eine Krankheit des Getreides: es iſt eine Art von brauner Subſtanz, die durch den Nebel verurſacht wird, wenn dieſer vom heiſſen Sonnenſtiche begleitet wird. Dieſer Roſt ſchadet dem Stroh, und verhindert es im Wachſen.

Wenn man einen Ueberfluß an Korn, nach der Meinung der geſchikkteſten Kenner in dieſer Materie haben will, ſo muß man den Kaufleuten die Freiheit laſſen, Getreide zu kaufen, und den Handel von dieſem Lebensmittel frei laſſen: ihre Gründe hiervon ſind dieſe.

Wenn ſich die Akkersleute, ſagen ſie, in den überflüſſigen Jahren nicht im Stande befinden, ihre ganze Erndte für ſich allein zu behalten: ſo brauchen ſie nur zwei, oder drei gute Jahre, um unter der Laſt des Ueberfluſſes zu ſeufzen: ſie laſſen alſo ein Gut, welches ihnen zur Laſt wird, verderben, oder ſie verſchwenden es, und wenn ſich andere Leute nicht im Stande befinden, ſie von ihrem Ueberfluſſe zu entledigen, ſo bleibt ein

Theil der Aekker brach liegen, oder er wird doch schlecht bebauet. Je mehr also Kaufleute sind, jemehr werden die Akkersleute dabei Erleichterung finden. Ein festgesezzter Preis, welcher das Getreide taxirt, sezzt es ganz allein in Bewegung. Wenn es bei uns wohlfeiler, als bei den Nachbarn ist, so wird es dahin geführt, weil der Kaufmann seinen Vortheil, und Vergütigung dabei findet. Wenn es in Frankreich theurer, als in fremden Ländern ist, so wird es in Frankreich bleiben, ohne ein ander Verbot nöthig zu haben, weil man, wenn man es aus dem Lande führt, Verlust dabei hat. Das fremde Getreide hingegen wird durch den hohen Preis nach Frankreich gebracht. Es ist also ein beständiges Gleichgewicht, welches der Preis allein beherrscht, um es so oder so zu lenken. Der Preis fällt, wenn man nicht mehr auf den Markt führet, als verlangt wird; und er steigt, wenn man mehr verlangt als da ist: dieses hängt durchaus von der grossen Menge Käufer, und Verkäufer ab, die sich auf dem Markte einfinden. In schweren Zeiten sind die Verkäufer aber seltener. Wenn man dagegen den Kaufleuten den Kornhandel, und eine gänzliche Freiheit erlaubet, so wird sich nothwendig die Zahl der Käufer mehren: die Märkte werden alsdenn besser durch einen freiwilligen Wetteifer mit Korn versehen sein, und die Preise werden, ohne daß man die Ursache davon gewahr wird, fallen.

Das kleine Getreide wird Merzenkorn genannt, weil man es gegen das Ende des Märzmonates säet. Dieses ist die Gerste, der Hafer, die Wikken, die Hülsenfrüchte, die Wolfsbohnen (Lupinen) u. s. w.

Der Hafer dient den Pferden zum Futter: er gleichet mit seinen Blättern, und mit seinem Strohe dem Weizen: sein Halm ist dünne, und die Haferkörner lang, und dünne. Er wächst gerne in starken Aekkern, und

in

in magern Gegenden. Man säet ihn gegen das Ende des Februars aus.

Die Hafergrüzze ist nichts anders als der geschrotene, und von seiner Haut entblößte Hafer, den man im Ofen kleingedörrt hat. Die Hafergrüzze bekömmt der Brust gut.

Die Gerste. Ihr Korn ist dünn, spizz, und stechend, ihre Aehren sind bärtig, und die Blätter lang. Man hat zwei Arten davon: nämlich erstens, die viereckige Gerste, die man auch Futtergerste nennt: dieses ist eine Art Getreide, dessen Aehren vier Reihen Körner in sich halten: man säet sie im Herbste, und sie wird im Junius reif. Die Landleute vermischen sie mit Weizen, und backen ein ziemlich gutes Brodt daraus: man brauet vornemlich Bier daraus. Zweitens, die gemeine Gerste, welche kleinere Körner hat: man säet sie im April. Sie gehört unter die Zahl desjenigen Getreides, welches man Merzenkorn nennt.

Der Mais, oder das türkische Korn; man nennt es auch an vielen Oertern spanisches Korn. Seine Körner sehen wie eine flache Erbse aus, sind sehr groß, und haben mit dem andern Getreide nicht die mindeste Aehnlichkeit.

Die Hirse ist eine Pflanze, die das allerkleinste Korn von allem trägt, und deren Aehren sehr lange Fäden haben. Die Körner sind rund, und glänzend: es giebt rothe, und weisse Hirse. Die rothe dient dem Federviehe zur Nahrung, und die weisse wird zum Brodte gebraucht, wenn man sie mit Weizen vermischt.

Der Reis wächst auf einem zwei Fuß hohen Halme: sein Korn steckt in einer Aehre. Er wird mit grossem Nutzen zu den Speisen gebraucht. Ein guter Reis muß wohl gepflegt, weiß, und rein sein: er ist ernährend, und wieder die Schärfe des Bluts gut. Man kann im Nothfalle aus Reismehl Brodt backen.

Die

Die Wikken treiben Schoten, die ein rundes Korn enthalten. Man giebt ſie dem Viehe unter das Futter, um es fett zu machen, und die Körner werden den Tauben vorgeworfen.

Die Stekrüben ſind eine Pflanze von einem Jahre. Ihre Körner ſind ſchwarz, und rund man macht Brennöl davon, und die Wollbereiter gebrauchen es ebenfalls. Der kleinſte Rübeſaamen dient den Zeiſigen zum Futter.

Der Hanf iſt eine Pflanze, welche Hanfkörner trägt, und aus deren Rinde, Zwirn, Leinwand, und Strikke verfertiget werden. Der männliche Hanf trägt Körner, und viele Zweige. Der weibliche Hanf (Hänſin) trägt faſt keine: aber ihre Fäden ſind ſehr fein, und ſie werden am meiſten geachtet. Erſtens, wenn der Hanf trokken iſt, ſo ſchlägt man ihn in einer Dreſchtenne auf einem groſſen Tuche, macht groſſe Büſchel daraus, um ihn röſten zu können; das heißt, man ſezzt ihn dem Waſſer, und dem Thaue aus, damit man ſeine Fäden losmachen könne. Zweitens, läßt man ihn büſchelweiſe an der Sonne trokknen. Drittens, ſtreift man ihn, das heißt, man zerbricht das Ende des Halmes, und zieht die Rinde, die ringsumher iſt, ab. Was den groben Hanf betrift, ſo bricht man ihn auf einer Maſchine, die eben dazu verfertiget iſt, und Breche, und Schwinge genannt wird. Viertens läßt man ihn zu wiederholtenmalen durch ein Inſtrument, welches mit eiſernen Stacheln verſehen, als ein Kamm gemacht iſt, und Hechel genannt wird, gehen. Je öfter dieſe Arbeit wiederholet wird, je feiner wird der gehechelte Hanf. Endlich ſo macht man Knoten daraus, um ihn verſpinnen, und Leinewand daraus machen zu können. Aus dem Werg, oder Heide, wird Pakkleinewand gemacht. Derjenige Hanf, der in den ſüdlichen Gegenden Frankreichs

reichs gebauet wird, hat beſſere Eigenſchaften, als derjenige, welcher in den nördlichen Gegenden wächſt.

Der Lein iſt eine drei Fuß hohe Pflanze: aus den Saftröhren ſeines Stengels werden ebenfalls Fäden zu der feinſten Leinewand geſponnen: er trägt blaue Blumen, und wenn dieſe abgefallen ſind, ſo ſieht man kleine Köpfe entſtehen, worinnen der Leinſaamen ſtekkt. Aus dieſen Saamenkörnern wird Brennöl gepreßt, und ſie dienen zu verſchiedenen Arzeneimitteln. Der Lein verſchaft eine unendliche Menge nothwendiger, oder bequemer Waaren, nicht nur was die Leinewand betrift, ſondern er liefert auch kleine Zeuge, und am Ende, das ſo nüzzliche Pappier. Er wird eben ſo geröſtet, und bearbeitet wie der Hanf, und eben ſo verkauft. Man dreht ihn zu Knoten, um daraus Leinewand zu machen: der beſte Flachs iſt glatt, weich, lang, und feinhärig.

Der Hanfſaame iſt ein Korn, welches die Frucht des männlichen Hanfes iſt, und zur Nahrung des Federviehes, der Vögel, der Tauben, und der Hüner dient: man macht auch Brennöl daraus.

Der Koriander. Seine Saamenkörner werden in der Medicin gebraucht. Sie ſind dem Magen zuträglich, befördern die Verdauung, und vertreiben die Würmer.

Die Pflanzen.

Eine Pflanze iſt ein organiſirter, und belebter Körper. Sie ſchreibt ihren Urſprung von einem Saamenkorne her: denn die Pflanze liegt anfänglich ganz in ihrem Saamenkorne fertig. Ihr unterer Theil iſt eine Wurzel, die ſich in verſchiedene kleine Fäden vertheilet, mit zwei Dekken bekleidet iſt, und im Mittelpunkte ein Mark, oder weiche Subſtanz enthält. Der Stengel, oder

Stamm, und was man im Holze Saftröhren nennt, ist aus einerlei Theilen, als die Wurzel zusammengesezzt; was die Rinde anbetrift, so bekömmt sie ihre Nahrung vom Stamme selbst. Die Nahrung der Pflanzen rührt von einem Safte her, welches der feinste Auszug der Erdsäfte, des Wassers, des Salzes, und der Hizze ist.

Alle Pflanzen tragen Früchte, oder Saamenkörner.

Da es eine unendliche Menge von Pflanzen giebt, so kann man sie in Wald, Wiesen, und Gartenkräuter, oder in wohlriechende, und Wundkräuter, und in officinelle Kräuter eintheilen.

Die Waldkräuter (wilde Pflanzen.)

Der Lerchenschwamm ist eine Art von Erdschwämmen, die auf den alten Eichbäumen wachsen: er ist abführend, und hat die Kraft, das Blut bei verstümmelten Gliedern zu stillen.

Der Erdschwamm (Pilze, Pfifferling) ist eine Art von Pflanze, die ohne Blätter wächst: sein Stengel ist sehr niedrig, und darüber befindet sich ein runder, und flacher Hut, wie ein Regenschirm: die besten wachsen auf den Wiesen: man gebraucht sie sehr in den Ragouts.

Die Kartendistel (Tuchbereiterdistel.) Diese Pflanze dient die Tücher, und wollenen Zeuge mit ihren stachelichen Haken aufzukrazzen: man braucht hierzu aber nur die grossen Distelköpfe.

Der Fenchel. Sein Stengel ist gerade, nach Rinnen abgetheilt, und zwei, oder drei Fuß hoch: sein Saame befördert die Verdauung, man verfertigt ein Wasser daraus, welches man Fenchelwasser nennt.

Das Farrenkraut wächst in den Wäldern, und auf den Gebirgen: diese Pflanze enthält viel Salz, und aus ihrer Asche macht man Glas.

Die

Die Krappe. Ihre Wurzel dient roth zu färben: ihre Rinde fällt ins gelbröthliche: ihre Blätter sind wie Sterne um den Stengel herum gestellt: und sie wächst nicht viel höher, als ein Finger.

Der Epheu wächst an feuchten Oertern, und an den Wänden. Diese Pflanze windet sich sehr: man gebraucht den Erdepheu, (Gundelrebe) in den Brustkrankheiten.

Die Alraunwurzel ist eine Pflanze ohne Stengel: von zwei Arten, eine ist männlich, und die andere weiblich. Die erste trägt Aepfel, die den Aepfeln des Spzierbaums gleich sind. Die zweite hat schwarze Blätter: man gebraucht sie äusserlich in den harten Geschwülsten.

Der Steinklee. Seine Stengel sind hoch, die Blumen gelb, und als Aehren gestaltet: er wächst an steinigten Oertern: man gebraucht ihn zu zertheilenden Ueberschlägen.

Die Nachtschatten. Diese Pflanze trägt Früchte, die so groß, als Wacholderbeeren, und grün, und schwarz sind: die Beeren sind kühlend, und zusammenziehend: sie wachsen nahe bei den Hekken.

Die Morcheln sind eine Art Erdschwämme, die so groß als eine Nuß sind, und die man bei den Bäumen findet, und in den Ragouts gebraucht.

Der Mousseron (Mooßschwamm) ist ein kleiner Erdschwamm, der unter dem Mooße wächst, und in den Wäldern unter den Bäumen zu finden ist; er dient zu einerlei Gebrauche.

Der Möstrich. Die Körner des Möstrichs heißen eigentlich Senf; der Senf treibt eine Pflanze, deren Blätter wie Rübenblätter aussehen. Man bereitet den Möstrich, dessen man sich bei der Tafel bedient, aus den Saamenkörnern dieser Pflanze, unter welche man gestoßenen Zimmet, ein wenig Mehl, Weineßig, und

Honig miſcht, um daraus einen flüßigen Teig zu machen.

Die Neſſel wächſt an allen wüſten, und ungebauten Oertern, und beſonders in den Gebüſchen: man hat rothe, weiſſe und gelbe Neſſeln: ſie brennen empfindlich, wenn man ſie ſachte berührt: ihre Blätter ſind zuſammenziehend, und ihr Saft iſt wieder den Durchfall gut.

Das Weidkraut. Dieſe Pflanze wächſt aus Saamenkörnern: man pflanzet ſie, um ihre Blätter zu gebrauchen. Man bedient ſich derſelben zur Färberei: das Weidkraut giebt ein gutes Himmelblau.

Der Feldkümmel. Seine Blätter fallen ins Purpurfarbne, und ſind klein: er riecht angenehm, und gewürzhaft: iſt hizzig, und ſtärkt den Magen.

Der Attich hat die Natur des Flieders an ſich, wächſt aber viel niedriger: ſeine Rinde iſt purgirend, und ſeine Blumen ſind ſchweißtreibend.

Die Wieſenkräuter.

Der Klee (Dreiblatt.) Seine Zweige erheben ſich nicht viel über der Erde: ſeine Blätter theilen ſich in drei Theile, und dieſe haben auch den Namen Klee, oder Dreiblatt hergegeben. Sie haben eine runde Geſtalt, und fallen ins bläuliche. Aus den Spizzen der Zweige ſchießt ein kleiner Buſch von purpurfarbnen Blumen heraus, worinnen ſich der Saame befindet: der Klee iſt ein vortrefliches Futterkraut für das Vieh.

Das Bokshorn. Sein Stengel hat dünne Aeſte von dunkler Röthe, und trägt kleine zuſammengepakkte Blumen, welche wie eine Aehre ausſehen, und an Farbe bald roth, bald weiß, bald violet ſind: ſie enthalten ein Saamenkorn, welches wie eine kleine Linſe ausſieht, in ſich. Dieſe Pflanze giebt das beſte

Heu:

Heu: sie wächst aus Saamenkörnern, und macht das Vieh sehr fett.

Der Schnekkenklee (Lucerne) ist zwei Fuß hoch, seine Blume ist purpurfarben, und der Saame gelb: er wird sehr hoch geachtet, und man pflanzt ihn mit Sorgfalt, er macht das Vieh sehr fett, und ist das beste von allen Futterkräutern. Zu den guten, und vorzüglichen Futterkräutern gehört auch noch die Esparcette.

Die Gänseblumen sind kleine Pflanzen, welche Blumen von verschiedenen Farben tragen: man bauet sie in Gärten: sie geben eine schöne Einfassung für die Gartenbetten, wenn sie in Haufen beisammen stehen.

Die Schaafgarbe treibt fußhohe Stengel, und ihre Blätter sehen wie Vogelfedern aus: sie wächst an unbebauten, und trokkenen Oertern: man gebraucht sie wieder das Bluten.

Das Johanniskraut ist ein Wundkraut, und dient Wunden, und Geschwüre zu heilen; man macht daraus ein vortrefliches Oel, wieder das Gliederreissen.

Die gefüllten Rittersporen (Lerchenfuß) haben Blätter, welche den Fenchelblättern gleichen: ihre Blumen sind roth, oder blau, und haben die Gestalt einer Aehre an sich, sie wachsen in den Wäldern ohne Wartung.

Der Löwenfuß wächst an feuchten Oertern. Seine Blätter sind haarig, und kommen den Pappelrosenblättern nahe: sie sind ein herrliches Wundkraut, und gut wieder die Lungenbeschwerungen.

Die Saturei. Ihre Blätter sind klein, und haarig, und die Blumen weiß: diese Pflanze ist hizzig, und eröfnend. Man bedient sich ihrer in den Magenbeschwerungen.

Das Pfaffenblatt ist sehr bekannt: man isset es im Frühlinge in den Salaten. Das Theegetränke von dieser Pflanze ist in Fiebern gut.

Die Schlüſſelblume iſt gelb, man trinket Thee in den Kopfſchmerzen davon.

Die Gartenkräuter.

Man nennt alle diejenigen Pflanzen Küchenkräuter, deren Stengel alle Jahre verwelken; man hat deren verſchiedene Arten. Erſtens, die Gartenkräuter, die man zum Gebrauch der Küche pflanzet, dergleichen ſind: der Mangold (Beete), der Sauerampfer, der Körbel, die Portulak u. ſ. w. Zweitens, die wohlriechende Kräuter, als das Balſamkraut, die Baſilie, der Wermuth, die Salvei, der Lavendel, die Meliſſe. Drittens die Apothekerkräuter, dergleichen ſind: die Skammonie, der Lerchenſchwamm, die Nieſewurz, u. ſ. w. Viertens die Kräuter, welche dem Getreide ſchädlich ſind, wie zum Exempel, der Brand, welcher das Brodt ſchwarz macht, der Fuchsſchwanz, welcher das Brodt bitter macht, das Hundegras, deſſen Wurzeln dem Getreide ſehr ſchaden, die Diſtel, der Attich, u. ſ. w.

Die Wurzelkräuter.

Unter dem Worte Wurzelkräuter verſtehet man hier alle diejenige Kräuter, die zu den Speiſen, oder zum Futter für das Vieh dienen, und welche man auf freiem Felde einſammlet, dergleichen ſind: die gelben Rüben, die weiſſen Rüben, u. ſ. w.

Die gelbe Rüben (Möhren) ſind ſehr bekandt, und man gebraucht ſie faſt in allen Suppen. Die gelben ſind beſſer als die weiſſen: ſie kommen aus Saamenkörnern her, und man ſäet ſie im April auf Gartenbetten.

Der Paſtinakk. Sein Stengel iſt drei, oder vier Zoll hoch, und die Wurzel ſehr lang: man vermehrt ſie durch Saamenkörner, die man im Frühjahre ſäet:

ſäet: es giebt auch noch runde Paſtinakken, deren Wurzel viel dikker, und kürzer iſt.

Die Stekkrüben. Man hat deren verſchiedene Arten; die kleinen Rüben haben überhaupt einen beſſern Geſchmakk als die andern, dergleichen ſind: die ſogenannten Rüben von Freneuſe, welche die delikateſten ſind. Sie wachſen aus Saamenkörnern, und man vermehrt ſie auch damit. Man ſäet ſie im Julius auf Gartenbetten, um ſie im Herbſte zu haben. Es giebt auch Stekkrüben von einer außerordentlichen Größe, welche man auf den Feldern zur Nahrung des Viehes anbauet. In Berlin haben die kleinen Teltowerrüben den Vorzug.

Die rothen Rüben ſind jährliche, und ſehr bekannte Pflanzen; man vermehret ſie durch Saamenkörner: diejenigen, welche ein rothes Fleiſch haben, ſind die beſten.

Die Haferwurzeln ſind von zweierlei Arten, die gemeinen: und die ſpaniſchen, welche man Schlangenmord (Skorzonere) nennt, dieſe lezzten werden zu Arzeneimitteln gebraucht.

Die Zukkerwurzeln haben die Geſtalt von kleinen langen Stekkrüben: man vermehret ſie aus Saamenkörnern, welche ſchwarz ſind.

Die Rüben. Es giebt deren verſchiedene Arten; nämlich die groſſen Rüben, der Merrettig, der Rettig, die Radieſer; dieſe lezzten ißt man roh mit Salz. Die Blätter der Rüben ſind groß, und rauh, die Blumen ſind purpurfarben, und ihre Wurzel iſt auswendig weiß, oder roth. Man ſäet ihre Saamenkörner auf Miſtbetten, und in Löcher, die man mit einem Pflanzholze gemacht hat. Uebrigens ſäet, oder pflanzet man niemals zwei Jahre hinter einander einerlei Pflanze in einerlei Erde: auch muß man noch wiſſen, daß es Pflanzen giebt, die ſo beſchaffen ſind, daß ſie eine, neben der anderen wachſen müſſen, unterdeſſen daß es auch welche

giebt, die nicht gut gedeien, wenn ſie bei einander ſtehen. Man muß alſo nicht ſolche beiſammen pflanzen, die einerlei Eigenſchaften haben, ſondern man ſoll die hizzigen Pflanzen bei die kalten ſezzen, u. ſ. w.

Man läßt den größten Theil der Pflanzen an dem Orte, wo man ſie gepflanzet hat, ſtehen; es giebt aber auch einige, die man verpflanzen muß, dergleichen ſind: der Mangold, deſſen Ribben man iſſet, die Selleri, die weiſſe Cichorie, der Lattich, die Melone, die Gurke, und der Kürbis. Man pflanzt jedes dieſer Küchenkräuter zu ſeiner Jahrszeit. Die Zwiebeln, die Bohnen, die Porribollen, der Kohl, die Cichorien, und alle andere Pflanzen, die wenige Wurzeln haben, werden in ein Loch gepflanzt, welches man mit einem Pflanzholze gemacht hat: die anderen Pflanzen ſäet man, und dieſes entweder auf freiem Felde mit vollen Händen, wie das Getreide, oder Linienweiſe aus, das heißt, man zieht Linien mit einem Stokke auf Gartenbetten: und legt hernach einen guten Zoll Erde auf jedes Gartenbett.

Die Truflen (Erdnüſſe.) Dieſes ſind runde, und ganz hökkriche Wurzeln, ſo groß als kleine Aepfel, und werden in der Erde in gewiſſen Provinzen, als in Perigord, in der Dauphinee, u. ſ. w. gefunden, und von beſonderen Hunden (Truffelhunden), oder von Schweinen aufgeſucht. Es giebt graue, und ſchwarze Truflen; man ſchälet ſie ſorgfältig, und gebraucht ſie in den Ragouts.

Die Ertoffeln (Pataten, Topinambours), ſind runde Wurzeln, die in der Erde wachſen, und die man auch Erdäpfel nennt: in Frankreich eſſen ſie nur die Bauern.

Die grünen Küchengewächſe.

Der Kohl. Nichts iſt bekannter, als eben dieſer. Man unterſcheidet ihn durch fünf Arten, nämlich den weiſſen

weiſſen Kapiskohl, den Mailändiſchen krauſen Kohl, den großköpfigen Kohl, und den Blumenkohl, welchen man als eine von den andern Kohlarten verſchiedene Gattung anſieht. Aller Kohl wird vom Mai, bis in den Oktober auf Miſtbetten geſäet, er verlangt ein Erdreich, welches einen Ueberfluß an Säften hat, und welches nicht gar zu naß ſei.

Der Mangold oder Beete. Seine Blätter ſind groß, glänzend, und weißlicht: wenn ſeine Ribben groß geworden ſind, ſo heiſſen ſie Mangoldsribben, und man nimmt ſie zu den Ragouts. Die Saamenkörner des Mangolds werden auf freiem Felde, oder auch auf Miſtbetten geſäet.

Andere Suppenkräuter.

Die Porribollen (Lauch.) Dieſe Pflanzen ſind ſehr bekannt, denn man gebraucht ihre Wurzel in den Suppen. Dieſe Wurzel iſt aus verſchiedenen kleinen weiſſen Blättern, die eins über das andere liegen, und grün werden, zuſammengeſezzt. Man ſäet ſie auf zubereiteten Gartenbetten aus.

Der Portulak iſt von groſſem Nuzzen in den Speiſen, und in den Arzeneimitteln: man vermehrt ihn durch Saamenkörner, und ſäet ihn ſehr dicht bei einander.

Der Spinat. Seine Pflanze iſt einen Fuß hoch, und hat groſſe grüne Blätter; ſeine Wurzel iſt ſehr dünne: man vermehrt ihn durch Saamenkörner.

Der Sauerampfer. Der lange wird in der Küche gebraucht: er hat Blätter die ein glänzend Grün an ſich tragen, und länglich rund, und ſpizz ſind. Man ſäet ihn auf freiem Felde, und wenn er aufgegangen iſt, ſo befeuchtet man ihn Der runde Sauerampfer hat Blätter, die blaßgrün ſind, und einen kriechenden Stengel.

Die Peterſilge. Ihre Blätter ſind wie eine Säge gezakkt, die hohe Peterſilge iſt lang, und ſpizz, das Saamenkorn iſt ſehr dünne, hizzig, und austroknend. Die Blätter ſind gut Schnittwunden zu heilen.

Die Salate.

Der Lattich. Man hat eine unendliche Menge Arten davon: der gewöhnlichſte iſt der Muſchel, oder Winterlattich; der rothe, und anderer Kopfſallat, den man kraus werden läßt, und der römiſche Lattich, welchen man im Sommer ißt. Uebrigens muß man den Lattich, ſo bald er kraus geworden iſt, eſſen, weil er ſonſt in Saamen ſchießt. Daher kömmt es, daß diejenigen Perſonen, welche immer Lattich haben wollen, ihn von vierzehn, zu vierzehn Tagen pflanzen.

Die Cichorie (Wegewart). Die weiſſen ſind die beſten, ſie müſſen zart, und kraus ſein: die grünen Cichorien ſind wild, und bitter, und man gebraucht ſie zu Arzeneimitteln. Die Scarole iſt eine andere Art von Cichorien, die man auch in den Salaten gebraucht.

Die Selleri iſt auch ſehr bekannt, und man iſſet ſie im Winter. Man bewahrt ſie für den Froſt mit trokknem Miſte, und bindet ſie mit zwei, oder drei Bändern zuſammen. Die Selleri wird im April entweder auf Miſtbetten, oder auf ofnem Felde geſäet, und man verpflanzt ſie in freier Erde im Junius.

Der indianiſche Baldrian verſchaft uns im Winter Salat; man vermehrt ihn durch Saamenkörner: ſäet ihn im Auguſt, und kann ihn gegen den Herbſt reif haben.

Der Krähenfuß iſt zuſammenziehend.

Die Rapunze. Ihre Wurzel wird in den Salaten gegeſſen.

Die

Die Raute (weiſſer Senf). Ihre Blätter ſind lang, und ausgeſchnitten, und ſie iſt kühlend.

Der Körbel iſt gut zu den Krautſalaten, er wird durch Saamenkörner vermehrt: man ſäet ihn auf den Gartenbetten, linienweiſe, oder man umfaſſet die Gartenbetten damit.

Das Steinbrech gleichet ſehr dem Thimian.

Der Dragun hat einen etwas ſcharfen Geſchmakk: man vermehrt ihn durch Saamenkörner.

Die Pimpernelle. Ihre Stengel ſind mit kleinen runden Blättern verſehen: ſie dient zum Krautſalate, und iſt ſehr kühlend.

Die indianiſche Kreſſe hat Blumen, welche gelb, und roth geädert ſind; dieſe ſind gut den Salat auszuzieren.

Die Hülſenfrüchte.

Die Erbſen. Man hat deren verſchiedene Arten; aber die gewöhnlichſten ſind: erſtens die runde Erbſen, die anfänglich grün, und wenn ſie trokknen, weiß, oder gelblich werden. Man nennt ſie auch in Frankreich frühzeitige, oder kleine Erbſen, weil ſie zum erſten hervorkommen. Zweitens, die groſſen, oder vierekkigen Erbſen, deren Farbe bunt iſt. Drittens, die kleinen Zukkerebſen, welche weiß ſind, und welche man in den Gärten bauet. Ueberhaupt verlangen alle Erbſen eine gute Pflege, man ſäet ſie an Oerter, die gegen Mittag liegen, oder an abhängige Plätze, und ſäet auf jedem Gartenbette vier Reihen Erbſen, um dazwiſchen Stangen, die ihre Ranken tragen müſſen, zu ſtekken, und dieſes nennt man ſtabeln.

Die Wolfsbohnen ſind wilde Erbſen, die einen bittern Geſchmakk haben, ſie wachſen in Schoten, welche die Pflanze trägt. Man giebt ſie, nachdem man ſie vorher

vorher eingeweicht hat, den Ochsen, und Pferden zum Futter.

Die Bohnen wachsen auf einer Pflanze, die zwei, bis drei Fuß hohe Stengel hat: es kommen grosse Blätter, und weisse, oder rothe Blumen heraus, an deren Ende sich lange Schoten befinden, die vier, bis fünf Bohnen in sich haben. Es giebt zwei Arten von Bohnen. Erstens, die kleinen, die weiß, und roth sind, und die man kleine Bohnen, oder auch Schminkbohnen nennt: dieses sind diejenigen, von welchen man unter dem allgemeinen Namen von Bohnen reden hört. Zweitens, die grossen Bohnen, die man Saubohnen nennt, und die lang, flach, und weiß sind. Man wartet alle Bohnen auf einerlei Art: sie werden nicht gesäet, sondern im Februar in Löcher gesteckt, die auf einer geraden Linie mit einem spizzen Pflanzholze gemacht worden sind. Sie verlangen ein fettes, gut gedüngtes, und gut umgegrabnes Erdreich.

Die grünen Schminkbohnen (welsche Bohnen) sind Hülsenfrüchte, die auf einer kleinen Pflanze wachsen, welche Schoten trägt, in welchen die Bohnen sich befinden. Man nennt sie grüne Bohnen, weil sie grün mit den Schoten gegessen werden, und wenn die Bohne die Grösse, die sie haben soll, erreicht hat, und trokken geworden ist, so nennt man sie weisse Bohnen: sie werden auf den Feldern, und in den Gärten gezogen, und man säet sie im März, um sie bis in den Herbst zu haben.

Man hat verschiedene Arten Schminkbohnen. Erstlich, die grauen, welches die besten sind, um sie grün zu essen. Zweitens, die weisse Schminkbohnen, die man als Saamenbohnen ißt, und die frühzeitigen Schminkbohnen, deren Körner viel grösser, als die Körner der übrigen Bohnen sind.

Die

Die Linſen wachſen auf einer anderthalb Fuß hohen Pflanze, die Schoten trägt, in welchem ſich drei, oder vier Linſen befinden. Es giebt Linſen, die weiß, andere die roth, und wieder andere, die gelb ſind. Die erſteren ſind die beſten, ſie müſſen breit ſein, und ins gelbliche fallen. Man ſäet ſie im März, indem man ſie unter den Miſt bringt, und man ſammlet ſie im Auguſt ein. Sie verlangen ein Erdreich, welches weder zu fett, noch zu mager ſein muß.

Die Erdfrüchte.

Die Melonen ſind kriechende Pflanzen: ſie wachſen auf einem kleinen Stengel, der ſich auf der Erde fortſchleppt: ihre Blätter gleichen ein wenig den Weinblättern, und die Blumen ſind gelb. Die guten Melonen ſind ein wenig länglichrund, und ihre Rinde uneben; ſie haben ein rothes Fleiſch, und einen zukkerhaften, und weinartigen Saft in ſich. Die beſten ſind die, welche in heiſſen Ländern wachſen. Man ſäet ſie gegen das Ende des Februars, auf einem etwas warmen Miſtbette, und in einer Gegend aus, die an der Sonne liegt, und vor dem Winde beſchützt iſt; man ſtekkt unter jede Glasglokke drei Saamenkörner, welche man vorher eingeweicht hat. Wenn die Melonen ausgeſchlagen, und ein wenig ſtark ſind, ſo verpflanzt man ſie in ein anderes Miſtbette, beſprenget ſie in groſſer Hizze, und dekkt ſie in gutem Wetter zu: wenn ſich der Stiel von der Frucht losmachen will, ſo ſieht man, daß ſie reif ſind.

Die Gurken ſind kriechende Pflanzen, ihre Früchte uneben, einen halben Fuß lang, und werden wenn ſie reif ſind, gelb. Das Saamenkorn iſt weiß, und enthält einen kleinen ſüſſen Kern. Diejenigen Gurken, die nicht zur Reife gekommen ſind,

und

und die man in Eſſig einmacht, werden eingemachte Gurken genennt.

Die Kürbiſſe ſind kriechende Pflanzen: ihre Frucht wächſt ſehr groß, und die Aeſte dehnen ſich ſehr weit aus: man vermehrt ſie durch Saamenkörner, welche länglichrund, und von weißlichter Farbe ſind.

Die Potirons ſind Arten von Kürbiſſen, die mit kleinen Warzen beſäet ſind.

Die Artiſchokken. Es giebt drei Arten davon. Erſtlich, die grünen, oder weiſſen, die zum erſten kommen, und dieſe gebraucht man am öfterſten. Zweitens, die violetten, die einen piramidenförmigen Stiel haben, und die man in den Ragouts gebraucht. Drittens, die rothen, welche am kleinſten ſind, und die man mit einer Pfefferbrühe ißt. Man vermehrt die Artiſchokken durch Knoſpen: dieſes ſind Pflanzen, welche aus dem alten Stengel der Artiſchokken herauskeimen: man pflanzt ſie im Mai in fußtiefe Löcher, die mit einer Schnur gezogen ſind.

Der Spargel. Um dieſen zu haben, ſo ſäet man die Saamenkörner im Frühjahre, und in vollem Winde in ein viereckiges Bette aus, welches dazu mit Miſt vorbereitet worden iſt. In heiſſem Wetter beſprenget man ihn, man hebt ihn nach zwei Jahren aus der Erde, und verpflanzt ihn in fußtiefe Gräben, von welchen man die Erde wie einen Wall aufwirft; und hier legt man die Spargelwurzeln hinein. Dieſe Wurzeln ſind Fäden, die an einer kleinen Knoſpe veſt ſizzen.

Die Stengel des Mangolds ſiehe oben in der Beſchreibung des Mangolds.

Die Stielartiſchokken ſind viel länger, als die Stengel des Mangolds: und man bedient ſich ihrer in den Ragouts.

Die

Die Zwiebelpflanzen.

Die Zwiebeln wachsen aus der Wurzel einer Pflanze, deren Stengel rund, und hohl ist, und der kleine Früchte trägt, die einen runden Saamenbusch enthalten. Die Zwiebeln sind mit verschiedenen weissen, oder rothen Häuten von einem sehr starken Geruche schichtweise bekleidet. Sie werden nur durch Saamenkörner vermehret; und sie dienen vielen Speisen einen schärfern Geschmakk zu geben.

Die kleinen Zwiebeln werden durch Saamenkörner vermehrt, und das ganze Jahr hindurch auf Gartenbetten gesäet.

Die Schalotten sind kleine bollichte Pflanzen, die eben so starkriechend als die kleinen Zwiebeln sind; man pflanzt sie um die Zwiebelbetten herum, und pflegt sie auf einerlei Art.

Der Knoblauch ist eine runde bolligte Wurzel, deren Häute Warzen umgeben, die man im Französischen Gousses nennt. Durch diese Gousses (Klauen) wird er vermehrt. Der Knoblauch ist dem Magen sehr gut, und vertreibt die Würmer.

Wohlriechende, gewürzhafte Pflanzen, und Wundkräuter.

Das Balsamkraut, oder Wassermünze hat länglichrunde, schmale, und spizzige Blätter. Es wird in Gärten gebauet, kömmt aus Saamenkörnern, und wird durch Senkreiser vermehrt.

Der Lawendel. Seine Blätter sind schmal, kurz, und purpurfarben: sie haben einen angenehmen, aber starken Geruch. Man macht aus dem Lawendel ein Wasser, welches zu dem Puzze gebraucht wird.

Die Basilie ist ein sehr bekanntes Kraut. Sie liebt eine feuchte, und leichte Erde: und wird durch Saamenkörner vermehrt.

Die Rosmarin hat kleine aschfarbene Blätter, die gewürzhaft riechen. Die Blätter, und Blumen werden in den Kopfschmerzen, und in allen denjenigen Krankheiten, welche die Nerven angreifen, gebraucht.

Die Salvei hat weißlich grüne Stengel, die Blätter sind klein, und dikk, und haben einen gewürzhaften Geschmakk; die Blumen sind blau. Die Salvei ist hizig, und wieder die Kopfschmerzen gut.

Der Thimian ist eine niedrige Pflanze. Seine Stengel sind klein, und dünne, die Blätter weißlich, die Blumen ausgeschnitten: man gebraucht ihn in den Gewürzbähungen, um die geschwächten Glieder damit zu stärken.

Die Melisse hat gezakkte Blätter, und ihr Geruch kömmt dem Zitronengeruche nahe: sie wird in den Kopfschmerzen, und Herzbeschwerungen gebraucht: man macht ein sehr kräftiges Wasser wieder eben diese Uebel daraus.

Andere Feld, und Gartenkräuter.

Der Gauchheil wächst auf dem Felde. Die Vögel lieben diese Pflanze sehr: und sie wird zu den Wundkräutern gerechnet.

Der Hünerdarm ist eine Art weissen Gauchheil, und dient in den Brustkrankheiten.

Der Wegereich: man hat zwei Arten davon: der grosse hat breite, glänzende, und mit sieben Ribben bezeichnete Blätter: sein Trank ist zu Gurgelwassern dienlich: und sein Saamen stillt das Bluten. Der kleine Wegereich hat Blätter, die mit einer weissen, und weichen Haut bedekkt sind; den grossen gebraucht man am gewöhnlichsten.

Die

Die Kreuzwurz (Kreuzkraut,) hat kleine Stengel, lange Blätter, und gelbe Blumen: Diese Pflanze ist kühlend: und man giebt sie den Vögeln.

Der Hopfen. Diese Pflanze trägt Blumen, die ein gelbes Mehl und schwarzes Körn enthalten. Aus diesem Korne wird hauptsächlich das Bier gebrauet: der Hopfen wächst in Hekken. Der männliche wird am meisten geachtet, und trägt auch Frucht.

Die Trespe wächst unter dem Getreide, welchem sie vielen Schaden thut. Ihre Aehren haben stehende Schoten, und die Körner sind schwarz.

Officinelle, und Apothekerkräuter.

Man nennt Apothekerkräuter, sowohl diejenigen Pflanzen, die in den Gärten, als diejenigen so auf dem Felde wachsen, und in der Medicin von grossem Nuzzen sind. Sowohl die einen, als die andern, haben verschiedene Tugenden an sich, und die Kentniß sowohl ihrer Namen, als ihrer verschiedenen Eigenschaften, macht den Gegenstand derjenigen Wissenschaft aus, die man Botanik nennet, und die ein Theil von der Medicin ist.

Es würde uns zu langweilig werden, alle die Kräuter namentlich anzugeben: wir wollen uns begnügen, die merkwürdigsten zu nennen. Von diesen Kräutern sind einige herzstärkend, und andere schweißtreibend: es giebt auch Fieberkräuter, purgirende, magenstärkende, eröfnende, hustenstillende: erweichende, kühlende, schleimzertheilende, Wund, und Mutterkräuter. Man nennt Wundtränker, diejenigen Pflanzen, und Kräuter, welche grossen Nuzzen in denjenigen Krankheiten stiften, die durch ein verdorbenes Geblüt verursacht werden, dergleichen sind, die rothe Ruhr, die Wassersucht, und alle Blutflüsse. Hier stehen sowohl die einen, als die andern nach französisch alphabetischer Ordnung.

Der Wermuth ist eine ohngefähr vier Fuß hohe Pflanze, die verschiedene weißliche Stengel, und lange, und weiche Blätter treibt, die einen starken Geruch, und bittern Geschmakk haben. Man macht aus dem Wermuth einen Wein, der den Magen stärket.

Die Angelike ist drei Fuß hoch, voller Rinnen, hohl, und hat einen gewürzhaften Geschmakk: ihre Wurzel stärket den Magen, das Herz, und ist schweißtreibend. Es wird daraus ein Wasser verfertiget, welches sehr im Gebrauch ist, und die Ribben dieser Pflanze werden eingemacht.

Der Anis. Sein Saamenkorn hat einen scharfen, und bitteren Geschmakk: und er ist gut die Blähungen zu vertreiben.

Der Beifuß ist ein Wundkraut, und stärket den Körper, er hebet das Urinverhalten, und ist den Wöchnerinnen sehr nüzzlich.

Das Betonienkraut ist scharf, bitter, gut wieder die Kopfschmerzen: und befördert das Niesen.

Der Borag (Borretsch) ist in der Medicin von grossem Nuzzen: seine Blätter sind lang, und fallen ins Violette: Diese Pflanze wikkelt die Schärfe des Blutes ein, und hebt das Uebel, welches die Galle verursacht: er wird durch Saamenkörner vermehrt.

Die Ochsenzunge ist sehr gut das Blut zu verdünnen, und zu reinigen: man gebraucht sie in den Arzeneisuppen.

Das Frauenhaar wächst an trokkenen, und steinigen Oertern, und vornemlich auf den Mauern: seine Blätter sind klein, rund, und dunkelgrün; das Frauenhaar stärket die Brust, und ist kühlend: man macht einen Sirup daraus, der sehr gut im Schnupfen ist.

Das Tausendgüldenkraut wächst an gebirgigen Oertern: man gebraucht es in der rothen Ruhr, und im Blutspeien. Das kleine Tausendgüldenkraut wächst in sandi-

sandiger Erde: man gebraucht es um die gallige, und wässrige Feuchtigkeiten im Geblüte zu reinigen.

Die Klapperrose ist eine Art rother Mohn, der zwischen dem Getreide wächst: das Dekokt von seinen Blumen ist im Schnupfen gut.

Das Vergißmeinnicht wächst an ungebauten, und steinigen Oertern: die Blätter sind klein, und die Wurzel schweißtreibend.

Das Hundegraß wächst an dürren Oertern: diese Pflanze ist kühlend, eröfnend, und wird zu den Tisanen gebraucht.

Die Wasserlilie ist eine Sumpfpflanze, die gelbe Blumen hat: sie wird in den Krankheiten gebraucht, welche das Nervensistem angreifen.

Der Ibisch gleichet der Pappelrose, die Wurzel ist erweichend, und wieder den Husten gut. Aus seinem klebrigen Safte werden Täfelchen (Morsellen,) die sehr gut in den Brustkrankheiten sind, verfertiget.

Die Hauswurz wächst auf alten Mauern, oder auf alten Ruinen: ihr Stengel ist einen Fuß hoch, die Blumen sind braun.

Der Andorn wächst an wüsten Oertern: der weisse hat viele Stengel: er wird in den Lungenkrankheiten gebraucht. Der schwarze Andorn hat rothe Blumen, die einen üblen Geruch haben.

Das Mutterkraut: seine Blätter sind auswendig weiß, und inwendig gelb wie gefüllte Kamillen, und haben einen sehr bittern Geschmakk: es wird in verschiedenen Krankheiten gebraucht.

Die Pappelrose. Diejenige welche in den Gärten wächst, hat hohe Stengel, und Blumen die den Rosen gleichen: man gebraucht sie wieder das Halsweh. Die wilde Pappelrose wächst an öden Oertern, und ist in den Brustkrankheiten gut.

Die Wasserblume wächst in Teichen, und Morästen, und die Blätter schwimmen auf der Oberfläche des Wassers; die Wurzel ist in der Medicin sehr nüzzlich: sie ist zusammenziehend, und dient die heftigen Wallungen des Bluts zu stillen.

Die fette Henne ist ein Wundkraut, ihre Blätter sind dikk, und mit Saft angefüllet, wie die Blätter der Portulake: sie vertreibet die Flekken in der Haut.

Der Gartenscharlach. Seine Blätter sind klein, und ein wenig rauh: die Blumen sind wie Aehren anzusehen, und von gutem Geruche: er wächset an trokkenen, und unbebaueten Oertern: und ist wieder die Entzündung der Augen gut.

Das Glaskraut: es wächset zwischen den Mauersteinen: seine Blätter sind erweichend; man bedienet sich desselben äusserlich wieder die Geschwülste, und gegen die Rose.

Die große Klette. (Grindwurzel, Patience). Dieses ist eine Art von Sauerampfer, welche einen sauren Geschmakk hat: man macht von ihrer Wurzel, in den Verstopfungskrankheiten, eine Tisane. Ihr Dekokkt dienet das Blut zu reinigen.

Das Flöhkraut: (Wasserpfeffer). Es wächst in den Gräben, und Teichen: seine Blätter sind lang, und von einem dunkelen Grün: es ist gut die Verblutungen zu stopfen. Das scharfe Flöhkraut, oder Wasserpfeffer, wächst bei stillstehenden Wassern: seine Blätter gleichen den Weidenblättern, und es hat einen pfeffrigen Geschmakk. Man wendet es wieder den Skorbut an.

Das Wintergrün: (Sinngrün:) es wächset in den Wäldern, und feuchten Oertern: seine Blätter gleichen den Blättern des Lorbeerbaumes, es ist zusammenziehend: man bedienet sich desselben die Verblutungen zu stillen.

Das

Das Mäusöhrlein. Seine Blätter, sind haarig, und gleichen einem Mäuseohr: es hat eine zusammenziehende Kraft, und wächst in den Gebirgen.

Päonienkraut (Gichtrose). Dieses ist eine Zwiebelpflanze, und von zwei Arten. Die Gichtrose das Männchen, hat breite Blätter, wie die Wallnußblätter. Seine Wurzel, ist in den Krankheiten, welche den Kopf angreifen, als die fallende Sucht, und der Schwindel, von grossem Nutzen: die Gichtrose, das Weibchen, hat eingeschnittene Blätter, und ist von der Grösse einer Rose.

Das Engelsüß. Seine Blätter gleichen den Blättern des Farnkrautes. Man wendet seine Wurzel in den hipochondrischen Zufällen an.

Pfefferkraut. Seine Blätter sind lang, und breit: seine Wurzel lang, und weis: es wächst an feuchten Oertern: und man wendet es wieder die Hipochondrie an.

Der Huflattich. Sein Stengel treibet schon eine gelbe Blume hervor, bevor es noch Blätter angesezzet hat: es wächset an feuchten Oertern. Sein Dekokt ist wieder den Husten, und das Seitenstechen zu empfehlen.

Das Tormentill. Seine Stengel liegen auf der Erde, und sind klein, und dünne: es wächset an ungebaueten Oertern, und nüzzet wieder die Ruhr.

Die Raute. Sie wächset drei Fuß hoch: ihre Blätter sind klein, rund, und von einem wenig angenehmen Geruche: sie ist ein Wundkraut, herzstärkend, und wieder die bösartigen Fieber gut.

Der Safran ist eine Zwiebelpflanze: sein Stengel bleibt niedrig: seine Blume wächset in Gestalt eines Busches, welcher sich in drei Fäden zertheilt, und von rother Farbe, und lieblichem Geruche ist; diese Fäden nennet man Safran, und diesen wendet man

zu allerlei Arzeneien an. Man hält den von der Levante, für den besten Safran.

Die Skabiose: (Grindkraut:) ihr Stengel ist drei Fuß hoch: und ihre Blumen fallen in das Purpurrothe: sie sind schweistreibend, und wieder das Seitenstechen gut.

Die Hirschzunge, man nennet dieses Kraut auch Skolopender: ihre Blätter sind lang, und spizz: sie sind erfrischend, und im Blutspeien gut.

Der Sanikel: man betrachtet dieses als eines der ersten Wundkräuter: es ist zusammenziehend, und man bedienet sich desselben in allen Blutungen; es hat an den Enden seiner Aeste kleine weisse Knöpfe, welche wie Erdbeeren aussehen.

Der Baldrian. Man hat grossen, und kleinen. Man bedienet sich nur des ersteren: er hat einen Fuß hohen Stengel: seine Blumen sind gelb: es ist ein Wundkraut, welches wieder die gelbe Sucht, und wieder die in der Haut stekkende Splitter gut ist: man wartet ihn in den Gärten.

Das Eisenkraut: es wächset bei Hekken, und Mauren: die Blätter sind eingeschnitten, und die Blumen blau: dieses ist ein Wundkraut, und wieder die Beschwerungen des Kopfes gut.

Die Blumen.

Die Blume, ist eine Hervorbringung der Pflanze: sie ist erstens zusammengesezzet, aus einer Hülle, welche man Kelch nennet, und welcher die Blume in ihrer Lage erhält: zweitens, aus einem Blätterwerke, welches man Blumenblätter nennet, die aus Blättern, von allerhand Farben bestehen, und die das Herze der Blume, gegen die ungestüme Luft bedekken, aufblühen, und sich öffnen, so bald sie die Sonne empfinden. Drittens, aus

den

dem Blumenherze, welches aus Staubfäden zusammengesezzt ist (das heist aus Fäden, an deren Spizze ein kleiner Kopf ist, welchen man den Staubkolben, Staubfächer nennet, und welcher einen sehr feinen Staub in sich hat), und viertens, aus dem Fruchtstengel, welcher in der Mitte der Fädens steht: und in diesem Fruchtstengel, befinden sich die Saamenkörner, wie in einem Eierstokke eingeschlossen.

Die Blumen bekommen ihren Ursprung, aus ihren Zwiebeln, aber eben diese Zwiebeln bekommen den ihrigen aus den Saamenkörnern. Man vermehret sie durch Sprößlinge, welche aus der Wurzel heraus wachsen; durch die abgesenkten Sprößlinge, welche man, ohne sie von der Blume abzusondern, in die Erde senket; durch die Zweigableger, welches junge starke Aeste sind; durch die Ableger, oder Knospen, welche man von der Mutterpflanze nimmt, und sie in die Erde versezzet. Man erziehet die Blumen, auf kurzen Gartenbetten, Mistbetten, auf länglichten Betten, in Töpfen, und auf schmalen Gartenbetten. Man pflanzet die Zwiebel der Blume, in die Töpfe, oder in den Gartenbetten. Dazu erwählet man ein Viertheil guter, und frischer Erde, und ein Viertheil von altem Erdreiche, alles untereinander gemischet, durch Hürden durchgeworfen, und man wirft einen Fuß hoch Erde, auf die Betten, oder Töpfe. Man pflanzet sie einen halben Fuß tief, und man gräbt den Topf bis an den Rand in die Erde ein, bis die Zwiebeln Blumen treiben wollen.

Die bekannteste Blumen.

Die Nelke. Ihr Stengel, ist ohngefehr ein, und einen halben Fuß hoch. Die Blumen, sind entweder roth, oder weis, oder gemarmelt, oder auch von verschiedenen Farben, und ihr Geruch, kömmt den Gewürz-

würznelken nahe. Die von welchen man am meisten macht, sind die violetten, die rothen, und die fleischfarbene Nelken. Die schönen Nelken, sind drei Zoll breit, und neun, bis zehn Zoll im Umfange, und machen eine angenehme Rundung in einem Busche. Man ziehet sie in Kästen, oder Töpfen, aber nicht in freier Erde. Die Erde, welche man ihnen giebt, muß sich nach der Art ihres Naturelles richten, zum Exempel die, welche wir eben genannt haben, verlangen eine Erde, welche aus einem Drittel schwarzen Sand, dergleichen in den Morästen ist, aus einem Drittel halb verwitterten Pferdemist, einem halben verwitterten Kühmist, und aus einem Sechstheil milder Erde, welche gemischet ist, bestehet: dieses muß alles wohl durch einander gemischet, und durch die Hürden geworfen werden, wenn man sie in Töpfe thun will. Die Nelken, werden durch Zweigableger, oder Einsenker vermehret. Deswegen macht man, in der Mitte des Knoten, welcher der nächste des Stengelfusses ist, einen Abschnitt, man schneidet in diesen Knoten, um eine Oeffnung für den Ableger zu bekommen: man senket den Ableger in die Erde des Blumentopfes, und drückt ihn mit einer hölzernen Klammer in die Erde ein; hierzu bedienet man sich eines kleinen Trichters, von weissem Bleche. Wenn der Ableger Wurzel geschlagen hat, so schneidet man ihn mit einem Meissel dichte an dem Einschnitte durch, und pflanzet ihn in einen Topf ein. Alle Nelken, sezzt man den Winter über, ins Gewächshaus, (Glashaus.)

Die Tulipe. Dieses ist eine, von den Blumisten am meisten gesuchte Blume. Man hat doppelte, und einfache. Es wächst nur eine Tulpe aus jeder Pflanze: sie hat sechs Blätter, drei auswendig, und drei inwendig. Die Blätter, breiten sich ziemlich aus einander, und haben einen Bauch, der ein wenig breiter, als die Oeffnung ist. Diese Blume macht sich durch

die

die Verschiedenheit ihrer Farben bewunderungswürdig: es giebt rothe Tulpen, purpurfarbene, gelbe, weisse, und bunte: die berühmtesten, sind die Baguetten: sie wachsen viel höher, als die anderen, und sind mit Purpur, und weis gemarmelt. Die Wurzel der Tulpe, ist eine Zwiebel: man vermehret sie entweder durch Saamen, oder durch Nebenzwiebeln, welches Zwiebeln sind, die die Pflanze an ihrem Fuße hervortreibet. Diese Blumen, verlangen viel Sorgfalt, und eine vortrefliche Erde.

Die Anemone, ist wegen der Mischung ihrer Farben, und wegen ihrer Verschiedenheit eine bewunderungswürdige Blume: sie hat sammtartige Blätter, welche das Aeusserliche der Blume bedekken. Man hat fleischfarbene, feuerfarbene, weisse, und schatirte.

Die Ranunkel. Diese Blumen, haben eben dieselbe Lage von Blättern, als die Rose, aber sie sind den Arten nach, von verschiedenen Farben. Man hält die halbgefüllten, wegen der grossen Verschiedenheit ihrer Farben, vor die schönsten: man vermehret die einen und die andern durch Reiser, welche um die Wurzel herum stehen. Die Ranunkeln, verlangen eine lokkere, und gebauete, daß heist eine fette, und schwärzliche Erde: man pflanzet sie an den Enden der schmalen Betten, welche auf den Blumenstükken sind: man säet sie aber auch in Töpfe, welche man in die Erde gräbet.

Das Aurikelchen, oder Bärenöhrlein, wird unter die schönsten Blumen gerechnet: diese Pflanze trägt gelbe, und blas gelbe Blumen, welche einen sanften, und honigsüssen Geruch haben: jede Blume hat die Gestalt eines kleinen Trichters, und ist in verschiedene Theile ausgeschnitten: man macht am meisten von denen, welche nur eine einzige Farbe haben, als da sind, die gestreifte, und sammetartige. Diese Blumen vermehret man durch Augensprößlinge: dieses ist der kürzeste Weg, und viel leichter als durch die Saamenkörner Aurikeln

zu bekommen. Sie verlangen eine Gartenerde, die wohl gesiebt ist, und eben so viel Erde von den Mistbetten.

Das Merzveilchen. Diese Blume, ist von einer blauen Farbe, und aus fünf Blättern zusammengesezzet: ihr Geruch, ist sehr schön, und sie wachsen buschweise: man wartet sie in den Gärten, und vermehret sie durch ihre Wurzeln, welche man zerteilet.

Die Rose ist die Blume des Rosenstokkes: die Schönheit ihrer Farbe, und der sanfte Geruch, machen derselben größte Vorzüge aus. Die gemeinen Rosen, sind die rothen, die Provencerrosen, die gestreifte Rosen, und die weisse Rosen. Die, welche man am meisten schäzzet, sind die holländischen. Man vermehret die Rosensträuche, entweder, indem man ihre Aeste einsenket, oder auch durch die Ableger.

Die Giroflen (Levkoyen). Es giebt violette, gelbe, und weisse; die doppelten, werden am meisten geschäzzet, man kennt sie an ihren Knospen, welche groß, und flach sind: sie kommen aus Körnern, ausgenommen die gelben: man vermehret sie durch Zweigableger, und sie dienen denen schmalen Blumenbetten eines Luststükkes zur Verzierung.

Die Hiazinte. Dieses ist eine sehr hochgeschäzzte Blume, welche aus einer Bolle oder Zwiebel hervorkömmt: die Hiazintenblumen gleichen kleinen Blüthenknospen, welche aus einem Stengel herausgehen, und jedes hängt für sich, an einem besondern Stengel. Die orientalischen Hiazinten, werden am meisten, wenn sie gefüllet sind geschäzzet, das heist, sie sind entweder von einer schönen blauen, oder von einer Porcelainfarbe. Es giebt auch indianische Hiazinten, davon einige einen bunten Straus, von weis, und blau tragen: andere aber Tuberosen genennet werden, welche weisse Blumen von angenehmen, aber etwas starkem Geruche bringen.

Die

Die Granate. Dieſes iſt eine Blume, welche der Granatenbaum trägt. Sie iſt von einer ſchönen rothen Farbe, und verlieret ſich in einer Kronengeſtalt. Die Granatenbäume in Käſten, dienen zur Zierde der Gärten.

Die Sonnengoldblume. (Unſterbliche). Dieſe Blumen, ſind von gelber Farbe, wie ein Stern ausgeſchnitten, und erhalten ſich ſehr lange Zeit, ohne zu verwelken.

Die Schwerdtlilie. (Iris). Ihre Farben ahmen die Farben des Regenbogens nach: es giebt gefüllte, und einfache, welche alle zur Zierde der Gärten das Ihrige beitragen.

Der Jeſmin. Dieſes ſind Blumen, welche von einem Strauche eben dieſes Namens herkommen; ſie wachſen buſchweiſe; ſind weis, und von einem ſehr lieblichen Geruche. Der ſpaniſche Jeſmin, trägt viel gröſſere Blumen, die einen ſtärkeren Geruch haben, und inwendig weis, und auswendig röthlich ſind. Man pflanzet den Jeſmin längſt den Mauren des Gartens, an Geländern, und vermehret ihn durch Zweigableger, und Senkreiſer.

Die ſpaniſche Narziſſe. (Jonquille). Es giebt gelbe, und weiſſe. Sie blühen im Merz: man pflanzet ſie durch Zwiebeln fort: und wartet ſie in Töpfen.

Der gefüllte Mertram (Juliana) wächſt ſtrausförmig: und iſt manchmal mit weis, und Purpurfarbe gemiſchet.

Der ſpaniſche Flieder: (Lilas) es giebt verſchiedene Arten davon, der gemeine, hat kleine Blumen, welche in Traubenbüſchen, von blauer Farbe blühen, und einen lieblichen Geruch haben. Der weiſſe Flieder iſt ſehr ſchön, ſeine Blumen, gleichen einem Buſche, und ſind ſehr wohlriechend.

Die Lilie. Dieſes iſt eine Zwiebelpflanze: ihre Blumen haben eine Milchfarbe an ſich. Die Lilien tragen viel zur Zierde der Luſtbetten des Gartens bei. Es giebt auch auſſer den weiſſen Lilien, noch rothe, geſtreifte, und orangegelbe.

Das **Maienblümchen** (Lilium convallium) Muguets: ſeine Stengel ſind dünne, ohne Blätter, und tragen einen kleinen Buſch, mit kleinen weiſſen, oder rothen Blumen, welche die Geſtalt hängender Glokken haben, und von einem angenehmen Geruche ſind. Dieſes Maienblümchen wächſt in den Wäldern, und man wartet es in den Gärten.

Die **Narziſſe** iſt eine groſſe Blume, die nur ein einziges weiſſes Blat hat, welches aber von ſechs blaſſen, und purpurfarbenen Blättern umgeben iſt: ihr Stengel wächſt einen Fuß hoch. Es giebt verſchiedene Arten von Narziſſen, z. Ex. die gelbe Narziſſe, die rothe Narziſſe, die indianiſche Narziſſe, und die konſtantinopolitaniſche Narziſſe. Man pflanzet ſie, in den Luſtſtükken der Blumenbetten, vier Zoll von einander.

Der **Mohn**, es giebt ſchwarzen, und weiſſen. Der weiſſe hat einen drei, bis vier Fuß hohen Stengel: ſeine Blätter, ſind breit und gleichen Roſen, welche entweder weis, oder purpurfarben ſind, ſein Saame iſt rund, und weis. Der ſchwarze Mohn hat rothe Blumen, und einen ſchwarzen Saamen. Die Mohnköpfe ſind das Hauptſtükk derer Mitteln, welche zur Einſchläferung, und Stillung der Schmerzen beſtimmet ſind. Man wartet die eine, und andere Art in den Gärten.

Das **Dreifaltigkeitsblümchen** (Stiefmütterchen). Dieſes ſind Blumen, welche weiſſe, blaue, oder purpurfarbene Blätter haben: ſie gleichen den Merzveilchen ſehr: und man pfleget ſie in den Gärten.

Die

Die Sonnenblume. Diese Blume hat eine runde Gestalt, sie ist sehr gros, und von einem prächtigen gelben Glanze, ihr Stengel, wächset sehr hoch, und ihre Blätter sind gelb.

Die Ringelblume. Ihr Stengel, ist dünne: ihre Blätter sind lang, und weislich, und ihre Blumen rund, gelb, und wohlriechend; man bedienet sich derselben in der gelben Sucht.

Ausländische Pflanzen, und Produkten.

Der Wunderbaum. (Acacia). Dieses ist ein Baum, welcher in Amerika wächset: er träget im Frühlinge, weisse Blumenbüsche, welche einen angenehmen Geruch ausdusten: er machet viel Schatten.

Die Aloe ist der Saft einer Pflanze, welche in Arabien, und in allen warmen Ländern wächset: sie ist sehr bitter von Geschmakk, und geschikkt den Magen zu stärken.

Der Kaffee. Dieses ist eine sehr bekannte Art von Fruchtbohnen, welche in Arabien wachsen, und welche man, von da, nach Europa bringet: man brennet ihn, mahlet ihn zu Pulver, vermittelst einer kleinen Handmühle, und macht davon ein sehr liebliches Getränke, welches der Gesundheit sehr nüzzlich ist. Der gute Kaffee muß wohl von seiner Schaale gereiniget, frisch, vollständig, und von mittelmässiger Grösse sein. Der Kaffee, welcher erst frisch gemahlen ist, hat jederzeit mehr Kraft; der von welchen man am meisten macht, ist der von Mekka, auf diesen folget der von Bourbon, und andern Orten, der von Martinique, ist der schlechteste. Man muß den Kaffee wenig brennen, gar nicht kochen, und die Kanne, wenn man ihn gut haben will, vorher mit Aloeholz ausräuchern.

Der

Der Zimmt iſt die Rinde von einem fremden Baume, welcher auf der Inſel Ceilon, zu ganzen Wäldern wächſet. Man brauchet den Zimmet zu verſchiedenen Arten von Speiſen: man machet ein Waſſer davon, welches den Magen ſtärket, und das Herz ermuntert.

Die Chokolade. Es iſt dieſes ein trokkener Teig, von welchem der Kakao die vornehmſte Materie iſt. Der Kakao, iſt das Saamenkorn einer Art von Kürbis, welcher auf einem kleinen Baum in Weſtindien wächſet: man röſtet die Körner dieſes Saamens, und hernach ſtöſſet man ſie in einen Mörſer, und machet einem mit Zukker vermiſchten Teig davon. Wenn man will, daß die Chokolade einen lieblichen Geſchmakk haben ſoll, ſo thut man ein wenig Pulver von der Vanillenmandel, und ein wenig Zimmet dazu, und endlich macht man kleine Täfelchens davon. Um dieſes zu thun, ſo reibet man einige Unzen Chokolade, mehr oder weniger: und vermiſchet ſie mit eben ſo viel Zukker: man läſſet dieſen Saft eine Viertelſtunde kochen, indem man ihn auf dem Feuer mit einen Querl umrührt, hernach entfernet man den Chokoladentopf von Feuer, und man läſſet den Saft eine gute Viertelſtunde, ſachte am Feuer ziehen.

Das Ebenholz iſt eine Art von Holz, welches man aus fremden Ländern, und ſonderlich von der Inſel Madagaskar bringet: es iſt ſchwarz, feſt, ſchwer, und von einer guten Politur: man wendet es zur ausgelegten Arbeit an. Der Ebenholzbaum iſt von der Größe einer alten Eiche.

Die Gewürznelken ſind die Frucht eines indianiſchen Baumes: die Gewürznelke hat, wie jedermann bekannt iſt, die Geſtalt eines Nagels, mit vier kleinen Zähnen, oder Zangen: ſie ſind herzſtärkend, und trokknen das Blut aus.

Der

Der **Ingver** iſt eine Pflanze, welche anſtatt des Pfeffers dienen könnte, er kömmt von den antilliſchen Inſeln. Er iſt von einem ſcharfen, beiſſenden Geſchmakke, und von grauer Farbe: ſeiner Natur nach iſt er ſehr hizzig.

Die **Ipekakuana** iſt eine kleine Wurzel einer Pflanze, welche aus Amerika kömmt; ſie iſt ſehr purgirend, und wird unter andern, auch wieder die rothe Ruhr ſehr gebraucht.

Der **Bieſam.** (Moſch). Dieſes iſt ein Oel, welches man in der Blaſe einer gewiſſen Gazelle, oder einer Art von Bokk findet, welchen man in dem Königreiche Tunquin antrift.

Die **Muskatennuß** iſt eine Art Nuß, welche man von einem Baume, welcher in Aſien wächſet bekömmt: die beſten, ſind röthlich, inwendig gemarmelt, und von einem ſcharfen, und gewürzhaften Geſchmakk: ſie ſind hizzig, und magenſtärkend. Man bedienet ſich dieſer Muskatennuß in den Ragouts, und andern ſchmakkhaften Speiſen.

Die **Mirrhe** wächſt in Arabien. Sie kömmt in hellen Tropfen von gelber Farbe, von einen ſtarkem Geruche, und von einem ſcharfen Geſchmakke: man bedienet ſich derſelben in der Medicin, zu gewiſſen Salben, und in den Beſchwerungen der Lunge.

Der **Pfeffer.** Dieſes iſt die Frucht eines Baumes, von welchem es drei Arten giebt: der ſchwarze, deſſen man ſich gemeiniglich bedienet, kömmt aus Oſtindien; der weiſſe, welcher von aſchgrauer Farbe, und viel gröſſer als der ſchwarze iſt; und der lange, welcher rund, und von der Länge eines kleinen Fingers iſt. Ueberhaupt iſt der Pfeffer hizzig, Schleim zerteilend, und wieder die roh gebliebne Speiſen des Magens gut. Man macht den weiſſen Pfeffer, indem man den ſchwar-

zen

zen ins Meerwaſſer wirft, bis die ſchwarze Haut davon abſpringet.

Die Quinquina, (Chinachinae) iſt die Rinde eines Baumes, welcher bei Peru, in Amerika wächſet. Die gute Quinquina iſt von röthlicher Farbe, bitter von Geſchmakke, hizzig, und austrokkend. Dieſes iſt ein vortrefliches Fiebermittel; denn es dämpfet die Fermente des Fiebers. Ihr vornehmſter Nuzzen äuſſ.rt ſich in den Wechſelfiebern.

Die Rhabarber iſt eine Wurzel, welche wir aus Indien bekommen. Man bringet ſie in Stükken, welche ein wenig hart, von gelblicher Farbe, und von einem bitteren Geſchmakke ſind: dieſes iſt eins von den gewöhnlichſten Purgiermitteln: ſie reiniget, ſtärket den Magen, und färbet ſo gar den Urin gelb.

Die Sennesblätter ſind die Blätter eines gewiſſen Strauches, welcher um Alexandrien wächſet: ſie ſind von einer grüngelblicher Farbe, ein wenig lang, trokken, und von einem ſtarken Geruche. Die Sennesblätter ſind auch eines von den gewöhnlichſten Purgiermitteln. Hierzu bedienet man ſich der kleinen Säkke, welches kleine Schoten dieſer Pflanze ſind: ſie fegen die Galle, und den Schleim vollkommen aus.

Der Tabak. Dieſe Pflanze iſt bekannt, von allgemeinen Gebrauche, und ſtammet von Amerika her; aber heut zu Tage wächſt dieſe Pflanze überall in Europa. Die Tabaksblätter, deren man ſich bedienet ſind ſehr breit: wenn ſie gut getrokknet ſind, ſo macht man Pakete davon, und man bindet ſie mit Bindfäden feſte zu Carotten, welche man auf Reibeiſen reibet: die Tabaksblätter ſind ihrer Natur nach hizzig, und austrokknend. Im übrigen iſt der Tabak innerlich, ein ſehr heftiges Brechmittel.

Die

Die Gummen, und Harzsäfte (Resinen).

Das Gummi ist ein klebriger Saft, welcher aus gewissen Bäumen der fremden Länder fliesset. Dergleichen ist das Gummitragant, das amoniac Gummi, das arabische Gummi, rothes Bakkharz, dieses ist eine Art von Harz, welcher aus Indien kömmet, und welcher, wenn er gekocht ist ein schönes Roth giebt: man bedienet sich desselben in den Krankheiten, welche die Leber angreifen.

Der graue Ambra. Es ist dieses ein Saft, welcher sich in der Blase gewisser männlicher Wallfische, befindet, und sich wenn sie alt sind, zu einer Kugel verdikket, und sehr angenehm riechet.

Der gelbe Ambra (Bernstein) ist eine Art von Erdpech welches mit Eisentheilchen vermischet, und so hart wie ein Stein geworden ist. Der Bernstein hat eine elektrische Kraft, das heist, er ziehet das Stroh, und leichte Sachen, nachdem er durch das Treiben erhizzet worden, an sich, welches aber auch der Schwefel, Siegellak, und jedes Glas thut.

Der Balsam ist ein harziger, und wundheilender Saft: dergleichen ist der Balsam von Peru, der von Gilead, der Copaiba, welcher aus gewissen indianischen Bäumen fliesset. Man giebt den Nahmen Balsam durchgängig allen verschiedenen Zusammensezzungen, welche sich die Medicin ausgedacht hat, um sie an die Stelle der wahren Balsame zu sezzen, dergleichen ist der Samariterbalsam, und der Bleibalsam.

Das Erdharz. (Bergöhl). Dieses ist eine fette, und zündbare Materie, welche man unter der Erde, als eine brüchige Materie, und manchmal als einen leimigen Schlamm einsammlet, welcher dem Peche gleichet, welches man oben auf dem Wasser des todten Meeres, oder in dem

See Aſphaltites, im Lande Paleſtina findet: man ſiehet es als ein ſchwarzes Oel oben aufſchimmen.

Der Kamfer iſt ein Harzgummi; welches aus einem Baum tröpfelt, welcher auf der Inſel Borneo in Aſien wächſet. Der gute Kamfer iſt leichte, weis, und von einem ſtarken Geruche: man bringet ihn aus Holland in kleinen, flachen, und runden Kuchen, man ſtöſſet ihn zu Pulver, und man bedienet ſich deſſelben zu gewiſſen Mitteln; er widerſtehet dem Gifte, und wekket die Lebensgeiſter wieder auf.

Der Leim iſt ein zähes Gummi: der beſte iſt der, welcher aus der Rinde der Stechpalmen, in ihrer Saftzeit gemacht iſt; man miſchet Baumöhl darunter: man macht auch Leim aus der Rinde des Miſtels, wenn er in der Blüthe iſt: dieſe Pflanze wächſet auf der Eiche: man läſſet ſie faul werden, und macht ſie, indem man ſie in einen Mörſer ſtöſſet, zu einem Brei. Man brauchet dieſen Leim, Vögel, mit der Lokkpfeife, und mit der Leimruthe, oder kleinen Weidenruthen, lebendig zu fangen, welche man mit Leim überziehet.

Der Miſtel iſt eine Pflanze, welche als kleine Stauden auf die Eiche, und einigen andern Bäumen als eine Schmarozzerpflanze wächſet; ſie hält eine ſehr klebrige Materie in ſich, aus welcher man den Vogelleim machet.

Der Schellak iſt eine Art von Harz, oder rothen Gummi, aus welchen man das Siegellakk macht.

Das Manna iſt ein Saft, welcher ſich in groben Körnern ſammelt, aus gewiſſen Bäumen flieſſet, und das gemeinſte Purgiermittel iſt. Das beſte iſt das was von Calabrien kömmt.

Das Bergöl (Naphta) iſt ein zündbares Erdpech, welches man von den Oertern, wo das alte Babilon ſtand bekömmt, und welches aus den Felſen hervorſprudelt.

Das

Das Opium ist eine Art Gummi, welches aus den Egiptischen Mohnköpfen fliesset, und von schwarzer Farbe ist: man brauchet es den Schlaf hervorzubringen, und die Schmerzen zu lindern, man muß aber mit vieler Behutsamkeit, die Dose desselben einrichten, denn sonst würde es tödlich sein.

Das Burgundische Pech. Dieses ist ein Mengsel, von weissen Baumharz, oder weissen Kienharz, mit Terpentien. Man wendet es zu gewissen Pflastern, oder Salben an.

Das Fichtenharz. Dieses ist ein gewisses Harz, welches vermittelst eines Einschnittes, welchen man in den Fichtenbaum macht, aus denselben fliesset.

Der Kienbaum. Er gleichet der Tanne: wächst sehr hoch, und gerade, und seine Rinde fällt in das schwarze: er wächst auf den Bergen. Das Harz welches herausfliesset, befindet sich zwischen dem Holze, und der Rinde.

Die Süßholzwurzel ist die Wurzel eines Baumes welcher nur in warme Länder wächst. Sie ist röthlich auswendig, und gelb inwendig: sie ist von einem grossen Nuzzen in den Tisanen, wieder den Husten, so wie der daraus gekochte Lakrizzensaft.

Der Skamoniengummi ist ein Gummi, welches aus einem Baume in der Levante fliesset; es hat einen etwas bittern Geschmakk: und dienet das Blut, von den salzigen Feuchtigkeiten zu reinigen.

Der Terpentin ist eine Art von Harz, oder Saft, welcher aus den Fichten, vermittelst eines Einschnittes den man darinn machet, heraus quellet: es kömmt in den Zusammensezzungen verschiedener Salben mit vor, und es erweichet, und reiniget: der beste ist der Terpentin von Venedig.

Die Hervorbringungen der Natur, unter der Erde.

Das Mineralreich.

Die Steine sind gemischte Körper, die sich nicht im Wasser auflösen, und welche die Natur aus einer sehr schlechten Erde gebildet hat. Sie unterscheiden sich von den Metallen dadurch, daß ihre Theile weniger ästig, weniger in einander geflochten, und weniger zum schmelzen geschikt sind.

Die Mannigfaltigkeit der Steine, rührt von der Verschiedenheit der Mischung des Salzes, und der Sandkörner her.

Die gemeinen Steine, sind der grobe Sandstein, der Mühlstein, der Kalkstein, welcher sich leicht calciniren (mürbe brennen) lässet, der Schleifstein, welches eine Art von Sandstein ist, der Flintenstein, der Gassenstein, (Pflasterstein,) und der Schieferstein.

Die Steine, bequemen sich zu drei Arten von Versteinerungen, oder Erzeugungen.

Die erste Art, ist ein Cilinder, welchen man an den Gewölben der Steingruben siehet, und welcher sich aus einem Wasser bildet, welches einige kleine Sandkörner wegführet, und dieselben zu verschiedenen Schichten verdikket.

Die zweite Art, bestehet aus Steinrinden, welche das Wasser gewisser Quellen immer mehr, und mehr, an den Kanal anlegt, durch den es läuft; denn das Wasser, welches die Materie, gegen die Wände des Gewölbes treibet, seihet die besondere Theile, aus welchen die Steine zusammen gesezzet sind, durch, und es trokknen dieselbe mit der Zeit, und werden an der Luft hart.

Die dritte Art, oder Erzeugung, geschiehet durch das Eindringen, das heist, wenn eine grosse Schich-

te

te von Sand, und Thon, ſich durch das Salz, und durch den Bodenſazz mit welchen das Waſſer die Schicht anfüllet, durchdringet, und verſteinert: auf dieſe Art muß ſich eine Schichte von Sand, in einen Klumpen Sandſtein, oder in einen mehr, oder weniger harten Stein verwandeln, nachdem der Sandklumpen die Oberhand darüber hat.

Dieſes thut das Waſſer, in dem es ſich in den verſchiedenen Schichten einſchleicht; welche unter der Erde ſind, und das Waſſer thut dieſes im Kleinen an einem Stükke Holz, an Elfenbein, an Knochen, und an andere Materien, welche es verſteinert. Daher kommen alle dieſe Verſteinerungen, welche man hier, und da auf der Oberfläche der Erde findet, und welche durch ihre Stellung, und durch ihre ſonderbare Figur, bewundernswürdig werden, als da ſind, die Stükken verſteinerter Erde, welche das Gepräge einer kleinen Muſchel, eines Fiſches, oder einer Pflanze an ſich tragen.

Man wendet die härteſten, und gröſſeſten Steine, zur Aufführung groſſer Gebäude an. Der beſte Stein, iſt der Pariſer Liais, welcher ſehr hart, und weis iſt: man bedienet ſich deſſelben, die Kaminen damit zu belegen. Der von S. Leu, welches der zärteſte iſt, und dieſen wendet zur Zierde der bürgerlichen Baukunſt an. Der von Arceuil iſt feſte, und derbe.

Der Quaderſtein wird zu Paris nach dem Steinmaſſe verkaufet: zu einem Steinmaſſe, werden ohngefehr funfzehn Fuß Steine erfordert.

Der Bruchſtein iſt ein Stükk Stein, welches man aus den Steingruben bekömmt: man bedienet ſich deſſelben das Inwendige der groben Mauren zu beſezzen. Wenn man die friſch aus den Steingruben gebrochenen Steine, mit Waſſer beſprenget, ſo laſſen ſie ſich ſpalten.

Der Marmor iſt ein ſehr harter Stein, er nimmt eine ſchöne Politur an, und iſt ſchwer zu ſchnei-

den: man wendet ihn an, die Kaminen damit zu zieren, und über die Puzztische als Tischtafeln zu legen, zu Sparrenköpfe, zu Palläſten, zu Kapellen u. ſ. w. Man nennt antiken Marmor, deſſen Steingruben verlohren gegangen ſind.

Der Schieferſtein, iſt ein blauer ausgegrabener Stein, welchen man aus den Steingruben ziehet, und man ſchneidet ſie zu Tafeln, welche die Geſtalt eines Vierekkes haben, um die Dächer der Häuſer damit zu bedekken.

Der Probierſtein. Dieſes iſt ein metalliſcher ſchwarzer, und glatter Stein: man bedienet ſich deſſelben, um die Metalle damit zu probiren: wenn man ſie daran ſtreicht, laſſen ſie ein Zeichen daran zurükke, und man vergleichet das Zeichen, des ſchon bekannten, und probirten Metalles, mit dem, was noch nicht probieret iſt.

Edelgeſteine.

Der Demant iſt der geſchäzzeſte von allen Steinen, vorzüglich findet man ihn, in den Demantgruben Oſtindiens, im Königreich Galkonde, in Viſapour, in Bengalen, und auf der Inſel Borneo. Der Demant iſt der härtſte von allen Edelſteinen. Sehet den Artikel der Künſte, und den von der Schleifung der Demanten, davon nach. Die Vollkommenheit eines Demanten beſtehet in ſeinem Waſſer, in ſeinem Glanze, und in ſeinem Gewichte, ſo man nach Karaten rechnet.

Man nennet einen Demant, roh, wenn er noch nicht geſchliffen iſt. Er heiſſet aber brillant, wenn er von oben bis unten, nach verſchiedenen Dreiekken, oder ganz kleinen Flächen geſchliffen iſt. Roſendemant nennt man ihn, wenn er von unten her flach iſt, und von oben her, nach verſchiedenen Flächen geſchliffen iſt.

Man

Man hat auch Demanten, welche man Tafelsteine nennet. Die übrigen Edelsteine, sind folgende.

Der Ameriſt: er iſt von einer, ins Rothe fallenden Violletfarbe.

Der Rubin iſt Blutroth, aber hell, und durchſichtig.

Der Karneol. Er iſt undurchſichtig, oder vielmehr halb durchſichtig, und blasroth.

Der Kriſtall. Dieſes iſt ein Mineral, oder durchſichtiger Stein, wie weis Glas. Man bekömmt ihn von Alenzon, und er ſcheint eine unächte Art von Demanten zu ſein, weil er eben ſo ſechseckigt wie derſelbe wächſet.

Der Granat. Er ahmet das Feuer, und das Rothe des Rubins nach.

Der Hiazint. Er iſt gewöhnlichermaſſen von gelber Farbe.

Der Laſurſtein. Er trägt auf einen himmelblauen Grunde mit Gold eingeſprenkelte Flitterchen. Das Ultramarinblau wird daraus gemacht.

Der Onix. Dieſes iſt eine Art Agat, von weiſſer, und ſchwarzer Farbe.

Der Opal. In ihm vereinigen ſich alle dieſe Farben.

Der Saphir. Er iſt von einer himmelblauen Farbe.

Der Topaſer iſt ein Edelſtein, von einer gold- oder zitronengelben Farbe. Die orientaliſche, und etiopiſchen ſind die geſchäzzeſten.

Der Türkis: er iſt blau, und grün; man kann ihn von Knochen nachahmen.

Die Mineralien.

Ein Mineral, ist ein ausgegrabener Körper, welchen man in der Erde findet, und welcher sich darinn, durch die, in den Eingeweiden der Erde, eingeschlossene Dünste, erzeiget.

Der Alaun, ist ein salziges Mineral von weisser, oder bläulicher Farbe, von einem sauren Geschmakke, und er hat eine sehr zusammenziehende Kraft an sich, denn man bedienet sich desselben, in allen Verblutungen, um dieselben zu stopfen.

Das Spießglas (Antimonium) ist ein Mineral, welches sich der Natur der Metallen nähert: es ist schwer, von schwarzer Farbe, und in lange Strahlen zerteilet, wenn es zubereitet ist, so purgieret es mit Heftigkeit, und man brauchet es in den gefährlichen Krankheiten, als da ist der Schlagfluß: dieses nennt man gemeiniglich Brechmittel.

Der Arsenik, ist das tödlichste Gift von allen. Es ist ein mineralisch schwefliches Salz, welches man aus einem Steine, Kobolt genannt ziehet: man bedienet sich desselben zur Färberei, und zum Mahlen. Mit dieser blauen Farbe, Smalte genannt, welche vornehmlich Sachsen liefert, malt man das Porcelainblau.

Der Thon ist eine fette, und feste Erde, welche man an gewissen Orten, unter der guten Erde findet, man bedienet sich desselben, um das Wasser, in den Wasserbekken der Gärten stehen zu lassen.

Die Kieskugel (Markasit,) ist ein Mineral, welches entweder wenig, oder viel Metall enthält: es giebt Goldkieskugeln, Silberkieskugeln, und Kupferkieskugeln. Die Kieskugeln, sehen wie kleine, im Bruche stralige Kugeln aus: einige sind von einer Goldfarbe, und andere von einer Silberfarbe. Sie enthalten Schwefel, und vitriolisch Salz in sich.

Der

Der Mergel ist eine thonige, und fette Erdart, welche man hier, und da, in verschiedenen Schichten, unter der Erde findet: der Mergel, ist ein vortreflicher Dünger der Aekker, denn er erhizzet sie, und versüßt die versäuerten Felder.

Der Merkurius, oder Quekſilber. Dieſes ist ein laufendes Metall, welches sehr schwer ist, und deſſen Theile auseinander laufen, oder deſſen Kugeln auseinander ſpringen. Es wird nur in der Kälte ſteif.

Der Salpeter. Man bekömmt ihn, aus alten ausgeweiſten Kellern, und aus Pferdeſtällen, denn man trift nirgends in der Erde Salpeterminen an. Der Salpeter, ist eine Säure, ſo in einem feuerfeſten Salze eingeſchloſſen lieget: er giebt der Flamme Stärke, und kniſtert darinnen, weil er feſte Theile, und viel Luft in ſich hat, welche nach allen Seiten, die Funken mit Heftigkeit verbreiten, oder ausſprizzen.

Das Küchenſalz. Dieſes Salz, ist ein Klumpen, von geraden, ſpizzen, oder würfelartigen Kriſtallen: es enthällt wirkſame, und auflöſende Theile. Viele Länder, liefern Salzminen. In Polen bei Krakau, ſind groſſe Salzberge, und in andern Ländern, kochet man das Küchenſalz, aus geſalzenen Brunnen (Sole) in bleiernen Pfannen, wie zu Halle, und Lüneburg.

Das Steinſalz ist ein durchſichtiges, ausgegrabenes Salz, welches ſehr hart, ſteinig, und voll ſchwarzer Erde ist.

Der Salmiak. Dieſes iſt ein flüchtiges Salz, welches von einer nagenden, und zertheilenden Säure, durch drungen ist. Es wird durch die Kunſt in Egipten aus Ruß, und Kameelsmiſt ſublimirt.

Der Niter, ist ein Salz, welches in einem flüchtigen Salze eingeſchloſſen ist.

Das Weinsteinsalz, ist ein sauer Salz, das aus den Weinstein der Weinfässer gezogen ist, den die Hefen des Weines, an die Fässer anseżzen.

Das Pflanzensalz. Es ist dieses der Ram des Weinsteines, welcher in Salz verwandelt ist, und dessen man sich in den gewöhnlichen Purgiermitteln bedienet.

Das Polichrestsalz ist ein Salpeter, welcher durch den Schwefel seiner flüchtigen Theile beraubet (verpuft) ist: man bedienet sich desselben gleicher massen in den Purgiermitteln, weil es nebst den Urin, auch die andern Materien treibt.

Der Schwefel. Der natürliche Schwefel, befindet sich gemeiniglich in den feuerspeienden Bergen (Vulkanen): man findet ihn aber auch anders wo: man schmelzet ihn in einem Geschirre auf dem Feuer: man thut ihn einer Form, oder man macht Schwefelkuchen, oder Schwefelrollen, davon. Der gröste Nuzzen des Schwefels, ist daß man ihn zur Bearbeitung der Wolle anwendet, indem sein Rauch, die Wolle weis färbet: er ist vortreflich eine vergiftete, oder eine verpestete Luft, zu reinigen. Die Medicin wendet ihn mit gutem Erfolge an. Endlich aber, ist man dahinter gekommen, ihn mit dem Salpeter zu vereinigen, um das Schießpulver, diesen nachahmenden Donner zu machen.

Das Quekſilber ist ein weisses metallisches, sehr schwerwiegendes Wasser, welches man unter der Erde, in Hölen findet; man vermischet es mit Erde, und Schwefel, und alsdann, nennt man es Vermillon, oder Zinober. Man scheidet es am Feuer, von den andern Materien. Das Quekſilber, hat die Eigenschaft, sich mit dem Golde, und Silber zu vereinigen, welches man amalgamiren, oder verquikken nennt.

Der Vitriol, ist ein Mineral, welches man durch Abrauchung, aus den Kupferminen bekömmt.

Der

Der weiſſe Vitriol, oder Galizzenſtein, kömmt aus den Vitriolquellen: der grüne, iſt von verſchiedenen Arten, und eiſenhaltig: der römiſche, oder der, welcher aus Italien kömmt, wird für den beſten gehalten: man bedienet ſich deſſelben, um das Blut innerlich anzuhalten. Der blaue Vitrtol, oder kupferhaltige, kömmt aus Egipten, er iſt brennend, (ezzend,) und gut die Geſchwüre auszutrokknen, und das wilde Fleiſch zu verzehren.

Die Metalle.

Die Metalle, ſind feſte Körper, welche das Schmelzfeuer flüſſig macht; und welche man in den Eingeweiden der Erde findet. Man nennet Miner (Erz) die Materie, oder den Stein, welcher ſie in ſich hält.

Das Gold. Dieſes iſt das koſtbarſte Metall, ſo am beſten glänzzet, es iſt aber zugleich auch das ziehbarſte, und ſchwerſte von allen: Peru, iſt das Land, aus welchen man das meiſte Gold bekömmt: man findet es in den Minen von Chyli, in Geſtalt kleiner Körner; man findet es auch manchmal in Stükken, von zwei bis drei Mark: (halb Pfund:) die Körner, ſcheiden ſich durch die bloſſe Wäſche. Dieſes Gold, nennt man Jungferngold, oder Berggold: es iſt das ſchwerſte, und viel ſchöner als das, ſo durchs Feuer gegangen iſt: man findet es auch in Steinen, welche in den Adern der Erde ſind, die da Streiffenweiſe laufen: dieſes, iſt ſehr hart, und voller Goldflitter: mattes Gold, nennt man das, was ohne Glanz iſt, und deſſen Oberfläche hökkricht iſt: zu Teig gemalenes Gold, (amalgamirtes) welches zu Kalk verwandelt iſt, und zur Vergoldung dienet: gezogenes Gold, iſt dasjenige, welches man durch das Zieheiſen gezogen hat: Kapellengold (verfeinert Gold) iſt dasjenige Gold, welches man von allen Arten von Unreinigkeiten oder Schlaken, auf den Aſchenkapellen

len gereiniget hat: vermünztes Gold, welches mit dem Bildnisse eines Prinzen bezeichnet ist. Sehet den Artikel der Künste, von den Zubereitungen, und Verfeinerungen des Goldes nach. Das Gold ist im Feuer, unzerstörbar, (feuerbeständig), und man kann aus einem Dukaten Fäden ziehen, welche viele Ruthen lang sind.

Das Silber. Dieses ist nach dem Golde, das schönste, das prächtigste, und das ziehbarste, von allen Metallen: man findet es in Markasiten (Kießen) bald roth, bald bläulich. Diese Markasiten sind Massen, welche aus steinigen Theilen, und aus Metalltheilen zusammen gesezzet sind, und welche lange Fäden ausmachen, die den Strahlen ähnlich sind, so sich in einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt vereinigen, oder zusammen kommen. Die ergiebigsten Silberminen, sind in Peru in Amerika. Die berühmtesten, sind die von Potosi, Olechea, nahe bei Cusco. Man findet daselbst funkelende Metalle, die leicht zwischen den Felsen gewahr zu nehmen sind. Man findet sie auch manchmal in den Steinen eingestreuet, und als dünne Fäden angeflochten. Man findet auch gediegen Silber, welches fast ohne andere Mischung ist: die Klumpen sind mannigmal von einer Unze, und gar von verschiedenen Marken. Sehet hiervon den Artikel der Künste nach.

Das Kupfer, man findet es in Staub, oder in Steinen, in Minen, und manchmal mit Silber vermischet, man bekömmt es aus den Erzgruben, wie die andern Metalle: es ist hart, schwer, und ziehbar. Man lässet es schmelzen, und wieder umschmelzen, um es von den Schlaken zu reinigen, und dieses nennt man rothes Kupfer: es ist das reinste. Das gelbe Kupfer, welches man sonst Meßing nennet, wird durch eine Mischung von Galmei gemacht, welches man mit Kupfer zu gleichen Theilen vermischet: dieses ist eine Art ausgegrabener Erde, welche man über dem Feuer gereiniget hat.

hat. Es giebt eine Menge von Kupferminen in Europa. In Frankreich bekömmt man das Kupfer aus Abbrewille, aus Amiens, aus Croyes, aber das beste, kömmt aus Schweden.

Der Tombach (Glokkenspeise) ist eine Mischung von gleich viel rothen und gelben Kupfer. Dieses Tombach ist, die Bildnisse abzugiessen bestimmet, und eine Mischung, welche aus der Hälfte rothes und der Hälfte gelbes Kupfer, oder Messing bestehet. Was den gemeinen Tombach betrift, so geschiehet die Mischung desselben, mit Blei. Was man Guß nennet, ist eine Glokkenspeise, welche aus ein wenig Zinn, und Antimonium bestehet, dessen gröster Theil aber Kupfer ist. Wenn man eherne Kanonen (Stükke) Mörser, und anderes Kriegesgeschüzze, von Glokkenspeise giessen will, so sezzet man dem Gusse, ein wenig Zinn, und Antimonium zu.

Das Zinn ist ein weisses Metall, welches die Natur des Bleies, und Silbers an sich hat: es ist ziehbar, wie das Blei; aber weniger weich: man findet es in sehr tiefen Minen. Das Zinn von Cornwallien, einer Provinz in England, ist das geschäzzeste. Man sendet es nach Frankreich in Stükken von zweihundert, und funfzig Pfunden, und drüber, und man nennt es Blökke, (Stükk), man bedienet sich desselben zu allerhand Arten von Maaße, und Gefässe, und besonders zu Schüsseln, und Tellern Zinn, knirschet unter den Zähnen.

Das Blei ist ein sehr schweres Metall, und leicht zu schmelzen, es kömmt in Mulden.

Das Eisen ist ein sehr hartes Metall, welches man aus Minen bekömmt, die diesen Nahmen haben: man findet es an Oertern in der Erde, welche nicht sehr tief sind. Von diesen Minern stekken einige in Steinen, welche man mit Stampfen klein pochet; andere sind mit Erde, oder groben Sand vermischet, welchen man in

eine

eine Tiefe schüttet, wo ein laufendes Wasser fliesset, um den Schlam davon wegzubringen, so daß das Metall, welches schwerer als die Erde ist, zu Boden fället. Der Bleirauch, ist ein langsam schleichendes Gift.

Der Stahl ist nur ein verfeinertes Eisen, welches durch die Beimischung von zwei Theilen Ruß, von einem Theile Kohlen, von einen Theil Asche, und von drei Viertel Meersalz entstehet. Man beschlägt mit diesen Mengsel, viele Eisenstäbe, man übergiesset alles mit Lehmerde, und man bringt es in ein sehr heftiges Feuer. Der Stahl, hat im Bruche Silberkörner, welches von der schnellen Ablöschung desselben im Wasser herrühret, und seine Härte ausmacht. Die Türken, löschen ihre Säbel gar nicht ab, sondern stekken sie nur in einen Windtrichter, um sie blos durch die Luft abzukühlen.

Kentnisse,

welche sich auf die menschliche Bedürfnisse beziehen.

Erster Abschnitt.

Der Akkerbau.

Die Akkersachen, oder Landgüter.

Die Landgüter. Ein Landgut, ist ein Eigenthum, oder Lehngut, von welchen man Herr ist. Man giebt auch allen etwas ansehnlichen Landgütern diesen Nahmen.

Eine Pacht ist ein kleines Landeigenthum, welches in Aekker, Wiesen, Weinberge, und Gehölzen bestehet. Es ist aber auch ein Pachtgut ein Erbe, welches man vermiethet, oder vermittelst eines gewissen

Pacht-

Pachtgeldes, andern überlässet. Dieses Wort, Pacht, deutet auch die Geldsummen, welche man jährlich bekömmt, oder das Geld an, welches der Miether (Pächter) bezalt.

Ein Pächter, ist derjenige, welcher vermittelst einer gewissen Pacht, die Landgüter des Eigenthumsherren in Besizz nimmt, er verpflichtet sich also, sie zu verwalten, und denenselben, als ein guter Haushalter vorzustehen, oder sie in guten Stand zu sezzen. Wenn er die verabredete Pacht nicht bezahlet, oder wenn er mit den Landgütern übel umgehet, so kann der Herr, die geschlossene Pacht aufheben, und ihn verurtheilen, was er vernachlässiget hat zu bezahlen; wenn die Veruntreuung augenscheinlich ist, und von Betrug, und Ränken, oder einer äussersten Nachlässigkeit herrühret. Wenn die Pacht abgelaufen ist, so bleibet der Pächter in der Pacht, ohne eine neue Verabredung sizzen, und die Pacht wird auf ein Jahr, verlängert angesehen; und dieses, nennet man stilschweigend erneuerte Verpachtung.

Man kann den Pächter aber nicht eine Schadloshaltung versagen, wenn die wiedrigen Zufälle, welche den Landgütern begegnet sind, wichtig sind, als da ist der Hagel, die Ueberschwemmung, das Einschlagen des Gewitters, u. s. f. und wofern sie so beträchtlich sind, daß er keine Erndte zu hoffen hat.

Die öden wüsten Ländereien. Dieses sind Landgüter, welche nichts als Genster (Pfriemkraut) Wasserbinsen, Farrenkraut, und Heidekraut hervorbringen. Alle diese Kräuter kann man ausrotten, in dem man ihre Wurzel ausreisset. Nunmehr kan man das Erdreich urbar machen, (umakkern) und man kann es mit Haber, und das folgende Jahr mit Weizen besäen.

Die

Die urbargemachten Aekker. Dieses sind Landgüter, welche man in kurzer Zeit in Saatäkker verwandelt hat, und welche vorher nichts als Kräuter, und Holz trugen: man säet anfänglich Hanf, hernach Roggen, und im dritten Jahre Weizen darauf: wenn sie gut gedünget sind, so tragen sie, ununterbrochen, sechs bis sieben Jahre Getreide.

Die ruhende Aekker, unbesäete Aekker, werden alle drei Jahr besäet.

Die Braachfelder, Man nennet die Aekker also welche man ruhen lässet: nach den Regeln des Akkerbaues, lässet also ein guter Haushalter, alle Jahr, das Viertel seiner Aekker wechselnd ruhen; und alsdenn treiben diese Aekker viel mehr Hälme, und tragen auch grösere Aehren.

Die Wälder.

Die Wälder (das Gehölze) sind die aller einträchtlichsten Landstükke, weil sie weniger Unkosten machen, einen stärkeren Abszz verschaffen, und nicht so vielen Unfällen ausgesezzt sind. Man erkennet, daß ein Gehölze gut sei, wenn die Bäume, von gutem Wuchse, vollständig, und gesund sind. Die geschwindeste Art, ein Gehölze zu bekommen, geschiehet durch Wurzelpflanzen, welche jung, und von einem guten Stamme entsprossen sind. Man pfleget, die neu angelegten Pflanzen. Ein vernünftig behauenes Gehölze, kann in zehn Jahren, überflüssiges Fällholz geben. Man nennet geschontes Gehölze, alle Wälder, welche man ohne zu fällen, bis sieben, und zwanzig, oder dreissig Jahre wachsen lasset. Man nennet Forst, (Gehäge,) diejenigen Wälder, welche man noch längere Zeit wachsen lässet

Alle Gehölze, sind in gewisse Theile abgetheilet; und man kann nur alle Jahre, eine gewisse Menge

Bäu-

Bäume daraus fällen. Die Königliche Forst verordnung verbietet, daß man die jungen Gehölze vor neun Jahren nicht aushaue: hernach kann man es alle neun Jahre, nach dem Forstpreise verkaufen: in den Wäldern wo man den Preis festgesezzet hat, fället man alle Jahr, eine gewisse Menge, Morgen Bäume, so daß jeder Bezirk, (Strich) nach der Reihe zu Gelde, gemacht wird. In diesem Aushauen, muß man die geschonten Bäume, nicht angreifen, als da sind, die Bäume welche stehen bleiben, die rükkständige Stämme, und die Ekkstämme: die Bäume, welche stehen bleiben, sind Bäume vom ersten Range, vom besten Wuchse, und welche man bestimmet, die Wälder damit fortzupflanzen. Man nennet rükkständige Stämme, die Bäume, welche man so lange geschonet hat, als das Gehölze, welches man aushauet stehet. Die Ekkstämme, sind junge Bäume, welche in den Forsten die Ekken der Gehölze einnehmen, und welche an dem Fuße gezeichnet sind. Die Königliche Forstverordnung will, daß sechszehn Bäume auf jeden Morgen in den jungen Gehölze stehen bleiben, und zehn auf jeden Forst.

Das junge Gehölze, dienet Reisegebünde, kurzes Holz, und Stangen davon zu machen.

Das Forstholz dienet zu allem Zimmer, Stellmacher, und Brennholze.

Die Lustwälder: man nennet Wälder diejenigen also, welche man nicht behauet, und welche zur Zierde der Gärten dienen.

Gering Holz, schlecht Holz mort Bois: nennet man alles Holz welches zu nichts, als zum Verbrennen dienet: dergleichen, sind die Weide, der Flieder, die Erle, der Genslerstrauch (Pfriemenkraut) der Wachholderbaum, und der Dornenstrauch.

Abgeſtanden Holz Bois mort: iſt dasjenige, welches am Stamme vertrokknet, und welches nicht mehr Saft hat.

Bois Blanc, iſt ein Holz, welches etwas weisliches an ſich hat; wie der Kaſtanienbaum, die Tanne, und die Linde.

Blanc Bois iſt dasjenige, welches weis Holz hat, wie die Weide, die Birke (Maienbaum) der Pappelbaum. Dieſe Art von Holz, wächſet ſehr geſchwinde, und wird nur zu kleinen Arbeiten gebraucht.

Der Holzhandel iſt einer von den beträchtlichſten, welchen man auf dem Lande machen kann. Man kann das Holz, wenn man will verkaufen; aber mit Ausname der ſechszehn Bäume, (Dreilinge,) welche auf jeden Morgen ſtehen bleiben müſſen; was das junge Gehölze betrift, ſo muß es achtzig Jahre lang ſtehen bleiben, und mit Ausname der hundert, und vier, und zwanzig Bäume in der Forſt, und des jungen Gehölzes, welches nur alle neun Jahre gefället werden darf, verkaufet werden.

Erſtens; der gemeine Holzverkauf, geſchiehet alle Jahre, in den jungen Gehölzen, oder Forſten, welche man, nach veſtgeſezzten Fällen frei gegeben.

Zweitens, der auſſerordentliche Holzverkauf, geſchiehet, wenn man ganze Forſten fället, und dergleichen thut man in den Abteien.

Nun folget der verſchiedene Nuzzen, zu welchen man das Holz anwenden kann. Erſtens, das junge Gehölze, dienet kurz Holz, Stangen, Reifholz, und Fäſſer davon zu machen. Zweitens, die Forſte, nämlich die Stämme der Bäume, dienen zur Zimmerarbeit, zu Sägeblökken, zu Stellmacherarbeit, und zu allen Sachen von Spaltholz, aber von dieſem Holze, dienet auch vieles zum Verbrennen.

Man

Man verkaufet, und bietet das Holz aus, entweder schon zugehauen, oder nur grobes Nuzzholz, daß heist, so roh, und unbearbeitet ist. Dieses lezztere, wird zu Stellmacherarbeit verkaufet: das Stükk muß die bemerkte Grösse haben: welches man zugehauen verkaufet, muß keine Querstriche haben, und dieses nennet man geschnitten Holz, es muß keine Splinten haben, welches ein weicher, und weisser Theil ist, welcher zwischen der Rinde, und dem weichen Holze ist, denn sonst kann es weder zu Zimmerholz, noch zu Sägeblökken dienen.

Das Zimmerholz, oder vierekkig behauen Holz, wird zu den Gebäuden angewendet: man erwählet die besten Stämme; sie müssen mehr den sechs Zoll haben, und hart, und vierekkig behauen sein: man verkaufet es Stükk- oder Hundertweise: jedes Stükk, ist zwölf Fuß lang, hat sechs Zoll Dikke, und sechs Zoll Breite; man schneidet es sechs bis dreiss g Fuß lang.

Das Zimmerholz, wird entweder in vierekkig behauenen Bauholz, für die Balken, und große Querbalken, oder in Sägeblökken, für die geringe Arbeit, als Pfosten, und Sparren verkaufet.

Das Spaltholz, wendet man an, Fässerstäbe (Tauben) zu machen, woraus man auch Tonnen, Kufen, Latten, Eimer, Schaufels, u. s. w. machet. Es theilet sich auch noch in Thürspiegel, welche vier Fuß Länge haben, und aus welchen man die ausgelegte Fußböden, die Panäle oder Wandgetäffel, und andere Tischerarbeiten macht.

Das Sägeblokkholz, wird in Dielen, oder Bretter, Pfosten, Treppenbalken, und Querbalken verkaufet. Die Dielen, müssen einen Fuß Breite haben, einen Zoll dikk, und über drei, oder vier Fuß lang sein. Die Querbalken haben fünf bis sieben Zoll Dikke, und funfzehn Fuß, bis drei Klafter Länge.

Das Stellmacherholz, iſt dasjenige, welches die Stellmacher um Wagen, und Räder davon zu machen, verarbeiten. Endlich giebt es auch Brennholz: das von den Büchen, und der Hagebüche, iſt das geſchäzzeſte, weil es gut brennet, und wegen der guten Koſlen, ſo man davon bekömmt. Das weisrindige Holz, iſt das ſchlechteſte zum Brennen, dergleichen iſt die Birke, und die Eſche. Man unterſcheidet unter dem Brennholze ſechs Arten. Erſtens, diejenigen Bäume, welche eine gewiſſe Anzal Holzſcheite geben, von welchen das Fuhrenmaaß, funfzig, bis ſechzig Holzſcheite, nachdem ſie ſtark ſind beträgt. Zweitens das friſche Holz, nennet man dasjenige, welches entweder auf der Achſe, oder mit dem Kahne hergebracht wird. Drittens, das Floßholz, iſt dasjenige, welches man entweder geſchleppet, oder Floßweiſe, mit Stangen, und Querhölzern gebunden, auf ſchiffbaren Flüſſen bringet, dieſes nennet man Karinenholz. Viertens, das Sandholz, dieſes iſt Büchenholz, welches halb im Waſſer lieget, und aus Burgund, Nivernois, und ſteinigen Oertern kommt: es wird dieſes Holz ſehr geſchäzzet.

Alles dieſes Holz muß drei, und einen halben Fuß lang ſein, es wird zu Paris nach dem Fuhrmaaße verkauffet. Sein Verkauf, wird nach dem Klaftermaaſſe beſtimmet, und dieſes iſt ein Maaß, welches aus drei Stükken Zimmerholz zuſammen geſezzet wird, und vier Fuß auf allen Seiten lang iſt. An andern Oertern, wird das Holz nach dem Seile verkaufet, welches ungefehr zwei Fuhren beträgt.

Die Reisgebünde: Dieſe müſſen zwei Fuß Länge haben, und iſt die Fünfte Art von Holz. Sechſtens, die groſſe Stäbe ſind Arten von Bündel, welche aus acht, bis zehn kleingeſchnittenen Stangen beſtehen, die zuſammen gebunden werden.

Die

Die Wiesen.

Dieses sind Feldstükke, welche ohne Aussaat von selbst Gras hervorbringen, welches man ein oder zweimal des Jahres abmähet: man nennet dieses **natürliche Wiesen**. Unter diesen aber giebt es einige, welche man Viehweiden, oder Viehtriften nennet; dieses sind feuchte Wiesen, auf welche man das Vieh treibet, um es fett zu machen. Es giebt ausser den natürlichen Wiesen, auch noch andere, welche man **gebauete Wiesen** nennet, und auf diese säet man gewisse Kräuter, wie Klee, Bokkshorn, und Schnekkenklee aus, und dieses sind die besten Wiesen. Es giebt auch **Schwimmwiesen**, dieses sind Wiesen, welche vermittelst der Wassergräben mit Wasser bedekket werden, dieses kann aber nur geschehen, wenn in der Nachbarschaft ein See, oder Teig befindlich ist. Diese Wiesen, geben dreimal mehr als die anderen Wiesen. Die guten Wiesenkräuter, sind das Maienblümchen, die Vogelwikke, der unfruchtbare Haber, der Löwenfuß, (unser lieben Frauen Mantel), die Brunnenkresse, die Hirschzunge, der Saueramfer, das Merzveilchen, das Gänseblümchen, der Majoran, die Wassermünze, der Erdrauch, die Pimpernelle, der Wasserklee, der Hünerdarm, (Gauchheil), die Melisse, das Eisenkraut, die Angelikenwurzel, der Beifuß u. s. w.

Ueberhaupt ist das fette, und feuchte Erdreich gut, Heu hervor zu bringen.

Ein guter Morgen Wiese, kann dreihundert Hansen Heu liefern.

Man nennet **Uferwiesen** die, welche längst den Flüssen liegen, und welche an Futtergraß einen Ueberfluß haben. Die Wiesen, welche am Fuße eines Berges liegen, nennt man **Bergwiesen**, und von diesen sind die Kräuter am besten. Die Kräuter von den Sumpf-

wieſen, ſind die ſchlechteſten, weil ſie mit Binſen, und Waſſerlilien vermiſcht ſind.

Das, was man Grummet nennt, iſt das zweite Heu, welches man von einer Wieſe bekömmt, und welches in der Mitte des Septembers abgemähet wird.

Die Uferwieſen ſind ſehr einträglich das Rindvieh darauf zu erziehen. Da dieſe, und dergleichen ähnliche Feldſtükke, keine Wartung vonnöthen haben, ſo würde es ſchwer fallen, die andern an den Mann zu bringen; aber um wechſelsweiſe allen Nuzzen von einer Wieſe zu ziehen, ſo muß man auch, ſo viel als möglich iſt, die Aekker mit derſelben verbinden: denn wenn man blos Wieſen hätte, ſo würden ſie, aus Mangel der nöthigen Nahrung, welche man den Pferden, und Ochſen reichen muß, die es pflügen, kraftlos bleiben.

Der Wieſewachs. Dieſes ſind Erdſtükke, welche eine groſſe Menge Kräuter tragen, ſo das Vieh fett machen. Man giebt den Nahmen Wieſewachs, den trokkenen Erdſtükken: und man nennt **Viehtrift**, die fette Erdſtükke, welche mit Waſſer befeuchtet, oder bewäſſert ſind. Dieſe Viehtriften, bringen mehr Kräuter als die andern hervor.

Die Teiche. Dieſes ſind Waſſerbehälter, welche an niedrigen Oertern liegen, und durch einen Damm, oder aufgeworfenen Graben eingeſchloſſen werden, man ſezzet Fiſche in dieſelben, welche ſich darinn ernähren, und vermehren: man beſezzet einen Teich, indem man eine Menge kleine Fiſche herein wirft, welche man Sezzfiſche (Fiſchbrut) nennet, ein ſolcher Fiſch iſt fünf Zoll vom Auge, bis an die Gabel des Schwanzes lang.

In einem Teiche, zum Exempel von acht Morgen, kann man ungefehr hundert Milchner, und eben ſo viel Rogner Karpfen ſezzen, die aber nicht zu groß, und nicht zu klein ſein müſſen, und von welchen jeder Rogner über tauſend Junge hervorbringen kann.

Die

Die Moräste. Es ist dieses ein grosser Raum Erde, welcher mit Wasser angefüllt ist, so darinnen stillstehet oder faulet, und in welchen grosse Kräuter wachsen, als da sind Binsen, und Schilf, (Rohr). Man kann sie auch manchmal abzapfen (ableiten) austrokkenen, und Gärten, oder Wiesen daraus machen.

Die Fischteiche sind Wasserbehälter, welche mit fliessendem Wasser angefüllet sind, und in welche man Fische sezzet, als Barsche, Schleie, und Grasehechte. Ein Fischteich, muß zum wenigsten vier Fuß tief, und mit Thon (Lehmerde) eingefasset sein.

Die Kaninchengehäge sind gewisse Räume Erdreich, so bestimmet sind, Kaninchens darinnen zu unterhalten. Es giebt Gehäge so mit Mauren umgeben sind: man pflanzet Rosmarin, Wacholderstauden, Thimian, Feldkümmel, Kohl, Stekkrübchens, und andere Kräuter darinnen, um die Kaninchens dahin zu lokken, und um sie darinnen zu unterhalten. Das Recht Kaninchens zu halten, ist ein herrschaftliches Recht.

Die Kaninchenhecken sind ein vierekkiger Plazz, am Ende eines Gartens, und mit Mauren umgeben: wo man Kaninchens ernähret: man macht einige Quartiere, von Erde, oder Steinen, für sie zurechte, damit sie sich dahin zurükkziehen mögen. Die Kaninchenhekken, dienen zur Bevölkerung, und Rekrutirung der Kaninchengehäge.

Das Taubenhaus ist ein Gebäude in Gestalt eines Thurmes, welcher um darinnen Tauben zu halten, von der Erde genungsam erhöhet ist, man stellet ringsherum ihre Nester auf. Nach den mehrentheils eingeführten Gewohnheiten, ist das Recht, ein Taubenhaus mit einem Fusse, und mit Taubengehäusen, oder mit der von oben, bis unten herunter gehenden Wandmuschel zu haben, ein Lehnsrecht, oder Gerechtigkeit: die

andern, welche nur ihre Gehäuse in der Höhe haben, sind Taubenschläge, oder Verschläge zu Tauben.

Die Thiergärten, sind grosse Plätze, die mit Mauren umgeben sind, und bald Akkerfelder, bald Gehölze enthalten; worinnen man Wildpret von allerlei Arten unterhält, und Spaziergänge anlegt. Ein Thiergarten, ist eine grosse Zierde, und kann von grossem Nuzzen, auf einem ziemlich grossen Landgute sein.

Die Akkerarbeit.

Der Akkerbau. Dieses ist die Kunst, die Erde zu bauen, und sie fruchtbar zu machen. Eine Kunst, die da lehret, die Landgüter wohl zu verwalten. Ein Akkersmann, muß alles was den Feldbau angehet wissen, um die nöthige Pflüge zu geben, um zu rechter Zeit zu säen, und die Eigenschaften eines guten Korns zu kennen: er muß, indem was die Weinberge, die Wiesen, das Gehölze, die Pflanzung, und das Fällen der Bäume betrift, geübt sein, und dieses erfordert eine unendliche Menge von Umständlichkeiten.

Das Säen. Die Säezeit, ist im Herbste, und am Ende des Septembers, nämlich was den Weizen, den Roggen, und das Mengselkorn anbetrift: denn das, was man Merzgetreide nennet, dergleichen der Haber, die Gerste, die Bohnen und die Linsen sind, säet man im Frühlinge aus. Ehe man säet, so giebt der Akkersmann dem Boden (Akker) seine gehörige Pflügung, er suchet das dienliche Korn, oder den gehörigen Weizen zur Aussaat aus: er siebet ihn wohl durch, und reiniget ihn genau von allem Unrathe: es giebt auch Gegenden, wo man den Saamen durch eine Lauge von ungelöschten Kalk gehen lässet, um den Brand, oder das schwarze Korn zu verhindern. Man fänget damit an, daß man den Roggen säet, hierauf folget die Pferdegerste, das

Meng-

Mengfelkorn, der Spelt, und hernach der Weizen: dieſen ſäet man in eine fette, und feuchte Erde. Die magere Erde, verlanget mehr Saamen, als ein fetter Grund. Man brauchet gemeiniglich zu einem Morgen Akker acht Scheffel Pariſermaaß, welches zwanzig Pfund wieget. Das Getreide, wird mit voller Hand ausgeſäet: der Akkersmann, gehet auf einer geraden Linie fort, und verbreitet den Saamen, in einem Zirkel vor ſich her, indem er mit ſeiner Hand von der Rechten zur Linken fährt, und er rükket immer mit gleicher Bewegung vorwärts, damit die Ausbreitung durchaus gleichförmig werde; hernach fängt er mit einer andern Linie, eben dieſes zu thun an. Nachdem man geſäet hat, ſo bringet man den Saamen, vermittelſt der Ege unter die Erde, indem man damit in die Länge, und Breite darüber fähret, oder man giebt der Erde eine leichte Pflügung.

Der Tofſtein. Alſo nennet man die harten Steine, welche ſich unter der guten Erde befinden, und welche die Wurzeln nicht durchdringen können.

Der Dünger, unter dieſem Worte, verſtehet man alles, was geſchikt iſt, die Erde zu verbeſſern, oder ſie tragbarer zu machen, als da iſt, der Mergel, der ungelöſchte Kalk, der Teichſchlamm, der Pferdemiſt, der Straſſenkoth u. ſ. w. Um den Akker noch weiter zu düngen, ſo läſſet man die Schafe darauf pferchen, daß heiſt, man läſſet ſie die Nacht darauf zubringen, oder graſen, man ziehet damit bald an dieſen, bald an jenen Ort fort, und man ſchlieſſet ſie in eine Horde, oder geflochtenes Vierekk ein, welches von Hürden gemacht, an Pfälen, mit Weidenruthen befeſtiget, und durch ſpizige Stäbe unterſtüzzet iſt, man läſſet die Heerden vom Monate Mai, bis Allerheiligen pferchen.

Die Düngung verlangt, die Aekker, wenn ſie zu mager, trokken, und leicht ſind, vermittelſt des Miſtes, und anderen Dünger zu verbeſſern, dergleichen iſt der

Rindermist, der Kuhmist, und der Schlamm von zusammengelaufenen Lachen.

Das Pflügen der Aekker. Man pflügt die Kornländer dreimahl, ehe man sie besäet. **Das erstemahl**, geschicht es im Anfange des Novembers, und hernach läßt man die Ege darüber gehen, damit diese die Erdklumpen zerbrechen möge. **Das zweitemahl**, geschicht es nach dem Winter, um das Unkraut herauszureissen. **Das drittemahl**, geschicht es nach der Aussaat, und nachdem man die Aekker bemistet hat: man hat damit die Absicht das Unkraut zu verhindern daß es nicht überhand nehme. Die feuchten, und fetten Aekker müssen sehr tief, und zu einer trokkenen Zeit gepflüget werden; die sandigen, und steinigen Aekker aber sehr wenig, und in einer feuchten Witterung. Diejenigen Thiere, so man zum Pflügen gebraucht, sind Ochsen, Pferde, oder Mauleseln, nachdem die eine, oder andere Art in einem Lande mehr, oder weniger gemein ist.

Was das jährliche Pflügen anbelangt, so geschicht es ebenfalls dreimahl. Das erstemahl, nach der Aussaat, und dieses bestehet darinn, daß man die Haberstoppeln umwendet, welche zwei Jahr vorher gesäet worden; denn man läßt nach der Habererndte, die Erde ruhen, und macht aus diesem Akker ein Braachfeld. Das zweite Pflügen wird nach Johann vorgenommen: und heißt, den zweiten Pflug geben. Das drittemahl, geschicht es nach der Erndte. Den leichten Aekkern giebt man bisweilen fünf Pflüge.

Das Misten der Aekker. Die Aekker müssen von Anfang des Novembers bis zu Ende des Merz gedünget werden, weil dieses gewöhnlicherweise die feuchtesten Monathe im Jahre sind. Der Mist wird anfänglich in kleine Haufen auseinander geworfen, und wenn man zum lezztenmahle pflügen, und säen will, so verbreitet man ihn auf der Erde, und bringt ihn

mit

mit Hülfe des Pfluges unter die Erde. Die naſſen Aekker bedürfen mehr Miſt als die andern. Der Miſt iſt entweder Kuh- oder Schaafmiſt, oder Pferde- und Taubenmiſt, oder man nimmt auch Koth von den Gaſſen, und Heerſtraſſen dazu.

Das Heumachen. Das Heu iſt das Wieſegras, wenn es reif iſt. Man mähet die Wieſen am Ende des Junius gegen Johann, wenn das Gras reif iſt, das heißt, wenn es anfängt gelb zu werden, und in Saamen zu ſchieſſen. Wenn es abgemähet iſt, ſo läßt man das Heu auf der Wieſe mit der Harke umwenden, und rührt es von Zeit zu Zeit mit der Heugabel durch. Drei Tage nachher, ſezzt man es in Hauſen, und kleine Schober: endlich ſo macht man groſſe Hauſen daraus, und läßt es in dieſen Zuſtande, damit die Hizze ausdünſten möge: hernach macht man es in Gebünden, und trägt es auf den Boden.

Die Erndte. Dieſe beſtehet darinn, daß man das Getreide abmähet, und einerndtet. Die Akkersleute ſchreiten zur Erndte, wenn das Getreide vollkommen reif iſt. Die Reife deſſelben läßt ſich daran erkennen, wenn die Körner leicht aus der Aehre gehen, und ſich nicht unter dem Flegel zerquetſchen laſſen, mit einem Worte, wenn der Kern vollkommen gelb oder weislicht iſt; denn man wartet damit nicht ſo lange bis er ganz roth geworden. Man fängt bei der grünen Gerſte an, hernach wird der Roggen, das Mengſelkorn, und der Spelt (Dünkel) eins nach dem andern vorgenommen. Was den Weizen anbetrift, ſo mähet man ihn im Auguſt, ſo wie auch den Haber ab. So wie die Schnitter das Getreide abmähen, ſo legen ſie es ſchwatweiſe auf die Erde, und breiten es queer über die Furchen aus, indem ſie zwiſchen jeder Reihe einen kleinen Raum laſſen. Wenn die kleine Hauſen trokken ſind, ſo machen ſie Garben daraus, die aus ſieben, oder acht

Schwa-

Schwaten bestehen; und aus den Garben machen sie einem aufgerichteten, und runden Haufen, den man Mandel nennet: die Mandel ist so gestelt, daß alle Aehren nach dem Mittelpunkte, und das äusserste Ende des Strohes nach dem Umkreise gekehrt ist. Sobald das Getreide trokken ist, fährt man es in die Scheune. Im Winter wird gewöhnlicherweise dasselbe gedrescht, um die Körner von der Aehre zu scheiden: die beste Art es zu dreschen, geschicht mit dem Flegel, dieses sind zwei grosse Hölzer, die eins am Ende des anderen als eine Art von Peitsche fest gemacht werden. Man schichtet deswegen die Garben in der Tenne, dergestalt daß alle Aehren gegen einander kommen; und läßt sie mit grossen Dreschflegeln, durch verschiedene Leute, die man Drescher nennt schlagen! Endlich so verwahrt man das Korn auf den Boden. Die Scheunen haben zwei paralele Thorwege: die Tenne wo man das Korn schlägt, befindet sich mitten in der Scheune, und der Boden ist einen halben Fuß tief, mit Lehmerde ausgeschlagen, und wohl getrokknet, und die Oberfläche ist sehr gerade.

Das Stroh. Das Weizenstroh ist das dikkste, und man füttert das Vieh damit. Das Roggenstroh dient zu den Strohsäkken, und Stühle daraus zu machen.

Das Mehl. Das Weizenmehl ist das beste von allen: hernach kömmt das Mengselkorn, und giebt ein sehr gutes Brodt. Wenn das Gerstenmehl mit andern Mehle vermischt wird, so bekömmt man ein Brodt, welches besser als das Roggenbrodt ist. Das Roggenmehl giebt ein klümpiges, und schweres Brodt, welches ernährend, und kühlend, aber dem Magen schwer zu verdauen ist, wofern man nicht Weizenmehl darunter mischt. Man nennt dasjenige Mehl, welches man auf der Mühle aus der Kleie zum zweiteumale bekömmt, Kleienmehl, und die armen Leute bakken sich in Frankreich ihr Brodt daraus. Der Septier Weizenmehl wiegt mit der Kleie

zwei-

zweihundert vierzig Pfunde: und giebt ohngefehr hundert, und achtzig Pfunde Brodt. Ein franzöſiſcher Scheffel Mehl, gut gemahlen, muß ſechzehn Pfunde Brodt geben. Man muß hierbei wiſſen, daß das Mehl von friſchgedroſchenen Korn nicht ſo viele Brodte giebt, als das Mehl desjenigen Getreides, welches auf den Boden lange gelegen, und ausgetrokknet iſt. Ueberhaupt muß das Brodt, wenn es gut ſein ſoll, aus zwei Theile Mehl, und einem Theile Waſſers beſtehen. Wenn man Mehl, von friſchgedroſchnen Korne einkauft, und die Güte deſſelben wiſſen will, ſo rührt man davon ein wenig in der hohlen Hand mit Waſſer um, da man denn aus der Farbe, und dem Geruche urtheilt, ob das Mehl von guter Art iſt. Das Mehl muß man an einen trokknen Orte aufbehalten, den Mehlkaſten wohl verſtopfen, und das Mehl von Zeit zu Zeit umrühren.

Der Sauerteig iſt ein Klumpen rohen Teiges, von der Gröſſe eines runden zweipfündigen Brodtes, den man von dem lezzten Gebäkke abgenommen, und acht, bis neun Tage lang aufbewahrt. Wann dieſer Teig ſauer geworden, ſo gähret er; und wenn man ihn unter den friſchen Teig miſcht, ſo bringt er denſelben ebenfalls zur Gährung. An vielen Orten, ſo wie zu Paris, bedient man ſich zu dieſem Ende der Bierhefen, und dieſe nennt man gewöhnlicherweiſe Berme. Uebrigens läßt ſich kein geſundes, und eßbares Brodt ohne Sauerteig, oder Berme verfertigen. Daher kömmt es, daß die Türken, welche ihr Brodt niemals einſäuern, nicht nur ein ſchlechtes Brodt haben, ſondern es ſich auch alle Tage friſch bakken müſſen.

Der Beutelkaſten iſt eine Art von groſſem, niedrigen, und langen Kaſten, der dazu dient, daß er das gemahlene Mehl in ſich nimmt, um es von der Kleie abzuſondern: er iſt aus einem langen Beuteltuch verfertiget, welches wie ein Sichterzeug von einem Ende in

das andere geht, um dieſe Walze ſind Reifen feſtgemacht, und alles iſt mit einem durchſichtigen Zeuge bedekkt: über den Mühlenkaſten iſt ein Rumpf (Mühlentrichter) in welchem das grobe Mehl hineingeworfen wird, und darüber befindet ſich die Kornrinne, welche in kleinen Strikken hängt, um erſchüttert zu werden, und um das Mehl, welches im Mühlentrichter iſt, herunter zu bringen: im Grunde des Mühlenkaſtens iſt eine lange Oefnung, durch welche ſich die Kleie auswendig heraus begiebt. Die Walze wird mit einer Handhabe (Kurbe) an einem Ende des Beutelkaſtens umgedreht: die Handhabe iſt mit Speichen umgeben, und jede Speiche treibt einen Zapfen, der frei auf einen Nagel ſpielt. Wenn dieſer Zapfen angeſtoſſen wird, ſo zieht er die Kornrinne durch eine Schnur an ſich, Das grobe Mehl läuft in den Beutelkaſten, erſtens, um das feinſte Mehl daraus zu bekommen. Zweitens, wird es noch einmal durchgelaſſen, um das Mittelmehl daraus zu mahlen. Drittens, um die Kleie, und das Kleienmehl zu bekommen: dieſes iſt diejenige weiſſe Rinde, welche im Inwendigen der Kornhülſe ſich befindet, und die ſich vermittelſt des nochmaligen Aufſchüttens der Kleie in den Mühlenbeutel losmacht: von dieſer umgemahlnen Kleie, macht man Kleienbrodt, oder Stärke.

Um dieſes wenige, ſo der franzöſiſche Enciclopediſte von dem Mühlenweſen dunkel genung anführt, deutlich zu machen, muß ich folgendes hinzufügen, ohne aber eine holländiſche, oder deutſche Windmühle, noch weniger eine Waſſermühle zu detailliren. Alſo trift man unten in den Mühlen an, einen **Beutelkaſten**, mit ſeinem wollenen **Beuteltuche**, den **Sichterzeug**, das iſt, eine ſtehende birkene **Welle**, die **hölzerne Gabel**, die das Beuteltuch ausſpannt, und erſchüttert. Das Sichterzeug iſt ein Getriebe auf einer eiſernen Stange, die bis zu den beiden Mühlſteinen hinaufgeht. Ein Anſchlage-

holz

holz wird vom obern Getriebe beſtändig losgelaſſen, und erſchüttert den Beutelkaſten beſtändig mit ſeinem Geklapper, um das Mehl von der Kleie im Sichtertuche zu ſcheiden. Eine ſchräge Rinne leitet das Mehl von den Steinen, auf das Beuteltuch herab. Jeder der beiden Mühlſteine wiegt etwa dreißig Centner, und koſtet etwa zwanzig Thaler. Man hauet ſie nach Bögen, rauh, oder zakkig. Sie liegen in einem hölzernen Rande, der das Mehl enthält. Nur der obere Mühlenſtein (Läufer) iſt beweglich, und läuft um. Der untere (Bodenſtein) bleibt unbeweglich. Der Läufer ſtekkt an einer eiſernen Spindel, die von einem Getriebe, vom horizontalen Sternrade, vom groſſem Getriebe, von einem groſſen Kammrade, von der groſſen Flügelwelle, und vom Flügel, wenn es eine Windmühle iſt, bewegt wird.

Man ſchüttet das Korn in den Rumpf (Trichter,) ſein Schu, der erſchüttert wird, läßt das Korn zwiſchen die Steine allmählich durch; eine Richtſtange ſtellet die Steine zum feinen, oder groben Mahlen näher. Die Warnglokke im Schu, klingelt, ſobald dem Schu ſein Korn fehlt, weil ſonſt die Steine Feuer ſchlagen, und die Mühle anzünden. Oberſchlächtig heißt eine Waſſermühle, wenn das gefangene Waſſer, von oben auf die Radſchaufeln auffällt; und Unterſchlächtig, wenn es ſie von unten umſtößt. Bei Windmühlen iſt der Oſtwind am gleichmäſſigſten für die Seegeltücher, der Abendwind heftig, ſtürmend, anhaltend; der Südwind veränderlich, ohne Nachdrukk; der Nordwind wild, ſtoſſend, und von geringer Wirkung. Von beiden Mühlſteinen ſchleifen ſich in einem Jahre zwanzig Centner Stein ab; und man kann im Durchſchnitte das Jahr überrechnen, daß ein Menſch in jedem Jahre ſechs Pfunde Stein mit dem Brodte; oder in einem Alter von ſechzig Jahren, drei Centner Mühlenſteine in

dem

dem Brodte verdauen muß. Auſſer dem Mehlmahlen, wird auch Stärke zum Haarpuder, und Gerſte zum Bierbrauen, und Korn (Malz) zum Branntweinbrennen geſchrotet, das heißt grob gemahlen, ohne es durch das Beuteltuch zu ſichten.

Das Brodt. Um dieſes bakken zu können, muß man Sauerteig haben, dieſes iſt ein Stükk Teig, welches man vom lezzten Gebäkke übrig behalten, und welches zwei oder drei Pfund mehr, oder weniger, nachdem man viele Brodte bakken will, wiegen muß: ehe man ſich niederlegt, ſchüttet man das hrezu nöthige Mehl in den Bakktrog; ſchichtet es auf beiden Seiten auf, legt den Sauerteig in der holen Mitte, und gießt in die Mitte warmes Waſſer, aber nicht zu viel ein, um den Sauerteig einzurühren. Wenn man es verdünnt hat, ſo bildet man nach, und nach aus einem Drittheile Mehl einen feſten Teig; läßt ihn in der Mitte des Bakktrogs liegen, dekkt ihn mit einer Serviette zu, ſchüttet das übrige Mehl, welches auf den beiden Seiten liegt, darauf, und dekkt den Bakktrog mit ſeinem Dekkel zu. Im Winter wird der Sauerteig mit dikkem Zeuge zugedekkt, und mannichmahl Feuer darunter gemacht.

Den andern Morgen läßt man Waſſer warm machen, nimmt den Teig wie er erſt war vor, nimmt die Serviette weg, gießt warm Waſſer auf den Sauerteig, verdünnt es wohl, und knetet aus den übrigen Mehl das Brodt zurechte. Je geſchwinder, und loſer das Brodt geknetet iſt, je leichter iſt es: das Hausbrodt wird weniger, und langſamer geknetet, und daher kömmt es, daß es viel derber als das andere iſt.

Wenn der Teig ganz fertig iſt; dekkt man ihn gut zu, und läſſet ihn eine, oder anderthalb Stunden, in dieſem Zuſtande, bis daß er aufgegangen iſt: endlich giebt man dem Teige die Form von Brodt die man will mit

der

der Hand, und legt den Teig auf einen langen Tisch, und zwar so, daß sich die Brodte einander nicht berühren.

Der Ofen muß gleichmäßig, und zu rechter Zeit geheizet werden, denn wenn er zu heiß ist, verbrennt das obere Theil des Brodtes, und das Innwendige bleibet roh, und wenn der Ofen nicht genug geheizet ist, so wird das Brodt nicht gar. Sobald der Ofen heiß genug ist, so nimmt man die Brände, und Kohlen weg, stellet einige Scheiter Holz an die Seite der Oefnung des Ofens, reiniget den Ofen mit dem Strohwische: macht ihn ein wenig zu, damit die Hizze verschlagen möge, hernach öffnet man ihn, und schiebt das Brodt hurtig ein. Man besezzt den Hintergrund des Ofens mit den allergrösten Brodten, und in die Mitte werden die kleinen gestellt; hernach verstopft man den Ofen: und lässet das Brodt zwei, und eine halbe Stunde mehr, oder weniger nach seiner Grösse bakken. Man urtheilt daß das Brodt gar sei, wenn man eins aus dem Ofen zieht, und mit dem Finger daran klopft, da es denn hohl genug klingen muß. Uebrigens muß man das Brodt nicht eher verwahren, als bis es kalt geworden. In Paris, und in verschiedenen andern Gegenden, bedient man sich, wie wir oben schon erwähnet haben, anstatt des Sauerteiges der Bierhefen: diese Hefen gähren ebenfalls mit dem Teige, und man läßt ihn kurze Zeit vorher ehe man Brodt bakken will, still liegen. Das Brodt vom Mengselkorn ist halb Rokken, und halb Weizen; es nähret nicht so gut als das Weizenbrodt; unterdessen brauchen es in Frankreich die Landleute gewöhnlicherweise. Noch weniger nähret das Rokkenbrodt, und ist dem Magen klümpig, und schwer zu verdauen: eben so ist auch das Gerstenbrodt beschaffen. Das losegebakkne Brodt ist am delikatesten; aber seine Krume ist zäher, und schwerer zu verdauen: das Milchbrodt, und alles frischgebakkne Brodt hat eben diese Unbequemlichkeit an sich. Der Grad von der Güte

des Brodts, hängt öfters von der Beschaffenheit des Wassers ab, welches man dazu nimmt. Das leichteste Brodt ist das beste.

Die Weinlese, und der Wein. Die Weinlese geschiehet, wenn die Trauben reif sind: man erkennt es daran, wenn man die Beeren zwischen dem Finger drükkt, und sich der Kern von dem Fleische losmacht, und hervorspringt, oder wenn der Saft an dem Finger klebrig ist. Diejenigen Trauben, aus welchen rother Wein gemacht werden soll, müssen drei Stunden nach Sonnenaufgang gelesen werden; was aber die grauen Champagner Weine anbetrift, so bemüht man sich der Hizze des Tages zuvor zu kommen. Die Trauben die den besten Wein geben, sind diejenigen, deren Beeren nicht zu dicht beisammen stehen. Was die Art, und Weise die Trauben zu treten anbelangt, so hat jedes Land seine eigene Art darinnen. Es giebt Länder, wo man die Trauben in dem Weinberge selbst tritt, in andern Ländern trägt man die Weinlese nach Hause, und tritt sie nach Bequemlichkeit; an gewissen Oertern stößt man sie mit einer Stampfe so lange, bis sie sich in Wein verwandeln, und in andern Gegenden bedient man sich grosser Drat-siebe dazu. Wenn alle Trauben getreten sind, so läßt man den Saft mehr, oder weniger Zeit über, nach den Umständen in der Kufe stehen; wenn der Wein also gut ist, so läßt man ihn vier bis fünf Stunden in der Kufe stehen: und wenn das Jahr regnig gewesen, so läßt man ihn eine Nacht darinnen stehen; wenn der Wein schlecht ist, so bleibt er einen ganzen Tag in der Kufe. So wie der Wein unten aus der Kufe herausfließt, so fällt er in einen grossen Zober, der in die Erde eingegraben ist, und den Wein in sich nimmt: man schöpft ihn mit Eimern, oder andern Gefässen, und gießt ihn in Fässer.

Was die Champagner Weine betrift, so schichtet man sie, sobald die Trauben vom Weinberge gebracht wer-

werden, auf der Kelter auf, und giebt ihnen die erste Presse: der Wein der sich daraus preßt, heißt Tropfenwein, und dieses ist der feinste. Man lokkert hernach die Trauben, die sich von der Masse losgemacht haben, auf, und giebt die zweite Presse: nach dieser Handlung giebt man die dritte, und vierte Presse, und fährt so lange fort, bis die Masse keinen Saft mehr giebt. Der Wein vom lezzten Drukk ist der gemeinste.

Wenn die Fässer zum erstenmahle mit Wein angefüllet werden, so macht man sie beinahe ganz voll; wenn der Wein aber zum erstenmahle gebrauset hat, so füllt man sie vollends an. Gegen das Ende des Novembers, zieht man den Wein vermittelst eines ledernen Schlauchs, der vier bis fünf Fuß lang ist, und vermittelst eines drei Fuß langen Blasebalges ab, und so zieht man ein Faß in das andere. In gewissen Gegenden, als zum Exempel in der Champagne, kläret man den Wein mit Hausenblase auf, diese bestehet aus Fischleim, und dieses geschicht im Mai.

Ueberhaupt geben die schwarzen Trauben einen feurigen, und hizzigen Wein: und die weissen nur einen schwachen, und gelblichen Wein. Man nennt Most, den süssen Wein, den man, ohne ihm Zeit zu gähren zu lassen, aus der Kufe bekömmt, nachdem die Trauben getreten worden. Mit diesem Weine werden eingemachte Sachen verfertiget, wenn man ihn auf zwei Drittheile einkochen lässet, und Aepfel, Birnen, und Quitten hinzuwirft.

Die Fässer, die zu den Weinen, und andern flüßigen, und geistigen Sachen dienen sollen, müssen aus demjenigen Eichenholze, welches man Faßtauben (Faßstäbe) nennt verfertiget werden. Diese Faßtauben müssen weder Knoten, noch Splinten an sich haben, sie müssen sechs Linien dikk, und drei, bis vier Zoll breit sein. Die Reife (Bänder) sind aus Kastanienholz geschnizzt.

Die Gärtnerei.

Das Stellen der Bäume nach Kreuzlinien. Dieſes iſt die Lage verſchiedener Spaziergänge von hohen Bäumen, die unter rechten Winkeln gepflanzt werden, und die gleichſam ein Brettſpiel formiren.

Die Gartenbetten, ſind vier Fuß breite Räume, mit einem Fußſteige, dieſe machen die Vierekke eines Küchengartens aus: auf dieſen Gartenbetten pflanzt, oder ſäet man alle Küchenkräuter.

Die Miſtbetten ſind Vierekke von einigen Fuß hoher Erde, die mit Pferdemiſte, und mit einem halben Fuß verwitterten, oder trokkenen Miſte zurechte gemacht ſind, um zu aller Jahreszeit Lattich, und allerhand Arten Salaten zu haben. Man bedekkt die Saamenkörner mit gläſernen Glokken, und erneuert die Miſtbetten von Zeit zu Zeit.

Die Miſtglokken ſind irrdene Gefäſſe, wie Glokken geſtaltet, und man bedekkt wenn es kalt iſt, die Melonen, und Salate damit.

Die Geländerbäume (Eſpaliers) ſind Fruchtbäume, die längſt den Mauern eines Gartens gepflanzt ſind, man bindet ihre Aeſte von unten bis oben an, diejenigen Früchte die ſpät reifen, werden nur daſelbſt hingeſtellt. Die, welche gegen Mittag liegen, ſind der Sonne am meiſten ausgeſezt: und daſelbſt läßt man die gute Winterchriſtbirn, und die Muskatellerbirn ſtehen.

Die abgeſchnittenen Aeſte. Dieſes ſind die beſten Sprößlinge, welche man von einem Baume nimmt, und am Ende wie eine Rehklaue zuſchneidet. Dieſe werden ins Waſſer eingeweicht, und nachher in die Erde gepflanzt. Wenn man Fruchtbäume, oder Weinſtökke haben will, ſo iſt der Weg der abgeſchnittenen Zweige der kürzeſte von allen.

Die Senkreiser sind junge, schöne, und starke Zweige, die man aussucht, um sie in die Erde zu senken. Man spaltet deswegen einen Ast in der Mitte, und nahe bei einem Knoten: hält den Einschnitt mit einem kleinen Stükke Holz offen, senkt ihn in die Erde ein, und bedekkt ihn mit ein wenig Erde; wenn er nun Wurzel gefaßt hat, so schneidet man ihn ab, und verpflanzt ihn.

Die Wasserbekken sind ausgetiefte Wasserbehälter, die den Gärten, und Luststükken zur Zierde dienen: man macht sie zwei, bis vier Fuß tief, und richtet die Grösse, nach der Höhe des springenden Strals ein: dieses wird aus Lehmerde gemacht, welche sich, indem man sie mit den Füssen tritt, in einen Teig verwandelt: man füllt diesen mit Lehmerde aus: und bedekkt den ganzen Grund des Wasserbehältnißes damit: man faßt das Erdreich mit zwei kleinen Mauern ein, die in einiger Entfernung von einander stehen, und man füllt diesen Raum mit Lehmerde an.

Die Springwasser sind Verzierungen der Gärten: die Wirksamkeit des Springwassers kömmt daher, weil das Wasser in die Höhe stralt; nachdem es von dem Wasserbehälter herunter gefallen, so fällt es durch eine leitende Röhre, und springt endlich durch enge Röhrenaufsäzze in die Höhe. Die Geschwindigkeit, welche es im Herunterfallen erlangt, verursacht, daß es einen Sprung macht, welcher nach Proportion des Wasserbehälters mehr, oder weniger hoch ist: man muß auch wissen, daß das Wasser so hoch springt als der Ort, wo es herkömmt hoch liegt; wenn man also die Erde von dem Wasserbehälter bis herunter zum Wasserbekken abwägt, so kann man wissen, oder voraus sagen, welche Höhe der Stral erreichen werde; man ziehet aber von jedem Hundert Klafter einen Fuß ab.

Das Akkergeräthe.

Der Karren (Bauerwagen) ist ein Fuhrwerk, welches sehr bekannt, und ohnentbehrlich ist: er muß gute Achsen, starke, und willige Räder, gut eingefügte Radfelgen, wohlvernageltes Radwerk, gute Wagenleitern, und starke Bretter haben.

Der Pflug ist das vornehmste Werkzeug in der Beakkerung: er besteht gewöhnlichermassen aus zwei Rädern, und einer Achse, auf welcher der Stuhl des Vorderpfluges liegt, an welchem die Deichsel mit der Waage stekkt, die Pflugschaar: das Pflugmesser, das Streichbrett, und der Pflugsterz, machen den Hintertheil des Pfluges aus: das Pflugmesser ist ein grosses Eisen, welches die Erde zu spalten dient, und das Pflugeisen durchwühlt sie. Was man Streichbrett am Pfluge nennt, ist derjenige Theil, an welchem sich die Pflugschaar befindet, und der die Erde umzuwerfen dient, welche die Pflugschaar zerspalten hat.

In gewissen Gegenden, ist es auch ein kleines dreiekkiges Brett, dessen eines Ende an einen Zapfen festgemacht ist, und das andere Ende befindet sich zwischen einem Loche, welches derjenige Theil des Pfluges ist, an welchem die Pflugschaar feste gemacht ist: dieses Streichbrett ist beweglich, und dreht sich wenn die Furche fertig ist, und alsdenn wendet man es um, um eine andere Furche anzufangen.

Das Joch ist ein Holz, welches queer über den Kopf, und Hals der Ochsen geht, und an welchem sie angespannt sind, um Pflüge, oder andere Wagen ziehen zu können.

Die Egge ist ein Instrument, welches die Gestalt einer kurzen, und breiten Leiter hat, mit eisernen Spizzen versehen, und bestimmt ist, die Erdklümpe zu zermalmen.

Die

Die Mühle, und die **Presse** sind im Artikel der mechanischen Künste, und der Maschinen beschrieben.

Die Kornfege, ist ein Kasten, durch welchen man das Korn gehen läßt, um es von allem Schmuzze zu reinigen. Die Kornfege hat einen erhabenen Aufsazz, in welchen man das Getreide hinein schüttet, welches über verschiedene Reihen messingenen Drates, die schief liegen läuft: das Korn fällt vermittelst seines Gewichtes in ein Gefäß, welches unter gestellt ist, indessen daß der Schmuzz durch den messingenen Drat hindurch, und in einen Sakk fällt, der darunter hängt.

Der Spaten. Dieses Geräthe wird sehr bei der Gärtnerei gebraucht. Er bestehet aus einem acht, bis neun Zoll breiten Eisen, welches ohngefähr einen Fuß lang ist, und einen drei Fuß langen Stiel hat. Man bedient sich desselben, die Erde umzuwenden, und das Unterste in die Höhe zu bringen, und also gleichsam im Kleinen das zu thun, was der Pflug im Grossen thut.

Die Hakke ist eine Art eines umgekehrten Spatens, die ein breites, und flaches Eisen hat, welches auf einen Stiel ruhet: sie dient hauptsächlich den Weinberg zu behakken.

Die Spizzhakke ist von Eisen, drei bis vier Zoll breit, sieben, bis acht Zoll lang, und als eine Mistgabel umgebogen: sie hat einen dünnen ohngefähr vier Fuß langen Stiel, man gebraucht sie um damit die Erde aufzulokkern.

Die Harke dient vornämlich zur Gärtnerei: diejenige welche die Pflanzen zu reinigen dient, hat eiserne Zähne; andere dienen die Spaziergänge zu säubern, und haben hölzerne Zähne.

Die kleine Sichel (Gartenmesser) ist ein klein Instrument, welches die Gestalt eines krummen Messers hat, und mit diesem Messer beschneidet man die Bäume, und die Weinstökke.

Das gewöhnliche Getränke, und die abgezogenen Wasser.

Der Wein, ist der aus den Trauben gedrükkte Saft, man läßt ihn aber einige Zeit in der Kufe auf seinen Trestern stehen, damit er gähren, und gut zum Trinken sein möge: wir haben in dem Artikel von der Weinlese, die Art, und Weise, wie man den Wein macht, erkläret.

Die Eigenschaften eines guten Weins sind, daß er klar sei, und Stärke, oder Feuer besizze. Es giebt verschiedene Arten Weine: nämlich rothen, weissen, grauen Champagner, und Muskatenwein.

Der gute Burgunder wird aus den reifesten, feinsten Weinbeeren, die nicht zu dicht bei einander gestanden, verfertigt: man wirft alle verfaulte, oder grüne Beeren hinweg, und schneidet die Trauben wegen der Bitterkeit ihres Stengels sehr kurz ab: man mischt auch noch die grossen, dicht beieinander gewachsenen, nicht so reife Trauben, und alles was in jedem Weinberge am besten ist, darunter, und aus dieser Mischung, wird ein vortreflicher Wein.

Der so berühmte graue Champagner, wird nur aus schwarzen Trauben gemacht: die besten sind die, welche man in der Champagne schwarzrothe Weintrauben (Morillons), in Burgund Pineaus, und in Orleans dunkelrothen Wein (Auvernat) nennt. Die Farbe des besten Champagnerweins, muß wie die Farbe eines reinen Quellwassers sein.

Uebrigens ist der rothe Wein vorzüglich magenstärkend, und nährend, und er schikkt sich zu allen Temperamenten am besten: er stärket, vertreibt die Blähungen, und die Schwermuth; wenn man ihn aber zu häufig trinkt, so kann er schwere Krankheiten verursachen, dergleichen sind das Podogra, und die Lähmungen.

Die Weine, welche man angemachte Weine nennt, sind der spanische, der Muskaten, der Malvasier, der Kanarienwein, der Wein von Sanct Lorenz u. s. w.

Ausser den gewöhnlichen Weinen, giebt es auch medicinische Weine: dieses sind Weine, die man mit den Substanzen verschiedener medicinischer Pflanzen vermischt hat, dergleichen ist der Wermuthwein, der Wein von der Ochsenzunge, u. s. w.

Der Nachlauf (Gesindewein) ist eine Art von geringem Weine, den man auf dem Lande für die Knechte macht; er bestehet aus einer grossen Menge Wasser, welches man in die Kufe gießt, sobald der Wein auf die Seite gebracht worden, hier läßt man ihn auf den Trestern einige Zeit stehen, damit er sich mit dem weinartigen Wesen bereichern, und mit dem Wasser genug gähren möge, um eine Farbe zu bekommen: hernach zieht man dieses Wasser ab, und bringt es in eine andere Kufe: man nimmt den Treſter aus der Kufe, worinnen der Wein gestanden heraus, und bringt ihn unter die Presse, und in die Kufe zurükk, wo das rothe Wasser ist, hierauf vermischt man alles mit einander. Diese Mischung giebt das Getränke her, welches man den Nachlauf nennt.

Die Steinrinde, welche sich ringsumher, und inwendig an die Weinfässer hängt, sobald als selbige leer, und trokken geworden sind, wird Weinstein genannt. Dieser Weinstein dient unter den Arzeneimitteln zu verschiedenem Gebrauche: er hat eine eröfnende Kraft, welche geschikkt ist, Verstopfungen zu heilen; man ziehet auch einen Geist durch die Destillirung heraus.

Das Bier wird aus Gerste, oder Haber, Hopfen, Hefen, und Wasser gebrauet. Die Gerste muß gekeimet haben: zu dem Ende läßt man sie zwei Stunden weichen; hernach läßt man sie auf einer Dratflechte, vermittelst der Ofenhizze trokknen, hierauf schrotet man sie

oben hin auf der Mühle, endlich läßt man in einer groſsen Braupfanne, welche mit Mauerwerk umgeben iſt, und auf einen Ofen von Ziegelſteinen ſteht, Waſſer ſieden. Auſſerdem hat man zu dem Gebräude eine hölzerne Kufe in Bereitſchaft, die zween Boden hat, deren einer von dem andern zwei Zoll weit abſteht: der oberſte Boden iſt voller kleiner Löcher, und kann ausgehoben werden: der unterſte hängt abſchüſſig, iſt in der Mitte durchlöchert, und kann durch einen Stokk verſtopft werden; auf dieſem Boden ſchüttet man den Hopfen, und das Malz durcheinander. Wenn das Waſſer zu brauſen anfängt, ſo läßt man es vermittelſt einer Rinne zwiſchen beiden Böden hinein. Dieſes Waſſer macht, daß ſich der Hopfen, und das Malz untertauchen; man leitet das Waſſer in die Kufe, man rührt darinnen vermittelſt der Schaufeln, und Aerme das Malz, damit ſich die ganze Miſchung mit dem Waſſer vereinigen möge. Hierauf läßt man das Malz eine Stunde ruhen, und hernach ziehet man den Stokk heraus, der den Eingang des Bodens verſtopfte. Indem alſo das Waſſer durch die kleine Löcher fällt, ſo läuft es in den unterſten Boden, wo für dieſes Waſſer ein Behältniß iſt: man gießt endlich friſches Waſſer in die Kufe ein. Das Malz wird zum zweiten, und zum drittenmahle gebrauet, und man kocht ſeine ganze Kraft aus; hierauf zieht man das Waſſer aus dieſem Behältniß ab, und thut es in eine Pfanne, woſelbſt man es einige Augenblikke mit dem Hopfen ſieden läßt.

In Deutſchland weicht man die Gerſte drei Tage lang in einem groſſen Bottig, und ſo lange ein, bis man mit derſelben, wie mit Kreide ſchreiben kann. Dieſe Gerſte wird auf dem Boden des Malzhauſes in einem Haufen geſchüttet, wo ſie ſich innerlich erhizzt, und man durchſchaufelt ſie. Nun keimet dieſelbe ein wenig aus, und man verhütet die längere Graskeime. Nach einigen

gem Umrühren, wird dieſes gekeimte Malz auf die drätterne Horde des Dörrofens geſchüttet, um das Vegetiren mit einmahl zu erſtikken. Nunmehr ſchrotet man es auf der Mühle. Das in der groſſen Braupfanne kochende Waſſer, wird durch Rinnen in den groſſen **Meuſchbottig** geführt, worinnen ſich das zerſchrotene Malz befindet, und von verſchiedenen Perſonen mit **Meuſchkrükken** durchgerührt. Solchergeſtalt ziehet das heiſſe Waſſer der Braupfanne aus dem Malze im Bottige eine ſüſſe Kraft (Würze Meuſch) genannt, heraus. Dieſe Würze wird in einen andern Bottig gebracht, deſſen Zapfen dicht mit Stroh bewunden iſt. Wenn der Zapfen dieſes Stellbottigs geöfnet worden, ſo bleibt die ſaure Treber zurükk. Die Würze wird in der Pfanne mit dem Hopfen ein wenig gekocht, und wieder das Anbrennen umgerührt. Man ſorget, daß der Hopfen nicht zu lange koche, und das Bier nicht zu bitter machen möge. Der Hopfen, befindet ſich in einem Korbe. Man läßt die gehopfte Würze in den Bottig ab. In dieſem Kühlbottige wird das Bier mit Stangen umgerührt. Hierauf giebt man dem Biere in dem Gährbottige, friſche, und nicht ſauer gewordene Braunhierhefen. Man durchrührt es, und die Gährung geſchicht in zwei, oder vier Stunden, und in kalter Witterung erſt in einigen Tagen. Nach abgenommenen Gährungsſchaum, wird das Bier in Fäſſern in den Keller gebracht, wo es noch einmahl auffloſſen muß, und zulezt wird es auf Bouteillen, oder Kruken abgezogen. Friſches Waſſer auf den rükkſtändigen Trebern giebt das Nachbier, oder den Koſent.

Das Malzen, kann man nur im Winter, Frühjahre, und Herbſte vornehmen. Zu dem Weisbiere, nimmt man nebſt der Gerſte noch Weizen. Das an der Luft gedörrte Malz behält mehr Kraft in ſich. Alles Bier nähret mehr als der Wein, und man findet daß in den

Biers

Bierländern wenige Personen vom Stein beschweret werden, welcher in den Weinländern, wegen des Weinsteins so gemein ist.

Der Cider, (Aepfelmost) ist auch ein sehr gewöhnlicher Trank, in Ländern wo der Wein eine Seltenheit ist: man macht ihn aus den schlechtesten Aepfeln, die man an der Luft faulen läßt: sie werden anfangs in einem grossen Bottige, unter einem stehenden Mühlsteine gequetscht, der vermittelst seiner Achse an einem stehenden Drehbaume feste gemacht ist, und den ein Pferd umtreibt: endlich, bringt man ihn in die Kelter, welche derjenigen gleichet, in welcher man die Weintrauben preßt: man schichtet die Aepfel auf Strohlagen, indem man zwischen jeder Obstlage eine Schicht Stroh legt. Wenn alles gut ausgepreßt ist, so gießt man den Cider in Fässer, und läßt ihn vierzehn Tage, oder drei Wochen lang aufstossen, und hierauf verspündet man das Faß.

Der Brandtewein ist ein geistiges, und zündbares Wasser, welches man aus dem Weine, so wie den Kornbrandtewein aus dem Rokken, vermittelst der Destillirung herauszieht. Die besten Weine, um vortrefliche Franzbranteweine zu machen, sind die Weine von den Gegenden von Cognac, und Andaye.

Man füllet die Blase (Brennkolben) bis auf ein Drittheil mit Wein an, um für das Sieden Spielraum zu lassen: man macht anfangs ein helles Feuer unter der Blase, und sobald der Wein siedet, so vermindert man nach, und nach das Feuer, aus Furcht des Ueberlaufens wieder. Nach dem ersten Abziehen untersucht man, wie viel der gebrannte Wein an Weingeist herüber getrieben, hierauf legt man eine andere Vorlage (Recipienten) an, welche ohngefähr fast eben so viel Weingeist in sich fassen kann. Ein guter Brandtewein ist rein, und schimmernd, er muß nicht zu weiß an Farbe sein, noch im Glase schäumen. Er thut bei verschiedenen Krankheiten

heiten seine gute Dienste, zum Exempel er bringt die Lebensgeister zurükk, und stärket das Herz.

Das ungarische Wasser, wird aus Rosmarinblumen gemacht, die man frisch einsammlet: man füllt damit einen gläsernen Kolben halb an, und man gießt Weingeist darüber, so daß derselbe zwei Finger hoch über die Blumen geht: diese Materie läßt man drei Tage in Digestion (warme Asche) stehen, und hierauf legt man eine Vorlage an; man verklebt die Fugen, und so destillirt man das Wasser in einer Sandkapelle, die in einen Ofen eingemauert ist.

Vermittelst einer ähnlichen Destillirung macht man allerlei solche abgezogenene Wasser, welche sehr in Gebrauch sind, dergleichen ist der Franzbrandtewein, das Weinöhl, das wohlriechende Kuhpfladenwasser (Tausendblumenwasser) Nußwasser, das Rosenwasser, und die Arquebusade (geistige Wundwasser).

Das Elixir (Kraftwasser) ist ein geistiger Liqueur, welcher die reinste Substanz der vermischten Materien in sich hält, welche man langsam auf der warmen Asche ziehen lassen, und welche man blos eingeweicht (macerirt) hat.

Der Weingeist, ist ein destillirter Brandtewein, davon man den wässrigen Theil in der Blase zurükk läßt, welcher nach der ersten Destillirung übrig geblieben. Wenn der Brantewein gut ist, so muß man von zehn Pinten Brantewein, fünf Pinten Weingeist abziehen. Der Weingeist ist der Grundstoff von vielen chirurgischen, und medicinischen Operationen, Zusammensezzungen, und Destillirungen der Liqueurs.

Der Ratafia ist ein sehr bekannter Liqueur: man macht ihn aus rothen Früchten, hauptsächlich aus grossen, reifen, und süssen Kirschen, aus Johannisbeeren und Himbeeren: zu dem Ende wirft man ihre Steine, und Kerne weg, man zerstößt sie, und läßt sie länger als

zwölf

zwölf Stunden auf warmer Stelle ſtehen: man miſcht ſo viel Zukker als es der Saft verlangt dazu: zum Exempel auf jede Pinte Saft vier Loth Zukker, man ſeihet es durch den Filtrirſakk durch, und wenn der Saft klar geworden, ſo gießt man den Brantwein hinzu, das heißt, zwei Pinten auf funfzehn Pfunde Früchten; zu den Brantewein fügt man noch Zimmet, Gewürznelken, u. ſ. w. hinzu.

Der Zitronenliqueur (Cedra) wird aus Zitronenſchalen, oder kleinen Stükken, die man von der Rinde der ſüſſen Zitronen abgeſchnitten, gemacht, dieſes ſind länglich runde Zitronen, deren Rinde voller Warzen iſt. Alle dieſe Zitronenſchalen werden bei einem hellen Feuer deſtillirt, hernach gießt man dieſe deſtillirte Geiſter in einen Strup, der aus Zukker gemacht iſt, welchen man im Waſſer zergehen läßt, man ſeihet dieſe Miſchung durch den Filtrirſakk durch, und läßt ihn klar werden.

Das Waſſer von Barbados iſt ein ſehr geſchäzzter, aber theurer Liqueur. Man macht ihn aus Obſtrinden, dergleichen die Bergamotten, die ſüſſe Zitronen, die Limonien, oder mit gewiſſen Gewürzen, als die Gewürznelken, der Zimmet, und die Muskatennuß ſind; dieſes Getränke, iſt ſehr ſtark.

Der Eskubak. Man macht ihn aus Brantwein, mit Safran, und Zukker zurechte.

Der Roſolis. Dieſes Getränke iſt aus allerhand Arten wohlriechender Blumen, welche man gelinde ziehen läſſet, zuſammengeſezzet; man miſchet unter dieſe Infuſion, Weingeiſt, mit Zukker, und Zimmet vermiſchet.

Die Orgade. Man macht ſie aus Gerſtenwaſſer, wozu man noch Melonenſaamen, und Zukker nimmt. Dieſer Liqueur iſt ſehr erfriſchend, und iſt der beſte.

Das Oehl iſt eine fette, und entzündbare Flüßigkeit, es beſtehet aus Theilen, welche feſte aneinander hängen. Man preſſet Oehl aus den Oliven, welches man

man Baumöhl nennet, aus Nüssen, aus Mandeln, und aus Rübesaamen. Um das gemeine Oehl, oder das Baumöhl zu machen, so legt man die Oliven, wenn sie reif sind in Körbe, von Binsen geflochten unter die Presse, und man zerquetschet sie anfangs nur wenig; das Oehl, von diesem ersten Ausdrukke ist das beste: das gemeine schlechte Oehl, ist dasjenige, welches man macht, indem man Wasser auf das Mark aufgiesset, und noch stärker auspresset: das aller gröbste Oehl, entstehet aus dem lezzten Ausdrukke. Ueberhaupt ist das leichteste, und das durchsichtige Oehl, so ohne Geruch ist, das beste.

Das gemeine Oehl ist dasjenige, dessen Quantität man dadurch vermehret, daß man heisses Wasser in einen Eimer zu giesset, und es damit vermischet. Der Eimer, welcher mit dem was herausgekommen, angefüllet ist, wird in eine Kufe ausgegossen, wo nach drei, oder vier Stunden, das Oehl oben auf schwimmet, man schöpfet es, mit einer Kelle von weissem Bleche ab, welche die Gestalt eines Löffels hat. Wenn die Kälte es herauf zu steigen verhindert, so kömmt man der Arbeit, mit ein wenig siedendes Wasser zu Hülfe: was übrig bleibet, fällt auf den Boden der Kufe nieder, und dieses nennet man schlechtes Oehl (grünes Baumöhl). Man ziehet, auch aus verschiedenen Saamenkörnern Oehl, nämlich aus dem Leinsaamen, aus der Nuß, welches zum Brennen tauget: die Oehltheilchens sind biegsam, und ästig.

Das Scheidewasser ist ein Wasser, welches man aus dem Geiste des Niters, und Vitriols, durch Hülfe des Feuers zusammensezzet: es hat die Eigenschaft, das Silber, das Kupfer, und andere Metalle aufzulösen; aber das Gold, lässet es unangerührt, liegen, und es verursachet, nicht die mindeste Veränderung daran.

Die

Die Gewichte, und Maaße.

Es giebt zweierlei Arten von Gewichte, die Waaren zu wiegen, das eine, ist das Mark, oder halbpfund Gewicht, welches auf der Waageschale abgewogen wird: es ist zusammengesezzet, aus einem Pfunde, welches zwei Mark hat, die Mark, hat acht Unzen, eine Unze acht Quentchen, (Drachmen) ein Quentchen drei Gran, ein Gran vier, und zwanzig Grains, und ein Grains, hat die Schwere eines Gerstenkornes.

Das Quentchen, welches man auch Drachma nennet, ist eine Art von Gewicht, welches in den medicinischen Verschreibungen sehr oft vorkömmt: es enthält, zwei, und siebzig Grains, oder Skrupel, folglich hat ein Skrupel vier, und zwanzig Gerstenkörner. Die andere Art, von Gewichte, wird auf der römischen Waage gewogen, welches eine eiserne Stange ist, die entweder mehr, oder weniger lang, und mit verschiedenen Zahlen beziefert ist, auf ihrer Länge, verschiebet man das Gewichte von ein, oder zwei Pfunden.

Die Goldwaage. Dieses ist eine kleine Waage, welche sehr genau ist, und die das kleinste Gewicht zum Ausschlagen, oder Uebergewicht bringet: die Goldwaagen, sind gemacht, das Gold, das Silber, und die Edelsteine, abzuwägen.

Die Maaße.

Das Feldmaaß. Nach den verschiedenen Ländern, hat man auch verschiedene Maaße, und es würde viel zu langweilig werden, wenn man alle diese Verschiedenheiten berühren wollte: wir wollen uns also nur begnügen zu sagen, daß man in Paris, und in allen Gegenden dieser Stadt, das Feld, morgenweise ausmisset. Man theilet einen Morgen in die Hälfte, in Viertel,

und in halbe Viertel. Der Morgen, iſt in zehn Meßruthen, nach allen Seiten, oder ins Quadrat genommen, oder in hundert, und achtzig gevierte Meßruthen abgetheilet. Eine franzöſiſche Meßruthe, hat drei Klafter, der Klafter ſechs Fuß, der Fuß zwölf Zoll, und der Zoll zwölf Linien. Man rechnet aber zu dem Feldmaaße, dieſe lezzten Maaße nicht mit. In der Normandie rechnet man nach Juchharts, welches hundert, und ſechzig Meßruthen ſind; in Burgund, nach Tagewerken, welches dreihundert, und ſechzig Meßruthen beträgt, die Meßruthe zu neun, und einem halben Fuß geſchäzzet.

Der Morgen iſt ein Maaß, deſſen man ſich das Feld zu meſſen bedienet. Der Morgen, hat zehn Meßruthen in die Länge, und zehn in die Breite, und überhaupt hundert Meßruthen in ſeiner Fläche. Das gemeine Maaß einer Meßruthe, iſt achtzehn Fuß in die Länge: dieſes macht drei Klafter im Längenmaaße, jede zu ſechs Fuß gerechnet: die Pariſer Meßruthe hat zwei, und zwanzig Fuß; aber dieſe Maaße ſind in vielen Provinzen verſchieden.

Die Meßruthe. Das gemeinſte Maaß derſelben, iſt achtzehn Fuß, in die Länge, welches drei Klafter macht, deren eine jede zu ſechs Fuß gerechnet iſt. An einigen Orten rechnet man eine Meßruthe zwanzig Fuß lang.

Die Klafter. Die gemeine Klafter, oder die in die Länge gehet, hat ſechs Fuß: und mit dieſer, miſſet man nur die Längen, und Höhen aus. Die Quadratklafter, iſt diejenige, mit welcher man eine Oberfläche in die Länge, und Breite miſſet, und ſie hat ſechs, und dreiſſig Fuß: die Kubikklafter enthält ſechs Fuß, nach allen Seiten, in die Länge, Breite, und Dikke, oder Tiefe, welches zuſammen zweihundert, und ſechszehn Fuß ausmachet.

Wenn die Sache, welche man miſſet, von einer gleichen Figur iſt, ſo multipliciret man, was die Ober-

fläche betrift, die Länge derſelben, mit der Breite derſelben, und wenn es ein feſter Würfel iſt, ſo multipliciret man die Höhe, durch das Produkt der Länge, in die Breite.

Das Waſſerwägen iſt eine Kunſt, die gerade Ebenen der Ländereien zu finden. Dieſes geſchiehet vermittelſt eines Winkelmaaßes, welches Waſſerwaage genennet wird; in ihrem Winkel, hänget ein Faden herab, an welchem eine Bleikugel iſt, die mit ihren Faden die Seiten des Winkelmaaßes durchſchneidet; man ſezzet dieſe Waſſerwaage, auf die Mitte eines langen Linials, welches durch zwei ſpizze Stangen getragen wird, die ſehr gerade ſind, Fahnenſtangen genennet werden, und fünf, bis ſechs Fuß Länge haben, man ſtekket ſie in die Erde, acht, bis neun Fuß weit von einander. Man ziehet ſie heraus, und gräbt ſie tiefer ein; wenn man ſiehet, daß alles in einer geraden Fläche ſteht, ſo fähret man damit von dem höchſten, bis an den niedrigſten Ort fort zu gehen: man machet die Theile der Erde, welches die höchſten ſind, von einer bis zur andern Fahnenſtange, eben.

Das Getreidemaß: man miſſet das Getreide in Paris, nach Scheffel, Septiers, und Muids. Ein Minot enthält drei Scheffel: der Scheffel, wird in zwei halbe, vier Viertel, und acht Halbviertel geteilet. Der Septier hält vier Minots, oder zwölf Scheffel, und ein Muid zwölf Septiers; aber der Septier und der Muid, ſind Maaße, welche nur in Rechnungen gebraucht werden, denn es würde viel zu beſchwerlich ſein, ſich deſſelben wirklich zu bedienen. Im übrigen, wieget ein Scheffel gutes Getreide, zwanzig Pfund, und der Minot ſechzig.

Der Septier. Mit dieſem Maaße, wieget man das Getreide, es enthält zwölf Scheffel Pariſer Maaß, und der Muid enthält zwölf Septiers: ein Septier Mehl, mit der Kleie muß zwei hundert und vierzig Pfund

wiegen

wiegen. In Absicht der Flüßigkeiten aber, macht ein Septier die Hälfte einer Pinte.

Der Scheffel: Der Pariserscheffel, muß acht Zoll, zwei, und eine halbe Linie Höhe, und über zwölf Zoll im Durchmesser, oder Breite haben. Der Scheffel, wird in zwei halbe getheilet, der halbe, wird in zwei Viertel, das Viertel in zwei halbe Viertel, und das Halbviertel in zwei Litrons getheilet; so daß ein Scheffel in sechzehn Litrons (Parisermezzen) getheilet ist. Drei Scheffel machen ein Minot, sechs Scheffel eine Mine, zwölf Scheffel ein Septier, und hundert, und vier, und vierzig Scheffel machen ein Muid.

Die Weinmaaße.

Der Muid enthält zweihundert, und acht, und achtzig Pinten, Pariser Maaß, der halbe Muid, enthält hundert, und vier, und vierzig Pinten, der viertel Muid, macht zwei, und siebzig Pinten.

Die Queue. Dieses ist ein Maaß in der Champagne, und vielen andern Oertern. Die Queue von Champagne, hält ein Muid, und ein Drittel Pariser Maaß, dieses macht zusammen dreihundert, und acht, und zwanzig Pinten: das Viert, ist das Viertel einer Queue. Die Queue von Orleans, von Blois, von Nuits, von Dyon, von Macon, hält ein, und ein halbes Muid Pariser Maaß: dieses macht zusammen vierhundert, und zwei, und dreißig Pinten; denn ein Pariser Muid, enthält zweihundert, und acht, und achtzig Pinten.

Die Pinte von Paris, und Orleans enthält zwei Pfund Wasser, oder ungefehr zwei, und dreißig Unzen.

Die Chopine ist die Hälfte einer Pinte, eine Chopine enthält ein Pfund Wasser, oder etwas weniger als sechzehn Unzen.

Der halbe Septier. Dieſes iſt der vierte Theil einer Pariſer Pinte: er enthält ungefehr ein, und ein halbes Pfund Waſſer.

Die gewönlichen Maaße, und ihre Eintheilungen, im gemeinen Leben, für Deutſchland.

Geld. Ein Thaler, hat vier, und zwanzig Groſchen, ein Groſchen zwölf Pfennige, oder vier Dreier, ein Pfennig zwei Heller. Die Tonne Goldes, macht hundert tauſend Thaler, nach jedes Landes Art. Eine Million macht zehn ſolcher Tonnen Goldes.

Gewichte. Ein Centner, hat hundert Pfund, ein Pfund zwei, und dreißig Loth, oder ſechzehn Unzen, eine Unze zwei Loth, oder drei Karat, ein Loth vier Quentchen.

Gold, und Silber. Ein Mark, oder Halbpfund hat ſechzehn Loth, oder vier, und zwanzig Karat, ein Loth ſechs Grän, ein Karat vier Gran, ein Gran drei Gräne.

Apotekergewicht. Ein Pfund zwölf Unzen, eine Unze zwei Loth, oder acht Drachmen, ein Drachme, oder Quentchen, drei Skrupel, ein Skrupel zwanzig Gran (Pfefferkorn). Das Zeichen eines Pfundes, iſt ℔, der Unze ℥, des Drachme ʒ, des Skrupels ℈, des Grans gr.

Die Zeit. Ein Jahr, hat zwölf Monate, oder zwei, und funfzig Wochen, oder dreihundert, fünf, und ſechzig, und einen Viertel Tag, eine Woche ſieben Tage, ein Tag vier, und zwanzig Stunden, eine Stunde ſechzig Minuten, eine Minute, ſechzig Sekunden.

Pappier. Ein Ballen hat zehn Rieß, ein Rieß zwanzig Buch, nnd ein Buch vier, und zwanzig Bogen.

Bier, ein Gebräude, hat neun Kufen, oder vier, und zwanzig Fäſſer, eine Kufe zwei Faß, ein Faß, zwei Tonnen, eine Tonne vier Oemchen, ein Oemchen vier, bis fünf, und zwanzig Kannen, eine Kanne zwei Nöſſel.

Getreide. Eine Laſt hat an Roggen drei Wiſpel, ein Wiſpel vier, und zwanzig Scheffel, oder zwei Malter, ein Malter zwölf Scheffel; ein Scheffel vier Vierte, oder ſechzehn Mezzen, ein Viert vier Mezzen, eine Mezze, vier Mäßchen.

Das Längenmaaß. Eine gemeine deutſche Meile, hat vier, und zwanzig Tauſend rheinländiſche Fuß, eine Hufe (Wald, oder Feldmaaß) dreißig Morgen, ein Morgen, vier hundert, und achtzig Ruthen, eine Rheinländiſche Ruthe, zwölf Rheinländiſche Schu (Fuß) eine Klafter, bei den Bergleuten Lachter, ſechs Fuß, eine Elle zwei Fuß, eine Stadie (Roßlauf) ſechshundert Fuß.

Schiffmaaße. Eine Laſt, hat zwölf Schiffpfunde, oder ſechs, und dreißig Centner, oder Tonnen, ein Schiffpfund zwanzig Liespfund, ein Liespfund vierzehn Pfund.

Weinmaaße Ein Fuder, hat vier Oxhöft, oder ſechs Ohme, oder auch zwölf Eimer, ein Oxhöft ein, und ein halbes Ohm, ein Ohm zwei Eimer, oder vier Anker, oder hundert und ſechzig Kannen, die Kanne zwei Nöſſel, oder vier Quartier, ein Nöſſel zwei Quartiere. Ein Quart, beſtehet aus zwei Nöſſeln.

Einzelheiten. Ein Schokk macht ſechzig einzelne Stükke. Eine Mandel funfzehn. Ein Duzzend zwölfe. Ein Decher zwanzig. Eine Stiege zwanzig. Ein Zimmer vierzig Stükk.

Verglichne Maaße. Wenn der Pariſerfuß

hat,	—	1440.
ſo hat der Rheinländiſche		1391. $\frac{3}{10}$ Theile.
Der Londner,	—	1350.
Der Römiſche Schwediſche, Konſtantinopolitaniſche, und der Hällſche	—	1320.
Der Nürnberger		1346. $\frac{3}{4}$
Der Leipziger	—	1397.
Der Wiener	—	1400.

Im Silber. Ein (Louisblanc, ein blanc) macht etwa nach deutſchem Gelde einen Thaler, ſechzehn Groſchen.

Im Golde, der Louisd'or (Piſtole) gilt funfzehn Livres, oder funfzehn Thaler, ein Livre, oder Franc acht Groſchen, ein Sol (der zwanzigſte Theil eines Livres) macht vier, und vier fünftel Pfennige, und ſechzig Sols machen einen Thaler.

Wenn das Leipziger Pfund, zu zwei, und dreißig Loth, das Loth zu vier Quentchen, das Quentchen zu zwei Pfenniggewicht, das Pfenniggewicht zu funfzehn Grän, zum Richtmaaße genommen wird,

ſo macht das Amſterdammer Pfund.	Pfund.	Loth.	Quent.	Pf. gr.	Gr.
	1	1	3	1	10
Das Breslauer	—	27	3	—	7
Braunſchweigſche	1	—	—	—	—
Berliniſche	1	—	—	1	2
Konſtantinopolitaniſche	2	22	3	3	—
Krakauer	—	27	3	—	—
Kölln am Rhein	1	—	—	—	—
Magdeburgiſche Königsberg in Preuſſen Gewicht	1	—	—	1	—
Londner	—	30	3	3	9
Nürnberger	1	1	3	3	—
Pariſer	1	1	2	1	10
Petersburger	—	28	—	—	3
Römiſche	—	23	1	—	1
Strasburgiſche	1	—	1	1	—
Wiener	1	6	2	—	—
Warſchauer klein Gewicht	—	25	3	2	5

Die gebräuchliche Sachen

oder, welche in der Haushaltung vorkommen.

Die Nähnadel, iſt ein Inſtrument zum Nähen und ſehr bekannt; was aber viele Unwiſſende nicht wiſ-

ſen

ſen, iſt dieſes, daß ſie erſt durch unendlich viele Hände gehen muß, ehe ſie zum Gebrauche dienen kann: Es iſt alſo anfangs, ein Stükkchen reines Eiſen, welches auf den Ambos geſchlagen, und in einen groben Cilinder verwandelt worden; nachher wird dieſes Eiſenſtäbchen, durch das Zieheiſen gezogen, immer im Feuer bei jeder Behandlung geglüht, und ſtufenweiſe durch immer feinere Zieheiſen, bis zu einer beſondern Feinheit, faſt wie ein Haar dünne, gezogen.

Die Talglichter. Das Talglicht iſt eine genaue Miſchung, von Hammel, oder Schaftalg, unter welchen man Rindertalg, von jeden die Hälfte miſchet. Nachdem dieſe Materie geſchmolzen iſt, ſo überziehet man einen Dacht von Baumwolle damit. Die Lichter, welche man gezogene, oder auch Spieslichter nennt, ſind anfänglich Döchte, welche an einem Spies (Ruthe) hängen, und die man in eine Art von Kaſten, (Form) welcher mit geſchmolzenem Talge angefüllet iſt, eintauchet; hernach hänget man ſie von Zeit, zu Zeit an die Luft, bis daß ſie, durch das wiederhohlte Eintauchen, ihre gehörige Gröſſe erhalten.

Was die gegoſſene Lichter anbetrift, ſo gieſſet man den geſchmolzenen Talg, in eine zinnerne, oder meßingene Form. Man ſtellet die Lichtform verkehrt, in eins der Löcher, mit welchen der lange Arbeitstiſch durchbohret iſt: man ſtekket vermittelſt einer eiſernen Nadel, welche durch die Oeffnung des Kopfes durch gehet, und die man, durch den Trichter, wo das unterſte Ende des Lichtes ſein wird, wieder heraus zieht, den Docht in die Form. Man gieſſet das geſchmolzene Talg in dieſen Trichter, und es gerinnet ſogleich um den Docht herum: hernach ziehet man das Licht an dem Docht heraus, welcher durch den Trichter der Form gehet.

Die Wachskerzen, und Wachsfakkeln. Man machet ſie, mit der Kelle, indem man das flüßige Wachs,

auf einen herabhängenden Dacht gieſſet, welcher über einem Bekken feſte iſt, worinnen alles dasjenige Wachs, wieder herab läuft, welches ſich nicht an die Kerze anhängen kann; man begieſſet ihn von neuen, und zuwiederholten mahlen: das Wachs gerinnet alſobald am Ende des Guſſes; ſo daß die Wachskerze, von oben bis unten, davon unvermerkt dünner wird. Man höhlet inwendig das unterſte Ende, mit einem ſpizzen Holze aus.

Man kann auch Wachskerzen aus freier Hand machen, und alsdenn fänget man mit dem untern Ende des Dachtes an, indem man weiches Wachs dazu anwendet, und die Dikke, bis oben unvermerkt vermindert; hernach rollet man alles warm, und machet ſie auf einem Brette glatt.

Die Tafelkerzen werden auf eben dieſelbe Art gemacht; aber ihre Rundung iſt immer gleich dikk, bis an den Henkel. Die dünnen, und biegſamen Wachsſtökke, werden aus einem Dochte, welcher entweder mit einem weiſſen, oder gelben Wachs überzogen wird, gemacht, und man ziehet ſie etlichemale durch das Zieheiſen hindurch.

Das Siegellak, mit welchem man die Briefe verſiegelt, wird mit Schellak, Harz, und Kreide gemachet, man ſezzet, eine Art rother Farbe dazu, welche man Zinnober nennet, um es roth zu machen: was das ſchwarze Siegellak anbetrift, ſo macht man es mit Ruß ſchwarz. Das rothe Siegelwachs beſteht aus Zinnober, Wachs, und Pech.

Die Kohlen werden von Holz gebrannt: dieſes geſchiehet in den Wäldern: man machet zu dem Ende eine Grube, oder einen Ofen, und man ſammelt Stükke Holz von welchen man Kohlen machen will. Die beſten Kohlen, werden aus friſchem Holze gemacht: man ordnet die Stükke Holz ins Gevierte, eines auf das andere, ſo daß in der Mitte ein leerer Raum bleibet. Man

über-

überziehet den ganzen Ofen, mit Rasenstükken, welche einen Fuß breit sein müssen, man lässet eine Oeffnung darinnen, um das Feuer anzuzünden: man lässet das Feuer dreizehn Tage lang brennen: und wenn man keinen Rauch mehr gewahr wird, so hält man dafür, daß die Kohlen ausgebrannt sind: alsdenn stopfet man alle Löcher des Ofens zu, damit sich die Kohlen auslöschen. Ein Haufen Holzscheite, die man um eine Stange herum aufrichtet, und mit Erde, um Kohlen daraus zu brennen, beschläget, heisset ein Kohlenmeiler.

Die Schreibtinte. Man machet sie aus Regenwasser, Galläpfeln welche gestossen sind, aus römischem Vitriol, von jeder Materie vier Unzen, vom arabischen Gummi eine Unze; überhaupt zwei Pfund, und darüber Wasser. Man lässet die Galläpfel, samt dem Vitriole, vier, und zwanzig Stunden lang in heisser Asche ziehen: wenn man es denn eine Viertelstunde lang sachte kochen lassen, so giesset man die Tinte in eine Kruke, indem man sie durch eine dünne Leinwand seihet, hernach thut man die zerstossene Galläpfel dazu, und sezzet alles zusammen eine Viertelstunde lang in die Asche.

Meine gewönliche Tinte, ist folgende. Ein Pfund der besten Galläpfel zerstossen; ein halb Pfund grünen Englischen Vitriol, ein halb Pfund Gummi Arabi drei Loth Granatschalen, ein Quart Weineßig, drei Quart Regenwasser; alles klein gestossen, und in einer Kruke an die Wärme gestellt, umgerührt, und verstopfet.

Das Schiffpech. Es ist dieses, eine Mischung, von Harzpech, von Fett, und Talg. Das Schiffpech ist von grossem Nuzzen, man bedienet sich desselben, um die Schiffe, und Kähne damit zu kalfatern, und mit Werg zu verstopfen.

Die **Lauge**, wird zur Wäsche des Leinen zeuges gebraucht: die Wirksamkeit der Lauge, kömmt auf die Stärke der Asche von dem Sodekraute an, welche viel

alkaliſches Salz bei ſich führet. Man ſchüttet dieſe Aſche in ein Laugentuch, oder Leinewand, über einen Zober, welcher mit Leinenzeug angefüllet iſt. Die Auflöſung dieſes Salzes, wird durch das warme Waſſer verrichtet, welches man verſchiedene male darauf gieſſet, da denn nach, und nach die Laugenſchärfe, allen Schmuz aus dem Leinenzeuge losmacht, und dieſes nennt man, das Zeug büchen (von der Büchenaſche). Den Tag nachher aber, wäſchet, und ſpület man das Leinenzeug in Flußwaſſer aus, um das Laugenſalz wieder davon los zu machen, und weg zu bringen.

Die Lohkuchen: ſie werden von der Lohe gemacht, welche vorher Leder gar zu machen diente: die Lohe, iſt nichts anders, als die Rinde der Eiche klein geſtoſſen.

Der Torf, beſtehet aus einer ausgeſtochenen, wurzelichen, Sumpferde.

Die Matten, Wanddekken. Man macht ſie aus verſchiedenen Strohflechten, die in einander geſchlungen werden. Die Matten ſind nöthig, die Feuchtigkeiten der Mauren abzuhalten, und dienen auch zur Reinlichkeit der Zimmer.

Der Haarpuder. Man macht ihn von der weiſſeſten Stärke, welche recht trokken, und fein iſt. Man miſchet blaue Lilienwurzel darunter, welche nach Merzveilchen riechet, nachdem man die Stärke durchgeſiebet hat.

Die Seife, iſt zuſammengeſezzet, aus der Aſche des Sodekrauts, oder auch aus Potaſche, aus ungelöſchtem Kalke in Stükken, und halb gelöſchet, und aus Hammel, und Rindertalg. Die beſte Seife, bekömmt man aus Marſeille: man macht aber auch viel von der Alikantenſeife.

Die Seifenkugeln, werden von ganz dünne zerſchnittener Seife gemacht. Dieſes vermiſchet man mit klein

klein gestossener Stärke, unter welche man ein wenig Zitronenöl mischet. Dieses wird alles zusammen klein gestossen, und zu Kugeln gerollet.

Der Zukkor. Dieses ist der Saft eines Rohres, welches in Indien wächset. Indem man dieses Rohr, oder Rohrstengel quetschet, so bekömmt man den Saft aus denselben: diesen lässet man einigemal kochen, man schäumet ihn, und macht ihn durch öfteres Umkochen, mit Ochsenblut, und Kalklauge, feiner. Man giesset ihn in Formen von verschiedener Grösse, welche man Hüte nennet. Der schmierige Saft, der sich nicht mit dem Kalke kristallisiret, wird Sirup genennet.

Die Leinwand ist ein Gewebe, von durchschlungenen Fäden, deren einige in die Länge, andere aber in die Breite gehen: man machet Tücher, aus Hanf, aus Flachs, und aus Baumwolle.

Aus der fadenreichen Rinde des Hanfes, reinigt man diese Fäden, von allen Schäben, in dem man den Flachs ins Wasser einweichet, oder macerirt, und endlich mit einem Instrumente bricht, oder quetschet, welches man Brechе nennet; hernach ziehet man diese Fäden durch Krazzen (Hecheln) und zulezzt macht man von dem Hanfe, Päkke, (Knoten) um ihn zu verspinnen.

Das Salz. Man machet das Salz aus dem Meerwasser, und dieses nennet man Boisalz: in dieser Absicht schlägt man Lehmgruben, welche viel Oberfläche, und wenig Tiefe haben. Man leitet das Meerwasser durch Rinnen, oder Graben, in den heissen Sommermonaten darein. Die Hizze, die Luft, und der Wind, verfeinern die Oberfläche dieses Wassers, und das schwerste Salz, schiesset in Gestalt kleiner Stükkchens Eis an. In gewissen Ländern, findet man manchmal ganze Klumpen Salz, von ungeheurem Umfange, welches man Steinsalz nennet, oder man hat auch Gewässer, die mit diesem

sem Salze bereichert sind, das heist die Sole, welche man vermittelst des Feuers abrauchen lässet.

Der Weineßig. Dieses ist ein sauer gewordener Wein, weil man ihn an einen gar zu heissen Ort gesezzet hat: man machet auch Weineßig, indem man in einem Faße von schlechtem Wein fünf Pfund Weinstein zu Pulver gestoßen, auflösen lässet. Der Weinstein, ist zusammenziehend, und erfrischend, er wiederstehet der Fäulniß, und dem Gifte, er stillet das Nasenbluten, zerbricht einen Theil der Fettigkeiten, und machet fette Speisen weniger schädlich.

Kentnisse,

welche sich auf unsere Bedürfnisse beziehen.

Zweiter Abschnitt.

Die Kunst zu bauen, oder die Mäurerkunst.

Es ist natürlich zu denken, daß die ersten Menschen, nachdem sie sich Hütten von Baumästen geflochten, um sich für die Kälte, Hizze, und andere schlimme Witterungen zu schüzzen, darauf gefallen sein müssen, sich bessere, und bequemlichere Wohnungen zu bauen. Sie erfunden also nach, und nach die Kunst, die Steine, in eine horizontale Lage zur Festigkeit zu bringen, sie nebeneinander zu stellen, und sie mit Kalk, und Sand zu verbinden; Mauren zu bauen, denselben die Gestalt eines Vierekkes zu geben, sie mit Stükken Bauholz zu bedekken, in diesem Vierekke verschiedene Stokkwerke anzubringen, Oeffnungen daran zu lassen, mit einem Worte Häuser zu bauen, diese Kunst, wurde also in gewisse Regeln gebracht, welche man Mäurerkunst nennet. Wir wol-

wollen sie hier nicht von ihrer erhabensten Seite betrachten, das heist, wir wollen vor jezzo nicht von dem Grade dieser Kunst reden, welche unter den Nahmen der bürgerlichen Baukunst bekannt ist, und welche die Wissenschaft der Gebäude, nach den Graden der Pracht lehret, wo zu sie in der Folge der Zeit gestiegen sind, wir wollen in dem Artikel der schönen Wissenschaften davon reden. Wir verlangen hier nur einen leichten Begriff von den Kentnissen zu geben, welche sich auf die Mäurerkunst beziehen.

Die Mäurerkunst, ist nichts anders, als eine einfältige Baukunst, welche zu ihrem Gegenstande, die Zimmerkunst, die Tischerkunst, und Schlösserkunst machet.

Die **Mäurerkunst** ist die Kunst zu bauen, und Gebäude von Steinen, Holz, Eisen u. s. w. zusammen zu sezzen. Die Baumaterialien, sind die Steine, der Kalk, der Sand, das Holz, das Eisen, das Blei, die Ziegelsteine, die Dachziegel, und der Schieferstein: diese Kunst, zeiget eigentlich, wie man diese Dinge anwenden müsse. Man muß in allen Gebäuden, den beladenen, und unterstüzzenden Theil von einander zu unterscheiden wissen. Damit ein Gebäude alle gehörige Festigkeit habe, so muß die Last nicht grösser als die Stärke der Stüzzpunkte sein, und es muß zwischen beiden ein vollkommenes Gleichmaaß statt finden. Ein vollständiges Gebäude, ist eine Zusammensezzung von verschiedenen Mauren, welche Gewölbe, Fußböden, und ein Dach auf sich tragen. Die Gewölbe, die Fußböden, und das Dach, sind die Stüzzen, und Träger derselben. Die Regeln überhaupt, feste zu bauen, sind erstens, daß die Materialien oder Lasten genau waagerecht, oder vollkommen horizontal liegen müssen. Zweitens, daß die Steine eben dieselbe Lage beobachten, welche sie in den Steingruben hatten, sowohl was die untere Reihe der Steine, als was die Reihe, der auf ihrer Mitte liegenden, und passenden

Steine

Steine betrift. Drittens, daß die Fugen der untern Reihe Steine, jederzeit mit der Mitte der darüber liegenden Steine bedekkt sind. Viertens, daß kein leerer Raum (Lükke) in der Dikke der Mauren vorkommen möge.

Die Mauerarbeit, welche unter der Erde verborgen bleiben soll, verlanget eben so viel Genauigkeit, als diejenige, welche den Augen ausgesezzet ist: dazu muß man die guten Werksteine, oder wenigstens die dünnen Bruchsteine, welche regelmäßig gestellet sind, anwenden: es muß alles nach der Wasserfläche, nach der Richtschnur, und nach der Sezzwaage, oder Bleischnur geleget sein; die Mauren müssen gleich stark sein, sie müssen eine proportionirte Dikke haben, wie wir jezzo gleich erklären wollen.

Es giebt fünf Arten, wie man gemeiniglich mauert, oder bauet.

Erstens, mit Fugenverbindung: dieses ist die beste von allen; sie wird von viereckigen, oder gehauenen Steinen, und eindringenden Quadersteinen gemacht, welche vorragend geleget werden; das heist, es müssen zwei Steine, welche in der Folge, in eben dieselbe Steinreihe kommen, einem, welchen man den Quaderstein nennet, mehr Hervoragung von aussen als die andern lassen, und dieser bekömmt in der massiven Mauer seine vornehmste Grösse, und kehret seine geradeste Seite nach aussen hin: und dieses nennt man vorspringende Quadersteine. Die viereckigen, und eindringenden Quadersteine, wechseln mit einander ab. Man nennet gebundenes Mauerwerk, diese Art zu bauen, weil man die Steine, mit Gips, oder Mörtel, an einander füget.

Zweitens, mit Ziegelsteinen, das heist das Werk wird von gleich grossen gebrannten Ziegelsteinen, nach der Fugenverbindung, und mit dem Aufsazze gemacht. Dieser Aufsazz, bestehet darinnen, daß die Mitte eines Steines,

nes, auf den Zwischenraum, welcher zwischen zwei ist, gesezzet wird.

Drittens, mit kleinen Bruchsteinen: dieses ist ein Werk, in welchem die Steine, ob sie gleich roh sind, dennoch scheinen, als ob sie von regelmäßiger Grösse, als ob sie viereckig, und nach der Fuge zugehauen wären; um alle diese kleine Vertiefungen auszufüllen, dienet der krause Ueberwurf des Kalkes, und der Anwurf des Gipses, oder die gipserne Bekleidung, womit das Ganze überzogen wird.

Viertens, mit Steinschutt: nach dieser Art wird das Werk mit kleinen Steinen ohne Fugen gemacht, das heist, mit rohen Steinen, welche so geleget werden, daß sie keine viereckige Aussenflächen vorstellen.

Fünftens Schuttarbeit; dieses ist die schlechteste Art von allen Mauerwerken: sie entstehet aus kleinen Steintrümmern, auf abwechselnden Lagen von Mörtel.

Die besten Lagen zur Gründung eines Hauses, sind die Felsen, oder Tofstein: in dessen Ermangelung aber muß man die festeste, und derbste Erde aussuchen, von dieser Art, ist die schwarze: der grobe, und rothe Sand, ist auch noch gut dazu. Wenn man im Wasser bauet, so braucht man anfangs Wasserpfähle: dieses sind runde, und grosse Pfähle von Eichenholz, welche man bis an ihre Mitte einschlägt: man nagelt Balken darüber, welche man den Rost nennt, und auf das grosse flache Werkstükk leget, dieses nennet man das Fundament im Wasserbaue. Man richtet auf diesem Fuße, die Grundmauer, den Grund, und die Mauer des untersten Stokkwerkes auf; die Hauptmauren, müssen ohngefehr zwei Fuß Dikke haben, wenn die äussere Mauren, ausser der Erde, auf zwanzig Zoll bestimmet sind. Diese Mauren, müssen sich von unten bis oben, unvermerkt vermindern. Die Tiefe des Gebäudes ist gemeiniglich

niglich der sechste Theil von der Höhe desselben, wenn es keinen Keller hat.

Damit das Haus, oder Gebäude, nach der gehörigen Form, ſin Ansehn bekomme: so müssen erstens, die Steine abwechselnd liegen, einige fugenweise, das heist, von der Seite, wo die Steine von aussen zu sehen kommen sollen; andere aber müssen eindringende Quadersteine sein, das heist, es muß die gehörige Länge der Steine, in dem Körper der Mauer stekken, und der Kopf der Steine, hervorstehen, oder ins Gesichte fallen. Zweitens, müssen die Steine nach der Fläche, wie sie in den Steingruben wachsen, geordnet werden, denn sonst können sie sich verschieben. Drittens, daß alle Steine waagerecht liegen, damit die Arbeit gut verbunden werden möge. Viertens, muß nicht ein einzelner Theil der Mauer, bis zur ganzen Höhe aufgeführet, und unterwerts unvollendete Stellen bis zulezzt gelassen werden. Fünftens, man muß der Mauer, so viel Abschüßigkeit geben, als es nach ihrer Länge, und Breite nothwendig ist. Man muß das öberste der Mauer, nach der Höhe, und Dikke derselben einrichten; also giebt man einer grossen Mauer, den sechsten, oder siebenten Theil ihrer Grösse zum Abschusse: den Mauren aber, welche zwölf bis funfzehn Fuß haben, giebt man ein Neuntel; endlich muß man alle diese Steine waagerecht legen, und ihre Höhe überall gleich machen.

Die grossen Mauren, sind die Hauptmauren, und Scheidewände: die Hauptmauren, sind alle Mauren eines Hauses von aussen, welche entweder auf der Gasse, oder auf dem Hofe zu sehen sind.

Die Scheidewände, sind die Scheidungen, welche innwendig die Gemächer von einander scheiden.

Hauptgebäude, nennet man die vier großen Mauren. Zum Exempel diese, oder jene Kirche hat zwei, und zwanzig Klafter im Umfange, wenn man sagen will,

von

von dem Pflaſter, bis an das Gewölbe. Das Auſſenwerk, befindet ſich auſſerhalb dem Gebäude, und das Untergebäude ſind die Grundmauren.

Die Pfeiler, dienen die Gewölbe groſſer Gebäude, und die Fußböden derſelben zu unterſtüzzen: die Bogenpfeiler ſind diejenigen, welche die Mauren der Kirchen unterſtüzzen; die Kuppel, oder rundes Dach, wird gemeiniglich von vier groſſen Pfeilern getragen.

Die Gewölbe ſind runde Dekken der Gebäude, welche nach Bogen gemauert werden, und dieſes geſchiehet auf ſolche Art, daß die Steine, einer den andern, durch die Stellung ihrer Behauung feſte hält, aus Urſache, weil alle Schichten ihrer Fugen, nach einerlei Mittelpunkt hinzielen. Es giebt Gewölbe von verſchiedener Art, als das volle Zirkelgewölbe, das halbe Zirkelgewölbe, und das, mit halben Ovalkrümmungen. Der Schlußſtein iſt der Stein, welcher oben in der Mitte des Gewölbes ſtekket, er iſt ſchräge zugehauen, oder abgekürzet, und alle andere Steine ſchlieſſen an ihn an.

Die Kamine. Man muß verſchiedene Sachen, bei Erbauung eines Kamines beobachten. Erſtens, den Heerd, wo man das Feuer machet; dieſer muß mit groſſen viereckigen Ziegelſteinen gepflaſtert ſein. Zweitens, die hintere Kaminwand muß von einer groſſen Eiſenplatte bekleidet werden, um die Mauer zu ſchonen. Drittens, die Kaminpfoſten, welche den Rauchfang (Mantel) unterſtüzzen, das heiſt den Theil des Kanals, welcher in der Stube iſt: der innere Theil, welchen man den Roſt nennet, der Kanal (Schlund) von Ziegelſteinen, durch welchen der Rauch fortgehet, alle dieſe Sachen, müſſen nach der Regel gebauet werden. Um die Hizze in dem Kamin zu vermehren, ſo müſſen die Seitenmauren in paraboliſcher Linie ſtehen, und die Stellung des hängenden Geſimſes horizontal ſein.

Die Treppenpfeiler. Dieſes iſt derjenige Theil der Treppe, welcher ſich, wie eine Schraube drehet, und die Stufen enthält. Es iſt dieſes ein Cilinder von Steinen, oder Holz, welcher den Boden der Treppe träget.

Das gebrochene Dach. Man nennet gebrochenes Dach, eine Art von Bedekkung eines Hauſes, welche man, als einen anders formirten Aufſazz, oder Doppeldach betrachten kann, zwiſchen welchem Fenſtern, und zwei geräumige Boden ſind.

Das Ochſenauge. Es iſt dieſes ein kleines rundes Fenſter, welches in den Anfang einer Gewölbekrümmung, oder an ein Dach geſezzet wird, um einen Boden, oder dunkeln Giebel zu erleuchten.

Das Bekleiden, (Bewerfen) iſt das Anſehn, welches man einer Mauer giebt, entweder, indem man ſie wieder aufpuzzet, oder indem man ihr den lezzten Ueberwurf von Gips giebet: man bedienet ſich des Wortes Ravalement, weil man damit von oben anfänget, und unten mit dem Bewerfen endiget.

Das erhöhete Pflaſterwerk, welches man auch Altan nennet, iſt ein Raum, welcher mit Erde angefüllet, und über dem gewöhnlichen Erdreiche erhöhet iſt, man unterſtüzzet es mit guten Mauren, und bringet dergleichen in einer vortheilhaften Lage an.

Der Kalk wird von harten Steinen gemacht, welche im Feuer gebrannt, und calcinirt (mürbe gebrannt) werden. Der ungelöſchte Kalk iſt der Kalk, ſo wie er aus dem Ofen kömmt; der gelöſchte Kalk iſt derjenige, welchen man mit Waſſer löſchet, und aus welchem man den Mörtel machet. Der beſte iſt derjenige, welchen man, ſo bald er aus dem Ofen genommen wird, löſchet: man bedekket ihn ſo lange mit Sand, bis daß man ihn nöthig hat, alsdenn rührt man ihn mit Waſſer, und Sand ein; und das iſt der Mörtel, deſſen man ſich,

die

die Steine, oder Ziegel in den Gebäuden feſte zu machen, oder zu verbinden bedienet.

Der **Mörtel** iſt Kalk, welcher mit Sand eingerührt iſt. Man bedienet ſich deſſelben, zu der eben jezt erwähnten Abſicht. Wenn der Mörtel gut ſein ſoll, ſo muß ein Drittheil Kalk mit zwei Drittheil Sand vermiſchet werden. Uebrigens muß der Sand rein, ohne Erde, und ohne Schlamm ſein.

Der **Gipsſtein** iſt ein grauer ausgegrabener Stein, deſſen man ſich zu den Gebäuden bedient. Er wird vorhero im Ofen gebrannt, hernach wird er mit einer Stampfe klein geſtoſſen, und man läßt ihn mit Kalk zergehen: er dient die Steine zu binden, und die Mauern, und Dekken der Kamine zu übertünchen. Der beſte Gips iſt der, welcher bei dem Ausziehen aus dem Ofen gebraucht wird. Man verkauft ihn nach Muids, deren eines ſechs und dreißig Säkke enthält: in jedem Sakke befinden ſich zwei Scheffel: eine Fuhre enthält zwölf Säkke, dergeſtalt daß drei Fuhren einen Muid ausmachen.

Der **Mauerkütt** iſt eine Art Gips, der aus zerbrochenen, und klein geſtoſſenen Dachziegeln gemacht worden: man macht allerhand Arbeiten daraus, welche den Marmor nachahmen, und die eben ſo reinlich, als dauerhaft ſind.

Das **Lambris**, und die **Zimmerdekken** ſind Ueberzüge von Gips, die durch Latten unterſtüzt werden, und welche dienen, auf einen Boden Stuben, oder Eſtriche anzubringen, und Dekken zu machen. Durch Wandgetäfel verſtehet man auch Tiſchlerarbeit, womit man die Mauer eines Zimmers, oder Kabinets bekleidet, und anſtatt der Tepeten anbringt.

Der **Mauerziegel** iſt eine Lehmerde, die in dem Ofen roth gebrannt, und auf eben die Weiſe wie die Dachziegel gemacht worden.

Die Mauerziegel sind eine Art von Vierekke, ohngefehr acht Zoll lang, vier Zoll breit, und vierzehn Linien dikk. Die dikken Mauerziegel dienen die Schornsteinröhren, und die Feuerheerde zu pflastern.

Mit den viereckigen Mauerziegeln (Fliesen) pflastert man die Stuben: sie sind eben so wie die Mauerziegel roth gebrannt: man hat sie von verschiedener Grösse: die dunkelrothen sind die besten.

Die Dachziegel dienen die Häuser zu dekken: man macht sie aus Lehmerde, die im Ofen roth gebrannt worden; die besten sind dunkelroth an Farbe, und klingen, wenn man sie hohl anschlägt.

Die Brunnen. Um sie machen zu können, so gräbt man in eine sandige oder schwarze Erde, welche Thon oder Lehm in sich hält; denn wenn die Erde wandelbar ist, so läuft das Wasser Gefar, schlecht zu werden. Wenn man Wasser gefunden hat, so mauert man den Brunnen aus; und läßt in der Mauer an demjenigen Orte Oefnungen, wo sich Quellen befinden, die daselbst anspülen. Je mehr Wasser man aus einem Brunnen pumpt, je leichter, und folglich besser wird es.

Man nennt Bauanschlag einen schriftlichen Aufsazz, der alle Klausuln, und Bedingungen enthält, wozu sich der Baumeister, und der Bauherr gegenseitig untereinander verbindlich machen, dergleichen die Einrichtung des Werks, die Eigenschaft der Materialien, ihr Preis, und die Kosten, um den Plan auszuführen ist. Man rechnet daß die Mauerarbeit die Hälfte von den Kosten, die Zimmerarbeit beinahe das Viertheil, und der Dachdekker, die Tischlerarbeit, die Schlösserarbeit, das Pflastern, und die Fensterscheiben das andere Viertheil Kosten betragen.

Wenn man ein Haus kauft, so soll die erste Aufmerksamkeit diese sein, daß rund herum kein erhabneres Erdreich, als die Fläche des untersten Stokkwerkes ist,

und

und wenn es nur einen halben Fuß wäre; denn die Feuchtigkeit ist wirklich ein flüßiges Wesen, und alle Flüßigkeit breitet sich immer in die Runde aus; daher kömmt es, daß die Nässe, welche in diesem halben Fuße Erdreich ist, um welcher der Hoff, oder Garten höher liegt, ihren Weg durch die Mauer nimmt, und den Dielenboden des untersten Stokkes verdirbt.

Das Zimmerhandwerk ist diejenige Kunst, welche grosse Stükke Holz zu schneiden, und zusammen zufügen lehrt, um Häuser dekken, Schiffe, und Kähne bauen zu können.

Das Zimmerholz (Bauholz). Die vornehmste Stükke von dem Zimmerholze eines Hauses, sind die Balken, die Querbalken des Kammerbodens, die grosse Pfosten, die Thürpfosten, die Oberschwellen, oder Querriegel der Thürhöhen, das Andreaskreuz, oder die Kreuzhölzer, die Dachsäulen, oder die Unterlagen des Dachs, die eins von ihren Enden auf dem Balken ruhen lassen, der Hauptbindebalken, welcher das Verschieben der Dachsäulen verhindert, und die Balkenstüzze trägt, das stehende Stükk welches vermittelst der Hauptbindebalken, der Dachsäulen, und dem Dachstule das ausmachen, was man Träger des Dachstules, oder Lagerbalken nennt. Der Dachstul hat kleine Stuhlschwellen, die sich oben in die Sparren einfügen. Die Bodenbalken sind Hölzer die den Dielenboden unterstüzzen.

Die Grundwasserpfähle sind grosse Hölzer, die wie Pfähle gemacht sind, und die man in die Erde einrammt. Man gebraucht die Grundpfähle, wenn man ein fest stehendes Fundament in ein schlüpfriges Erdreich legen will. Die Grundpfähle, die man in der Erde mit grossen Rammen hineinstößt, gelangen bis zum Tuffstein, und unterstüzzen also die Last eines grossen Gebäudes. Der Bär ist ein grosser Klozz, welchen man vermittelst

einer Klobe, und der Seile auf, und nieder läßt, um die Pfähle beſſer einzuſtoſſen.

Der Querbalken iſt ein Holz, welches mit den Flügeln einer Thüre zuſammenpaßt, oder ſich im Viereck in den Fenſterramen überkreuzet.

Das Pfeilerwerk iſt allerhand Mauerarbeit, welche einige Theile des Gebäudes zu unterſtüzzen dient, als die Pfoſten einer Thüre, oder eines Fenſters; die zwei kleine Mauern, die man von beiden Seiten des Schorſteins aufführt, ſind eben ſo viel Pfeilerwerke, oder Stüzzmauern.

Die Zapfen ſind das Ende eines Holzes, welches viereckig iſt, und um den dritten Theil ſeiner Dikke abnimmt, damit es im Zapfenloche feſt ſtekke, und in andern Hölzern eingepaßt werden möge. Der Zapfen mit rundem Schwanze iſt viel breiter an ſeinem Ende, als an ſeinem Halſe, damit er in die Fuge des andern eingefügt werden könne.

Die Grundbalken ſind Hölzer die in jedem Stokkwerke die Pfoſten eines Bretterverſchlags tragen, und welche die Querbalken des Bodens in ihre Fugen aufnehmen.

Der Treppenbalken iſt ein Zimmerſtükk, welches die Stufen der Treppe zu tragen, und die Ruheplätzze, die ſich rings umher befinden, zu bilden dient.

Die Bodenbalken ſind Holzſtükke, die man auf dem Boden anbringt, um daſelbſt den Dielenboden, oder die Querbalken zu unterſtüzzen.

Die dikke Bolenbretter ſind flache Balken, oder ſehr dikke Bretter.

Die Latten ſind dünne eichene Stangen, die nach ihren Faſern geſpalten ſind, und die man auf den Sparren der Gebäude anbringt, damit ſie die Dachziegel tragen mögen.

Die ausgeschnizzte Zieraten. Man nennt also die hervorspringende Zieraten der Dekke, und der Wandgetäfel, der Karnieße, und der Zimmergetäfel, die zur Zierde dienen.

Die Tischlerarbeit ist die Kunst das Holz mit Reinlichkeit, und Geschmakk zu poliren, und anzubringen: sie bestehet auch in Baustükken, und eingefügten Brettern, die in Zapfenlöchern, holen Nuthen, und Zapfen stekken. Die Thüren, die Fenster, und die Schränke sind alle von Tischlerarbeit gemacht.

Die Bretterleisten sind lange, über Spaltungen gelegte Leisten, oder kleine Leisten von Holz, die man auf die Seiten der Spinden, oder Tafeln nagelt, um die Bretter zu unterstüzzen.

Das Fußgetäfel ist eine Sammlung verschiedener Holzstükke, die aus einem Ramen, und aus verschiedenen Querstükken, die nach dem Vierekk, oder über das Kreuz liegen, bestehn, und an dem Bodenbalken feste gemacht sind, dieses macht die Fußdekke des Bodens aus.

Die ausgelegte Arbeit (Mosaische Arbeit) bestehet aus verschiedenen künstlich zusammengepaßten Stükken, welche verschiedene Farben haben.

Das Schlösserwerk ist die Kunst, das Eisen, und die Schlösser zu bearbeiten. Die geringsten Schlösser bestehen zum wenigsten aus einer Schloßfeder, die das Schloß verschliessen hilft; aus einem Kastenbleche, welches die Triebfedern bedekkt, aus einer Hülse, welche den Schlüssel leitet, und aus verschiedenen andern Stükken, die sich inwendig im Schlosse befinden.

Die Bänder an den Thüren, oder Fenstern sind eiserne Platten, welche die Thüren, oder die Fenstern auf ihren Angeln tragen.

Kentnisse,

welche sich auf unsere Bedürfnisse beziehen.

Dritter Abschnitt.

Die mechanischen Künste.

Die Noth war es, welche in den ersten Zeiten den Menschen die Künste, die Gebäude, das Hausgeräthe, und die Kleider zu machen lehrte. So wie sich das Genie entwikkelte, so erfanden die Menschen zu ihrem Nuzzen, und zu ihrer Bequemlichkeit, eine unendliche Menge Dinge, welche ihnen schon die Natur vor Augen gestellt. Die mechanischen Künste enthalten eine unglaubliche Anzahl sonderbarer Erfindungen, die allen denjenigen, die sie nicht ausüben, unbekannt bleiben, sie werden nicht einmahl bemerkt von denen, die sie ausüben, sie werden durch die allermeisten Gelehrten vernachläßigt, weil diese sogar in den Gedanken stehen, daß dabei nichts für sie zu lernen sei, und indessen doch über das, was sie nachher mit aufgeklärten Augen betrachten, ihre Verwunderung bezeugen.

Das Giessen der Metalle.

Das Eisengiessen.

Wenn die Eisenmaterie aus den Eisengruben gezogen ist, und die Stükke davon unter dem Pochwerke wohl gestossen, und in fliessendem Wasser gewaschen worden, so bringt man diese ganze Materie in den Ofen, und läßt sie bei einem heftigen Kohlfeuer schmelzen: um das Schmelzen zu erleichtern, so fügt man zu den Kohlen

len eine gewisse Menge Eisen hinzu, dieses ist eine Erde, die voller Eisentheile ist. Man vermehrt die Wirksamkeit des Feuers, durch zwei Schmiedebälge, welche ein Rad auf, und niederzieht, und deren zwei Oefnungen in eine einzige Röhre laufen, die unten in den Ofen bläßt. So wie man eine neue Menge Eisenminern zufügt, so sezzt man zu gleicher Zeit eine neue Quantität von Kohlen, und Eisenerz hinzu. Wenn eine gewisse Menge Materie geschmolzen ist, welches von zwölf, zu zwölf Stunden geschicht, so läßt man sie aus dem Ofen durch ein Loch ablaufen, welches verstopft war: indem die Materie wie ein Feuerstrom heraus kömmt, so fällt sie in eine Höhlung, die im Sande gemacht ist. Diese Höhlung hat eine dreiekkige Figur, und ist vierzehn, bis funfzehn Fuß lang. Auf diese Weise bildet man ein grosses Gußstükk, welches drei bis viertausend Pfund wiegt: und dieses nennt man Gans. Dieser Guß gleichet der Materie in unsern Kaminplatten. Hierauf trägt man die Gans in einen Ofen, Schmelzofen genannt, woselbst sie durch ein starkes Feuer gereiniget wird; endlich schlägt man vermittelst schwerer Hämmer die fremden Theile davon los; und sie nimmt nunmehr die Eigenschaft des Eisens an sich. Nun trägt man diese verschiedene Eisenstükke in einen andern Ofen, wo man sie noch mehr durch das Feuer reiniget, und hernach schrotet man vermittelst eines Hammers, der funfzehnhundert Pfund wiegt, und durch Wasserräder getrieben wird, Eisenstäbe daraus. Diese bringt man in die Giesserei, wo man sie vermittelst verschiedener Räder auf einmahl in sieben, oder acht Ruthen, oder Stäbe von eines halben Zolls Dikke, von einander schrotet.

Es giebt Gegenden, wo man sich anstatt eine Gans von der Materie die aus dem ersten Ofen kömmt zu machen, begnügt es in Formen zu giessen, die zu den Arbeiten die man machen will, auf verschiedene Art verfertiget sind,

Das Zinn.

Wenn man dieſes aus den Zinnminern gezogen hat, ſo wird es geſchmolzen, und in Formen gegoſſen, die man Zinngieſſerformen nennt. Das Zinn wird zu allerhand Maaßen, und Gefäſſen gebraucht, dergleichen ſind Pinten, Schüſſeln, Teller, Löffel, Gabeln; u. ſ. w. Man ſchlägt es zu ſehr dünnen Blättern, um alle kupferne Gefäſſe damit verzinnen zu können: es wird mit Queckſilber vermiſcht, um Folien unter die Spiegel zu legen: es werden auch Orgelpfeifen daraus gemacht, die man mit Blei verſezzt.

Das Blei.

Sobald dieſes aus den Bleiminern gekommen, ſo ſchmilzt man es, und gießt es in Formen, wie das Zinn: hernach wird es gereiniget, indem man es abſchäumet. Das Blei dient das Gold, und Silber zu verfeinern: man bringt es in Platten, vermittelſt einer Maſchine, welche man Bleirolle nennt. Dieſe Maſchine beſtehet aus einer Welle, die ein kleines Rad, und eine Laterne hat, und wird durch ein Vorlegerad in Bewegung geſezzt. Ihre Wirkſamkeit beſtehet darinn, daß man eine Bleitafel die ein, und einen halben Zoll dikk iſt, wenn man will, ſo dünn als ein Blatt Papier machen kann: dieſe Bleitafel verlängert, und zerbricht ſich nach Proportion ihrer Verlängerung auf einem funfzig Fuß langen Ramen, deren ſie fünf, und zwanzig auf einer Seite, und fünf, und zwanzig auf der andern Seite mit Hin- und Hergehen durchläuft, indem ſie queer durch zwei metallene Walzen geht, die ſie auf einer Seite ſo lange umwenden, bis daß die Platte ans Ende kömmt, und nachher die Platte nach der andern Seite zurükk treiben, indem die Pferde immer in eins fortlaufen.

Wenn

dergleichen sind die Kochtöpfe, die Kaminplatten, und anderes gegossenes Hausgeräthe, Pflugeisen, u. s. w.

Der Stahl ist eine Art Eisen, welcher durch das Feuer verfeinert, und gereiniget, und dadurch viel weisser, viel dauerhafter geworden, und ein viel dünneres und feineres Korn bekömmt. Der Stahl ist von allen Metallen das härteste, wenn er gehörig zubereitet, und abgelöschet wird: diese Härtung geschicht in kaltem Wasser, und verlangt von Seiten des Arbeiters eine grosse Aufmerksamkeit. Er kömmt aus verschiedenen Ländern, der beste wird in Deutschland, Kölln, Steiermark, und Tirol gemacht: und die Deutschen haben grosse Oefen dazu. Man bringt daselbst grosse Stükken hinein, die bereits durch den Verfeinerungsofen gegangen: man schürt das Feuer so lange, bis das Eisen auf zwei Drittheile eingesunken ist, und der dritte Theil, welcher übrig bleibt, ist der reine Stahl.

Das Eisenblech ist ein verzinntes Blech. Das Blech ist nichts anders, als sehr platt geschlagenes Eisen. Das Blech wird anfänglich in Zober, die mit Wasser angefüllet sind, weiß gescheuret: man fügt zu dem Wasser ein wenig Weineßig hinzu: hierauf reibt man es mit Salmiak und taucht es einige Augenblikke in eine Kelle, welche mit geschmolzenem Zinne angefüllet ist; wenn diese Platten nun weiß geworden, so nennt man sie Blech.

Das Eisen ist das nüzzlichste von allen Metallen: es bindet das Holz, und die Steine zusammen, um unseren Wohnungen Festigkeit zu geben, es trägt das Seine zur Schiffahrt, zu den Fuhrwerken, zu allen mechanischen Künsten, zu den Werkzeugen die man nöthig hat, um etwas niederreissen, graben, schneiden, feilen, und befestigen zu können, bei: es giebt keine einzige Maschine, die zu unserem Dienste bestimmt ist, welche nicht ihre Gestalt durch das Eisen bekommen hätte.

Wenn das Blei also zu Platten gemachet worden, so gebraucht man es zu Wasserbehälter, man bedekkt die Gewölbe der grossen Gebäude damit, und man macht Dachröhren daraus, damit das Wasser ablaufen könne. Die Bleirolle sparet zum wenigsten ein Drittheil an Materie; und ausser diesem Vortheil ist das Blei noch viel fester geworden, weil die Grundursache seiner Kraft in der Gleichartigkeit seiner Theile besteht: übrigens giebt die gleiche Dikke für den Quadratfuß ein gewisses Gewicht her, und dieses Gewicht ist jederzeit seiner Dikke angemessen. Die Bleirolle sparet die Kosten das Blei zu löten, und zu flikken: man kann es leichter anwenden, und es läßt sich besser hämmern, und nimmt allerlei Arten von Formen, und Zeichnungen besser an sich, als das in Sand gegossene Blei.

Man lötet das Blei mit einem Lote von zwei Pfunden Blei, und einem Pfunde Zinn. Diese Lötung verbindet die Tafeln, Röhren, und andere bleierne, und kupferne Maschinen.

Dasjenige, was man Emalge nennt bestehet aus Zinn, und Blei in gleich grosser Masse, so man im Reverberirfeuer calcinirt (zu Pulver brennt), und dem man noch solche metallische Farben zusezzt, wie man haben will, dergleichen ist grün, gelb, u. s. w. Man überziehet damit kupferne Dosen, silberne Zieferblätter an Uhren, und die goldenen Ordenskreuzer. Hierauf bemalet man diese Emalge mit allerlei, aus Metalle gemachten Farben, nach der Kunst der Maler. Dieses nennt man emalgirte Sachen.

Das Kupfer.

Das Kupfer ist das sogenannte Erz der Alten, welches sie Aes nannten. Bevor man es schmelzt, so wäscht (schlämmt) man es auf eben die Weise wie das

Eisen:

Eiſen: hernach läßt man es in verſchiedenen Oefen flieſſen, und man gießt die geſchmolzene Materie in Formen: das gemeine Kupfer iſt röth. Wenn es feiner werden ſoll, ſo thut man zu dem geſchmolzenen Kupfer eben ſo viel Gallmei hinzu, dieſes iſt eine ausgegrabene Erde, die man in Feuer gereinigt hat. Da die Maſſe des Kupfers nun vermehrt worden iſt, ſo wird ſie dadurch zu Meßing, welches man auch gelbes Kupfer nennen kann: man miſcht ſogar Blei darunter. Der Meſſing iſt dem Roſte nicht ſo ſehr unterworfen, und dient zu unendlich vielen Waaren. Das Kupfer wird zu den kupfernen Geſchirren in der Küche, zu Springbrunnen, zu den Schwenkkeſſeln, und zu den groſſen Keſſeln gebraucht: es roſtet aber leicht, und es bekömmt eine Rinde, die man Grünſpan nennt, und die der Geſundheit ſehr ſchaden kann; deswegen gebraucht man die Vorſicht, von Zeit zu Zeit die meiſten kupfernen Gefäſſe zu verzinnen.

Das Kupfer iſt ſehr dehnbar, und man kann ihm mit dem Hammer alle Formen die man will, geben: es wird auch zur Kupferſtecherei gebraucht.

Da der Meßing nicht ſo ziehbar iſt, ſo macht man allerhand Gußarbeiten daraus, und er nimmt alle Zeichnungen an ſich, die man ihm geben will; er wird mit der Feile, oder mit dem Grabſtichel bearbeitet; man polirt ihn nicht allein mit Schmergel (dieſes iſt ein ſteiniges Mineral) das man klein geſtoſſen, ſondern auch mit feinem calcinirten Zinne: man giebt ihm den Glanz des Goldes, und man macht Lampen, Schiflampen, Kronenleuchter, Leuchter, und allerlei Klempnerwaaren daraus. Es werden allerlei Sachen daraus verfertiget, dergleichen ſind die Zieraten zu den Penduluhren, und zu den Komoden: endlich ſo werden auch Bildſäulen von allerlei Gröſſe davon gemacht. Der Meßing verſchaft uns Fenſterriegel, Gelenkeinfaßungen, und allerhand

hand geſuchte Waaren: man macht auch Kompaſſe, alle mathematiſche Inſtrumente, und alles Räderwerk der Uhren daraus.

Das Gold.

Wenn es aus den Goldminern gezogen werden, ſo wird dieſes Mineral unter eiſernen Pochwerken klein geſtoſſen, um es von den fremden Materien abzuſondern: es wird vermittelſt einer Mühle pulveriſirt; dieſes Pulver wird durch ein feines Sieb durchgeſchüttet: und mit Waſſer, und Queckſilber zu einem Teige, den man bei groſſer Sonnenhizze knetet, gemacht. Die groben Materien bleiben auf dem Boden des Troges liegen, und die Maſſe welche übrig bleibt, beſtehet nur aus Gold, nachdem man das Queckſilber durch das Feuer ausdämpfen laſſen. Um endlich das Gold völlig von den fremden Materien abzuſondern, ſo wird es vermittelſt gewiſſer Auflöſungswaſſer, (Soldirwaſſer) verfeinert. Das Scheidewaſſer iſt darunter das gewöhnlichſte.

Die Gold- und Silberverfeinerung.

Wenn man eine Mark Gold verfeinern will, ſo thut man es mit verſchiedenen Marken Silbers zuſammen in einen Schmelztiegel: dieſer Schmelztiegel iſt ein Gefäß von Thon, und alten zerſtampften Schmelztiegeln, und hat die Figur eines kleinen umgekehrten Zukkerhutes an ſich. Sobald dieſe verſchiedene Metalle zuſammen geſchmolzen, und gut durch einander gerührt ſind, ſo ſchüttet man ſie in gemeines Waſſer aus, das heißt, man körnet es über einen Beſen, da ſich denn alles in kleine Körner zerſtreut. Das gekörnete Silber wird über Kohlen geſezzt, nachdem man es in einen gläſernen Kolben gethan, und zu jedem Marke ein Pfund Scheidewaſſer

waſſer gegoſſen hat. Der Kolben wird mit Lehm verlutiret, und in einer Stunde löſt das Scheidewaſſer das Silber gänzlich auf, bis daß es flüßig geworden, und alles Gold fällt auf den Grund des Kolbens nieder, indem es wie Kalk ausſieht, und viel reiner als vorher iſt. Was das Silber betrift, ſo gießt man alles Scheidewaſſer, in welchem es aufgelößt iſt, in Schalen mit ſieben bis achtmahl mehr Brunnenwaſſer als Scheidewaſſer: man legt in jede Schale etliche Stükkchen Kupfer hinein, und in vier, und zwanzig Stunden verläßt das Scheidewaſſer das Silber, löſt das Kupfer auf, und begiebt ſich ins Kupfer, dergeſtalt daß das Kupfer ebenfalls unſichtbar wird; das Silber aber fällt dagegen, wenn es das Scheidewaſſer verläßt, in dünne Stükkgen auf den Boden der Schale wie Aſche nieder; wenn dieſe Aſche nun wieder in den Schmelztiegel gebracht wird, ſo fließt ſie zum reinſten Silber zuſammen.

Es giebt noch eine andere Art das Gold, und Silber zu verfeinern, und dieſes heißt man, auf die Kapelle bringen. Eine Kapelle iſt ein Näpfchen, als eine halbe Wallnußſchale, welche von feiner Knochenaſche geſchlagen iſt. Dieſes Kapelliren geſchicht vermittelſt einer gewiſſen Menge Bleies, welches man auf der Kapelle mit einer ſieben, bis achtmal wenigern Portion Gold in eins ſchmelzen läßt. Das geſchmolzene Blei zieht ſich in die feinſte Oefnungen des Schmelztiegels ein, und zerſtreut ſich im Rauchen, indem es alle Schlaken mit ſich nimmt, und das gute vom Metalle bleibet auf dem Boden des Schmelztiegels wie ein Halbkügelchen (Korn) liegen.

Wenn man wiſſen will, zu welchem Grade der Feinheit das Silber durch die Verfeinerung gebracht worden, ſo wiegt man die Quantität Silber die man probieren will genau ab, und nach der Verfeinerung wiegt man das auf dem Boden liegende Korn noch einmahl,

mahl, und man erſiehet aus dem Ausſchlagen des Gewichtes, wieviel Zuſazz das Silber bei ſich gehabt, und von dieſer Portion ſchließt man auf die ganze Maſſe.

Was das Gold betrift, ſo gießt man, zum Exempel, ein Quentchen Gold mit zwei Quentchen ſehr feines Silber zuſammen: man legt das Korn auf einen Ambos, um daraus ein Röllchen zu machen, welches man in Scheidewaſſer legt, und an das Feuer bringt: dieſe Behandlung macht alle zwei Quentchen Silber, aber nicht das eine Quentchen Gold flüßig: was nun vom Golde übrig bleibt, iſt ganz rein.

Das Vergolden.

Das Gold bequemt ſich gern zu allem, was man daraus machen will: es kann nicht durch den Roſt angegriffen werden, und iſt das einzige von allen Metallen, das nicht verbrennt, wenn es durch das Feuer geht.

Diejenigen Perſonen, welche Metalle, oder andere Materien vergolden wollen, gebrauchen entweder die Verquikkung (das Amalgama) des Goldes, oder das in Blätter geſchlagene Gold dazu. Wenn ſie zum Exempel, Silber, oder ſogar Kupfer vergolden wollen, ſo nehmen ſie eine kleine Quantität Gold, welches in Scheidewaſſer aufgelößt, und zu Kalk verwandelt worden; dieſes Gold legen ſie in einen Schmelztiegel und ſezzen dieſen mit achtmahl mehr Queckſilber ins Feuer. Dieſe Materien vereinigen ſich miteinander, wie ein Teig, den man auf das Gefäß ſtreicht, dem man vorher gewiſſe Vorbereitungen gegeben hat. Hierauf ſtellet man das Gefäß auf ein Dratgitter bei hellem Feuer, und alsdenn geht alles Queckſilber, wie ein Rauch davon. Das Gold welches von der Flüßigkeit des Queckſilbers verſchlungen worden war, bleibt allein, und erſcheinet hernach auf der ganzen Oberfläche des Metalles, an welches es ſehr feſt hängt.

Man

Man breitet eine rothe Farbe darüber, welche dem Golde eine neue Lebhaftigkeit, und den Nahmen der hohen Vergoldung giebt.

Die Ziehbarkeit des Goldes, oder das gezogene Gold.

Nichts beweiſet die Ziehbarkeit des Goldes ſo ſehr, als die wunderbare Leichtigkeit ſich weit ausdehnen zu laſſen, welche ſich ſoweit erſtrekkt, daß ein dünnes Goldblättgen eine ſehr groſſe Fläche bedekken kann. Man kann davon bei den Golddratziehern die Probe ſehen, und man wird hier beinahe Wunder gewahr werden. In der That nimmt der Golddratzieher eine Stange Silber zur Hand, welche rund geſchlagen iſt, zwei Fuß, acht Zoll lang iſt, und zwei Zoll, neun Linien im Umfange hat: er legt um dieſe Walze (Cilinder) verſchiedene kleine Goldblätter herum, welche in allem nicht mehr als ein Loth wiegen. Man ziehet das Ende dieſes Stabes mit Gewalt durch die runde Oefnung einer ſtählernen Platte hindurch, deren Eingang viel breiter, als der Ausgang iſt: man ergreifet das Ende des Stabes mit ſtarken Zangen, die an einem Strikke feſt gemacht ſind, und von vielen Menſchen vermittelſt einer Ziehmaſchine (Haſpel) gezogen werden: auf ſolche Art geht der vergoldete Stab durch viele, immer kleinere Löcher der Ziehplatte hindurch, Man bringt ihn auf dieſe Weiſe bis zur Dikke eines Schnürſenkels, und zulezt ſogar zur Dikke eines Haars. Solchergeſtalt ziehet man das Silber durch mehr als zwei hundert, und vierzig Löcher, die immer dünner werden, bis ſie kaum mehr zu ſehen ſind. Und auf dieſe Art verlängert ſich die erſte, zwei Fuß lange Walze, in einen Drat, der eine Million, ſechs, und neunzig Tauſend, und ſieben Hundert, und vier Fuß lang iſt, das heißt, in einen Drat, der den Raum von Paris bis

Lion einnehmen könnte. Es iſt aber bei dieſer Arbeit noch mehr zu bewundern, daß ſich das eine Loth Gold, womit Anfangs der Cilinder belegt wurde, ob es gleich beſtändig durch immer feinere Löcher gezogen worden, dennoch aller dieſer allmächlichen Verdünnung ohngeachtet, nicht auf dem Silber verſchiebt, ſondern die ganze Oberfläche deſſelben vergoldet, ſo daß dieſes Silber an keiner Stelle durchſchimmert: und man nichts als Gold zu ſehen bekömmt. Dieſes nennt man Goldlahn. Noch mehr, man plättet dieſen runden Faden zu einer kleinen flachen Platte, indem man ihn durch zwei blank polirte Walzen, welche dicht aufeinander niederdrükken, gehen läßt. Der flach gedrükkte Faden hat dennoch zwo überall vergoldete Oberflächen an ſich, deren jede drei, und ſiebzig Meilen beträgt.

Das geſponnene Gold, oder die Treſſen, ſind nichts anders als zu Drat gezogenes Silber, welches vermittelſt eines Rädchens über Seide gewikkelt worden, ſo daß die Seide überall mit Gold bedekkt iſt.

Von der Güte (Feine) des Goldes, und des Silbers.

Man nennt den höchſten Grad von der Feine des Goldes, und Silbers, die Güte dieſer Metalle: dieſe Güte richtet ſich nach der verſchiedenen Reinigkeit des Goldes, oder Silbers. Zu dem Ende theilet man die ganze Maſſe dieſer beiden Metalle, ſo ſchwer auch dieſer Klumpen wiegen mag, in Gedanken in vier, und zwanzig Theile. Jeder vier, und zwanzigſte Theil wird Karat genennt, und jeder Theil wird wieder in vier, acht, ſechzehn, und zwei, und dreißig Theile getheilt. Die Mode beſtimmt die Vollkommenheit des Goldes nach vier, und zwanzig Karaten; es giebt kein feines Gold, an welchem nicht einige Karate fehlen ſolten. Gold von zwei, und zwan-

zig

zig Karat hat in jeder Mark (halbe Pfund) zwei Karate Silber, oder anderes Metall, gegen die zwei, und zwanzig Theile feinen Goldes gerechnet.

Das Silber.

Sobald es aus ſeinen Minern (Gruben) gewonnen worden, ſo zerſtampft man dieſes Mineral (Silbererz), man ſtöſt es zu Pulver, man macht mit Quekſilber einen Teig daraus, man wäſcht dieſen Teig, und man drükkt das Quekſilber durch ein wollenes Tuch (Handſchuleder) wieder davon, um es zum zweitenmahle zu gebrauchen: und das Feuer verzehrt das übrige davon. Das rückſtändige Silber, wird vermittelſt des Bleies verfeinert, das Silber bleibt, und indem das Blei davon im Feuer verdämpft, ſo nimmt es zugleich alles Kupfer, welches dabei ſein konnte, mit ſich fort. Durch dieſe Verfeinerung gelangt das Silber zu dem höchſten Grade ſeiner Feinheit. Wir haben bereits oben erwähnet, daß man diejenige Probe, die man mit dem Silber durch das Blei anſtellt, Kapellenprobe nennt; und wenn das Silber nach dieſer Probe noch ſein voriges Gewichte übrig behält, ſo hat es den höchſten Grad ſeiner Feinheit erreicht: wofern ſich aber die Schwere vermindert haben ſolte, ſo ziehet man die Grains, und Deniers in dieſem Abgange von der Maſſe ab.

Das Verhältniß zwiſchen der Schwere des Goldes, und Silbers, iſt wie eilf zu zwanzig, das heißt, wenn eine Maſſe Silber eilf Mark wiegt, ſo würde eine Maſſe Gold von gleichem Volumen (Innhalte) zwanzig Mark wiegen. Man bekömmt das Silber aus Indien, und aus Spanien in Barren, oder Münzſorten. Jede Barre enthält ſechs, und ſechzig Mark: das feine Silber beträgt zwölf Deniers, jeder davon zu vier, und zwanzig Grains gerechnet. In Deutſchland nennen wir das

feinste Silber sechzehnlöthig, das ist, alle sechzehn Lothe einer Mark sind lauter Silber, ohne den geringsten Zusazz von Kupfer. Uebrigens können die Goldschmiede kein ander Silber, als höchstens von eilf Deniers verarbeiten. Das Berlinische Probesilber ist zwölflöthig. Bei dem ausgepragten Silber hat man vier Grains Remedium (Nachsicht) zu gute, wegen des Abganges, den es in Feuer leidet: dieses Silber ist um zwölf Grains schlechter als das feine Silber.

Dratsilber ist durch Zieheisen gezogenes Silber, woraus man Tressen, und andere Waaren verfertiget.

Unächtes Silber (Lionische Tressen) ist versilberter Kupferdrat. Was man weiß gesottenes Silber nennt, ist geprägtes, und in einen Kessel mit Wasser, und Weinstein weiß gesottenes Geld.

Hochrothes Gold, (Wermeil) ist nichts anders als mit Dukatengold, vergoldetes Silber, indem man das Gold in Scheidewasser zu Pulver aufgelößt, mit Quekfilber vermischt hat, und damit das silberne Gefäß bestreicht.

Vom Demantschleifen.

Man schleifet die Demanten nach verschiedenen Flächen, indem man sie gegen eine eiserne Scheibe hält, die auf ihren Zapfen mit Hülfe eines hölzernen Rades herumläuft: um die Scheibe, und das Rad legt man eine Darmseite herum. Da das Rad viel grösser als die Scheibe z. E. zwanzig mahl grösser ist, so läuft die Scheibe zwanzig mahl um den Demant herum, indessen daß das Rad nur einen einzigen Umlauf macht; und indessen daß der Demantschleifer ohne Wiederstand hundertmahl die Kurbe umdreht, so reibt sich der Demant tausendmal an der Scheibe.

Unter-

Unterdeſſen folget der Demantſchleifer, der Arbeit mit ſeinen Augen nach, und nimmt den Demant von Zeit zu Zeit, aus ſeiner Stelle, damit er ihm eine neue Fläche anſchleifen könne. Er thut einige Tropfen Oel, und einige kleine Abgänge von Demanten dazu, welche ſich gegen einander reiben müſſen: es giebt nämlich ſonſt nichts anders, als dieſen Staub, welcher ſeine Wirkung auf den Demant thut, und damit fängt auch der Demantſchleifer zu ſchleifen an. Man unterſcheidet den wahren Demant von den falſchen, daran, daß er ſich leichtlich an den ſchwarzen Maſtix anfängt, auf welchen man ihn leget, indem man ihn einfaſſet: man ſchleifet den rohen Demant nach Spizzen, nach abhängigen Rändern, und dieſes iſt eine artige Arbeit.

Wenn man von Demanten redet, ſo theilet man das Karat (mit welchen man auch Gold wieget) in acht Deniers, und den Denier, in vier, und zwanzig Gräns, das Karat, wieget nicht mehr als vier Grains, und die Grains, ſind leichter, als die vom Markgewichte. Der ſchwerſte Demant, von welchen man in Frankreich weis, iſt des Königs ſeiner, welcher ſechs hundert Karat wieget. Wenn man höret, daß ein Demant ein ſchönes Waſſer habe, ſo verſtehet man hierdurch ſeine Reinigkeit, welche der Lauterkeit des Waſſers ähnlich ſein muß, indem dieſes gar keine Farbe hat.

Das Münzprägen.

In den alten Münzen, grub man aus freier Hand, einen holen Kopf, ein Kreuz, ein Schild, oder andere Figur, nach der Gewohnheit der Zeit, mit einer kurzen Randſchrift aus. Heut zu Tage, werden die Münzen auf eine ganz andere Art geprägeet.

Nachdem die Platten des Metalles aus der Form gekommen ſind, in welche man ſie gegoſſen hat, ſo brin-

get man sie auf das Strekkwerk: dieses ist eine Maschine, welche eingerichtet ist, das Gold, Silber, und Kupfer, in Platten von der Dikke, welche man der Münze geben will, zu bringen. Es ist von zwei Walzen von Stal zusammengesezzet, welche jede die Gestalt eines Cylinders, zwei Zoll Dikke, und vier Zoll im Durchmesser haben: diese Walzen, liegen dicht auf einander, auf ihre Dikke, vermittelst der Mutterschraube und Schraube, und sie werden durch die Walze einer Mühle abgedrehet, welche Pferde umtreiben. Man lässet die Goldplatten im Ofen glühen, damit sie sich desto leichter zwischen den Walzen ausdehnen lassen. Hierauf schneidet man, vermittelst eines Holmeissels, so viel runde Scheiben aus, als man aus jeder Platte bekommen kann: man nennet diese runde Scheiben Münzplatten, und sie dienen, das Geld daraus zu machen. Man wieget sie mit der Justirwaage, oder Probierwaage ab. Nachdem diese Stükke durch verschiedene Werkstäte gegangen, um gefeilet, und weis gesotten zu werden; so werden sie auf das Schneidewerk gebracht, wo man sie, mit dem Holmeissel ausschneidet. Eine Maschine (Kräuselwerk) ist aus zwei stälernen Platten zusammen gesezzet, welche gerade sind: die Hälfte der Handschrift, oder der Legende, ist auf die Dikke der einen, und die andere Hälfte, ist auf die Dikke des andern Stempels eingegraben: eins von diesen Plättchens ist feste gemacht; das andere Plättchen, läuft vermittelst eines Rades herum. Diese Platte machet, daß sich die Scheibe umwendet, so daß bei ihrer Umwendung, auf der andern Seite der Rand gekräuselt wird. Nur die Thaler von drei, bis sechs Livres bekommen Buchstaben auf den Rand, wieder das Beschneiden, der Beschnittenen, denn die andern Münzsorten, vertragen nur einen kleinen Münzrand. Hernach bringet man sie auf das Stoßwerk, um sie auszuprägen. Die Seite des Bildnisses vom Fürsten

stehet unterwerts gekehret, in einen Kasten voll Schrauben, um das Stükk zu halten: die obere Seite stekkt in einen ähnlichen Kasten, welcher mit der Mutterschraube versehen ist. Man thut das Münzplättchen, in die viereckige Büchse des Bildnisses: man drehet alsbald die Stange des Prägewerkes um, und diese wendet die Schraube um: diese gehet in der Mutterschraube, welche am Körper des Prägewerkes ist, und macht, daß sich die Schraube mit solcher Heftigkeit umdrehet, daß das Münzplättchen, von den zwei Stempelbüchsen stark gepresset wird, und die Prägung von den beiden Stempeln, mit einem einzigen Schlage empfängt. Man bedienet sich eben derselben Art, um Denkmünzen zu prägen.

Mutterstempel, nennt man die Form, den Münzstempel, oder den Prägestokk der Münzen, oder Denkmünzen, welcher mit dem Stecheisen ausgegraben ist, und welcher zur Form dienet, um darnach andere zu machen; Mutterstempel aber heist auch die Form, in welcher man die Buchstaben der Buchdrukker giesset, und welche zum Buchdrukken dienen: man giebt gleichermaassen diesen Nahmen, dem Urbilde der Gewichte, und Maasse (Richtmaasse).

Vergriffene Schaumünzen nennet man diejenigen, welche man selbst in den Kabinettern der Neugierigen nicht, wohl aber durch einen ungefähren Zufall findet: sie haben keinen bestimmten Werth.

Die Uhrmacherkunst.

Die Uhrmacherkunst, hat zum Gegenstande, die Kunst, Uhren, Penduluhren, und Taschenuhren zu machen.

Eine Uhr, ist eine Maschine, welche die Zeit abzumessen, und die Stunden zu schlagen dienet, sie ist zusammengesezzet, aus Rädern, aus einem Gewichte, aus einer Unruhe, aus einem Zieferblatte, und aus einem Schlagewerke.

gewerke. Die Urſache der Bewegung, iſt ein Gewichte, welches die Räder beweget, oder eine Unruhe mit einer Feder, welche eine Gleichförmigkeit hervorbringet. Man nennet auch das Gehwerk einer Uhr, die Sammlung der Stükke, welche die Bewegung des Zeigers am Zieferblatte verurſachen, oder welche machen, daß die Uhr gehet, und das Schlagwerk, daß ſie ſchläget; damit eine Uhr gleichförmig gehe, ſo muß ſie nach den Regeln der Kunſt gearbeitet ſein. Man kann ſich einen Begriff von der Mechanik der Uhrmacherkunſt machen, wenn man die Einrichtung der Penduluhr, mit Aufmerkſamkeit unterſuchet.

Die Penduluhr iſt eine Uhr von einer neuen Erfindung, welche durch das Schwanken, eines Penduls regieret wird. Erſtens, die Urſache ihrer Bewegung iſt eine Feder. Dieſes iſt eine lange Stahlplatte, welche verſchiedene Windungen in einer Spiral, oder Schnekkenlinie macht: ſie iſt in einem hohlen Walzenkäſtchen, welches man Federgehäuſe, oder Trummel nennet, eingeſchloſſen, durch dieſes Federgehäuſe gehet queer durch eine Achſe, an welcher dieſe Feder, mit einem Ende feſtgemachet iſt, und ſie hänget mit dem andern Ende, an dem Umkreiſe des Federgehäuſes: wenn alſo das Federgehäuſe umzulaufen anfänget, ſo rollet ſich die Feder um die Achſe, und wenn ſie ſich nach der Gegenſeite beweget, ſo rollet ſich die Feder ab.

Zweitens. Das Räderwerk einer Penduluhr, iſt aus fünf Rädern zuſammengeſezzet, diejenigen aber, welche zwiſchen dem Zieferblatte, und der Scheidenplatte ſind, werden hier nicht mit gerechnet. Das groſſe Walzenrad, liegt auf der Trummel; es hat vier, und achtzig Zähne, und es greifet in das Getriebe des mitteleren Rades ein. Dieſes Mittelrad, hat gleichermaſſen vier, und achtzig Zähne; und es greifet in das Getriebe des dritten Rades ein, welches man das Minutenrad, oder

das

das mit langer Welle nennet, weil es eine Achſe hat, welche durch das Zieferblatt gehet: dieſe träget den Minutenzeiger, es hat acht, und ſiebzig Zähne, und ein Getriebe von ſiebeu Stäben: es greift in das Getriebe des vierten Rades ein, welches man das Kronrad nennet, und welches ſechs, und ſechszig Zähne hat: dieſes Rad, greifet in das Getriebe des fünften ſtehenden Rades ein, welches man Steigerad nennet, und welches drei, und dreizig ſchief geſeilte Zähne, und ſein Getriebe hat.

Drittens, muß man wiſſen, daß die Thätigkeit des Räderwerkes vermittelſt eines Penduls (Unruhe) gemäßiget wird: man nennet alſo ein herunterhangendes Gewichte, welches von der Rechten zur Linken ſchwanket, oder ſchläget: es hänget an einer eiſernen Ruthe, welche feſt gemachet iſt: und dieſe wieder mit den obern Ende, an einer Welle, oder Gabel welche ſich horizontal um ihre Zapfen drehet: dieſe Welle, oder Spindel, träget zwei Platten. Bei jeden hin, und her ſchwingen, welches das Gewicht der Linſe macht, ſtoſſen die Zähne des Steigerades eine von dieſen Platten, welche alſo mehr, oder weniger Zeit aufgehalten werden, nachdem die Schwingungen des Penduls dauren. Wenn die eine von den Platten angeſtoſſen wird, ſo iſt die andere in der Luft. Dieſes wechſelſeitige Anſtoſſen der Platten, nennet man Hemmung: da alſo der Pendul das Räderwerk aufhält, ſo mäßiget er die Stärke der Feder, welche in dem Federgehäuſe iſt, und daher ſiehet man, warum die Anzahl der Zähne dieſer Räder, mit den Schwingungen des Penduls übereinſtimmen müſſen.

Viertens, giebt es zwei Räder zwiſchen dem Zieferblatte, und der Scheidplatte, an welcher ſie angemacht ſind, und das Vorlegewerk heiſſen. Das eine, wird das erſte Vorlegerad genennet, welches ein Getriebe von ſechs Stäben hat, ſo in das Zieferblattsrad eingreifet

das andere, iſt das Zieferblattsrad, welches zwei, und ſiebzig Zähne hat, und darüber lieget eine kleine Hülſe, oder Rohr, welche den Stundenzeiger träget. Dieſe zwei Räder, machen die Bewegung des Stunden- und Minutenzeigers aus.

Aber, wird man ſagen, was giebt denn dieſen zweien Rädern die Bewegung? dieſes thut die Welle, oder Achſe des Minutenrades, denn weil dieſe horizontal lieget, und mitten durch das Zieferblatt queer durchgehet, ſo begiebt ſie ſich gedränge, durch eine Hülſe hindurch, welche man Minutenhülſe nennet, und in dieſer beweget ſich der Minutenzeiger; dieſes Rad greifet mit ſeinem Getriebe, in das Vorlegerad, und in das Rad des Zieferblattes ein, und ſezzet dieſes in Bewegung. Eben daſſelbe Rad des Zieferblattes, hat eine kleine Hülſe über ſich, welche den Stundenzeiger träget.

Der Schnekkenkegel, iſt eine kleine Maſchine, welche die Geſtalt einer Glokke, oder eines kleinen Zukkerhutes, folglich ihrer ganzen Höhe nach, eine ungleiche Dikke hat. Er dienet als ein Hebebaum, um den ungleichen Zug der in der Trummel eingeſperten Feder zu verbeſſern. Wenn man dieſe Feder aufziehet, das iſt, ſpannet, ſo wikkelt ſich die Uhrkette um den Schnekkenkegel; und wenn dieſe Uhrkette endlich die Höhe des Schnekkenkegels erreichet hat, ſo ziehet die alſo geſpannte Trummelfeder, den Schnekkenkegel, und folglich auch das Räderwerk, vermittelſt der Kette, welche auf der ſchmälſten, und kleinſten Linie lieget, nach ſich. Wenn der Minutenzeiger in einer Stunde einmahl um das ganze Zieferblatt herum läuft, indeſſen daß der Stundenzeiger nur in zwölf Stunden einmal herum kömmet, ſo rühret dieſes blos von der Anzal der Zähne, ſo wie von der Anzal der Stäbe her, welche ein Getriebe ausmachen, und in ſolches Getriebe greiffen faſt alle Räder ein, ſolchergeſtalt macht das Minutenrad ſeinen Umlauf in einer

Stunde,

Stunde, weil seine Welle, in eben so vieler Zeit durch das Zieferblatt herum gehet, indessen, daß das Zieferblattsrad, welches den Stundenzeiger auf sich stekken hat, nur in zwölf Stunden einmal herum gehet.

Die Taschenuhr. Dieses ist wie jedermann weis, eine Art kleiner Uhr, die man in der Tasche bei sich träget. Erstens, haben die Taschen- oder Sakkuhren fünf Räder, so wie die Penduluhren haben, die beiden ungerechnet, welche sich zwischen dem Zieferblatte, und der Scheideplatte befinden. Zweitens, die Trummel, oder Federgehäuse, worinnen eine gewundene Stahlfeder lieget: diese Feder ist ein sehr dünnes Stalblech, und wie eine Schnekke spiralmäßig gewunden, oder zusammen gerollet, sie stekket mit dem einen Ende an der Welle der Trummel, welche senkrecht durch dieselbe hindurch gehet, indessen daß das andere Ende der Feder an einen festen Punkte stekket.

Drittens, hat die Taschenuhr einen Schnekkenkegel, eine Unruhe, eine spiralmäßig gewundenes Federchen, einen Steller (Harke) welcher dienet die Uhrfeder, wenn die Uhr geschwind gehen soll, sie zu spannen, oder wenn sie langsam gehen soll, sie los zu lassen. Dieser Steller, ist ein Stükk von einem Rade, welches man von der Seite, wo man den Zeiger der Stellplatte hin haben will, drehet, welche ein klein Rad führet, dessen Zähne in die Zähne des Stellers eingreifen: folglich gehet die Feder in einem Ringe, welcher an dem Rohr hänget, und der davon regieret wird. Die auf der Trummel aufgewikkelte Kette, wirket theils auf die Feder, theils auf den Schnekkenkegel, theils aber auch auf beide. Lasset uns wieder zu den fünf Rädern zurükkehren.

Das erste, ist das Rad des Schnekkenkegels, oder das Schnekkenrad, welches acht, und vierzig Zähne hat, es lieget horizontal; und in seiner Mitte stekket der Sternkegel; so daß das Rad sich ohne den Schnekkenkegel nicht

nicht drehet; wenn man den unterdeſſen die Feder aufziehet, ſo drehet ſich der Schnekkenkegel, ohne das Rad. Der Uhrſchlüſſel drehet die Welle des Schnekkenkegels, und die Trummel, oder Federgehäuſe um, und alsdenn windet ſich die Kette vom Federgehäuſe auf den Schnekkenkegel. Wenn die Uhrfeder aufgezogen iſt, ſo trift die Grundfläche des Schnekkenkegels, ein kleines Stükchen Kupfer, welches beweglich iſt an, und welches den Zähnen erlaubet davon zu gehen. Solchergeſtalt folget das Schnekkenkegelrad, oder Schnekkenrad der Kette, und weil die Kette auf den Schnekkenkegel wirket, welches vermitelſt der Feder, der Trummel, oder des Federgehäuſes geſchiehet, ſo gehen alle Räder eins durch das andere, bis auf den Zeiger.

Das zweite, iſt das Minutenrad, man nennt es auch mit der langen Welle, weil dieſe durch das Zieferblatt queer durch gehet: es hat vier, und funfzig Zähne.

Das dritte, heiſt das kleine Mittelrad, oder kleine Bodenrad, und hat acht, und vierzig Zähne.

Das vierte, iſt das Kronrad, es hat acht, und vierzig Zähne.

Das fünfte, iſt das Steigerad, welches funfzehn Zähne hat. Alle dieſe Räder haben Getriebe, ausgenommen das Schnekkenrad. Es giebt zwiſchen dem Zieferblatte, und der Scheideplatte zwei Räder, und zwei Getriebe, das erſte Getriebe ſtekket auf der Zeigerhülſe, welches eine kleine Röhre iſt, in welcher die Welle des Minutenrades (mit der langen Welle) gedränge eingehet: dieſes Getriebe greifet in das erſte Vorlegerad ein: das Getriebe derſelben begegnet das Rad des Zieferblattes; und weil das Rad auf einer Hülſe ſtekket, in welcher die Welle des Minutenrades, und der Zeigerhülſe gehet, ſo macht dieſe lezztere Hülſe, die den Minutenzeiger träget, ihren Umlauf in derſelben Zeit, als ihn das Minutenrad machet. Auf einer andern Seite

betrach-

betrachtet, machet die Hülse des Rades vom Zieferblatte, welche den Stundenzeiger träget, ihren Umlauf in eben derselben Zeit als dieses Rad, welches denselben in zwölf Stunden machet.

Die Ursachen, welche einer Taschenuhr die Bewegung geben, sind eben dieselben, welche die Bewegung einer Penduluhr mittheilen. Also läuft das kleine Bodenrad neun mal herum, indessen daß das Minutenrad nur einen Umlauf macht. Das Kronrad, macht einen Umlaufe während der Zeit, daß das kleine Bodenrad gleichermassen einen macht. Folglich, währender Zeit daß das kleine Bodenrad neun Umläufe machet, machet das Kronrad neun mahl acht oder zwei, und siebzig; aber unter der Zeit, daß das Kronrad ein mahl herum läuft, so machet das Steinrad acht mahl zwei, und siebzig, das ist fünf hundert und sechs, und siebzig. Folglich ist dieses die Anzal der Schwingungen der Unruhe, welche alle diese Bewegungen regieret.

Die Gießkunst.

Die Gießkunst, ist die Kunst das Metall in Formen abzugiessen, das heist, den Gips zu einem Werke von erhabener Arbeit anzuwenden, um davon eine hohle Abformung zu machen, und eine erhabene Form darnach abzuformen.

Die Bearbeitungen der Gießkunst, können in neun Punkte abgetheilet werden. Erstens, empfänget der Giesser das Modell in Wachs, oder er machet es auch selbst. Wenn dieses Modell gemacht ist, so ist nun die Rede, nach diesem wächsernen Modell eine Form zu machen. Der Giesser machet ein hohles Modell, oder Abdrukk von Gips darüber; nachdem dieses gemacht ist, so stekket man dasjenige, welches man den Kern nennet, in die Dikke des Wachses. Dieser Kern, welchen man

man Gipsträger nennet, iſt mit eiſernem Drat verſehen, damit er die Form unterſtüzze, endlich aber auch, daß ſie nicht ſchwanke, und damit die Form feſte ſei, um im Sande die gedachte Modelle abzuformen: dieſes, nennet man das Abgieſſen, und iſt die erſte Arbeit eines Gieſſers.

Zweitens, das Wachs wird abgehoben, und es bleibet der leere Figurenraum: man füllet dieſen mit Metall an, dieſes heiſt Gieſſen; und iſt die zweite Arbeit. Wenn man einmahl das erſte Modell hat, ſo kann man ſo viele Abgüſſe, als man nur wünſchet darnach machen.

Drittens. An den gemachten Abgüſſen, bleiben immer einige Unförmlichkeiten, oder unausgearbeitete Stellen übrig, welche ſich in den Sand eingeſchlichen haben: dieſe muß man wegbringen: man nennet dieſes Auspuzzen, glatt machen; und es iſt die dritte Arbeit.

Viertens, hernach verbeſſert man es, man überzieht es mit der Feile, und dem Hobel: und dieſes iſt die vierte Arbeit.

Fünftens, nachdem das Werk in rechten Stand geſezzet iſt, ſo muß man es im Durchſchnitte zurechte machen, und es ſich an dem Plazze, wo es hingeſtellet werden ſoll, vorſtellen, um zu ſehen, ob es recht iſt; und dieſes iſt die fünfte Arbeit.

Sechſtens, wenn man von der Richtigkeit der Sache verſichert iſt, ſo iſt noch übrig, es zu loten, und man hat dreierlei Urſachen, die das Löten veranlaſſen. Die groſſen Werke, können nicht in einem einzigen Stükke gegoſſen werden; oder es iſt nicht recht abgegoſſen, oder es zerbricht, wenn es aus der Form genommen wird, oder der Gieſſer ſchneidet einige Theile davon ab, um ſie viel leichter, und viel netter zu gieſſen, und bequemlicher auszubeſſern.

Um diese verschiedene Lötungen zu machen, so muß man die Stükken mit Eisendrat binden: und man muß einen Unterschied, zwischen dem Binden mit Eisendrat, und unter dem Versichern mit Eisendrat machen: das Binden mit Eisendrat geschiehet beim Löten, und gehöret zur sechsten Arbeit: das Versichern mit dem Eisendrate, geschiehet, um die Klumpen der Gipsform zu stärken, wenn dieselben in den Sand abgegossen werden; und dieses gehöret zu der ersten Arbeit.

Man muß auch noch bemerken, daß sich an einem einzigen Stükk oft verschiedene Lötungen befinden. Wenn man die lezztere Lötung in das Feuer bringet, so könnte sich die erste, welche schon darinnen geschehen ist, im Feuer los machen; der Giesser muß wissen, ob unter den Kohlen, die Lötung recht eingegriffen hat. Den Augenblik nachher, würde das Werk völlig auseinander fallen: um sich nun recht der ersten Lötung zu versichern, welche das Feuer schon ausgestanden hat, so thut man Kreide darauf, welche sie erhält.

Siebentens, nachdem es gelötet worden ist, so muß man das Werk abbrechen; und dieses ist die siebente Arbeit.

Achtens, muß man es an seinen Plazz stellen, und dieses ist die achte Arbeit.

Neuntens, muß man ihm eine braune Farbe geben, und dieses ist die neunte, und lezzte Arbeit.

Das Glokkengiessen.

Dieses Gießen, ist eine Kunst, welche viele Nebenkenntnisse, und die gröste Aufmerksamkeit erfordert. Um sich einen Begriff davon zu machen, so muß man dabei dreierlei Sachen betrachten, erstens, die Proportion, oder das richtige Ebenmaaß, zweitens, das Formmachen, drittens, das Metallgiessen.

Er

Erstens, die Proportion. Dieses sind die Maaße, welche der Giesser nimmt, um die Dikke des Glokkenrandes darnach einzurichten; dieses muß den Durchmesser zur untern Oefnung geben; hernach ziehet er das Maaß von der mittelsten Verdünnung, bis an das öberste Stükk, welches man das Obertheil der Glokke (Kappe) nennet. Zu dem Ende ziehet er perpendikulaire Linien, um einen festen Punkt zu haben, und um den Mittelpunkt der Krümmung zu finden, welcher den Abhang der Glokke machet: er richtet den Durchmesser der Oeffnung, nach der Dikke des Randes ein; und diese Dikke ist mit der Schwere, von welcher man die Glokke machen will, proportioniret. Zum Exempel, der Rand einer Glokke, welcher den Minor Ton angeben soll, muß um ein Neuntel dikker sein, als derjenige, welcher den Majorton angeben soll. Hernach ziehet der Giesser vermittelst eines hölzernen Liniales, die Diagonallinien, er zeichnet mit seinem Zirkel den Kaliber, Dikke, oder den Durchschnitt der Glokke, welcher zur Vorschrift für die Form dienen soll.

Zweitens, das Formmachen. Der Gießer zeichnet den Durchschnitt der Form, mit einem Zirkel, welcher mit der Höhe der Glokke proportioniret ist, und welcher in der Form bleiben muß. Man gräbet einen Graben von hinlänglicher Tiefe, um die Form darinn zu stellen, mit sammt den Handgriffen, oder Henkeln, und in der Mitte richtet man einen Pfal auf, um eine Stange von Eisen zu unterstüzzen, welche in dem obern Theil der Glokke stekket, und auf welcher sich der Arm des Formzirkels drehen kann. Diese Stange dienet anstatt des öfnenden Flügels. Die Materie der Form, ist eine Mischung, von wohl gesiebeter Erde, Pferdemist, von Hanf, und Scheerwolle; alles dieses wird wohl untereinander geschlagen, und man thut Wachs, und Talg untereinander gemischet, darzu.

Man

Man bekleidet die Stange, und den leeren Plazz welcher herum iſt, mit einer Mauer, und giebt ihm einen gleichen Diameter, wie der von der Glokke iſt: dieſes iſt der Grund des Werkes. Der erſte Theil einer Form, iſt der Kern, welchen man von Ziegelſteinen machet, und welcher rund herum, bis zur Höhe der aufgerichteten Stange aufgeführet iſt, man laſſet eine Oefnung darein, um die Kohlen herein zu thun, welche den Kern hart brennen ſollen, und man bedekket die Mauerarbeit mit einer Lage von Kütt; der zweite Theil der Form, iſt das Modell der Glokke ſelbſt: man macht ſie aus einer Miſchung von Erde und von Scheerwolle, welche man zu dem Kern anwendet. Man bedekket ihn mit verſchiedenen Lagen Kütt: auf dieſer lezzten Lage gräbet man die Aufſchriften, und Wappen ein. Der dritte Theil iſt der Mantel, oder der äuſſere Umfang überhaupt. Seine Materie iſt geſiebte Erde, welche mit Scheerwolle, und Waſſer vermiſchet iſt. Hernach zündet man die Kolen an: wenn alles trokken iſt, ſo machet man eine zweite Lage, man macht wiederum Feuer in den Kern, und fähret fort verſchiedene abwechſelende Lagen zu geben. Unter der Zeit, daß dieſe Lagen trokknen, ſo arbeitet der Gieſſer an den ſieben Handgriffen der Glokke, welche den Klang derſelben ausmachen: man machet ſie von geſchlagener Erde, und von eben der Materie, als die Erde der Form iſt, man ſtellet den Ring welcher den Schlägel, oder Klöpel tragen ſoll, zu rechte. Nachdem alles trokken iſt, ſo arbeitet man die Form der Glokke wegzubringen und dem Metalle, wovon die Glokke gegoſſen werden ſoll Plazz zu machen. Man nimmt alsbald den Ueberzug, oder Mantel, von dem Muſter ab, auf welches er geſtüzzet war, und hebt ihn vermittelſt der Hebemaſchine aus dem Graben heraus: wenn dieſes geſchehen iſt, ſo zerbricht man das Muſter, und nimmt den Ueberzug von der Erde weg, welcher zwiſchen beiden

war: man räuchert das Innwendige des Ueberzuges mit Stroh, um die Fläche deſſelben netter zu machen. Hernach ſezzet man alles, oder den Ueberzug wieder an ſeine Stelle, und Plazz, wo es war, ſo daß ein Zwiſchenraum, zwiſchen ihm, und dem Kerne bleibet. Man machet zwei Luftlöcher, oder Oefnungen an den Handgriffen, damit die Luft, nachdem Maaße, als das Metall herein kömmt, heraus gehen möge: man ſezzet hernach die Handgriffe, und die Luftlöcher auf den Ueberzug, und verſchmieret ſie, mit Ciment, oder Kütt, welchen man nochmals brennen läſſet.

Das Metallgieſſen folget nunmehr: die Materie des Guſſes iſt das rothe Kupfer, man thut das feinſte Zinn dazu: man nimmt nämlich zu hundert Pfund Kupfer, fünf, und zwanzig Pfund Zinn, und thut es nur kurze Zeit vorher, eher man es heraus laufen läſſet darzu. Man nimmt mehr, oder weniger Materie zum Guſſe, wegen des Abganges, und Verluſtes, welches das Metall im Feuer leidet.

Der Ofen, um das Metall zu ſchmelzen, iſt eine Art von Ofen, in Geſtalt eines Gewölbes mit abſchüſſigem Heerde: es ſind verſchiedene Oeffnungen darein, entweder das Metall nach Maaßgabe als es kochet zu vermehren, und nachzuwerfen, oder damit der Rauch weggehet, oder damit man dem Metalle, wenn es geſchmolzen iſt, einen Abſchuß geben möge.

Dieſe Oefnungen haben eben mit der Form Gemeinſchaft. Wenn die Materie kalt geworden iſt, ſo entblöſſet man den Ueberzug, und vermittelſt der Hebemaſchine windet man die Glokke herauf. Wenn man ſie an ihren Standort geſtellet, und aufgehänget hat, ſo machet man den Klöpel, oder Schlägel von Eiſen, mit ledernen Riemen daran feſte, man giebt dem Klöpel etwas weniger als fünf, und zwanzig Pfund zum Gewichte, wenn ſeine Glokke fünf hundert Pfund wieget.

Das

Das Gießen der Kanonen, Mörſer, und Bomben, iſt faſt dieſelbe Arbeit, wie das Glokkengieſſen. Die äuſſerliche Geſtalt, welche ſie haben ſollen, wird durch die Hölungen des Ueberzuges oder Mantels beſtimmet.

Das Gieſſen der ehernen Bildſäulen zu Pferde, und anderer metallenen Statuen.

Was wir eben von dem Guſſe der Glokke geſaget haben, kan uns dienen, einen Begriff zu geben, wie das Gieſſen der Statuen geſchehe; aber in dieſem lezztern Guſſe, kommen noch verſchiedene andere Umſtände vor, indem hier die Rede iſt, ein dauerhaftes Denkmaal zu liefern, ſo dem Volke öffentlich dargeſtellet werden ſoll, welches die Figur, und Aehnlichkeit eines von ſeinem Volke geliebten Fürſten, oder eines Helden, welcher über die Feinde des Staates geſieget hat, oder eine andere berühmte Perſon vorſtellen ſoll.

Man machet eine Grube, welche viel tiefer, als die Statue iſt, welche man gieſſen will, oder wenn es eine Statue zu Pferde iſt, ziehet man einen Umkreis mit einer Mauer, von Ziegelſteinen herum, welche als Ofen dienen ſoll, man läſſet Plätze darein, Holz und Kohlen darein zu werfen. Dieſes Gemäuer iſt bedekket, und von allen Seiten, mit verſchiedenen eiſernen Stäben, welche in Geſtalt eines Gutters geleget werden, geſtüzzet: man machet eine Lage von Ziegelſteinen darüber, und auf dieſe Lage, richtet man den Kern in die Höhe. Dieſer Kern, iſt mit Ziegeln ausgefüllet, und hat die Geſtalt, und den Umkreis der Figur, welche man gieſſen will. Er wird von Gips, oder Töpfererde gemachet, und von eiſernen Stäben, nach allen Seiten durchſchnitten: es gehet ſogar eine von ſolchen Stangen, durch das Innwendige des Pferdekopfes, längſt dem Halſe, und dem

Fuſſe herunter, welcher das Vordertheil der Figur unterſtüzzet: dieſer Kern muß zum Muſter dienen, und wird mit einer dikken Lage Wachs bekleidet. Der Bildhauer, zeichnet die Züge, und Minen darauf, welche er dem Metalle geben will. Man wendet zu dieſer Form verſchiedene Stükken von Gips an, welche man mit Wachs ausgieſſet, das man vermittelſt des Baumöles wieder davon losmachet. Dieſe Stükke, welche man das Hohle der Form nennet, werden, wenn ſie weggenommen ſind, um die eiſerne Armaturen geleget, ſo daß ſie auf die äuſſeren Enden des Modelles paſſen. Wenn ſie damit vereiniget ſind, ſo gieſſet man das Innwendige mit Gips, und zerriebenen Ziegelſteinen aus, welches man Ziegelmehl nennet. Wenn man dieſes Hole wegnimmt, ſo erſcheinet die Figur nakkt, blos, und in Wachs abgegoſſen. Hernach macht man die Formlage, welche man Unterlage nennet, ſie iſt von der Materie des Kernes, und der Gipsform unterſchieden. Die Zuſammenſezzung dieſer Formerde, beſtehet aus einer ſehr fein puluerisirten Erde, welche mit Pferdemiſt vermiſchet, und mit Waſſer, und Eiweis verdünnet iſt. Man ziehet bis zwanzig Lagen von dieſer Zuſammenſezzung über die Wachsfigur, dieſes machet eine Mauerbedekkung aus, welche man mit verſchiedenen Bogen von Eiſen verſtärket. Man machet Oeffnungen darein, damit das geſchmolzene Metall in alle Theile der Form hinein flieſſen möge: man mauert um dieſe Form eine Mauer von gebrannten Ziegelſteinen, welche ſo hoch als die Form ſein muß: man läſſet auch noch Oeffnungen darein, Feuer darunter zu machen: es iſt leicht zu begreifen, daß das Wachs von der erſten Hizze ſchmelzet; und wenn alſo die wächſerne Figur zu Pferde zerſtöret worden, ſo bleibet nur ein leerer Raum davon, zwiſchen der Maſſe des Kernes, und der äuſſeren Form, oder dem Ueberzuge übrig, welcher das Gepräge der Figur an ſich träget.

get. Wenn das Wachs herausgelaufen iſt, ſo ſchürt man das Feuer an, bis daß der Kern, und die Form roth gebrennet ſind. Wenn dieſes geſchehen iſt, ſo nimmt man alles Feuer weg, und füllet die Stelle mit Erde aus, welche geſchlagen worden, und die man zu jeder Lage klein ſtöſſet. Der Ofen, in welchem das Metall geſchmolzen wird, iſt zwei, bis drei Fuß höher als der Gipfel der Form. Das Gewölbe, welches von Ziegelſteinen iſt, iſt ſehr niedergebogen, damit die Flamme auf das Metall treffen möge, zwei Oeffnungen ſind vorhanden, damit der Rauch heraus gehe. Vor dem Ofen, iſt eine Gußrinne, durch welche man das geſchmolzene Metall heraus laufen läſſet: dieſe iſt mit einem groſſen eiſernen Stöpſel verſtopfet, welcher von einer gewiſſen Maſſe einen Stiel hat: dieſe Maſſe, oder Zapfen, welcher auf den Boden des Heerdes eingeſtekket iſt, läſſet, wenn er zurükk gezogen wird, das Metall herauslaufen, daß ſich auch ſogleich in das Innwendige der Form ſtürzet.

Sobald als das Metall aus der Vertiefung überläuft, wo es anfangs herein fiel, ſo iſt dieſes ein Zeichen, daß die Form voll, und die Arbeit des Gieſſens geendiget iſt. Wenn alles kalt geworden, ſo nimmt man die Erde weg, man zerbricht die Form, oder den Ueberzug, und man gräbet die Bildſäule aus. Hernach arbeitet der Bildhauer, nebſt ſeinen Geſellen, mit vielen Eifer daran, ſie bedienen ſich der Feilen, und Grabſtichel, um alle unförmliche Stellen wegzubringen; ſie richten ſich dabei nach einem Muſter im Kleinen, welches man bis hieher aufbehalten. Nachher wird das Stükk mit einem Firniß überzogen, welcher ihm eine Aehnlichkeit mit der vorgeſtellten Sache giebet, und dieſes gilt auch von den Lötungen, welche zulezzt angebracht werden.

Das Glasmachen.

Das Glas iſt das lezzte Produkkt, welches die Kunſt vermittelſt des Feuers hervorbringen kann; alle Metalle, verwandeln ſich endlich, durch gewaltiges Feuer in Glas. Das gemeine Glas, wird aus der Aſche des Farrenkrautes, und weiſſem Sande gemachet. In den Wäldern der Normandie, giebt es viele Glashütten. In Frankreich, bläſet man das Glas zu groſſen runden Stükken, welche eine groſſe Hölung in der Mitte haben: man ſchmiedet das Glas mit der Spizze eines Demanten, wie man es haben will. Was die Art, gläſerne Sachen zu machen betrift, ſo machet man ſie auf folgende Weiſe. Wenn die Materie durch ein heftiges Feuer geſchmolzen iſt, ſo tauchet man das Ende eines eiſernen holen Rohres in den Glastopf ein, welches ein kleines glühendes Klümpchen Glas abhebt. Man bläſet mit dem Munde in dieſes Rohr, und das Glas, deſſen Theile von dem Feuer flüſſig erhalten, und getragen werden, welche es alsbald ziehbar machen, dähnet ſich alsbald nach Belieben, wie eine Seifenblaſe aus. Dieſe abgehobene Glaskugel blähet ſich auf, ſie wird gröſſer, und nimmt die Form von einer Flaſche, einem Kelche, von einem Trinkglaſe, und von langen Röhren an. Man drehet dieſe Kugel ſchwingend zu einer Ründung herum, wie ein Pfannkuchen: man machet Schalen davon, und unzählig viel Geräthe, groſſe Glastafeln, woraus man die Fenſterſcheiben ſchneidet. Man machet auch noch vermittelſt des Schleifens, hole, und bauchige Gläſer (Conkave, und Convexe) welche nach der Art, wie man eins vor das andere ſtellet, entweder die Lichtſtrahlen verſammlen, oder auseinander ſprengen, ſo daß dadurch eine Menge von wunderbaren Erſcheinungen hervor gebracht werden kann. Einige von dieſen Gläſern, dienen wenn ſie geſchliffen ſind zu Brillen, für ſchwarze Augen;

Augen; andere verwandeln sich in Vergrösserungsgläser, womit man die allerfeinsten Dinge deutlich machen kann; aus andern schleifet man Ferngläser (Teleskop) um dadurch die Gestirne, und den Lauf derselben zu verfolgen. Andere, zum Exempel die Brennspiegel, brennen in einer gewissen Entfernung, wenn man sie an die Sonne sezzet. Wenn man endlich das Glas bei der Lampe glühend, und flüßig machet, so ziehet man vermittelst eines Haakens, Fäden daraus, welche man auf einen Haspel windet, so viel als das Glas darzu hergeben kann: aus diesen Fäden macht man Aigretten (Glasfedern).

Die Durchsichtigkeit des Glases, rühret von einer grossen Menge Zwischenräume her, welche in gerader Linie liegen, und frei, und nach allen Seiten hingekehret sind, und folglich das Licht mit der grösten Geschwindigkeit durchlassen.

Die Spiegelmanufaktur.

Die Materie zu den Spiegeln, ist die Sodasche von Alikante, und der schönste Sand von Creil, eilf Meilen von Paris: die so genannten Kristalgläser bestehen aus eben dieser Materie. Die zu den Glasöfen, und Glastiegeln (worin das Glas geschmolzen wird) dienliche Materie, kömmt aus einem, bei Forge in der Normandie benachtbarten Orte: man nennt sie die Tigelmasse von Belliere; denn sie hält das Feuer gut aus, welches allmählich alle andere Materien zu Kalk macht.

Die geblasenen Spiegel werden nahe bei Cherburg in der Niedernormandie, und auf eben die Art, als die Venetianischen gemacht. Diejenigen Spiegel, die man über einen Tisch gießt, werden zu Sanct Gobin nahe bei Laon gemacht, und sind die allergrösten. Der Wald bei Sanct Gobin, welcher einen grossen Umfang hat, gab zu dieser Manufaktur Gelegenheit. Man läßt daselbst

die

die Sodaſche, und den Sand durch eine groſſe Anzahl Leute rein ausleſen: man wäſcht beides verſchiedene mahle, um die fremden Theile davon abzuſondern: man mahlet ſie in der Mühle zu Staub, ſichtet ſie in Haarſiebe, und läßt ſie wohl trokknen, bevor man ſie in den Schmelztiegel thut.

Die Art, und Weiſe die Spiegel zu gieſſen.

Erſtens, damit die Hizze des Ofens die Sodaſche, und den Sand ſchmelzen könne, ſo muß der Ofen ſchon funfzig Faden Holz verzehrt haben, hernach wird dieſe Hizze durch neues Holz unterhalten.

Zweitens, ſind in dem Ofen verſchiedene Töpfe, die wie Schmelztiegel ausſehen, drei Fuß hoch ſind, und einen Durchmeſſer von gleicher Maſſe haben, und die aus hart gebrannter Erde gemacht ſind. In dieſe Schmelzgeſchirre wird die Sodaſche, und der Sand mit einer eiſernen Schaufel eingeſchüttet. Der Einſazz von Materie giebt den Guß zu achtzehn Spiegel her.

Nach ſechs, und dreißig Stunden iſt gemeiniglich die Materie zum Guße fertig. Alsdenn gieſſen die Arbeitsleute aus jedem Topfe die Materie in eine kleine Kufe, die aus eben der Erde gemacht iſt, und die man zu dem Ende in den Ofen ſezzt. Dieſe kleine Kufe wird auf eine ganz eiſerne Karre geſezzt, die von Männern an den Ort hingezogen wird, wo der Guß verrichtet werden ſoll: hernach gießt man die Materie auf eine metallene Tafel die waagerecht liegt, und auf welcher ſich eiſerne Leiſten befinden, die ſo dikk ſind, als der Spiegel werden ſoll, und dieſe beſtimmen auch zugleich die Breite des Spiegels: hierauf hält man die Kufe vermitelſt einer in der Höhe ſtehenden Maſchine in Geſtalt eines Kranichzuges, die unten, und oben an einer Mauer befeſtiget iſt, über den Tiſch ſchwebend, und man neigt

ſie,

ſie, damit die Materie auf den Tiſch flieſſen möge. Alsdenn läßt man eine metallene Walze, die fünf Fuß lang iſt, und einen Fuß zum Durchmeſſer hat, darüber gehen, und man zieht ſie hin, und her. Sobald der Spiegel kalt iſt, ſo ſtößt man ihn mit einer eiſernen Harke vom Tiſche herab, man ſchiebt ihn in den Kühlofen, dieſes iſt ein Ofen der ſechs groſſe Spiegel in ſich nimmt, man verklebt die Oeffnungen mit Steinkütt, und läßt die Spiegel vierzehn Tage darinn ſtehen, damit ſie ſich gut abkühlen. Endlich, ſo ſendet man ſie nach Paris in die Spiegelmanufaktur, damit ſie daſelbſt geſchliffen, und polirt werden mögen.

Was das Gebläſe anbelangt, ſo nimmt der Arbeitsmann, der da bläſet, ſobald die Materie geſchmolzen iſt, ein eiſernes Blaſerohr, welches ſechs Fuß lang, ſechs Zoll zum Durchmeſſer hat, durch, und durch hohl, und an dem Ende, welches er in den Mund ſtekkt, ſpizz iſt. Dieſes Rohr ſtekkt er in einen Schmelztiegel durch das Ofenloch hindurch, und hebet damit eine kleine Kugel von der Materie ab, die ſich an das Ende des Rohrs feſte hängt, indeſſen daß er ſie beſtändig herum dreht. Er bläſet ein wenig in das Rohr, damit die Luft die Kugel ausdehnen möge: hierauf hält er das Rohr über eine groſſe runde Wanne voll Waſſer: er ſchöpfet mit der Hand Waſſer heraus, und befeuchtet das Ende des Rohrs da, wo die Kugel der Materie feſt ſizzt, und dreht ſie, da mit ſie ſich durch dieſe Abkühlung am Rohre feſthalten möge, und folglich gröſſere Laſten tragen könne. Hernach taucht er das Rohr wieder in den Glastopf, um eine gröſſere Menge Materie zu nehmen: er ſezzt das Rohr ab, und kühlet es auf eben die Art ab. Er ſtekkt ſein Rohr zum lezztenmahle wieder in den Schmelztiegel, und zieht es mit einer Materie beladen heraus, die wie eine groſſe Birn ausſieht, einen Fuß lang iſt,

und zehn Zoll im Durchschnitte hat. Hierauf bläset er hinter einander in das Rohr, indem er es schwinget, dieses macht, daß sich die Materie verlängert, und die Form eines Cilinders bekömmt, der sich unten in eine Kugel, und oben in eine Spizze endigt. Er haut hierauf vermittelst eines Handlangers, in den Mittelpunkt der Kugel ein Loch, vermittelst eines Meissels, und eines Schlägels aus: hernach legt er das Rohr mit den Spiegel auf einen eisernen Träger (Bokk,) der auf dem Rande des Ofens steht. Wenn der Spiegel heis geworden ist, so nimmt er ihn weg, und vermittelst einer langen, breiten, und sehr spizzen Scheere schneidet er das Loch, welches er mit einem Meissel gemacht hat, immer weiter auf, bis daß die Kugel unten einen vollkommenen Cilinder ausmacht. Er läßt sie wieder heis werden, und schneidet von neuem die Masse bis an die Hälfte der Höhe auf. Nach einigen andern Behandlungen läßt man den Spiegel so lange heis werden, bis daß er glühend wird: man bringt die flache Cilinderfigur weg, und man schüttet sie auf den Boden des Kühlofens aus. Man macht den Spiegel mit einem Stükke Eisen glatt, welches sechs Fuß lang, und am Ende so breit wie ein Kleeblatt ist: man stößt sie im Grunde des Kühlofens hinein, welchen man wie bei den gegossenen Spiegeln mit Steinkütt vermacht, um sie vierzehn Tage lange abkühlen zu lassen, und hernach nimmt man sie heraus, um sie schleifen, und poliren zu können.

Was das Schleifen anbelangt, so legt man einen grossen Spiegel auf einen grossen, und harten Pariserstein, und man küttet ihn auf der Stelle ein, um ihn umbeweglich zu machen.

Hierauf macht man die Ungleichheiten vermittelst des Reibens mit einem kleinen Spiegel, den man oben drüber legt, eben. Dieser Spiegel ist an einem glatten Brette fest gemacht, und mit einem mehr, oder wenig

schwe-

ſchweren Gewichte beladen, ſo an einem groſſen Rade feſte ſizt, daß man auf den Spiegel der drunter iſt, hin, und her führen kann. Das Schleifen, ſowohl der groſſen als kleinen Spiegel, wird vermittelſt des Waſſers, und des Sandes, welchen man zwiſchen den Spiegel thut, vollkommen gemacht.

Was das Poliren anbetrift, ſo bedienet man ſich dazu der Tripelerde und des Schmergels, welche klein geſtoſſen ſein müſſen; es geſchicht mit einem Brette, worauf ein Stükk Filz genagelt iſt, und durch welches eine Walze geht, welche die Bewegungen des Arms erleichtert. Die Spiegelgläſer dienen zu den Kutſchen, und zu den Fenſterſcheiben in den Palläſten der Könige, und Prinzen.

Was die Glastafeln anbetrift, woraus man Spiegel machen will, ſo legt man ſie auf Stanniol (Zinnblatt). Man ſchlägt deswegen das Zinn ſo dünn als ein Blatt, und bringt es auf die Walze; hernach wikkelt man es wieder ab und legt es platt auf einen groſſen harten Pariſerſtein hin, der auf einen hölzernen Ramen liegt; man ſtrekkt es mit einem runden Liniale, deſſen ſcharfe Seite das Zinn dabei rührt, wo es abgerundet iſt aus. Dieſes Blatt wird gerade geſtrichen mit einem Ballen der in Queckſilber getaucht iſt, um den Spiegel noch glänzender zu machen: man übergießt ihn auch mit Queckſilber: man leimt eine Streiffe Kartenpapier auf den Rand des Zinns: hierauf legt man die Spiegeltafel vermittelſt zwoer Stangen, die am Ramen feſt ſizzen auf die Zinn- und Queckſilberlage. So wie ſich der Spiegel nähert, ſo treibt er oben, und an den beiden Seiten das überflüßige Zinn weg, und dieſes fällt in eine Fuge die längſt dem Ramen geht. Hernach legt man Blätter auf den Spiegel, und ſezzt zwei groſſe Gewichte darauf, die in einer gleichen Entfernung von einander ſtehen, damit ſie ſich, wenn ſie die Zinnlage herunter-

unterdrükken, an das Glas fest hängen, und nur ein Ganzes mit ihm ausmachen: daselbst läßt man sie einige Zeit. Endlich nimmt man das Glas auf, welches ein wahrer Spiegel geworden, und genau alle Stralen die darauf fallen, zurükkwirft, dergestalt daß man nicht mehr das weisse Blatt, welches aus Zinn, und Quekfilber gemacht worden, sondern nur allein die darauf gerichtete Gegenstände, von welchen die Stralen herkommen, sehen kann.

Der Leineweber, und das Zeugmachen.

Das Leinweben ist die Kunst die Leinewand zu verfertigen: und diese Absicht erreicht man vermittelst der Kette (Zettel), oder Einschlags, und des Ausschusses: dergleichen Gewebe ist die Grundlage aller möglichen Webereien, sie mögen aus Wolle, oder Seide bestehen. Die Kette bestehet aus langen Fäden, die man auf einen Weberstuhl aufbäumt, und von welchen einige sich in der Höhe, und Tiefe öfnen, damit sie einen andern Faden zwischen sich nehmen mögen, den man Durchschuß, oder Querfaden nennt, und dieser wird vermittelst eines Schiffgens (Schüzze) quer durchgeschossen. Das Schiffgen ist ein Instrument, welches wie ein kleiner Kahn aussieht, und in sich eine kleine Garnspule auf einem Rohre trägt. Die Fäden sind entweder von Wolle, oder Flachs, oder Baumwolle, oder auch von Spinnseide. Das Kettengewebe fördert viel mehr als das Strikken. Die Erfindung dieser Kunst hat alle Arten von Leinewand, Sarsche, Etamine, Camelotte, Tücher, Sammte, und seidene Zeuge hervorgebracht.

Die Wolle muß verschiedene Vorbereitungen ausstehen, denn sie mag weiß, oder gefärbt sein, so muß sie gewaschen, auf der Horde mit Ruthen geschlagen, gekämmt, mit Oel befeuchtet, und das Fett herausgebracht wer-

werden. Die lange Wolle iſt der Grund aller kleinen Zeuge: man macht auch Strümpfe, und allerlei Müzzen daraus. Alle Materien die man auf den Weberſtuhl webet, die lange Seite davon ausgeſchloſſen, die man nur dreht, müſſen vorher mit Kämme, die den Kämmen gleichen, womit man die Madrazzen reinigt, kartätſchet, und auf der Spindel, oder auf dem Rade geſponnen werden.

Die Zeugmanufaktur.

Nachdem der geſponnene Kettenfaden von den Spindeln des kleinen Rades auf andere Rohrpfeifen, oder Knäuel abgewikkelt worden, ſo vertheilt man ſie in die Spulwinde, von da zieht man alle Fäden durch eben ſo viel Ringe als Knäuel da ſind, und man windet ſie auf den Kettenhaſpel auf, der wie ein Haſpel ausſieht, dieſen dreht die Hand vermittelſt eines Zapfens um. Die Fäden ordnen ſich einer neben dem andern, und daraus wird ein groſſes Pakk, welches wie eine Spirallinie läuft. Dieſe Strehnen machen die Kette aus: man muß viele Ketten haben, wenn man den Grund zu dem Aufzuge des Zeuges machen will. Dieſe Fäden laufen von dem Vordertheile des Weberſtuhles, bis an das hintere Ende deſſelben: ſie ſind auf dem Kettenbaume eingezogen; und ſo wie ſie vermittelſt des Durchſchuſſes, oder der Querfaden, zu Zeug werden, ſo windet man das Zeug auf einen andern Baum, der vor dem Arbeiter liegt. Der Durchſchußfaden, welcher viel gröber, und nicht ſo ſehr gedreht iſt, geht vermittelſt des Schiffgens quer durch die Fäden der Kette, die wechſelsweiſe auf und nieder ſteigen, er vereinigt alles zu einem einzigen Körper, und macht ein Gewebe daraus, welches Durchſchuß heißt. Eigentlich macht die Kette die Dauer, und die Form des Gewebes aus, anſtatt daß der Durchſchuß die Haltung, und die Dikke deſſelben ausmacht.

Die

Die Tücher.

Die Tücher nehmen in der Hand des Webers ihren Anfang: zuerſt ſind ſie weiter nichts als ein dikkes, und grobes Gewebe. Von dem Weber kommen ſie bei dem Walker, der aus ihnen vermittelſt der Walkerde, und der Walkmühle, gewalkte, und gleichſam verfilzte Tücher macht. Die Arbeit des Walkers kömmt darauf an, daß er das Fett aus den Tüchern vollkommen wegſchaft, und ſie mehr, oder weniger filzt: er zieht auch das Tuch zu Haaren, vermittelſt gewiſſer Diſteln, welche man von Ardennes, oder Sedan kommen läßt: denn dieſes ſind die beſten: und man nennt es Wolle geben (aufkrazzen). Das Tuch wird hierauf dem Tuchbereiter wieder gegeben, der die Haare davon mit einer Art von Schaafſcheere, oder ſehr groſſen Tuchſcheere abſchneidet, und dieſes nennt man Tuchſcheeren. Nun trägt man das Tuch entweder bei dem Schön, oder Nachfärber. Sobald es gefärbt iſt, bringt man es zum Tuchſcheerer zurükk, damit er es noch einmahl aufſcheeren, preſſen, und ausbürſten möge, und alsdenn hat das Tuch ſeine Vollkommenheit erreicht. Die Tücher von Rouſſeau, Pagnon, und andere Manufakturen aus der Stadt Sedan, aus Rouen, und Elbeuf, kommen weiß, und ganz geſchoren nach Paris. Man giebt ſie dem Färber hin: hierauf kommen ſie bei den Tuchſcheerer hin, damit er ſie auskehren, in den Ramen ſpannen, bürſten, ausdehnen, und preſſen könne. In den Ramen ſpannen heißt, wenn man das Tuch in den Ramen einhängt, und ausſpannt; dieſes ſind lange Ramen, auf welchem man die Tücher nach der ganzen Länge des Stükks ausdehnt, um alles nach dem Faden auszuſpannen, und um dem Tuche ſeine gehörige Breite zu geben. Die ſchwarzen Tücher von Sedan, kommen ganz zu bereitet in Paris an, dem ohngeachtet giebt man ſie dennoch

noch dem Tuchſcheerer zum ausbürſten hin. Der Fabrikant drükt ſeinen, und den Fabrikenſtempel auf die Anſchrote auf. Der Tuchſcheerer drükkt ſeinen Stempel bei dem erſten Färben, zwei Finger vom Ende auf. Von da bringt man das Tuch bei dem Tuchbereiter, und Walker, der, nachdem er es fertig gemacht, ſein Zeichen aufdrükkt. Hierauf kömmt es nochmals zum Tuchſcheerer hin, der es ein, oder etliche mahle ſcheeren muß: hernach trägt man es bei den Färber, der ebenfals ſein Zeichen aufdrükkt, und von da geht es wieder zum Tuchſcheerer zurükk. Mit einem Wort, es drükken alle die daran arbeiten, ihr Zeichen auf die Anſchrote auf.

Der Unterſchied, der zwiſchen einem Tuche, und einem glatten Zeuge iſt, kömmt daher, weil das Tuch aus einer Kette, und aus einem Durchſchuſſe beſteht, die beide auf einerlei Art gekämmt, und von der längſten, und feinſten Wolle geſponnen ſind: anſtatt daß der Etamin aus Kette in Kette beſteht, das heißt, er beſtehet aus einer Kette, und einem Durchſchuſſe, die gleich glatt gemacht, und gleich dicht geſchlungen worden, alles beides beſtehet aus feiner Wolle, die durch den Kamm gegangen iſt. Was übrigens ein Zeug glatt macht, iſt daß die Kette, und der Durchſchuß auf einerlei Seite gedreht worden, und dieſes kömmt auf die Radſchnur an. Man muß auch noch wiſſen, daß die Tücher, Etamine, und viele andere, ſowohl baumwollene, oder ſeidene, und wollene Zeuge nur zwei Schäfte, und eben ſo viel Tritte haben, um ſie auf, und nieder zu treten.

Vermittelſt der groſſen Tuchrolle kann man die Zeuge wäſſern (moren).

Die groſſe Rolle iſt eine Maſchine die den Zeugen Glanz, und Wellen giebt. Sie beſtehet aus zwei groſſen hölzernen Walzen, um welche man die Zeugſtükken herumwindet. Man legt ſie zwiſchen zwei groſſe, und ſehr dikke Bretter: das unterſte Brett dient zur

Grund-

Grundlage, und das oberſte iſt vermittelſt eines Rades beweglich. Man hängt einen Tau an das Drehholz ſo die Achſe des Rades ausmacht. Der Obertheil iſt ſehr ſchwer: dieſe Schwere drükt die Wellen auf dem Zeuge, welches um die Walze gelegt iſt, vermittelſt eines ſchwachen Figurenſtichs auf. Wenn man die Maſchine ein wenig neigt, ſo kann man die Walzen einſezzen, und wegnehmen.

Die Sammtmanufaktur.

Man ſchießt queer durch eine gut gedachte Seidenkette, eine zweite Kette von anderer, aber nicht ſo dichter Seide ein, dergeſtalt daß die langen Fäden dieſer Seide frei in die Höhe, und herunter gezogen werden können. Dieſe ſich überkreuzende Fäden, heiſſen das Haar, weil man aus den Fäden dieſer Kette, die queer über dem Zeuge aufgeſchlizzet werden, das ſammetartige Haar macht, womit die Kette auf der rechten Seite des Sammts, verſehen iſt.

Man nennt in der Sammtmanufaktur **Lizzen**, diejenigen Päkke kurzer Fäden, die queer durch die Kette laufen, indem ſie einen Theil davon in die Höhe heben, und den andern wieder vermittelſt der **Tritte** niederfallen laſſen. Die Tritte ſind kleine, und lange Hölzer, die ſich unter den Füſſen des Arbeiters befinden, und die ſich mit Hülfe der Gewichte, die man daran hängt, auf, und niederheben; anſtatt daß man ſie an den gewöhnlichen Weberſtühlen, Schäfte nennt; dieſe Schäfte gehen auf, und nieder, und zwar mit Hülfe einer Schnur, die von einem Schafte zum andern geht, indem ſie queer über den Weberſtuhl über eine Rolle läuft.

Die übrigen Geſchäfte in der Sammtmanufaktur würden aus Beſchreibungen ſchwer zu verſtehen ſein: deswegen muß man den Sammt ſelbſt verfertigen ſehen.

Es

Es iſt genug wenn wir ſagen, daß vermittelſt der Art, und Weiſe wie das Werk regieret wird, das Gewebe, welches die Feſtigkeit davon ausmacht, ganz, und gar unter einer unendlichen Menge Haare, die vollkommen gleich ſind, und welche die Schönheit davon ausmachen, verſtekkt ſei.

Uebrigens unterſcheidet man an den Fäden der Saalleiſte, die Arten der Sammte. Den ſchönſten Sammt zum Exempel, den man vierhärig nennt, erkennt man an vier Kettchen von rothen, oder gelben Fäden, die ſich an den Saalleiſten befinden, weil ſie eben die Anzahl Fäden andeuten, die zu den beiden Ketten genommen worden. Die Verfertigung des Pelzſammtes, des Plüſche, und der Wollſammte geſchicht auf eben dieſe Art. Aller Unterſchied hierinn, beruhet blos auf der Feinheit der Materien.

Die ſchönſten Sammte ſind vierhärig: ſie werden auf einem Kamme gemacht, der zwanzig Gänge hat, dieſe machen ſechzig Kettengänge aus, und jeder Gang hat vier, und zwanzig Fäden. Durch jeden Kamm gehen acht Haarfäden hindurch: das Haar, und die Kette iſt von feiner geſponnener Organſinſeide, die man auf der Zwirnmühle gedreht, und mit doppelten Durchſchüſſen durchſchoſſen hat, gemacht: alle Seide muß vorher gekocht werden, und ſehr fein, und rein ſein.

Der glatte Sammt hat Querfäden, die nicht aufgeſchlizzt ſind.

Die Verfertigung der figurirten, das heißt, der geſtreiften, und geblümten Zeuge.

Man nennt alſo, diejenigen Zeuge, bei welchen die Geſchikklichkeit des Menſchen Gelegenheit gefunden hat, in Zeuge Figuren zu bringen, die nicht Abdrükke von Formen, ſondern die ein Theil des Gewebes ſelbſt

ſind: dergleichen iſt der Damaſt, der Atlas, und andere Zeuge, woran man Blumen, und Figuren ſieht, die entweder von Seide, oder von Gold, und Silber gewebt ſind, und eine bewundernswürdige Wirkung hervorbringen.

Alle dieſe Verzierungen geſchehen durch das Spiel der Schäfte, welches Reihen von Fäden ſind, die wie Ketten herablaufen, und durch welche die Kette queer durch geht.

Alles ändert ſich auf einmahl, ſobald das Zeug mit acht bis zehn Tritten gewebt wird. Die Schäfte bewegen ſich, vermittelſt des Tretens mit den Füſſen, indem man die Tritte niederdrükkt, die mit ihren Schäften Gemeinſchaft haben. Alſo entſtehen die verſchiedene Figuren, die das Zeug bekömmt, daher, weil ein anderer Arbeiter, unterdeſſen daß der Weber ſein Schiffgen hin, und her ſchießt, von Zeit zu Zeit bald einen Durchſchuß von dieſer Farbe, bald einen andern Durchſchuß, von einer andern Farbe durch den Zug dazwiſchen bringt. Daher kömmt es, daß die Reihe der Augen von jedem Durchſchuſſe, wenn ſie ſichtbar gemacht werden, auf dem Zeuge entweder lange Streifen, oder Flammen, oder Blumen, oder regelmäßige Figuren, die immer wiederholt werden, mahlen. Man muß aber eben ſo wohl auch die Fertigkeit des Arbeiters bewundern, der wenn er ſeine Zeichnung anſieht, nach den Farben ſeine kleine abgetheilte Vierekke, die ſein Muſter durchkreuzen, nach den Reihen der Schnüre, und Schäfte einrichtet, die man wechſelweiſe niedertreten muß, indem er zu gleicher Zeit das Geſchäfte eines Webers verrichtet, ſo daß er von dem Grunde des Zeuges eine wahre Materie heraufbringt, welche vermittelſt der Wechſelung der Tritte, die man niederdrükken muß, oder vermittelſt der Schnüre entſteht, die man ziehen muß. Es iſt nicht leicht dieſe Mechanik durch Vorträge begreiflich zu machen.. Alles

was man davon ſagen kann, iſt daß dieſer bewunderungswürdige Erfolg von den Fäden der Kette, und des Durchſchuſſes herrührt, die man entweder verarbeitet, oder liegen, und entweder ſichtbar, oder verborgen bleiben läßt, und von welchen dieſer, oder jene Schaft angezogen wird. Man kann ſich davon einigermaſſen einen Begriff machen, wenn man einen Sattler einen Sattelgurt machen ſieht.

Die Verfertigung der hochſchäftigen Tapeten.

Die hochſchäftigen Tapeten werden auf einem Stuhle gemacht, der gerade in die Höhe ſteht: die Lizzen, oder Schnüre, welche die Fäden der Kette wechſelsweiſe überkreuzen, befinden ſich über der Hand des Arbeiters. Wenn dieſe Kette aufgebäumet iſt, ſo mahlet der Zeichner die vornehmſten Umriſſe der Figuren des Gemähldes auf ein Blatt Papier hin, und dieſe webt er nach. Der Arbeiter folgt dieſen Zügen, indem er auf der umgekehrten Seite, ſo wie an den tiefſchäftigen Tapeten arbeitet. Zu ſeiner Seite ſteht das Gemählde, welches ihm die Farben der Fäden anzeigt, die er gebrauchen muß, um der Art von Materie, die er zu machen unternimmt, das verlangte Kolorit zu geben. Unterdeſſen betrachtet er von Zeit zu Zeit ſeine Arbeit auf der rechten Seite, ohngeachtet er auf der linken arbeitet, um zu ſehen ob die Augen, wenn ſie zu viel Plazz einnehmen, die Züge verderben; und in dieſem Falle drükkt er ſie dichter, und bringt ſie mit einer Nadel wieder zurechte. Die tiefſchäftigen Tapeten haben eine Kette, die horizontal, und auf einem ſehr niedrigen Stuhl liegt, der eben ſo wie der Stuhl der Leinweber beſchaffen iſt, und deſſen Lizzen, auf, und nieder gehen. Der Arbeiter muß ſich bei ſeiner Arbeit mehr Zwang anthun, und es iſt ihm nicht ſo leicht, die rechte Seite zu betrachten. Man hat eine

dritte Art von Tapetenweberei, die man zu den persischen und türkischen Tapeten gebraucht, und welche man in der Savonnerie zu Chaillot verfertiget. Der Arbeiter der eine Tapete macht, theilt das Gemählde, oder die Patrone (vorgezeichnete Modell), welche er nachahmen soll, in eine gewisse Anzahl kleiner Vierekke: und er zieht eine gleiche Anzahl Kettenfäden in die Gänge. Durch Hülfe dieser Vierekke, und der damit korrespondirenden Augen gelangt er dazu, daß er die Züge des Gemähldes, welches er vor sich hat, desto leichter nachmachen kann. In diesen Tapeten läßt man alle Durchschußfäden hervorragen; hierauf schneidet man diese Fäden sehr nahe ab; dieses verschaft eine sammetartige Tapete von reicher Farbe, und von langer Dauer. Was die Tapetengewebe betrift, so haben wir keine aufzuweisen, die mit denjenigen von Gobelin, in Vergleichung gesezzet werden könnten. Die Tapeten welche daher kommen, können als Meisterstükke wegen der Richtigkeit der Zeichnung, wegen der guten Farbenmischung, nnd der schönen Handarbeiten angesehen werden; die Mittelfarben sind darinnen so schön wie in dem Gemälde selbst in einander gemischt, und beobachtet. Hieraus siehet man, warum sie in der Seele eine sanfte Verführung, welche bezaubert, verursachen. Diese Tapeten sind es, welche die Palläste der Fürsten, und der reichsten Privatpersonen auszieren.

Der **Moor** ist ein ganz seidenes Zeug, sowohl was die Kette als den Durchschuß betrift; er hat sehr dicht geschlagene Fäden. Der gewässerte Moor wird unter die grosse Rolle gebracht, um die Wellen auf diesem weichen Zeuge hervorzubringen.

Das Strikken.

Das Strikken ist eine Nachahmung der Gewebe, oder ein Spiel von fünf messingenen, oder eisernen Strikknadeln,

nadeln, womit man Maſchen, das iſt, durchſchlungene Fäden in einander hängt. Man ſtrikkt gemeiniglich Strümpfe, Müzzen, Handſchuhe, u. ſ. w. Die Erfindung der Maſchen iſt ſehr artig. Ob dieſe Arbeit gleich ſehr gemein iſt, ſo läßt ſich doch davon nicht leicht eine Beſchreibung machen: nichts aber iſt wohl leichter, als ſich davon einen Begriff bei Perſonen zu machen, welche ſtrikken, und hier kann man ſehen, wie eine Maſche in die andere geſchlungen wird.

Die Hüte.

Die Materie zu den gewöhnlichen Hüten iſt der Filz von Lämmerwolle, von Haſen, und Kaninchenhaaren. Zu den feinen Hüten nimmt man feines Biberhaar, welches unmittelbar an der Haut des Bibers (Kaſtors) ſizzt. Man ließt das lange Haar, welches darüber liegt, und an der Luft hart wird, ſorgfältig aus.

Der Filz iſt ein Pakk Haare, und feine Wolle, welche man mit Leim tränkt, und behandelt, ſo dadurch ſeine Federkraft verliert, indem ſich die Fäden durch die Hizze, und durch das Walken dergeſtalt in einander ſchlingen, daß ſie niemals mehr auseinander gehn, ſondern einen biegſamen, und gleichartigen Körper, oder ein feſtes Gewebe, ohne Gewebe formiren. Und hieraus machet man die Hüte.

Die Färberei.

Sie iſt diejenige Kunſt, welche den Zeugen ihre Farben mittheilet. Erſtens, theilet man ſie in die Schönfärberei: und dieſe wendet man bei feinen Tüchern an: Zweitens, den Schlechtfärber; er bedient Zeuge, die von geringerem Werthe ſind. Drittens, der Seide- Woll- und Garnfärber hat den dritten Zweig, von dieſer weit-

läuftigen Kunſt vor ſich. Die Schönfärber haben das ausſchlieſſende Recht, die Tücher fein zu färben, dergleichen ſind der Scharlach, das Blaue, und Gelbe. Die Schlechtfärber färben die Tücher nur mit geringen Farben, dergleichen iſt das Graue, das Zimmetfarbene, das Braune, und andere niedrige Sorten. Die Seide- Woll- und Garnfärber in Strehnen, färben auch alte Seidenzeuge, und alte Sachen.

Die Vorſchriften, die der berühmte Kolbert 1669 über dieſe Materie abgefaſſet, laſſen nichts mehr zu wünſchen übrig. Er beſtimmt die Farbenmaterien, und Zuthaten, welche man anwenden ſoll. Zu dem Blauen bedient man ſich des Waidkrautes, zu dem Rothen der Krappe, und zu dem Gelben des Gelbkrautes: und dieſes ſind die Grundfarben.

Man läßt das gefärbte ſeidene, oder wollene Zeug eine halbe Viertelſtunde kochen, um aus dem Verſchieſſen der Farbe auf die Güte, oder Falſchheit der Farbenmaterien zu ſchlieſſen, welche man zu dem Färben genommen hat, indem die ächten Farben beſtändig bleiben müſſen.

Das Scharlachfärben.

Der Scharlach rührt von einem runden, und rothem Auswuchſeher, welcher auf den Blättern eines Geſträuches wächſet, ſo der Steineiche nahe kömmt. Wir nennen dieſe Körner Scharlachkörner (Wermillons) und der Lateiner Coccus. Aus dieſen Gallbeeren macht man den Franzſcharlach, ſo wie der holländiſche aus Cochenille gemacht wird. Der Fluß bei den Gobelins, führt ein Waſſer bei ſich, welches den Scharlach zu färben geſchikkt iſt.

Der

Der Kürſchner.

Dieſes Handwerk beſtehet darinn, daß man die Felle der Thiere zu verſchiedenem nüzzlichen Gebrauche anwendet.

Unter dem Worte Pelzwerk verſtehet man die Felle von Füchſen, von Wieſeln, von Dachſen, von Fiſchottern, von Kaninchen, von Haſen, von Luchſen, von Mardern, u. ſ. w. Und hieraus macht man Muffen, und Pelze. Die theuerſten Pelzwerke kommen aus Sibirien in Rußland her: dieſes ſind die Marder, die ſchwarzen, und blauen Füchſe, und die Hermelinfelle. Das Grauwerk iſt das Fell von Eichhörngen, die man in den nordlichen Ländern fängt.

Die Häute, und das Leder.

Unter dem Worte Lederhandel, verſtehet man die Häute, und das Leder, die man zu unendlich vielen, und nüzzlichen Sachen bereitet, und zurichtet: dergleichen ſind, das Unterfutter zu den Hoſen, Strümpfe, Handſchuhe; Gürtel, Degengehänge, u. ſ. w. Was das Leder anbelangt, ſo macht man Schuhe, Pferdegeſchirre, Gurte, und Sättel daraus.

Es giebt deswegen verſchiedene Klaſſen von Arbeitern, welche die Häute, und das Leder bereiten. Die bekanteſten darunter ſind, die Lohgerber, die Weisgerber, die Lederbereiter, die Pergamentmacher, u. ſ. w.

Die Zurichtung der Häute beſtehet darinn, daß man ſie in flieſſendes Waſſer legt, damit ſich das Blut, und die Unreinigkeiten davon abſpülen mögen. Hierauf ſtößt man ſie mit Stampfen; man legt ſie in Waſſer, und ungelöſchten Kalk, damit die Haare deſto leichter abgehen: man dehnt ſie auf dem Streichbaume aus, dieſes iſt ein breites, und rundes Stükk Holz, um ſie darauf zu gerben: man fährt mit einem ſcharfen Meſſer, (Streich-

eiſen) über die Haarſeite, um die Ungleichheiten von der Narbenſeite wegzubringen; und man fährt mit einem Schleifſteine darüber, um die Ueberbleibſel vom Kalke fortzuſchaffen. Man ſchwellt die Häute durch Materien auf, die da machen, daß ſie im Waſſer oben auf ſchwimmen müſſen, man breitet eine Haut über die andere aus, und läßt ſie an der Luft auf Stangen trokknen. Dieſes iſt die Lohgerberarbeit. Der Lohgerber richtet die Felle ſo zu, daß das Waſſer ſie nicht durchdringen kann, indem er ſie mit der Rinde der jungen Eichbäume beizet, die vorher in der Lohmüle klein geſtoſſen worden.

Die Lederbereiter machen das Leder geſchmeidig, und färben es, ſobald es aus der Lohgerberei kömmt: das härteſte Leder gehört für die Arbeiter, die es gebrauchen können, als da iſt der Schuſter, der Schuhflikker, u. ſ. w. Der Lederbereiter richtet auch die Kuh, und Kälberhäute zu, und aus dieſen macht man die Oberleder an den Schuhen, die Pferdegeſchirre, und die Kutſchenhimmel. Er weicht ſie zu dem Ende in gemeines Waſſer ein: hierauf dehnt er ſie auf den Schabebaum aus, und nimmt das Ueberflüßige weg: er tritt ſie, befeuchtet ſie mit Oel, um ſie geſchmeidig, und biegſam zu machen; mit Hülfe eines Inſtrumentes dehnt er ſie auseinander, legt ſie zuſammen, und tritt ſie zu wiederholtenmahlen: endlich giebt er ihnen die nöthige Farbe, und macht ſie entweder ſchwarz, oder weis.

Die Weisgerber arbeiten für die Täſchner, und Handſchuhmacher: ſie machen allerhand Arten von Leder weiß, und die Häute feiner.

Die Pergamentmacher erhalten die Häute von dem Weisgerber, der ſie weis gemacht, und mit zerriebener Kreide überſtrichen hat. Der Pergamentmacher beſchabt ſie trokken im Ramen, indem er ſie durch ein ſcharfes Schabeeiſen eben macht: das Abſchabſel ſo davon fällt, wird zu einem Leim gekocht, der zu den wollenen

nen Zeugen gebraucht wird. Er reibt die Haut mit Bimſtein. Man gebraucht dieſe Pergamenthäute, die meiſten Gerichtsakkten, dergleichen Befehle, und Verträge ſind, darauf zu ſchreiben. Wenn es Häute von Milchkälbern ſind, ſo macht der Pergamentmacher das Mahlerpergament daraus.

Der Korduan.

Der Korduan, iſt ein Bokks, oder Ziegenleder, welches durch eine Galläpfelbrühe gezogen wird. Der beſte iſt derjenige, welchen man Levantiſchen nennet, und dieſer kömmt aus der Barbarei.

Das Papiermachen.

Das Wort Papier, kömmt von dem Lateiniſchen Wort Papirus her, welches eine orientaliſche Pflanze war, deren Rinde zum Schreiben diente, ehe man unſer heutiges Papier erfand. Man leimte ein Blatt auf das andere, um der Rinde einige Feſtigkeit zu geben. Man nannte dieſe alſo zuſammengeleimte Rinde, Karten, welcher Nahme ſich auch bis jezzo erhalten hat, indem man allen, von einigen Lagen zuſammen geleimten Pappierbogen, dieſen Nahmen giebet; verſchiedene müſſen zum Spielen dienen: man giebt auch den Nahmen Pappier, den Bogen auf welchen wir ſchreiben. Das Egiptiſche Pappier war am erſten im Gebrauche; dieſes geſchahe aber auch erſt ohngefähr am Ende des achten Jahrhundert. Es ward von geſtampfter, und geſtoſſener Baumwolle gemacht. In der Folge haben die Europäer, nach verſchiedenen Verſuchen bemerket, daß ſich der Lein, und der Hanf vollkommen klein machen laſſen, und es glükkte ihnen, das was, wir Pappier nennen, daraus zu verfertigen. Dieſes iſt eine Entdekkung

von Wichtigkeit, und groſſem Nuzzen, weil ſie uns den Gebrauch der Bücher, des Briefſchreibens, den Vortheil, Verträge untereinander zu ſchlieſſen, und eine unendliche Menge von andern Dienſten verſchaffet hat. Die Papierfabrike, wird in verſchiedene Manufakturen eingetheilet, davon einige in Auvergne, andere zu Limoſin andere in Holland, und anderen Orten angeleget ſind.

Erſtens, weichet man in einer groſſen Kufe, eine groſſe Menge von allerhand leinenen Lumpen in Waſſer ein. Zweitens, ſtampfet man ſie klein, man ſtöſſet ſie, vermittelſt der Mühlenſtampfen, welche dazu gemachet ſind, und man verwandelt ſie alſo in einem groſſen Mörſer zu einem Teige: Drittens, ſtöſſet man dieſen Teig nochmals, bis daß er ein wenig weis wird. Viertens, thut man den Teig in einen Zober, wo er nach Gefallen trokknen kann: Fünftens, wann man ſich deſſelben bedienen will, ſo ſtöſſet man ihn nochmals in dem Mörſer, unter dem Schlägel (Stempel) eher man ihn ins Waſſer wirft, damit ſich die ganze Maſſe im Waſſer auflöſen möge.

Wenn es denn nun Zeit iſt, Blätter, oder Bogen davon zu formiren, ſo bedienet man ſich eines Dratramens (Form) welcher eben die Geſtalt haben muß, als man dem Pappiere geben will; in dieſem Dratraman, befinden ſich ziemlich feine meßingene Fäden, welche wie ein Gitter geordnet ſind. Man tauchet dieſen Ramen in die Kufe, aus welcher derſelbe ſo viel Brei wegnimmt, als auf den Fäden oder Drätern deſſelben liegen bleibt. Alles Flüßige, läuft zwiſchen den meßingenen Fäden durch: die Materie, welche ſich alſo auf den meßingen Fäden niederleget, trokknet ſogleich, und es erſcheinet nunmehr ein zuſammenhaltender Körper, welcher das Pappier ausmacht. Hernach thut man dieſen Bogen aus dem Dratramen auf ein ausgebreitetes Tuch, und bedekket es mit einem andern Tuche: eben

ſo verfähret man mit dem zweiten Bogen, und ſo immer weiter. Nach dieſem thut man einen groſſen Pakk von dieſen Bogen unter die Preſſe, um alle Feuchtigkeit davon wegzubringen: nachher planiret man das Pappier, man leimet es, und es wird in freier Luft über viereckige Bretter ausgehänget: wenn dieſes geſchehen iſt, ſo thut man das Pappier wieder unter die Preſſe, und läſſet es auf Leinen trokknen.

Dieſes iſt aber noch nicht alles: um zu verhindern, daß das Pappier nicht durchſchlagen möge, thut man es in eine Pfanne, wo man Leim, welcher aus Lederabgängen, Pergamentabſchabſel, und ein wenig Alaun beſtehet, untereinander gemiſchet hat. Hernach thut man es unter die Preſſe, damit ſich der Leim in dem Pappiere gleichförmig ausbreite, und ſich das Pappier gerade legen möge. Von da hänget man es auf eine Leine; hernach glättet man die Bogens mit einem Steine, welcher mit Hammeltalg eingerieben iſt. Endlich legt man das Papier in Bogen zuſammen, einen Bogen in den andern, bis zu einer Anzal von fünf, und zwanzig, welches ein Buch Drukkpappier ausmachet. Zwanzig Buch, machen ein Ries aus: dieſe bindet man mit Bindfäden zuſammen, und leget ſie zum zweitenmal unter die Preſſe.

Von der Buchdrukkerei.

Die Buchdrukkerei, iſt eine von den nüzzlichſten Künſten, welche der menſchliche Verſtand hervorgebracht hat. Sie beſtehet in einer artigen Zuſammenſezzung der beweglichen Buchſtaben (Lettern). Dieſe Lettern ſind gegoſſen: und eine jede ſtellet einen Buchſtaben aus dem Alphabete an ihrem Kopfe vor. Es geſchiehet alſo, vermittelſt dieſer Zuſammenſezzung, und vermittelſt einer Preſſe, durch welche alle dieſe Lettern gehen müſſen,

daß

daß eine Seite Pappier mit einmal abgedrukket wird, welches mit einem einzigen Handstosse geschiehet, und zwar durch Hülfe einer Form, welche dazu gehöret. In einem Augenblikke, siehet man zum Exempel, bis acht Seiten, von einerlei Format abgedrükket, und dergleichen Format hat gegenwärtiges Werk.

Verschiedene Städte, haben um die Ehre dieser künstlichen Erfindung gestritten: die durchgängige Meinung gehet dahin, daß sie zu Mainz in Deutschland, durch Johann Guttenberg, gegen das Jahr, tausend vierhundert, und vierzig, unter der Regierung Karl des siebenten entdekket worden. Guttenberg, Faust, und Schäfer, waren in der That die ersten Buchdrukker.

Das Schriftgiessen.

Um einen Begriff, von der Art, wie man drukket zu geben, so müssen wir vorher etwas von den Lettern, oder Buchstaben sagen. Ihre Materie, welche man Guß nennet, ist von Blei, und Zinn, welches vermittelst des Spiesglaskönieges zusammen gemischet worden, gemacht. Man lässet diese Materie auf hellem Feuer schmelzen: der Giesser füllet eine kleine eiserne Kelle mit der Materie, welche in dem Gefäße ist, an, und diese Kelle hält nur so viel Metall, als zu einem jeden Buchstaben nöthig ist, denn es wird nur einer auf einmal gegossen: er giesset alsbald das Metall in eine Form, in welcher oben ein Loch ist. Unten in der Form, lieget der Buchstabe, welcher mit einem Stecheisen in ein Stükk Kupfer eingegraben ist: dieses nennet man den Mutterstempel: und er machet die eigentliche Grösse des Buchstabens aus. Nachher, machet der Giesser die Form von einander, und nimmt die Buchstabe (Letter) heraus. Diese Lettern, stellen ein dünnes Stäbchen von der Länge eines Zolles vor, an dessen Kopf

die

die erhabene Letterfigur zu ſehen iſt: dieſe einzige Stelle, wird mit der Drukkerſchwärze, mit welcher alle Buchſtaben gedrukket werden, benezzet.

Alle dieſe Lettern (Schriften) ſind von einer verſchiedenen Gröſſe, oder Kleinheit. Die gröſten ſind, das doppelte Kanon, das groſſe Kanon, oder Trismegiſt, das kleine Kanon, das groſſe Paragon. Dieſe Art Lettern, dienen nur zu den Titeln, die mittelmäßigen deren man ſich zum Drukke des eigentlichen Werkes bedienet, ſind das groſſe Römiſche, das S. Auguſtin, das Cicero, die Philoſophie. Die kleinen, ſind das kleine Römiſche, der kleine Mignon, Text, die Nonpareille, oder Pariſer Schrift.

Von dem Schriftſezzen.

Man nennet Schriftſezzen, die Ordnung der Buchſtaben, die man nebeneinander ſtellet. Zu dem Ende hat man in allen Buchdrukkereien groſſe Tiſche, welche man Schriftkaſten nennet, und welche man nach Art eines Pultes ſchräge ſtellet. Dieſe Kaſten ſind in kleine Fächer eingetheilet, welche man Schriftfächer nennet; in jedes Fach werden Lettern von einerlei Art geworfen, und man nimmt aus einem jeden eine Letter, nachdem man ſie nöthig hat, heraus. Man nennet denjenigen, welcher dieſe Zuſammenſezzung der Lettern beſorget, Sezzer. Er hat zu dem Ende, einen Theil des Manuſkriptes im Tenakel ſtekken, das heiſt, einen Theil des Werkes, welches gedrukket werden ſoll. Alſo nimmt der Sezzer mit vieler Behutſamkeit, die Lettern aus dem Schriftkaſten, welche ſich zu dem Drukke ſchikken, den man machen will, und er lieſet die Worte von dem Manuſkripte dazu: er ordnet alsdenn die Lettern eine an die andere, längſt eines kleinen eiſernen Liniales, welches man Winkelhaken nennet; dieſes iſt ein Inſtrument,

durch

durch welches man vermittelst eines hölzernen Spanes, die Linien einander gleich machet: er lässet einen Zwischenraum zwischen jedem Worte, und giebt jeder Reihe eine gleiche Höhe, welches man das Gleichmaaß nennet: nach Maaßgabe, daß er die Linien endigt, träget er sie in ein holes Brett, welches man Schiff nennet, und welches bestimmet ist, eine Blattseite fertig zu machen. Wenn eine Blattseite fertig ist, so nimmt sie der Sezzer aus dem Schiffe, bindet sie mit Bindfaden, sezzet sie auf ein Pappier, und auf diese Weise machet er eine Seite fertig. Wenn alle Seiten fertig sind, so ordnet er sie, wie es ihnen zukömmt, auf einen Marmorstein, er machet sie in einem eisernen Ramen feste, welcher nur die Blattseiten von einen halben Bogen in sich nimmt, und er machet sie vermittelst verschiedener hölzernen Stege feste, welche er ringsherum eintreibet. Diese Hölzer werden Garnitur genannt; sie dienen die Ränder an den Büchern zu bestimmen. Die Stege bestehen aus einem Stükke Holz, welches wie ein Span geschnitten ist, damit die Keile, welche man mit Hammerschlägen eintreibet, in dem eisernen Ramen alles zum festen Schlusse bringen mögen Diese Ordnung, machet also die Seiten, und die Stege aus, welche man Form nennet; die Art dieses zu machen, nennet man das Einheben in die Form. Endlich hebet man die Form in die Höhe, damit man sehe, daß nichts herausfalle; nachher wird die Form unter die Presse getragen, und man ziehet von ihr die erste Probe ab, man durchlieset nachher die erste Probe mit grosser Sorgfalt, und der Corrector (Nachleser) verbessert alle entwischte Fehler, der Sezzer verbessert sie auf der Form, mit einem Pfriemen, mit welchem er die Lettern aufhebet, und er sezzet diejenige, welche dahin gehöret, an die Stelle der fehlerhaften.

Wärend der Zeit, feuchtet man das Pappier, jedesmal ein Buch an, nachher bedekket man es mit einem

nem Brette, auf welches man ein Gewicht leget, damit ſich das Waſſer überall einziehe, und es gleich weich werde: denn wenn es trokken wäre, ſo würde es die ölige Schwärze nicht annehmen. Wenn dieſes geſchehen, ſo ſchiebet man die Form auf die Platte der Preſſe, und man machet ſich fertig die Preſſe anzuziehen.

Von der Buchdrukkerpreſſe.

Um einen Begriff von dieſer Drukkerei zu haben, ſo iſt zu wiſſen nöthig, was eine Preſſe ſei. Eine Preſſe iſt eine Maſchine, welche aus verſchiedenen Stükken zuſammengeſezzet iſt; hier erſcheinen die Haupttheile der Buchdrukkerpreſſe, mit der Erklärung eines jeden Stükkes.

Die Seitenpfoſten: (Säulen) dieſes ſind zwei groſſe Säulen von dikkem Holze, an deren Höhe ein Oberbalken von demſelben Holze feſte gemachet iſt, welcher die Mater, oder Mutterſchraube enthält, und unten lieget ein anderes, das den Formkarren unterſtüzzet.

Die Preſſenſpindel, iſt ein Stükk von einem runden Eiſen, welches nach Spirallinien ausgeſchnitten iſt, und in die Mater dergeſtalt gehet, daß ſie beide in einander paſſen, und dieſe geben dem Drukke einen groſſen Nachdrukk.

Der Baum der Schraube, iſt ein Stükk rundes Eiſen, an deſſen Ende die Schraube lieget, welche in die Mater gehet: ſein Ende iſt ein Zapfen, welcher in einer ſtählernen Pfanne ſpielt, und an dem Tiegel feſte gemachet iſt.

Der Tiegel, iſt ein Stükk von kurzem Holze, oder Kupfer, welches viereckig, und glatt iſt, dieſer Tiegel drükket auf die Form, vermittelſt der Schraube herab.

Die Walze iſt ein Stükk von rundem Holze: ſie dienet das Geſchleppe unter der Preſſe, vermittelſt zwei Strikken, wovon eins hinter dem Tiſch, und das andere

vorne

vorne festgemachet ist, zu schieben, oder zurükk zu schieben: am Ende dieser Walze, ist eine Kurbe, oder Griff von krummen Holze, welcher dient, das Geschleppe als ein Fuhrwerk, unter die Schraube zu schieben.

Der **Bengel** ist eine eiserne Stange, an deren Ende, ein länglicher Knopf, oder Kopf ist, welcher von Holz gemachet ist, und dessen anderes Ende, in dem Baum der Schraube stekket, er dienet zum Drehen der Spindel, um das Pappier auf der Form feste an zu pressen.

Das **Laufbrett**: dieses ist ein Tisch, von zwei kleinen Balken, deren jeder seiner Länge nach, mit einer Stange von Eisen beschlagen ist, auf welcher sich das Geschleppe der Form, vermittelst der eisernen Haken, welche unter der Brükke feste gemachet sind, verschieben lässet.

Die **Brükke** hat den Karren über sich, welches ein Werk von vier Stükken Holz ist, die vier Zoll Höhe haben, und ohngefehr drei Zoll breit sind, die Platte ist darein eingefüget. Auf diese Platte hebt man die Form zum Drukken ein.

Der **Karrendekkel**: dieses ist ein Ramen, der aus drei Stükken Holz, und einem dünnen Eisenbande von vorne zusammengesezzet ist, er ist mit einem Pergamentblatte bedekket: von seinen beiden Seiten, gehen zwei Haken heraus, deren man sich bedienet dem Pappiere einen Rand zu geben, und zwei Löcher in das Pappier einzuhaken: in diese zwei Haken hängt man das Pappier, von der andern Seite ein, wenn man drukken will, damit die Blattseiten auf einander passen, und die Paginae auf einander treffen mögen. Dieser Ramen, welchen man den grossen Dekkel nennet, ist auf das hinterste Stükk des Karren, vermittelst zweier Gelenke feste gemachet. Der kleine Dekkel ist ein ähnlicher Ramen, der zwar viel kleiner, aber eben so mit einem Blatte Pergament bedekket ist, und der in den

grossen

groſſen Dekkel paſſet. Man leget zwiſchen dieſen beiden Dekkeln, vier Lagen von wollenem Tuche, welches dienet das Pappier auf die Lettern, oder Buchſtaben, ſanft abzudrukken.

Das Rämchen iſt ein Ramen von vier Eiſenbändern, welche mit vier, bis fünf Blättern Pappier bedekket ſind, die man mit der Scheere, nach den Blattſeiten ausgeſchnitten hat, damit der Abdrukk nicht ſchmuzzen möge. Dieſer Ramen hänget an den groſſen Dekkel, vermittelſt zweier Gelenke.

Von der Art zu drukken.

Nunmehr iſt es Zeit, die Art zu erklären, wie man drukket. Nachdem die Form auf der Preſſe gut eingeſezzet worden, ſo hält ein Geſelle in jeder Hand einen Ballen, welcher die Geſtalt eines Trichters hat, mit Wolle vollgeſtopfet, und mit Leder benageſt iſt, beide werden mit Schwärze befeuchtet, welches eine wenig flüßige Materie iſt, ſo aus Oehl, das bis zu einem gewiſſen Grade gekochet worden, und aus Ruß zuſammengeſezzet iſt. Er wiſchet einen Ballen an den andern, um die Schwärze genau zu zertheilen, und indem er die Form drei, oder vier mal damit mit Nachdrukk beſtreichet: ſo breitet ein anderer Geſelle, in dem Augenblikke den Bogen auf dem Karrendekkel aus, wo die beiden Haken, von welchen wir geredet haben, und welche den Bogen durchlöchern, denſelben feſte halten, damit er ſich nicht verſchiebe: er wirft in eben derſelben Zeit das Rämchen nieder, und gleich darauf auch den groſſen Dekkel, auf die Form herab; gleich darauf drehet er mit der linken Hand die Walze um, welche einen Theil des Geſchleppes unter den Tiegel ſchiebet: faſt zur ſelben Zeit, führet er die rechte Hand an den Bengel, welchen er nach ſich ziehet, damit er die Preſſe drükken möge: er läſſet den Bengel wieder an ſeine Stelle zurükklaufen,

ſen, ſchiebet das Geſchleppe weiter unter den Tiegel, und giebt einen zweiten Drukk mit dem Bengel, um die Preſſe noch einmal, auf das Pappier herab zu drükken.

Wenn dieſes geſchehen iſt, ſo ziehet man das Geſchleppe unter der Form zurükke, man hebet den Dekkel, und das Rämchen auf, man machet den Bogen los, welcher voll gedrukket erſcheinet, und alle Buchſtaben, aus welchen die Form zuſammengeſezzet iſt, getreulich vorſtellet.

Wenn die Anzal der Bogen (Edition Auflage) welche man machen will, (abziehen) vollſtändig iſt, ſo hebet man die Form heraus, und man erſezzet die Stelle, mit einer andern, welche die Rükkſeite des Bogens ausmachet. Damit aber die Seiten aufeinander paſſen, ſo hängt man das Blatt, welches man drukken will, beim Wegnehmen, und im Gegendrukke, das heiſt, zu der andern Seite, auf voriger Stelle, in eben dieſelbe Löcher (Punkturen) welche erſt gemachet worden, ein. Hernach machet man dieſelbe Veranſtaltung, und Arbeit wie vorher, um die Rükkſeite der Bogen abzudrukken, welches man den Gegendrukk nennet.

Wenn alles abgezogen iſt, ſo wäſchet man die Form mit einer Lauge von Pottaſche, man gieſſet dieſelbe darein; man reibet ſie mit einer Bürſte, um alle Lettern zu reinigen; man machet alle Keile, welche die Buchſtaben feſte hielten, los; man nimmt ſo viel, als man mit den Fingern auf einmal nehmen kann, und dieſes nennet man die Form zerbrechen, oder ſie wieder aufſchlieſſen, man vertheilet ſie von neuem, in ihre gehörige Fächer. Die erſten Bogen, heißen Probebogen, und dieſe werden von dem Corrector nachgeſehen.

So iſt die Mechanik dieſer bewunderungswürdigen Kunſt beſchaffen, durch welche man bis ins Unendliche, die Manuſkripte eines Werkes genau vervielfältigt, oder kopiret, und man bereichert die Republik der Gelehrten mit allen Hervorbringungen des menſchlichen Verſtandes.

Kenn-

Kentniſſe,

welche ſich auf das Vergnügen des Ohres, und der Augen beziehen,

und die unter dem Nahmen der ſchönen Wiſſenſchaften bekannt ſind.

Vierter Abſchnitt.

Die Tonkunſt.

Die Tonkunſt iſt eine Wiſſenſchaft, welche die Eigenſchaften derjenigen Töne anzeiget, die eine Harmonie, oder Wohlklang hervorbringen. Guido, genant Aretin von Ferrara, ein Benediktinermönch, erfand die heutige Tonleiter, oder Linienſiſtem, die Schlüſſel, die ſechs berühmte Noten Ut, Re, Mi, Fa, Sol, La. Das Si, ward nur vor hundert, und zwanzig Jahren, durch einen Franzoſen, welcher Maitre hieß, ausgedacht.

Jeden Ton dieſer Hexachorde, verſahe er mit einem eigentlichen Namen, aus einem damals üblichen Liede an Johann den Täufer (Stimme in der Wüſten) als einen Fürſprecher der Sänger, wieder die Heiſerkeit.

Ut queant laxis *RE* ſonnare fibris
*Mi*ra geſtorum *FA*muli tuorum
*SOL*ve polluti *LA*bii reatum, Sancte Johannes.

So hieß alſo das erſte Hexachorde, oder das harte:

ut	re	mi	fa	ſol	la
g	a	h	c	d	e

Das mit c anfing, iſt das natürliche; worinn b vorkam, der weiche Geſang.

Alle halbe Töne heissen mi, fa, dieses sezzte grosse Kunst.

Im sechzehnten Seculo, sezzte noch Puteanus, ein Niederländer, den sechs Aretinischen Silben die siebente bei, nehmlich Si zur Anzeige des h, und dieses brauchen noch die Franzosen. Die Holländer brauchen die sieben Silben; bo, ce, di, go, lo, ma, ni. Dieses Steigen auf der Leiter, heist Solmisation. **Uebersezzer.**

Man theilet die Tonkunst, in Vokal- und Instrumentalmusik. Diese Wissenschaft hat seit ohngefehr fünf und zwanzig Jahren, unter uns, (Franzosen) einen großen Fortgang gehabt. Wir haben vor wenig Jahren einen Tonkünstler verloren, welcher die Ausübung seiner Kunst, zu einem grossen Grade der Volkommenheit gebracht hat. Denn nachdem er mit vielem guten Erfolge über die Theorie der Tonkunst nachgedacht hatte, so fand er, daß in dem Grundbasse, der Ursprung der Melodie, und des Wohlklanges lieget, und dadurch brachte er eine Kunst, welche vor ihm willkürlichen Regeln überlassen war, auf viele sichere, und einfachere Regeln.

Die Tonkunst, ist einer von den Zweigen der Mathematik: denn man ist überzeuget, daß der Schall durch die Erschütterung der klingenden Körper entstehet. Wenn also die Bebungen nach einer Proportion geschehen, so daß man sie genau messen kann, und wenn sie unter einander akkordiren, so bringen sie eine angenehme Empfindung in uns hervor: die verschiedene Akkorde, bestehen darinn, daß zum Exempel, in einer Zeit, da eine Saite eine Schwingung machet, eine andere just zwei dergleichen Schwingungen machet. Darum muß Jedermann, welcher die Tonkunst gründlich behandeln will, untersuchen, wie der Ton auf allen Arten von Instrumenten entstehet, wie man die Bebungen dieser Töne abmessen müsse, und endlich, wie man diese Bewegung, wodurch Töne entstehen, regieren, und ausmessen möge.

Hier-

Hieraus siehet man, daß die Musik eine Kunst sei, den Sinnen des Gehöres, durch Hülfe des Tones der Menschenstimme, und der Instrumente, welche diese Stimme nachahmen, zu schmeicheln. Die menschliche Stimme, hat höhere, oder tiefere Töne. Die verschiedenen Schalle, heissen Töne. Die Zwischenräume (Intervallen) welche zwischen einem höheren, und tiefern Tone sind, heißen auch Töne. Wenn die Stimme von einem Tone bis zum andern, und so fort bis zum achten übergehet, so findet sich bei diesem achten, eine gewisse Aehnlichkeit mit dem ersten, so daß diese beiden Töne ein einziger zu sein scheinen, dieser Ton heist die Oktave. Man nennet auch Oktave, den gesammten Zwischenraum vom ersten bis achten Tone. In dem Zwischenraume einer Oktave, finden sich verschiedene kleinere Töne, zu welchen die menschliche Stimme übergehet, und deren es an der Zahl achte giebt.

Der erste Ton heist Ut, der zweite Re, der dritte Mi, der vierte Fa, der fünfte Sol, der sechste La, der siebente Si, der achte Ut, und so wieder von vorne an. Wenn man fortfähret, die Stimme von da bis zu dieser Ut Oktave zu erheben, so wird man da dieselben Töne, dieselben Zwischenräume, und dieselben Proportionen, bis zu einer höhern Oktave finden. Diese acht Töne, lassen, jeder zwischen sich einen Zwischenraum übrig, dieses machet sieben Zwischenräume, welche nach dem Urtheile des Ohres egal zu sein scheinen, nur zwei ausgenommen; das heist, vom Mi, zum Fa, und von Si zu Ut, welches also nur halbe Zwischenräume sind, anstatt daß die fünf anderen grosse Zwischenräume heissen. Die Mathematiker rechnen gemeiniglich zu einem grossen Zwischenraume bis neun kleine Zwischenräume; und ein jeder von diesen kleinen Zwischenräumen, heist Komma.

Wenn die Stimme von einem halben Ton, über einen Ton, oder grossen Zwischenraum, in die Höhe gehet, so wird dieses ein Doppelkreuz genennet, und der

Ton steiget um einen halben Ton höher. Man saget also, diesirtes Ut, oder das, mit einem Doppelkreuze versehene Ut, um zu bemerken, daß der Ton Ut, um fünf Kommata höher über dem Tone ist, den er natürlicher Weise haben sollte, wenn es keine Kreuzerhöhungen gäbe. Eben saget man, diesirtes Re, oder mit dem Doppelkreuze: und eben dieses gilt auch von den andern. Wenn man im Gegentheil mit der Stimme einen halben Ton tiefer, oder unter jedem Majorton angiebt, so heißt dieses B Mol; und alsdenn heißt der Ton auch Re B Mol: also saget man Si B Mol, Re B Mol. Ein gewönlicher Gesang, ist aus lauter halben, und ganzen Tönen zusammengesezzet.

In dem Gesange, muß man zwei Arten von Tönen, oder Modos unterscheiden. Um zu begreifen, was die Modi sind, so muß man die Verhältnisse, und Consonanten wissen, welche von einem Tone zum andern statt finden, und wie man sie eigentlich nennet.

Also heisset der Halbton, oder das Intervall, zwischen dem ersten und zweiten, die Sekunde; zu dem dritten die Terz; bis zu einem vierten, die Quarte; bis zu einem fünften, heißt Quinte; bis zu einem sechsten, heist Sexte, bis zu einem siebenten Tone, heißt er Septime, und bis zu einem achten, heißt er Oktave. Also ist im Aufsteigen Re, die Sekunde von Ut, Mi ist davon die Terze, Fa die Quarte, Sol die Quinte, La die Sexte, Si die Septime, und Ut die Oktave.

Wenn sich in einem dieser Halbtöne, oder überhaupt in einer Terze, zwei Majortöne von neun Kommaten befinden, so heist die Terz, grosse Terz, wie Ut, zu Mi, oder von Fa, zu La: und wenn in der Terz ein halber Zwischenraum weniger, als in der grossen Terz vorkömmt, so heist sie kleine Terz: dergleichen, ist von Re, zu Fa; denn der Zwischenraum von Re bis Mi, ist groß und der Zwischenraum von Mi, bis Fa, ist klein, oder ein

Minor-

Minorton. Man muß noch beobachten, daß sich in allen Gesängen, noch ein Grundton befindet, nach welchem das Uebrige des Gesanges, oder der Melodie eingerichtet wird. Dieser Ton, ist jederzeit der lezte, oder der Schlußton, und man höret ihn zu Ende des Gesanges. Auſſerdem kömmt noch in der Folge des Gesanges, ein anderer Ton vor, welchen man viel öfter, als irgend einen andern Ton zu hören bekömmt; und dieses ist die Quinte des Grundtones. Zum Exempel, wenn der Grundton Ut ist, so ist der Ton, welchen man am öftersten höret Sol, die Quinte von Ut; und dieser Ton, wird der herrschende genennet.

Wenn voraus gesezzet wird, daß die Terz des Grundtones in der Folge des Gesanges groß ist, wie die von Ut zu Mi, und wenn die anderen Terzen, zwei grosse Zwischenräume zwischen sich halten, so wird der Gesang in einem grossen Modo, oder hart genennet: wenn aber im Gegentheil die Terze des Grundtones klein ist, und nur einen einzigen grossen Zwischenraum, nebst einem kleinen Zwischenraum enthält, so wie von Re bis Fa ist, so wird dieser Gesang in einem kleinen Modo, oder weich genannt. Diese Modi, werden in der Tonkünstlersprache, harte, und weiche Töne genennet. Sie nennen auch noch Ton, einen gewissen Grad von bestimmten Tönen, welcher die Instrumente darnach zu stimmen dienet, und welchen man mit den bestimmten akkordiren läſſet, um zu machen, daß die Menschenstimme damit übereinkomme. Dieses nennet man den Kapellenton, und dieser ist viel höher, als der Operntон.

Man wendet in der Musik fünf Linien an, welche gleich weit von einander stehen, um alle verschiedene Töne den Augen darzustellen. Auf, und zwischen diesem Liniensistem, sezzet man kleine Noten, die wie eine o aussehen, meistentheils Schwänze haben, und Noten

heißen. Die verschiedene Stellung dieser Noten, deutet den verschiedenen Schall, oder Klang derselben an.

Um die Töne kenntbarer zu machen, so haben die Tonkünstler drei Figuren erdacht, welche man **Schlüssel** nennet, und welche man auf den Anfang der fünf Linien sezzet. Diese drei Schlüssel sind der **Utschlüssel**, 1) der **Solschlüssel**, 2) der **Faschlüssel**, 3). Der Utschlüssel, deutet an, daß jede Note, welche auf eben der Reihe, wo der Utschlüssel steht, die Note **Ut** sei. Der Solschlüssel, zeiget ebenfals an, daß die Note, welche auf seiner Reihe, nämlich wo der Solschlüssel ist, **Sol** sei. Eben dieses gilt auch von dem Faschlüssel. Wenn man nun zum Grunde sezzet, daß der Utschlüssel auf der lezztern, von diesen fünf Linien stehet, so würden alle diese Noten **Ut** sein: die Noten auf den Zwischenräumen, zwischen dieser lezztern Linie, würden **Re** sein: die Noten auf der vierten Linie, ein **Mi**, die auf den Zwischenräumen, würden ein **Fa** sein, und so immer weiter. Eben so, wenn der Faschlüssel auf der zweiten Linie wäre, wie es öfters ist, oder auf der dritten, so würden alle Noten auf dieser Linie ein **Fa** sein, die darüber ein **Sol**, und noch höher ein **La** u. s. w. Im Gegentheil würden die Noten unter dem **Fa**, ein **Mi** sein; unter dem **Mi**, würde ein **Re** sein: die andern, folgen jederzeit der Ordnung der Tonleiter, welche gleichsam das erste Alphabet der Musik ist. Es ist genung, daß man die Augen auf das erste Musikbuch werfe, um was wir sagen zu begreifen.

Wenn eine Note, um einen halben Ton höher, oder tiefer, in der ganzen Folge der Arie sein soll, so sezzet man am Anfange jeder Reihe, unmittelbar nach dem Schlüssel, das Zeichen des Kreuzes, oder der b, entweder um denselben Ton zu erhöhen, oder denselben zu erniedrigen. Wenn diese zweierlei Zeichen, immerfort bis zu einer Oktave vorgezeichnet sind so sind sie es auch in allen übrigen Oktaven, ob man sie gleich nochmals vorzeichnet;

wenn

wenn man indessen in dieser Fortdauer ein wiedriges Zeichen findet, so höret das Si auf B Mol zu sein. Die Tonkünstler, haben die Gewohnheit, in der Praktik, Ja, das B Mol Si zu nennen.

Man pflegt öfters eine Kadanz auf das Kreuz zu sezzen, welche dasselbe noch angenehmer macht. Die Kadanz, ist ein abwechselndes Schlagen, welches eine wiederholte Bebung ist, so mit der Kehle geschiehet, und zwar mit einem untern Tone, und unmittelbar mit dem darauf folgenden höhern Tone; dieses nennet man den Triller, und er wird vor dem lezzten Tone eines Liedes geschlagen.

Man nennet den Fortsazz des Kreuzes, oder des b, welche immer fortgehen transponiren. Aber dieser Fehler der Ungleichheit in den Intervallen, und in den Moden, macht die Annemlichkeiten des Transponirens aus. Indem man die Seele aus einer zu einförmigen Empfindung zieht, welche eine zu gleichmäßige Musik mit dem natürlichen Modo hervor bringet, so wekket das Transponiren ihre Aufmerksamkeit von neuem auf, und giebt ihr einen Grad von besonderm Vergnügen. Es ist hier zu bemerken, daß eine ausgeführte Arie, zum Exempel, auf einem Flügel, und in einem transponirten Modo, eine andere Wirkung hervorbringet, als in einem natürlichen Modo, weil sie alsdenn nicht mehr auf Zwischenräumen des Instrumentes gespielet wird, welche genau von eben demselben Umfange, als die Zwischenräume des natürlichen Tones sind. Aber nur die Kenner wissen es zu unterscheiden, ob ein Stükk nach einem natürlichen, oder übersezzten Tone gespielet wird. Der Gesang, beruhet nicht nur auf der einzigen Verschiedenheit des Tones, sondern auf der mehr, oder wenigern Zeit, als jeder Ton dauert: dieses nennet man den Takt, und darum saget man auch, nach dem Takte singen.

Der kleine Theil der Zeit, so lange jeder Ton dauret, heisset Tempo: demnach machen viele verschiedene Tempo, einen Takt. Es giebt zwei Haupttakte: der doppelte Takt, oder die gerade Anzal, ist aus zwei Tempo zusammengesezzet, und der Trippeltakt, oder von ungerader Zal, ist aus drei Tempo zusammengesezzet.

Derjenige, welcher den Takt schläget, machet mit der Hand drei gleiche Bewegungen; um die drei Zeiten des Trippeltaktes anzuzeigen; und er machet vier, um den Doppeltakt zu schlagen. Dieser Doppeltakt, wird zu vier Tempo geschlagen, und heist Viervierteltakt.

Diese Takte, werden am Anfange der Arie, durch gewisse Zeichen angekündiget: der Vierteltakt, durch ein grosses C, der Trippeltakt durch die Zahl 3, der Doppeltakt durch die Zahl 2. Die Zeichen der Zeit, so lange jede Note dauren soll, wird durch die verschiedene Figur der Noten angedeutet. Also deutet eine schwarze Note mit einem Schwanze, der entweder oben, oder unten an der Note hänget, ein Tempo an: eine weisse Note, mit einem Schwanze deutet zwei Tempo an. Eine weisse Note ohne Schwanz deutet vier Tempo an. Wenn hinter einer Note ein Punkt zugefüget wird, so deutet dieses an, daß die Note um die Hälfte länger dauren soll, als sie ohne Punkt gedauert hätte; und wenn die Note von sich selbst zwei Zeiten andeutet, so deutet sie nunmehr drei an, weil ein Punkt dabei stehet. Ein halbes Tempo (Achtel) wird durch eine schwarze Note, die einen Schwanz, und Haken hat, angedeutet; ein Viertel tempo wird durch eine Schwanznote angedeutet, die zwei Haken hat; ein Dritteltempo hat drei Haken: dieses nennt man einhäkig, und doppelhäkig.

Die Tonkunst hat auch mitten in dem Fortgange ihrer Töne Pausen, oder Zeichen des Stillschweigens, während diesen Pausen hört der Gesang auf. Ihre

Dauer

Dauer richtet sich nach den Takten: eine Pause also, die zwei ganze Takte hindurch dauren soll, wird durch eine Perpendikularlinie angezeigt, die auf der fünften, und lezzten Linie steht; die Pause von einem Takte zeigt sich durch einen kleinen Perpendikularstrich, der auf eine von den fünf Linien herabläuft, aber nicht die unterste Linie erreicht. Es giebt kein musikalisches Buch, welches dieses nicht deutlich machen sollte.

Uebrigens hat der Gesang verschiedene Stimmen, das heißt, die Akkorde, und Consonanzen der Musik, machen verschiedene Gesänge, von zwei, drei, oder vier Stimmen aus, die zusammen, und zu einerlei Zeit gesungen werden, und dennoch nur eine einzige wohllautende Einheit des Gesanges ausmachen: und dieses nennt man Harmonie. Das Genie des Tonkünstlers, war der Erfinder dieser Harmonie, und er gelangte vermittelst der Komposition dazu. Diese bestehet darinn, daß man für die verschiedenen Stimmen, die verschiedenen Töne untereinander verbindet, so zu gleicher Zeit dem Ohr auf eine angenehme Art schmeicheln.

Die Consonanzen, die in der Ausübung der Komposition gebräuchlich sind, steigen von einem niedrigen Tone zu einem höhern hinauf. Hier folgen sie in ihrer natürlichen Ordnung.

Die Oktave ist zum Exempel, das untere Ut, und das höhere Ut.

Die Quinte, ist zum Exempel Ut, Sol, oder Fa, Ut.

Die grosse Terze ist z. Ex. Ut, Mi, oder Fa, La.

Die kleine Terze ist z. Ex. Re Fa, oder La Ut.

Die grosse Sexte ist z. Ex. Ut La, oder Fa Re.

Die kleine Sexte ist z. Ex Mi Ut, oder La Fa.

Erklärung einiger Kunstwörter in der Musik.

Was man Unisonus (Einklang) nennt, ist eine Consonanz, die aus zwei Klängen formirt wird, die von zwei Körper von einerlei Natur hervorgebracht werden, so zu gleicher Zeit auf eine gleichmäßige Weise gerührt werden, und also einerlei Ton angeben.

Das Aushalten, ist die Fortdauer eines einzigen Klanges auf einer Taste, unterdessen daß die andere Stimmen, andere Akkorde machen.

Die Kadanz, ist das Aneinanderhängen zwoer Noten, die man zusammen singt, als Ut, Re. Die vollkommene Kadanz ist diejenige, welche in zwei Noten besteht, die hintereinander gesungen werden: diese vergnügt das Ohr mehr, denn die andern Kadanzen. Sie ist unvollkommen, wenn ihr lezzter Ton weder in der Oktave, noch ein Einklang ist. Die Kadanz ist gebrochen, wenn der Baß, anstatt zu der Quinte herunter zu steigen, wo ihn das Ohr erwartet, zu der kleinen, oder grossen Terze hinauf geht.

Der Takt in der Musik, ist der Zeitraum, welchen der Tonkünstler anwendet, die Hand auf, und nieder zu heben, damit er die Bewegung des Gesanges dirigiren möge. Der Takt enthält eine Stundensekunde.

Der Tenor ist diejenige Stimme, die den Gesang begleitet, und der gewöhnliche Ton einer Mannsstimme ist; er geht nicht so hoch als der Diskant hinauf, noch so tief als der Baß herab. Man hat einen hohen, und tiefen Tenor.

Der Alt ist eine Art von zweiten Diskant, oder eine Stimme, die in Ansehung des Diskants eben die Wirkung hat, als der hohe Tenor in Ansehung des Bass.

Die

Die gewöhnlichsten musikalischen Instrumente.

Die Orgel ist das größte, und vollstimmigste von allen musikalischen Instrumenten. Sie bestehet aus verschiedenen Pfeifen, die den Wind von den grossen Blasebälgen erhalten: der Wind zerstreut sich durch den Kanal in die Windlade, die Ventile hat, und durch verschiedene Register, die die Oefnung der Pfeifen auf, und zuschliessen. Eine grosse Orgel hat gegen drei tausend Pfeifen, sowohl in dem grossen als kleinen Orgelgehäuse, oder Positive. Die Pfeifen sind entweder von Blei, Zinn, oder Holz: man hat Schnarrwerke mit Zungen, gedakkte, und offne Pfeifen. Der Wind geht hinein, so wie man die verschiedenen Tasten des Klaviers mit dem Finger drükkt. Die gewöhnlichsten Stimmen einer Orgel sind, das Principal, so öffentlich zu sehen ist, der erste, und zweite Brummbaß, die Sifflöte, die Querpfeife, die Trompete, die hellklingende Trompete, (Klairon,) das Krummhorn, die Menschenstimme, das Pedal, u. s. w.

Der Flügel, ist ein bekanntes Instrument, worauf man spielet, indem man die Tasten berührt. Er sieht wie ein Tisch aus, der immer schmäler fortläuft: seine Tasten bewegen kleine aufhüpfende Tangenten, die eine doppelte Reihe von Saiten anschlagen, so von Meßing oder Eisen, und auf dem Kasten ausgespannt sind. Er hat vier Stege, von welchen zwei gerade sind, und die beiden andern heissen wegen ihrer Figur, krumme Stege. Die Flügeltangenten werden mit Rabenfedern bekielt.

Zu den Geigen gehören, die Violin, die Bratsche, das Violoncell, und das Kontraviolon. Sie spielen den Diskant, Alt, Tenor, und Baß. Sie haben ein Griffbrett, vier Wirbel, einen Steg, einen Saitenhalter, und einen gedoppelten Boden, welcher den Schall durch seine Resonnanz vervielfältigen muß. Der Bogen womit man ihre Darmseiten streicht, hat unten einen Frosch, über

über welchen Pferdshaare laufen. Die **Violdagamba** hat sechs Saiten, die **Laute** hat mehrere, die **Davidsharfe** hat einige dreißig Darmseiten, die an der **Spizzharfe** von Meßing sind. Die Laute hat eine länglichrunde Dekke, einen gewölbten Bogen, und krummen Hals, und die **Cither** ist gleichsam eine kleinere Laute.

Die **Violin** hat nur vier Darmseiten von verschiedener Dikke, von welchen die kleinste, die man Quinte nennt, das E Si Mi von der höchsten Oktave der Orgel macht. Die Violin hat drei Theile: nämlich den Hals, den Resonnanzboden, und das Griffbrett. Ihre Töne sind fein, und thun mehr Wirkung, als die Töne von allen übrigen Instrumenten.

Die **Viole** sieht eben so wie die Violin aus, nur mit dem Unterschiede, daß sie viel grösser ist. Sie hat sechs Saiten, und acht Griffe, die in halbe Töne abgetheilt sind: sie giebt einen viel gröbern Ton, als die Violin an, der aber viel sanfter, und angenehmer klingt.

Die **Hautbois** (Schallmei) ist ein Blase, und Schnarrinstrument, mit einem Mundstükke. Man nennt sie Hautbois, weil sie einen viel höhern Ton, als die Violin angiebt. Sie ist beinahe so wie die Flöte douce gemacht: sie hat eilf Löcher mit verschiedenen Klappen, die man auf, und zu machen kann: ihr Fuß wird am neunten Loche weiter.

Die **Flöte**. Es giebt deren verschiedene Arten: erstlich die Flöte mit dem holen Kerne, auf der man blåset, und die mannigmahl drei Löcher, zwei forne, und eins hinten hat: zweitens, die Querflöte: man nimmt sie nicht in den Mund, denn sie ist mit einem Pfropfen verstopft: aber man schiebt die unterste Lefze in ein Loch ein, welches einige Finger davon entfernt ist. Diese Flöte hat sechs Löcher: man gebraucht sie zum Diskant in den Simphonien, wenn es deren in den Stimmen mehrere giebt. Es giebt auch Flöten, die man englische Flöten nennt.

Die

Die Baßgeige, (Fagot) iſt ein Blaſe, und Schnarrinſtrument, das zu den Koncerten in der Muſik, zum Baſſe, und zu den Hautbois dient. Ihr Fuß hat neun Zoll zum Durchmeſſer, und man verſchließt die Löcher mit Klappen wie an den groſſen Flöten.

Der Polniſche Bokk (Dudelſakk) iſt ein Blaſe und Schnarrinſtrument, welches eine ländliche Muſik macht.

Bishieher gehet der Artikel des franzöſiſchen Encicloopediſten, dieſes Solmiſirers, über die Tonkunſt. Ich werde nunmehr für den deutſchen Anfänger die erſte Elemente der Tonkunſt, auch nach unſrer Art, und zwar ſowohl für das Klavir, als für die Singkunſt herſezzen.

I. Das Klavir.

Auf dem Klavir hat man die obere, und untere Taſten, (Klaves) die man mit den Fingern, wenn man ſpielt, anſchlägt, zu merken. Die untere Taſten heiſſen: c, d, e, f, g, a, h, und die oberen weiſſen ſind in zwo, und in drei Taſten abgeteilt, und nur halb ſo gros. Die Figur der Note iſt neunerlei. Die vier weiſſe, oder hole Noten. Ein holes Vierekk geſchwänzt, bedeutet vier Takte; dergleichen ungeſchwänzt bedeutet zwei Takte; eine runde Null iſt eine ganze Note, eine geſchwänzte Null iſt eine halbe Note, oder ein Halbtakt; eine ſchwarze Note mit dem Schwanze, heißt ein Viertheil, hat der Schwanz noch einen Queerſtrich, ſo heißt die Note ein Achtheil; hat der Schwanz zwei Anſäzze, ſo iſt es ein Sechszehntheil, drei, ſo wird er ein zwei, und dreißig Theil, und vier Anſäzze machen ein vier, und ſechzig Theil. Mehr als dieſe neun Noten hat man nicht, und mit dieſen neun Zeichen, drükkt ſich der Tonkünſtler auf allen möglichen Inſtrumenten, und in dem Geſange, ſo aus, wie man mit den neun Ziffern alle mögliche Zalen ſchreiben kann.

Das

Das Stillschweigen führt in der Musik den Namen einer **Pause**. Ihr Zeichen für vier Takte, ist ein grober Strich zwischen der zweiten, und vierten Linie; für zwei Takte ein kleinerer Strich zwischen der dritten, und vierten; für einen Takt ein Queerstrich an der vierten; für den halben Takt ein Queerstrich an der dritten, oder zweiten Linie. Die Pause des Viertheils ist ein lateinisches r, des Achtels 7; des Sechzehntheils eine 7 nur mit einem Queerstriche, des $\frac{1}{32}$ 7 mit zwei Queerstrichen das $\frac{1}{64}$ mit drei Queerstrichen.

Der **Takt** ist für den Klang das, was die Elle, oder das Pfund für die Waaren ist; er wiegt die Gesänge oder die Musik, wie das Silbenmaas die Verse ab. Man theilt den Takt in den **geraden**, z. E. in den ganzen (Viervierthеil) Takt, dessen Zeichen am Anfange eines Stükkes durch ein C, in den halben Takt, dessen C durchstrichen ist, oder in den $\frac{2}{4}$ Takt ein; zu den **ungeraden** oder Trippeltakte gehören der $\frac{3}{4}$, $\frac{3}{8}$, $\frac{6}{8}$, und so weiter.

Die fünf **Linien** des Liniensistems, werden von unten an die erste, die andre, die dritte u. s. w. in die Höhe hinauf genannt; auf ihnen, und ihren Zwischenräumen stehen die Noten. Der **Schlüssel** dieser Noten, zeiget am Anfange eines Stükkes an, ob dieses Stükk für die Stimme, oder für die Violine gesezzet sei. Man hat dreierlei Schlüssel; den f Schlüssel, der den Baß, oder die grobe Stimme andeutet, und ein verkertes C mit zwei Nebenstrichen, so die vierte Linie durchkreuzen, welche also ist, zum Zeichen hat. Der g Schlüssel ist ein C über alle fünf Linien mit einer Schlinge, die auf der zweiten Linie, die g heißt steht dieser g Schlüssel, ist der Schlüssel für die Violin, Flöte u. s. w. Der französische Schlüssel sieht eben so aus, nur wikkelt sich seine Schlinge auf die erste Linie auf. Der C Schlüssel gehet die Singestimmen, und die erste oder die Melodielinie eines Stükkes an; seine drei Zweige sind der Diskantschlüssel 3 mit

zwei

zwei Strichen, auf der erſten Linie; der Altſchlüſſel von eben dem Zeichen, nur auf der dritten Linie; der Tenorſchlüſſel nur auf der vierten Linie.

Man iſt auf dem Klavire, Flügel, Fortepiano gewohnt, die unterſten ſieben Taſten c, d, e, f, g, a, h, die groſſe Oktave, die folgende ſieben gleichnahmige Taſten, die kleine Oktave zu nennen, und der linken Hand zu überlaſſen; die eingeſtrichne Oktave, welche folgt, und die zweimal geſtrichne, gehöret der rechten Hand. Was noch tiefer, oder noch höher über dieſe Grenze hinausgeht, heiſſen Contratöne.

Das regelmäßige Sezzen der Finger bei dem Spielen, heiſt die Applikatur. Man gewöne ſich im Baſſe mit dem dritten, zweiten, und erſten Finger (Daumen) fortzuſchreiten, und hierauf mit dem dritten über den Daumen, wie vorher überzuſteigen. Im Diskante, oder mit der rechten Hand, ſezt man den Daumen, den zweiten, und dritten Finger auf, und denn kriecht der Daume von neuem, unter dem dritten Finger weiter fort.

Das Doppelkreuz vor einer Note, erhöhet ſelbige um einen halben Ton, und ihr Buchſtabe bekömmt den Zuſazz von is. So heiſſen alle Töne einer ganzen Oktave, die ein Doppelkreuz erhöhet:

c, cis, d, dis, e, eis, f, fis, g, gis, a, ais, h, his.

Das b erniedrigt die Note um einen halben Ton, ihr Name endigt ſich nun in ein es; das bh ausgenommen, ſo B heißt; ſo heiſſet die Oktave mit der Vorſezzung b,

h, b, c, ces, d, des, e, es, g, ges, a, as.

Das B Quadrat, ſieht wie eine kleine Leiter von zwei Sproſſen aus, und hebt ein vorgeſezztes Doppelkreuz, oder b wieder auf.

Der Punkt an einer Note, verlängert ſolche um die Hälfte. Ein Bogen über Noten, bindet dieſe geſchleifte Noten, wie durch einen einzigen Atem aneinander.

der. Zwei Striche mit vier Punkten, wiederholen das Vorige; und ein unterpunktirter Bogen beschliſt ein Stükk.

Vorschläge, sind kleine blinde Noten vor den ordentlichen. Manieren nennt man alle Verzierungen. Die vornemsten sind, der Triller, oder zwei nahe, nach einander schnell angeschlagne Töne; sein Zeichen ist über der Note tr, oder eine kleine Welle, die im Mordante durchstrichen wird, und der Doppelschlag, der eine liegende kleine Schlange über sich hat.

Unter der Melodie, verstehet man das angenehme Abwechseln der Töne; und um den Affekt des Vortrages selbst vorzuschreiben, in welchen sich der Spieler sezzen muß, so wird durch die Ueberschrift gleichsam die Deklamation des Stükkes bestimmt. Die gebräuchliche Wörter sind: vivace lebhaft, geschwinde, allegro lustig, presto geschwinde; andante, gehend im Schritte, largo weitläuftig, mesto traurig, adagio langsam, lento träge; durch diese Bewegungen der Finger, oder der Stimme, wird der natürliche Affekt eines Stükkes in sein rechtes Licht gesezzt.

Eine Triole, sind drei verbundne Noten.

Das Klavir leidet keine dumfige Gemächer, alles Holz wirft sich in der Nässe, und der gespannte Resonanzboden verliert dadurch seine Elasticität. Alle Saiteninstrumente, ziehen sich in nasser, und kalter Witterung in die Höhe, und in warmer und trokkner Witterung in die Tiefe. Die Saiten springen also geschwinde, wenn man gleich aus der Winterkälte ans Klavir geht. Giebt es aber wohl in der Natur einen vollkommnen Richton, wornach sich alle Länder richten könnten? Was den Saitenbezug betrift, so nimmt man zum Klaviere; für das Contra f, die Rolle, oder Nummer, so mit drei Nullen bezeichnet ist; zum C der grossen Oktave, die Nummer mit zwei Nullen, zu E eine Null, zu F Nummer

mer 1, zu A Nummer 2. In der kleinen Oktave zu d. Nummer 3, zu g Nummer 4, zu h Nummer 5. In der einmal gestrichnen Oktave, von f an die Nummer 6, bis zum dreimal gestrichnen e; zum dreimal gestrichnen f, wird Nummer 7 aufgezogen. Die Instrumente des Klavirs, sind ein Stimmhammer, die Saiten an den Wirbeln zu spannen, eine Tuchnadel, eine Zange.

Um das Klavir zu stimmen, so stimmt man das einmal gestrichne c, mit dem zweimal gestrichnen c ganz rein; hierauf die einmal gestrichne Quinte g ein wenig gegen das einmal gestrichne c abwerts schwebend; alsdenn folgt die einmal gestrichne Terz e, etwas höher, als es nach dem Ohre sein sollte; denn suchet man zu diesem e seine grosse Terz gis, hierauf die grosse Terz oder das zweigestrichne e. Zum eingestrichnen g, und denn die Quinte d etwas herabschwebend, denn die Oktave oder das eingestrichne d, denn das eingestrichne a (wie alle Quinten) abwerts schwebend. Denn das ungestrichne a die eingestrichne Quinte e; denn das zweigestrichne e, das eingestrichne h als Quinte abwerts schwebend, das ungestrichne h, das eingestrichne is, das ungestrichne fis, die Quinte oder eingestrichne eis, das zweigestrichne cis, eingestrichnes gis, ungestrichne gis, eingestrichne dis, zwei gestrichnes es, eingestrichne b, ungestrichne b, eingestrichne f, abwerts schwebend. Zulezt werden die übrigen Töne oktavenweise nachgestimmt. Man nennet dieses eine Temperatur, und die gemeldete scheinet eine der reinsten zu sein, weil sie für alle Tonarten genau zutrift. Der Staub wird vom Resonanzboden durch einen Blasebalg weggeblasen, und ein zartes Leder, reibt die Nässe von den meßingnen Saiten fort.

Ein Monochord ist ein, mit einer einzigen Saite bezognes Brett, der bewegliche Steg unter der Saite, macht, daß sie nach und nach eine Menge Töne angeben

kann, die nach Graden abgemessen sind. Man stimmet darnach die musikalische Instrumente. Wenn man nämlich die Saite des tiefsten C stimmt, so giebet ihre Mitte auf dem Stege, die Oktave c an; folglich verhält sich das grosse C zum kleinen c, wie 1 zu 2. In drei Theile getheilt, so ist das Drittheil von c, die Quinte g, also verhält sich c zu g wie 1 zu 3. In 4 getheilt, entstehet die eingestrichne C Oktave u. s. w. Die groben Saiten müssen zum Basse lang sein, um grob zu klingen; sie beben langsam, weil sie wenig Schwingungen machen, so wie die gröbste Orgelpfeifen am meisten Materie haben, oder am grössten sein müssen, ehe der Klang alle ihre Theile erschüttern kann. Dagegen machen die Diskantflöten, welche kurz sind, in eben der Zeit vielmehr oder schnellere Schwingungen. Man macht daher die Saiten für alle aufsteigende Töne allmälich in dem Zieheisen dunner: nachdem es die Länge eines jeden Klaviers verlangt. Kurz: jede angeschlagne Saite giebt einem guten Gehöre nicht nur ihren Hauptton, sondern auch, nachdem die grosse Welle ihrer Schwingung, die immer kleinere Schlangen oder Spirallinien macht, geendigt, verschiedene Mitlauter zugleich sanft zu vernehmen. Giebt es also in der Natur wohl einen einzigen, vollkommen reinen, d.i. einförmigen Ton? das Zittern einer Orgelpfeife, wenn sie angeblasen wird, macht, daß weit davon eine Saite auf dem Klavire, oder auf der Violin von selbst in eben dem Tone zu klingen anfängt, wenn sie eine correspondirende Spannung hat. Ich glaube daher, daß wir die ware Temperatur der Natur noch nicht wissen, oder wissen wollen: denn sonst würden die Instrumente alle, ohne Hand mit spielen, wenn man eins von derselben Art spielte.

Die Begleitung, oder der Generalbaß, lehret nach Vorschrift gewisser Zalen, die über den Baßnoten stehen, die Harmonie, oder zugleich gehörte Akkorde d. i.

zu

zugleich die Quinte, Terz, Sext, u. s. w. von derselben Baßnote zu finden, oder vollstimmig zu greifen. Diese Nebenstimmen der Zalen, werden mit der rechten Hand, und im Diskant zugleich angeschlagen.

Den Einklang ausgenommen, (Unisonus) der ohne Zwischenraum ist, so heissen die Intervalle (Zwischenräume) zwischen zween verschiedenen Klängen, nach der Prime (Unisonus), die Sekunde, Terz, Quart, Quint, Sext, Septime, Oktave, None, Decime u. s. w. klingen etliche zugleich angeschlagne Töne, dem Ohre angenehm, so heissen sie Wollauter (Consonanzen) oder unangenem, und dieses sind die Uebellauter (Dissonanzen). Die zwei vollkommne Consonanzen sind, die Oktav, und reine Quinte; die unvollkommne sind, die grosse und kleine Terz, die reine Quart, die grosse, und kleine Sext. Die Uebellauter beleidigen in ihrem Nachklange unser Ohr; sie wollen sich mit den Consonanzen, so wenig, als Oel mit Wasser vermischen, sondern schwimmen gleichsam in den Klängen oben auf. Dieses thut die Sekunde, die übermäßige Terz, die übermäßige Quart, die falsche, und übermäßige Quinte, die übermäßige Sexte, die Septime, die erhöhete, und verminderte Oktav, die None. Folglich müssen diese Uebelklänge, durch einen nachfolgenden Wollauter wieder versüsset werden, welches das Auflösen (resolviren) heißt. Ich werde von den Intervallen nur eine kleine Probe, und nur von C geben, denn die andre sechs Töne haben ebenfalls ihren Intervallenrang. Es sei also c die Prime (Einklang) so ist von diesem c, der Ton d die grosse Sekunde, oder Nachbarin; d mit b vorgezeichnet, ist, die kleine Sekunde, d mit dem Doppelkreuze, die übermäßige Sekunde; e die grosse Terz, e mit einem b vorgezeichnet, die kleine Terz, e mit einem Doppelkreuze, die übermäßige Terz; f die reine Quarte, f mit dem Doppelkreuze, die übermäßige Quart, g die reine Quinte, g mit b vorgezeichnet, die fal-

ſche Quinte u. ſ. w. Alles von C, als dem Flügelmann an, Mann vor Mann gerechnet. Wenn nun cis der Flügelmann iſt, ſo iſt die kleine Sekunde dis, ſein nächſter Nachbar u. ſ. w.

Die Tonleiter iſt diatoniſch, wenn man durch 2 ganze, 1 halben, durch 3 ganze, und einen halben in die Oktave hinauf ſteigt, als das gewönliche erſte Notenalphabet, c, d, e, f, g, a, h, c, und ſo durch alle Töne durch.

Die Chromatiſche Tonleiter, ſteigt von halbem, zu halbem Tone; als: c, cis, d, dis, e, f, fis, g, gis, a, b, h, c. Die Enharmoniſche iſt ſchwerer. Eine gute Temperatur, da alle zwölf Töne gleich weit von einander ſtehen, erſparet dieſe Unterhalbtöne.

Von Tonarten, (Modus) giebt es die harte (groſſe) Tonart, die man Dur nennt; ſie bewegt ſich in der diatoniſchen Leiter, und hat allezeit eine groſſe Terz. Der Moll (weiche) Ton ſteiget durch 1 ganzen, 1 halben, 4 ganze, 1 halben Ton in die Oktave; und enthält eine kleine Terz. Er nimmt im Herabſteigen einen neuen Gang. Es giebt alſo in allem 12 Durakkorde, und 12 Mollakkorde, oder 24 Tonleitern, C dur, C Moll, cis Moll, d dur, dis Moll, des dur u. ſ. w.

II. Die Singkunſt.

Das Singen, unterſcheidet ſich vornämlich vom Reden dadurch, daß es die Silben dehnt, und oft ellenlang durch viele Wendungen durchbieget; zwiſchen dem Reden, welches in ein Paar Tönen, auf, und abſteigt, und am Ende der Periode ſinkt, und dem Dehnen des Singens, iſt das Dekamiren, gleichſam das proſaiſche Recitativ, oder die Mittelſtimme.

Eine gute Stimme, mus helle, rein, voll, biegſam, feſte, leicht, in den meiſten Tönen gleich, und von

ziem-

ziemlichen Umfange sein. Diese Vollkommenheiten kommen darauf an, daß man mit geöfnetem Munde, mit freier Brust, mit einer halblächelnden Mine, jeden Ton deutlich und richtig angiebt, daß diese Stimme stark, ohne Zwang, und also dem Sänger nicht schwer falle, daß sie geschwinde Wendungen, und Uebergänge macht; sie muß im Aushalten der Töne, weder zittern, noch sinken, denn das Sinken, ist der gemeinste Feler der Stimme, man muß den Atem zu schonen, und anzustrengen wissen, die tiefen Töne müssen nicht matter, die feine Töne müssen nicht schreiender, als die Mitteltöne sein, d. i. die Stimme muß gleichmäßig im Gange erhalten werden. Die feinen Töne, welche man über die Sphäre seiner natürlichen Stimme, zur Nachahmung des Diskantes herausbringt, und dieses müssen so gar Frauenzimmer thun, heisset Falsetstimme. Die natürliche Stimme, muß zwei Oktaven, wenigstens in ihrer Gewalt haben. So muß der Diskantiste vom eingestrichnen c, bis drei gestrichnem c; der Altiste vom ungestrichnen f, bis zweigestrichnen f, der Tenor vom ungestrichnen c, bis zwei gestrichnen c; und der Bassiste vom tiefen F, bis eingestrichnen f fortgehen können.

Nach dem funfzehnten Jahre, ändert sich in beiden Geschlechtern die Stimme, sie wird etwas gröber; weil die Bänder, und Ränder der Luftröhrenspalte alsdenn wachsen, und eine Steifigkeit an sich nehmen. Der Schnupfen, die Erhizzung, und Erkältung, die Heiserkeit, schadet der Stimme am meisten, und der Vormittag ist die beste Zeit zu den Singestunden.

Die tiefste Stimme der Männer, heißt der Baß (Basso, Bassecontre,) die etwas höhere, Tenor (Tenore, Taille) die tiefste Knabenstimme, Alt (Contralto, haute contre) die feine Frauenzimmerstimme, der Diskant, oder Sopran (Canto, Soprano, le Dessus).

Ein **Triller**, ist eine schnelle Abwechselung zweier benachbarten Töne, sonderlich vor dem Schlußtone eines Stükkes, auf dem Klavire ist von jeder Taste bis zur andern, oder von einer Obertaste, bis zur benachbarten Untertaste, ein halber Ton oder Intervall; so ist von c bis cis, ein halber Ton, also von c bis d, schon ein ganzer Ton; von e bis f, ein halber, weil zwischen beiden keine Obertaste liegt u. s. w. Man sehe die zwölf Klaves, oder halben Töne einer Oktave auf dem Klavire an. Es ist schon erwänt, daß nur die Primen Oktaven, Quarten, und Quinten darinnen **rein** d. i. vollkommen; die Sekunden, Terzen, Sexten, und Septimen, aber bald **gros**, bald **klein** sind. Ehedem schrieb man die Noten nicht wie jezzo, als Nägel oder Klammern, sondern mit Buchstaben, die über sich bald einen, zwei oder drei Striche bekamen, und dieses hies die Tabulatur, davon schrieb man die grosse **Oktave**, mit grossen lateinischen Buchstaben, die **Kleine**, mit kleinen lateinischen Buchstaben, die **eingestrichne** eben so, nur über jeden Buchstaben einen Queerstrich, die zwei **gestrichne** eben solche lateinische Buchstaben, jeder mit zwei Queerstrichen über sich u. s. w.

Das Kunstwort **Modus** (Tonart) so in **Dur** (hart) oder **Moll** (weich) eingeteilt wird. Jedes Wort, in jeder Sprache, besteht aus einer oder mehr Silben; aber diese Silben spricht man nicht alle gleich lang aus, sondern eine ist darunter in der Aussprache immer lang, die andre kurz. Z. E. im Worte Singechor ist die erste Silbe **Sin** lang, **ge** kurz; in Orchestre ist die Silbe **Or** kurz, oder halbverschlukkt, aber **Chestre** lang; wie hier die Stimme auf mancher Silbe länger aushält. Schreibt man nun Noten auf das Liniensistem, so macht man z. E. nach einem Paar Noten, durch alle fünf Linien einen Queerstrich, welcher **Taktstrich** heist, den der Taktschläger durch das Niederschlagen, und Aufheben

der

der Hand andeutet. Die Hand schlägt bei zwo Noten mit der langen Note herab, und mit der kurzen herauf; indem von zwei Nebennoten von gleicher Gestalt, und Werte, die eine ihrer innerlichen Natur nach lang, und die andre kurz ist. Jeder Taktstrich, stehet also allezeit unmittelbar hinter einer kurzen, und vor einer langen Note, und jede lange Wortsilbe muß auf einem langen, jede kurze, auf einem kurzen Takttheile zu stehen kommen. Gesezzt, der Text fängt sich mit einer langen Silbe an, so fängt sich die Melodie mit dem Niederschlage an; ist die erste Textsilbe kurz, so muß die Melodie vor dem Niederschlage (Taktstrich) eine Note voran gehen lassen, und so fängt sich der erste Takt nur mit einer Note an, wenn die folgende Takte zwo solche Noten in sich fassen.

Daß die Vorsezzung des **Doppelkreuzes**, eine Note um einen halben Ton erhöhe, und die Endigung is derselben anhänge; daß das lateinische b, B vor einer Note, selbige um einen halben Ton in es degradire, d. i. vertiefe; daß das so genannte **Viereks** B diese Gradation, oder Degradation wieder aufhebe, daß zwei Doppelkreuzer vor einer Note, selbst entweder das eine Doppelkreuz, oder das zwei Vertiefungs B noch um einen halben Ton erhöhn, und erniedrigen, daß grosse halbe Töne, von cis zu d, oder von c zu des; hingegen kleine halbe Töne zwischen e und f, oder zwischen h und c vorkommen, ist bereits erinnert worden. Ein lange ausgehaltner Ton, der schwach anfängt, nach und nach bis zur vollen Stärke anwächst, und endlich nach und nach wieder abnimmt, wird in der Sprache der Italiener, Messa di voce, Aushaltung, genannt.

Der **Akkord**, (Dreiklang) besteht aus dem Grundtone, der Terz, und Quinte; dieser Akkord ist **hart** (dur) wenn die reine Quinte, die grosse Terz vor sich hat; und er ist **weich**, wenn die kleine Terz vorangeht. **Canon**,

heißt ein einſtimmiger Geſang zum Scherze, den mehrere Stimmen hintereinander, als ob es vierſtimmig geſezzt wäre, anfangen, und ſingen. Die Zeit wenn jede Stimme einfallen ſoll, bekömmt ihr Zeichen über der Note mit dem gewöhnlichen Paragraphzeichen.

Eine Cadence, bekömmt ihren angewieſenen Plazz über der dritten Note vom Ende eines Stükkes, durch einen Bogen, der gleichſam einen Punkt zum Centro unter ſich hat. Sie iſt ein willkürlich, jedoch künſtliches Laufwerk der Kehle, welches den Zuhörer zu einem Triller, und Händeklatſchen vorbereitet.

A mezza voce, mezzo forte, m. f bedeutet, unterhalb den Noten, mit halber Stimme, forte f; mit ſtarker; piano ſachte, poco piano etwas ſchwach ſingen. Eine Triole, ſind drei zuſammengehängte Noten, über die ein Bogen mit der Zal 3 gezogen wird. Am Ende eines Stükkes deutet der Bogen, mit ſeinem Punkte das Aushalten, oder die Ruhe (couronne) als ein Finalzeichen über dem Schlußtone an.

Die Vorſchläge gehn ſowohl von oben als von unten, als kleine Zieraten vor den Noten voran, und ſind einfach, oder gedoppelt; ſind es drei vor der Note, ſo heiſſen ſie ein Schleifer. Der Triller hat einen, oder keinen Nachſchlag; der halbe Triller heißt Prälltriller, und ſein Zeichen iſt eine kleine liegende lange Welle über der Note; der Mordant, iſt eben ſolche Welle, nur durchſtrichen. Eine Trillerkette, wenn Töne, die ſucceſſive ſteigen, oder fallen, jeder einen Triller bekömmt. Paſſagen, ſind kernhafte Stellen, wie ein Denkſpruch, darunter gehöret die Rükkung, (Sincopation) wenn eine Note zweimal hintereinander ſteht, und einen bindenden Bogen über ſich trägt. Ein Meliſma (Silbendehnung) bekömmt zu einer einzigen Silbe oft ganze Reihen Noten, oder eine Menge Läufer, Sprünge, Brechungen, (Arpeggiaturen); dazu dient nur

ein

ein langes, vielbedeutendes Wort. Das Recitativ ist eine deklamirte Erzälung einer Handlung, die man auf dem Flügel mit Akkorden, oder auch mit Saiten, und Blaseinstrumenten accompagniret (begleitet).

Die Namen der musikalischen Stükke sind bereits erwänt worden; ihre Zusäzze z. E. con spirito mit Feuer, cantabile singend, grazioso annemlich, lamentoso klagend, mesto traurig, grave ernsthaft u. s. w. sind ebenfalls italienisch; indem Italien bisher das Vaterland der Virtuosen, sonderlich der Sänger ist. Eine Arie besteht aus zwo Hälften, deren erste wiederholt wird. Dieses deutet das Wort Da Capo, von Anfange, an; oder es deuten die Worte: dal Segno, mit Paragraphenzeichen u. s w. diese Wiederholung an.

Eine Arie, ohne Wiederholung und nur aus einem Theile, heißt Ariette. Ein Duett, wird von zwo, ein Terzett von drei, ein Quartett von vier Singestimmen zugleich gesungen; ein Chor singt ebenfalls mit vier Stimmen, diese Stimmen aber sind sehr besezzt, und singen meist immer einerlei Worte. Eine Cantate ist merenteils für eine Stimme gesezzt, die Oper, dieses prächtige Singspiel, hat im Kleinen die Operette, und im Kurzweiligen die comische Oper zu Nachamerinnen bekommen. Ein Pastoral, singt von Schäfern, und ein Oratorium besingt, wie der Todt Abels von Rolle, der heut zu Tage im angenemen, leichten, und vielstimmigen Sazze, einer der gröſten Singecomponisten, nebst dem berümten Hiller, und Wolf ist, geistliche Geschichten. Dergleichen dramatische Einrichtung eines Oratorii, hat auch Rollens Gewalt der Musik, Abraham auf Moria, Davids Sieg im Eichthale. Die Motette hat einen biblischen Spruch für die Stimmen zum Texte, und enthält Fugen. Eine Fuge, ist eine Wechselung der Töne, die einander auf dem Fusse nachfolgen, und ihre vorangehende Flüchtlinge in versezzten Tonarten einzuholen

holen ſuchen. Die Hymnen, dergleichen das Te Deum iſt, der Choralgeſang in vier Stimmen, gehören für das Orgelchor.

Der Chorton, iſt der höchſte, wornach man die Orgel, und Inſtrumente des Kirchenchors ſtimmet. Der Kammerton iſt um anderthalb Töne tiefer, der Kapellenton wieder um 1 ganzen Ton, und der Franzton noch tiefer, oder von allen der tiefſte.

Die Baukunſt.

Man theilt ſie in die gemeine, und zierliche Baukunſt. Die gemeine Baukunſt iſt die Kunſt, die gewöhnlichen Häuſer, und ſchlechten Gebäude zu bauen; wir haben in dem Artikel von der Mäurerei davon geredet.

Die zierliche Baukunſt, beſtehet aus einer viel feineren Ordnung: ſie hat die groſſen Gebäude zum Gegenſtande, dergleichen ſind die Kirchen, die Palläſte, und die öffentlichen Denkmähler: ſie enthält verſchiedene Arten zu bauen in ſich, die man in der Baukunſt, Ordnungen nennt. Dieſe Wiſſenſchaft iſt ein Zweig der Mathematik, weil ſie die Verhältniſſe erklärt, die man den Theilen eines Gebäudes geben muß. Uebrigens hat die Einbildungskraft der Menſchen, und die Mode die Verhältniſſe feſtgeſezt, welche die Baumeiſter beobachten.

Die Baukunſt, iſt nach dem gewöhnlichen Verſtande dieſes Worts, die Kunſt zu bauen, und die Zierraten dieſer Kunſt anzubringen. Man unterſcheidet in ihr zwei Arten, nämlich die alte, und neue Baukunſt. Die alte Baukunſt iſt von den Griechen erfunden worden. Sie haben die beſten Vorſchriften zu der Baukunſt, und die ſchönſten Modelle in dieſer Art gegeben: von ihnen haben die Römer, die Vortreflichkeit

dieſer

dieser Kunst gelernt, und bis zum Verfall ihres Reiches ausgeübt. Seit drei Jahrhunderten haben wir sie wieder hervorgesucht, und heut zu Tage haben wir keine andere, als eben diese. Was man die neue Baukunst nennt, ist diejenige, welche uns die Gothen aus den nordischen Ländern im zwölften Jahrhunderte mitgebracht haben, und dieses nennt man die Gothische Bauart. Sie besteht in einer verwirrten Menge kleiner Zierraten. Alle unsere alten Kathedralkirchen sind Beispiele davon.

Unter den Lateinern ist **Vitruv** derjenige, der die schönsten Vorschriften in der Baukunst gegeben hat: und unter den Franzosen **Philibert von Lorme, Blondel, Vignole**, u. s. w.

Man unterscheidet drei Arten in der Baukunst: nämlich die bürgerliche, die Kriegs- und Schiffsbaukunst. Die bürgerliche, giebt Vorschriften, zu den öffentlichen, und Privatgebäuden. Die Kriegsbaukunst, betrift die Befestigungen der Plätze, und alles was mit dem Kriege in Verhältniß steht. Die Schiffsbaukunst, hat das Bauen der Schiffe, und alles was dazu gehört, zum Gegenstande.

Man hat fünf Ordnungen in der Baukunst. **Ordnungen**, heiſſen verschiedene Zierraten, Maasse, und Verhältnisse der Säulen, Gebalke, Pfeiler, und Säulenfüsse, welche die grossen Gebäude zieren. Drei von diesen fünf Ordnungen kommen von den Griechen: nämlich die Dorische, die Jonische, und die Korinthische Ordnung. Die beiden andern, welches die Toskanische, und die Komposita ist, kommen von den Römern her.

Die **Dorische Ordnung**, ist die zweite Ordnung in der Baukunst: sie gehört zwischen die Toskanische, und Jonische Ordnung. Die Dorische Säule hat acht Durchmesser zu ihrer Höhe: ihr Kapitäl, und ihr Säulenfuß sind reicher an Gliedern, als die Toskanische Säule: ihre Zierraten sind die Zwischentiefen, und Triglifen (Dreischlizzen). Man nennt Zwischentiefen, diejenigen

Zwi-

Zwischenräume, oder das Vierekk, welches man zwischen den Balkenköpfen des Frieses läßt. Die Triglifen, sind Vorragungen mit länglichen Ausschnitten nach kleinen Winkeln. Uebrigens muß die Säule sechs mahl höher als dikk sein.

Die Jonische Ordnung ist viel zärter, als die Dorische: ihr Verdienst bestehet in mittelmäßigen Verzierungen, und in einer Uebereinstimmung, die sehr gefällt: ihr Kapitäl ist sehr schön wegen der zwei Schnekken, die sich in den Ekken befinden, und die einen angenehmen Eindrukk machen. Ihr Gebälke ist so einfach, als alles übrige: ihre Bauart wird nach drei Seiten eingetheilt. Ihr Karnies ist gemeiniglich wegen seiner Natürlichkeit, sehr gut angegeben.

Die Korinthische Ordnung stellet einen sehr prächtigen Anblikk dar: durch das Kapitäl erhebt sie sich sehr über alle andre Ordnungen: das Kapitäl bestehet in einer grossen runden Vase, die von unten her mit zwei Reihen gewisser Blätter künstlich überlegt ist, und deren Fall stufenweis übereinander geht. In der ganzen Einrichtung herrscht eine sanfte Anmuth, die sich besser empfinden, als ausdrükken läßt.

Das Gebälke ist derjenige Theil der Ordnung, welcher über den Säulen liegt. Es bestehet aus dem Architrab, der einen Unterbalken vorstellt, und auf dem Knauf, der Säule ruht; aus dem Fries, der den Dachboden des Gebäudes vorstellt, und zwischen dem Architrab, und dem Karnies ist: aus dem Karnies; dieses bestehet aus verschiedenen Zierraten, die eine vor der andern hervorspringen: das Karnies dekkt, und endigt das ganze Werk.

Der Säulenstuhl ist ein vierekkigter Körper, der drei Theile hat: nämlich den Fuß des Säulenstuhls, der auf der Erde steht, den Würfel, der über dem Fuß des Säulenstuhls ist; und das Postamentgesimse, welches dem

dem Säulenſtuhle zum Poſtamente, und zum Karnies dient. Wenn die Ordnung Poſtamente haben ſoll, ſo theilt man jede Höhe in neunzehn gleiche Theile ein, und man giebt zwölf Theile der Säule nebſt ihrem Säulenſtuhle, und Kapitäl; drei dem Gebälke, und vier dem Poſtamente. Wenn die Ordnung ohne Poſtament iſt, ſo theilt man nur die Höhe in funfzehn Theile, und giebt zwölf der Säule, und drei dem Gebälke. An den Kapitälern erkennt man vornemlich die fünf Ordnungen in der Baukunſt.

Die Doriſchen, und Toskaniſchen Säulen haben nur an ihren Kapitälern Glieder, die wie Ringe ausſehen, und oben darauf iſt ein plattes, und viereckiges Stükk, welches man Quadratplatte nennt. In der Doriſchen Ordnung aber iſt der Fries mit Triglifen geziert, dieſes ſind längliche Dreiekke, welche die Spizzen verſchiedener Queerbalken, die einen Boden ausmachen, vorſtellen. In der Toskaniſchen Ordnung iſt der Fries glatt.

Das Joniſche Kapitäl, wird an den Schnekken unterſchieden, die ſich in Spirallinien winden, ſie gleichen einem Widderhorne, und kommen unter der Quadratplatte hervor.

Das Korinthiſche Kapitäl, iſt mit zwei Reihen geziert, die jede acht Blätter, und acht Schnekken hat, die zwiſchen den Blättern hervorkommen.

Das Joniſche Kapitäl, beſtehet aus dem Korinthiſchen, und Jontſchen Kapitäl, und aus vier groſſen Schnekken, welche unter der Quadratplatte herauszukommen ſcheinen.

Die Theile einer Säulenordnung müſſen, als die Theile des Gebäudes ſelbſt angeſehen werden. Sie müſſen alſo angewendet werden, daß ſie nicht nur das Gebäude zieren, ſondern es auch ausmachen. Das Daſein des Gebäudes muß nur von ihrer Verbindung abhängen,

Erstens, muß man von den unteren Ordnungen alles weglassen, was die Vorstellung, und den Begriff von einem Dache geben könnte, weil es ungereimt sein würde, über dem Dache zu bauen. Zweitens, muß die schwerste Ordnung immer unten, und die leichteste oben angebracht werden: denn die Natur schreibt uns diese Regel selbst vor. Drittens, so viel Stokkwerke ein Gebäude hat, so viel Bauordnungen muß man dabei anwenden; denn wenn eine einzige Ordnung verschiedene Stokkwerke durch geführt werden sollte, so würden diese Stokkwerke nur zu niedrigen Gesindekammern taugen, und dieses würde schlecht ins Auge fallen. Da nun der Architrab allein, den Begriff vom Boden macht, so muß man zu jedem Boden einen Architrab, und folglich auch eine neue Ordnung haben. Viertens, wenn man zwei Ordnungen über einander sezzt, so muß man sie gehörig stüzzen, weil es sonst der Natur zuwiderlaufen würde: also müssen die Achsen der oberen, und unteren Säulen senkrecht stehen, und eine, und eben dieselbe Perpendikularlinie ausmachen.

Die Thüren, und Fenster.

Die viereckige Form ist für beide die einfachste, und bequemlichste, weil sich alsdenn ihre Flügel mit vollkommener Freiheit öffnen lassen, ohne einen Hinterbogen in der Mauer machen zu dürfen. Die offnen Thüren, müssen zu den Triumphbögen aufbehalten werden, zu welche sie der Gebrauch eingeweiht hat. Die Fenster müssen immer in den grossen Gebäuden, zum Exempel, in den Kirchen, unter dem Gebälke stehen. Wenn man sie über das Karnies sezzt, so sind es nur Dachfenster: unterdessen ist dieses doch der Fehler fast aller unserer heutigen Kirchen.

die wie ein Karnies ausſieht, und öffnet ſich in dreiekkiger, oder kuzeliger Form, das heißt, es iſt oben rund.

Die Träger, ſind eine Art von Karnies oben auf an einer geraden Mauer, auf welcher die Schwiebögen aufliegen.

Die Zwiſchentiefen, (Metopen) ſind viereckige Räume, ſo zwiſchen den Triglifen des Frieſſes ſtehen.

Die Kragſteine, ſind kleine Sparrenköpfe, die unter der Dekke des Korinthiſchen Vierekks liegen, und es zu unterſtüzzen ſcheinen.

Der Obelisk, iſt eine vierſeitige Piramide, die oben ſpizz zu läuft, und einigen öffentlichen Plätzzen, wie der in Berlin am Döhnhofiſchen Plazze, als ein Meilenzeiger zur Zierde dienet, und man pflegt ſeine Tafeln mit Aufſchriften zu verſehen.

Der Säulengang, iſt ein Gebäude, welches mit Säulen umgeben iſt, die in ſeinem innwendigen Umkreiſe frei ſtehen.

Der Säulenſtuhl, iſt der untere Theil der Säule. Er iſt ein viereckiger Körper, der einen Fuß, und Karnies hat, ſo die Säule trägt, und ihr zur Unterlage dient.

Ein Pfeiler, iſt eine viereckige Säule, die nur mit dem kleinſten Theile ihrer Breite, aus der Mauer herauszuſteigen ſcheint: dieſer Pilaſter hat eben die Verhältniſſe, und eben die Zierraten, als die Säule welche er vorſtellt: er hat ebenfalls ſeinen Fuß, und ſein Kapitäl. Es giebt Pfeiler mit Rinnen, andere mit erhabenen Streifen, und mehrere Arten davon.

Die Platte, iſt das erſte viereckige Glied von jedem Säulenfuſſe: ſie gleichet einem groſſen Ziegelſteine, der juſt gerade auf ſeiner Länge ſteht.

Der gewölbte Gang, (Portique) iſt eine tiefe Gallerie, die zwiſchen den Säulen, und Schwiebögen läuft.

Die Piramide, ist ein fester Körper, der einen breiten, und viereckigen Fuß hat, und sie geht spizz zu. Man errichtet Piramiden, um das Andenken einer grossen Handlung, durch verschiedene Tafeln, und Aufschriften, die man darauf sezzt, zu verewigen.

Erträglich machen heißt, zwei Dinge mit einander vereinigen, die nicht zum Vereinigen gemacht sind, ohngeachtet sie sich nicht neben einander zu schikken scheinen.

Der Vorsprung, ist ein Glied in der Baukunst, welches vor den übrigen hervorragt, indem es sich anstatt mit denselbigen in eins fortzulaufen, vor ihnen gleichsam hervordrengt.

Der Fuß des Säulenstuhls, ist ein massives Viereck, auf welchen man ein Gebäude, oder einen Theil desselben aufführt.

Das Brustbild, ist eine Art von Büste, so weder Aerme, noch Beine hat; es ist oben mit einer Figur, oder Satirkopfe geziert, welcher sich unten als eine Säule, oder dünner Fuß endigt: man zieret die Gärten damit, oder man unterstüzzet in den grossen Gebäuden die Gewölbe damit, und alsdenn heissen sie Atlanten (Lastträger).

Die Triglifen, sind lange, und viereckige Glieder, die an dem Dorischen Friesse hervorliegen, und sie haben zwei dreieckige Vertiefungen an ihrer Mitte.

Der dreieckige Giebel, ist die Hauptfigur, oder die Mitte einer Vorderseite (Fronte,) die mit dem Friesse waagerecht liegt oder es ist auch derjenige eingeschlossene Raum, der zwischen den drei Karnissen einer dreieckigen Vorderseite liegt.

Die Schnekke, ist eine Art von Windung, die sich wie eine Spirallinie aufrollt, und die man am Jonischen Kapitäl siehet.

Die

Die halbzirklige Wölbung, ist die, welche einen vollkommenen Zirkel ausmacht. Die flache Wölbung, (gedrükkte Bogen) ist kleiner als das halbzirklige Gewölbe.

Die bürgerliche Baukunst, diese Schwester der schönen Künste, hat einen dreifachen Endzwekk, welcher ist, dem Gebäude, die Schönheit, Gemächlichkeit, und Stärke zu geben. Die Schönheit, kömmt auf die Vollkommenheit in der Anordnung der Gebäude, in den wesentlichen Stükken, und in der äussern Verzierung derselben durch Bildhauersachen, Gesimse, besonders aber durch die fünf Bauordnungen an. Die Bequemlichkeit, ordnet alles an seinem rechten, und brauchbarsten Orte an. Z. E. die Treppen, die Fenster den Gebrauch des Feuers, und Wassers. Die Stärke, beziehet sich auf die Festigkeit, und Dauer des Gebäudes, und dahin gehört eine sichere Grundlage, nach der Verschiedenheit des Erdbodens, und nach der Last des Gebäudes, die Wände von Stein, oder Holz, nach den Regeln der Stärke übereinander zu sezzen, oder die Last auf Bogen, Wiederlagen, die von Bestande sind, zu verteilen.

Abgesägte Bäume, die man in den ältesten Zeiten, unter die Ekken der Hütten, als Stüzzen zog, gaben zu den heutigen fünf Ordnungen Anlaß. Darunter ist die Toskanische, die stärkste, aber auch die schlechteste; die andren werden, in der Ordnung immer schwächer, höher, aber zierlicher, wie sie hier folgen. Man kennt jede Säulenordnung an dem Kapitäle, d. i. am Knaufe, der oben auf jeder Säule unmittelbar aufliegt. Die Dorische, erkennt man über dem Kapitäle an den Dreischlizzen, oder dreiekkigen Stäben; die Jonische, an den zwei Schnekken im Kapitäle, die Korinthische an einigen Reihen Blättern, und vier Schnekken; die Römische, an zwei Schnekken, und Blätterreihen: die-

sen fügen einige noch die Deutsche zu, die vier Schnekken, und eine Reihe Laub hat.

Vignole, sezt wenn er die Fassade eines Gebäudes verzieren will, durch eine Ordnung, folgende allgemeine Verhältnisse der Haupttheile feste: wird die Höhe der Säule gegeben, so theilt er diese Höhe in zwölf gleiche Theile. Eindrittheil, d. i. $\frac{4}{12}$ geben die Höhe des Postaments, ein Viertheil, d. i. $\frac{3}{12}$ zur Höhe des Hauptgesimses. Wenn ich also die Höhe weis, wohin eine ganze Ordnung kommen soll, so theile ich solche Höhe in 19 gleiche Theile, deren die 4 untersten dem Postamente, die 12 mittelsten der Säule selbst, die 3 oberen dem Gebälke (Hauptgesimse) gehören. Soll die Säule kein Postament haben, so wird die ganze Höhe der Säule, und des Gebälkes in 5 gleiche Theile getheilt. Davon gehören 4 der Säule, der fünfte dem Hauptgesimse zu. Ausserdem versieht man noch die Säule, mit einem willkürlichen Untersazze.

Erklärung der Figuren auf der Tafel 1 von der bürgerlichen Baukunst.

Figur 1 stellet die gewönlichste **Glieder** der Säulen, und Gesimse vor; darunter ist:
a ein Plättchen (filet, reglet). b die Platte (bande, ourlet). c Stäbchen (baguette, astragale). d Stab (Pful,) kleine tore). e grosse Stab (grosse tore). f Wulst, Viertheilstab (quart de ronde). g Holkehle (cavette, chimaise), h doppelte Holkehle (Einziehung). i Karnies (talon, doucine) nebst dem umgekehrten Karniesse. k der Ablauf.

Wie diese Glieder gezeichnet werden müssen, deuten ihre blinde Linien zugleich an.

Figur 2, lehret eine Säule z. E. die **Toskanische**, von Anfang an, zu zeichnen, und so werden alle Säulen, nur nach andren Maaßen, auf dem Pappier entworfen. Also ziehet mitten auf dem Pappiere, wo die Säule hinkommen soll, eine senkrechte Linie mit dem Bleistifte a b;

diese

diese theilet, nach dem **Vignole** in $22\frac{1}{2}$ gleiche Theile ein, damit das Pappier zureichen möge. Stechet von unten, oder von a an $4\frac{2}{3}$ solcher Theile, für das Postament ab, in c. Von da sezzet 14 solcher Theile für die Säule in die Höhe, auf der blinden Linie a b d. i. stechet den Punkt d ab, ohngeachtet ich hier in der Figur, wegen Mangel des Raumes, den Säulenschaft abschneiden müssen, von d sezzt man $3\frac{1}{2}$ Theil für das Hauptgesimse oder Gebälke in e.

Um nun den Maasstab zu finden, d. i. den Modul, womit man der ganzen Ordnung ihre Proportion giebt, so giebt von den 14 Theilen der Säule, ein solcher Theil den Modul, oder das Maas her. Diesen theilt man, nach dem **Sturm** in 30 Theile bei f.

Um nun die Säulenglieder, einzeln von unten auf in die Höhe zu tragen, so nehmet vom Maasstabe, mit dem Zirkelfusse, folgende Theile, einer nach dem andern ab, wie die folgende Tabelle angiebt, und sezzet sie einen, über den andern.

Tafel aller Theile der **Toskanischen** Ordnung, der **Höhe**, und der **Breite** (Vorstechung) nach. Vom untersten Punkte der Linie (Centrallinie, Säulenachse a b) bekömmt hinauf.

Fuß des Säulenstuhls (le Soc.)

	Höhe.		Vorstechung.
Platte (Plinte)	30 Th. des Mod. bei f. 2 u. L.		54½.
Plättchen verkerte	2½	n. 2	53½
Karnis	7½	n. 3	46
Plättchen	1	n. 4	46
Anlauf	4	n. 5	44

Der Wülstel (le)

	3 Modul		42½
		bis n. 6	

Volutenstabgesimse (cimaise).

Ablauf	4	n. 7	44
Plättchen	1	n. 8	46
Pful	6	n. 9	50
Platte	7½	n. 10	56½
Plättchen	4	n. 11	57½

Säulenfuß (base).

Platte	22½	n. 12	41½
Platte	15	n. 13	40
grosse Stab	15	n. 14	40
Plättchen	3	n. 15	32½

Schaft (tronc).

Anlauf	5	n. 16	30
Schaft (Stamm fut)		n. 17	
hat 15 Modul unten 1 M. oben 24. (tronc fut).			
Ablauf	4	n. 18	24

Kapitäl (Chapiteau)

Plättchen	2	n. 19	27
Stab	5	n. 20	30
Hals (Platte)	10	n. 21	24
Plättchen	1	n. 22	25
Plättchen	1	n. 23	26
Plättchen	1	n. 24	27
Wulst	7½	n. 25	32
Platte	6	n. 26	33
Ablauf	2	n. 27	33
Plättchen	1½	n. 28	34

Vor-

Hauptgesimse (Gebälke, entablement).

		Höhe.		Vorstechung.
Architrav (Unterbalken, Carchitrave.)	Platte	15	n. 29	24
	Oberplatte	20	n. 30	25
	Plättchen	1	n. 31	26
	Oberplatte	4	n. 32	27
Der Fries (Borden frise.)		1 Mod. 6 Th.	n. 33	25
Der Karnis (Kranz, la Corniche.)	Platte	4	n. 34	26
	Platte	4	n. 35	27
	Plättchen	1	n. 36	29
	Platte	5	n. 37	32
	Plättchen	1	n. 38	33
	Wulst	6	n 39	37
	Platte	6	n. 40	66½
	Ablauf	3	n. 41	
	Platte	3	n. 42	68
	Karnis	8	n. 43	
	Oberplatte	3	n. 44	76

Wenn nun die ganze Höhe aller Säulenglieder von a bis b auf die Mittellinie der Toskanischen Ordnung, der Tabelle gemäs, stufenweise übereinander abgestochen worden; so ziehet man aus allen diesen Punkten mit der untersten Grundlinie a, lauter Parallellinien, auf denen man, nach der Tafel, unter dem Titel, Vorstechung, an beiden Seiten die Modultheile ebenfalls abstücht, und nach der Natur eines jeden Gliedes, siehe Fig. 1, an den Enden abrundet, oder flach machet. Zulezt wird alles mit der Reißfeder, und Tusche ausgezogen, und mit dem Pinsel verwaschen, oder tuschirt.

Fig. 3, ist das **Dorische Gebälke.** Dieses zeigt sich vor andern Ordnungen, durch die 6 dreiekkige Zapfen (larmes, campanes, gouttes, Tropfen) am Architrabe, und durch die 2 ganze, und 2 halbe Dreischlitzen

(Triglifen, Dreiekksprifmata) a. Ihre groſſe Zwiſchenräume, heiſſen metopes (Zwiſchentiefen).

Fig. 4. Joniſche Kapitael und Gebälke. Am Kapitael, erſcheinen zwei Schnekken a. Am Karniſſe eine Reihe viereckiger Kälberzähne b.

Fig. 5. Die deutſche, nach dem Sturm, hat im Kapitäle zwei groſſe, und eben ſo viel kleine Schnekken a, unter denen eine kurze Reihe Blätter ſteht. Im Karniſſe ſtehen Sparrenköpfe, b (Modillons) und ein dergleichen an der Seite c.

Fig. 6. Die römiſche, (compoſite) mit zwei Schnekken (volute) a, und zwei Reihen Blättern darunter. Oben im Karniſſe, ſind die Sparrenköpfe b, einer dergleichen von der Seite iſt bei c.

Fig. 7. Die Korinthiſche Ordnung, mit zwei groſſen, und zwei kleinen Schnekken b, und darunter drei Reihen Blätter a; im Karniſſe ſind Kragſteine c, d. i. wie Rollen verzierte Balkenköpfe.

Fig. 8. Eine Toskaniſche Kaminverkleidung. Fig. 9. Toskaniſches Geländer. Fig. 10. Toskaniſches Thürengeſimſe. Figur. 11. Toskaniſches Impoſt, d. i. Bogenträger. Fig. 12. der Grundriß des unterſten Stokkwerkes von Fig. 13. daran iſt a die Hausthüre b b Fenſter, c d e f. vier Vorderzimmer, g h k Hinterſtuben i die Küche, l Treppe ins zweite Stokkwerk, m m Stubenöfen, n Feuerheerd. Fig. 13. das Gebäude dazu. f 14 gebrochnes Dach (a la manſarde).

Einige Regeln für die Baukunſt. Erſtlich, für die Bequemlichkeit.

1) Die Abſicht des Bauherren, wozu er ein Gebäude anwenden will, erfordert, daß man aus einem Theile, ohne Ungemächlichkeit, oder Schaden in den andern kommen möge.

2) Die Treppen, auf denen man aus einem Stokkwerke, in das andre ſteigt, müſſen ein hinlängliches Licht haben,

haben, ohne Ermüdung bestiegen werden, und nach den Lasten, die man hinauf zu tragen hat, proportionirt werden. Die Stufen sind alle gleich hoch, und gleich breit, höchstens 6 Zoll hoch, und bis 14 Zoll breit. Es giebt Haupttreppen, Nebentreppen, gerade Wendeltreppen mit und ohne Ruheplätzen, oder Absätzen (gebrochne) einfache, oder doppelte Treppen. Die Haupttreppe, und Hausthür sind gleich breit.

3) Die Thüren der Hauptgemächer, sind wenigstens 4 Fus breit, und 8 Fuß hoch; man hat noch Nebenthüren, und geheime.

4) Die Fenster bringen mehr Licht ins Zimmer, wenn sie hoch sind, und der Brustlehne, giebt man 3 Fuß Höhe; da die Fenster wenigstens 4 Fuß breit, und doppelt so hoch sind.

4) Die Feuermauren, oder Schorsteine werden durch alle Küchen der Stokkwerke hindurch geschleift, mit Zungen versehen, und oben aus dem Forste hinausgeführt, um den Rauch der Heerde, Kamine, und Oefen zu zerstreuen. Der Grundriß eines Hauses, zeichnet mit geraden Linien die Länge, und Breite aller mit Mauren eingeschlossenen Räume eines Gebäudes (ichnographia, epure) wie Fig. 12.

Regeln zur Dauer, wieder die Anfälle der Witterung, des Windes, Regens, und des Feuers.

1) Alle Mauren, die die Last des Daches tragen, drükken senkrecht auf den Erdboden; also liegt so zu reden, das ganze Haus, auf dem Erdboden; weichet nun der Grund, an einer einzigen Stelle aus, so wanket die allgemeine Verbindung aller übrigen Theile, nach dieser Stelle zu. Also gräbt man die Erde so tief zum Grunde aus, bis derselbe vollkommen feste, oder hart ist. Zu der Maurerei, und dem Zimmerwerke, muß man die Güte aller Baumaterialien wohl kennen; diese sind Bauholz, Sparren, Latten, Pfosten, Dielen, Steine, Kalk, Sand,

Sand, Lehm, Rohr, Haar, Drat, Gips. Jede Laſt wird ſenkrecht aufgelegt, und die kleinſte Laſt, muß ihre ſichre Stüzze bekommen; dieſe Träger ſind freie Säulen, Wandſäulen, (eingemauerte) wenn ſie rund ſind, und Pfeiler, oder Wandpfeiler wenn ſie viereckig; oder Grundſchwellen, Plattſtükke, Saumſchwellen, Dachſchwellen, Balken u. ſ. w. die man durch Riegel, Bänder, Nägel, Zapfen, und Klammern verbindet.

2. Ein Hauptdach, dekkt das ganze Gebäude; ein Wetterdach (über Kramläden) nur einige Theile deſſelben, Regen und Schnee wird dadurch abgehalten, ſonderlich von den abhängigen Dächern. Pultdächer, ſind nur auf einer Seite abhängig; Satteldächer, auf zweien; Zeltdächer auf vier Seiten; gerade, ſind geradlinig, Kuppeldächer krum ausgeſchweift (Hauben); gebrochen (a la manſarde) für zwei Boden gebrochen; Altanendächer ſind nur flach, und zum Spazzieren angelegt. Der Dachſtul trägt, als ein Geribbe, das ganze Dach.

Regeln zur Schönheit 1) der Theile. Man proportionire die Breite, und Höhe jeden Theils auf eine Art, die dem Auge angenem, und natürlich iſt. Der Menſch iſt mehr als zweimal höher, als er breit iſt; man machet alſo die Thüre, und Fenſter zweimal höher, als ſie breit ſind, um im Fenſter bequem zu liegen. Alle Thüren eines Zimmers, alle Fenſter in einem Stokkwerke, alle Wände deſſelben müſſen gleich gros ſein, d. i. in einer arithmetiſchen Proportion ſtehen. 2) der Schönheit der Lage. Es muß in der Verbindung der Theile, eine gute Ordnung (Simmetrie) herrſchen, die ſtärkre Theile kommen unten, ſchwächere darüber, Thüren mitten an einem Zimmer, Hauptthüren in die Mitte des Hauptgebäudes; vorſpringende Glieder, und Geſimſe müſſen mit den tiefern, zu einem Ganzen ſimmetriſch verbunden werden. Z. E. die Holkehlen; einerlei Glieder über einander

der, sehen nicht gut aus, grosse Platten kommen unter die kleine Glieder. 3) Schönheit der Materie. Z. E. alles was sich poliren läßt, scheint uns feste und dauerhaft zu sein: und was von aussen schön ist, giebt uns das Vorurteil ein, daß es auch inwendig schön sein werde. Man baut also ein Haus, nach dieser oder jenen Ordnung, wenn man demselben das Gesimse und die Höhe dieser Ordnung giebt. Zeughäuser, Kasernen, Brücken, werden also z. E. aus der Dorischen, oder Jonischen Ordnung, als starke Gebäude, und fürstliche Zimmer aus der zarten Korinthischen hergenommen. Alle Säulen sind als Baumkopien, oben dünner im Schafte, d. i. sie werden verjüngt.

Der Aufriß, stellet die eine Seite des Hauses natürlich vor, wie hier in der Figur 13, (ortographia).

Die Malerkunst.

Sie ist diejenige Kunst, die durch Linien, und Farben auf einer geraden Oberfläche alle sichtbare Gegenstände vorstellig macht.

Die erste Art zu malen, bekam ihren Ursprung von dem Schatten eines Menschen, welchen man an der Wand genau mit Linien nachzeichnete; (Silhouette) und sie bestand anfangs nur in einigen Zügen, welche sich nach, und nach vermehrten, und die Zeichnung machten: endlich fügte man noch die Farben hinzu.

Die drei wesentlichen Stükke der Malerkunst sind, die Stellung, die Zeichnung, und das Kolorit.

Erstens die Stellung, begreift Erfindung, und Anordnung. Die Erfindung, ist die Wahl der Gegenstände, die zu der Stellung des Subjekts genommen werden sollen; sie wird entweder aus der Geschichte, oder aus der Fabel hergenommen, oder sie ist auch allegorisch, das heißt, alle vorgestellte Gegenstände bedeuten eine

ganz

ganz andre Sache, als sie in der That sind. Die Anordnung, ist die Austheilung der Gegenstände, die mit einer weisen Schonung ausgeführt wird.

Zweitens die Zeichnung. Hierdurch, oder durch einen Riß verstehet man die Vorstellung, und den Plan von der Bauart eines Gebäudes; denn zeichnen heißt auf dem Papier, oder auf der Leinewand den überdachten Riß mit Linien entwerfen, es mag nun dieses entweder ein Gemälde, oder ein Gebäude vorstellen sollen. Hierzu gebraucht man entweder die Feder, oder den Bleistift. Dieser Theil lehret die rechtmäßige Verhältnisse der Figuren; und er geht nicht nur die Maler, sondern auch die Bildhauer, und Kupferstecher an. Die Zeichnung dehnt sich über viele Gegenstände aus. Erstens, die äusserste Genauigkeit. Dadurch verstehet man eine Zeichnung die in den Maaßen fehlerfrei ist, das heißt, wo die Richtigkeit der Verhältnisse, und ihre Uebereinstimmung mit den Gliedmassen des menschlichen Körpers, die sie vorstellt, herrschen muß. Zweitens der Geschmakk. Er ist eine Sache, die von der Neigung des Mahlers, oder vielmehr von dem Geschmakke der Schulen abhängt, in welchen er sich gebildet hat, wie zum Exempel die Römische, die Florentinische, Venetianische Schule ist. Drittens die Zierlichkeit der Zeichnung. Dieses ist alles was die Gegenstände verschönert, ohne der Wahrheit Gewalt anzuthun. Viertens der Karakter, welcher jede Art des Gegenstandes unterscheidet, und gleichsam das Gewand desselben kopiret. Fünftens die Verschiedenheit. Sie bestehet darinn, daß man jeder Person das Ansehen, und die Stellung giebt, die ihr zukommt, daß man die Mannigfaltigkeit in den Minen, und der Handlung nach dem Alter der Leute, und nach dem Genie der Nationen abmißt. Sechstens der Ausdrukk. Dieses ist eine gewisse Bewegung des Körpers, welche eine Abbildung von einer gewissen Heftigkeit in der Seele macht.

macht. Siebentens die Perspektive. Dieses ist die Kunst, die Gegenstände nach ihrer verschiedenen Entfernung von dem Auge zu verkürzen: sie bestehet in einer richtigen Linienverkürzung, oder auch aus einer einzigen richtigen Schwächung, und Erblassung der Farben; das heißt, der Maler muß auf eine geschikkte Art das Starke, und Schwache im Licht, und Schatten nach den verschiedenen Stufen der Entfernung zu schonen wissen.

Drittens, das Kolorit ist die Kunst, da der Maler die Farben aller natürlichen Gegenstände mit einer wohl überlegten Farbenmischung nachzuahmen versteht. Diese Kunst ist sehr wichtig: sie lehret auf was für Art die Farben angewendet werden müssen, damit sie die wunderbaren Wirkungen des Lichts, und Schattens hervorbringen können, welches dem Gemälde seine Höhe, und Tiefe verschaft. Das Klairobskur hält das Mittelmaaß zwischen dem Licht, und Schatten, so sich in der Stellung des Subjekts befindet. Durch diese Austheilung der Farben, und Mittelfarben, und jeder Farbenabnahme, verrichtet die Zauberkraft der Malerei diesen sanft auffallenden Betrug in den Sinnen, wodurch jedermann gerührt wird.

Das Herrschende in der Malerei, bleibt indessen doch immer die Wahrheit; das heißt, obgleich das Gemälde erdichtet ist, so nennt mon es doch wahr, wenn es den Karakter seines Originals vollkommen trift. Dieses Wahre, so man einfältig nennt, ist eine einfältige, und getreue Nachahmung von den ausdrükklichen Bewegungen der Natur, dergestalt daß die Fleischfarben, wirkliches Fleisch, und das Gewand wirklicher Zeug, nach ihrer Verschiedenheit vorstellen.

Es giebt verschiedene Arten von Malereien.

Erstens die Malerei mit Wasserfarben: dieses ist die älteste, man wendet in ihr Erden von verschiedenen Farben an, die mit Gummiwasser angefeuchtet wer-

werden: dieſe Malerei gebraucht man zu den Dekorationen (Verzierungen) der Schaubühne.

Zweitens die Freskomalerei (in Kalk) wird zu den Dekken, und Mauern gebraucht, die man mit zwei Lagen gewöhnlichen Mörtels überſtrichen hat. Auf dieſen Ueberwurf legt man die Zeichnung, die auf grobem Pappiere gemacht iſt: man ziehet alle ihre Züge mit dem Griffel nach, ſo daß, wenn man das Pappier davon wegnimmt, alle Züge die man gemacht hat, an der Wand deutlich zu ſehen ſind.

Drittens die Oelmalerei, iſt ſeit ſehr langer Zeit im Gebrauch: ſie beſtehet darinn, daß man alle Farben, die man nehmen will, mit Waſſer anfeuchtet, und ſie mit Nußöl reibet. Die Farben haben in dieſer Art von Malerei eine groſſe Lebhaftigkeit; und werden weder durch das Waſſer, noch durch die Feuchtigkeit verdorben.

Viertens die Paſtelmalerei geſchiehet mit Griffeln, die man Paſtelgriffel nennt. Sie beſtehen aus einem Teige von verſchiedenen Farben, unter welche man Bleiweiß miſcht; und ſie ſtellen die Gegenſtände unvergleichlich ſchön vor. Man verreibet mit der Fingerſpizze den Zug, welchen der Griffel macht, und ſo trägt man die Farben, und Mittelfarben auf; indem man ſie zerdrükkt, und ſelbſt auf der Stelle untereinander miſcht, wo dieſer Puder bleiben ſoll. Dieſe Art von Malerei iſt gemeiniglich bei Geſichtern Mode: man malet mit Paſtel auf Papier, welches man auf Leinewand leimt. Dieſe Malerei ahmt unendlich mehr das Natürliche, und das Friſche der Fleiſchfarbe, als die andere Arten von Malereien nach, wegen der Lebhaftigkeit, und des Sammts ihrer Farben.

Fünftens die Wachsmalerei (Enkauſtique) beſtehet aus Wachsfarben, und Feuer. Es iſt eine Art von Wachsmalerei; die aber in der Ausübung viele Schwierigkeiten findet.

Sech-

Sechstens, die Miniaturmalerei geschiehet mit Wasserfarben: man gebraucht eben die Farben dazu, die man aber anstatt des Leims mit Gummiwasser, von arabischen Gummi auflöset. Sie wird nur zu kleinen Sachen, und zu den Gesichtern gebraucht, man verarbeitet sie auf Malerpergament, oder auf vorbereitete Papier, welches man mit der Pinselspizze betüpfelt.

Siebentens, die einfarbige Malerei (Touchirung) geschiehet mit einer einzigen Farbe, auf einem Grunde von verschiedener Farbe: mannigmal nimmt man auch zwei Farben dazu, um Basreliefs, oder weisse Steine vorzustellen.

Achtens, die Emalgemalerei. Um sich von dieser Malerei einen Begriff machen zu können, so muß man wissen, was die Emalge ist, Sie hat Glas, Zinn, und Blei in gleichen Theilen zum Grundstoffe, zu diesen fügt man noch metallische Farben, wie man die Emalge haben will, als grün, gelb, u. s. w. hinzu. Diese Materie hängt sich an die Metalle an, erhält sich darauf, und ist der Stoff der sogenannten Emalge. Die Kunst, die Emalge zu bearbeiten, erfordert nicht besondere Zuthaten: das vornehmste Stükk dazu ist, eine Lampe von Eisenblech. Diese sezzt man auf einen Tisch, der durch einen Rahmen von Tischlerarbeit unterstüzzet wird, und einen doppelten Blasebalg trägt. Dieser Blasebalg ist die Seele der Arbeit: der Wind welchen er hervorbringt, wird durch eine Röhre geleitet, deren Ausgang mitten durch die Dikke des Tischblattes geht.

Man bringt an diesem Ende eine hole Röhre an, welche man wieder wegnehmen kann, und die wie ein verlängerter Kegel aussiehet, der an seiner Spizze, durch eine kleine Oeffnung geöffnet ist. Dadurch entwischet die, in dem Kanale eingesperrte Luft schnell, worinnen sie eine grosse Beschleinigung, durch das beständi-

ge Spiel des Blasebalges erhält. Die Flamme wird zurükk geworfen, mit dem Winde der Luft fortgerissen, und dieses vermehret ihre Geschwindigkeit um so viel mehr, als sie sich beständig dem Stosse des Windes entgegensezzet, und nach ihrer natürlichen Vertikalrichtung strebt. In diesem Zustande wird das Feuer so wirksam, daß es fähig ist, das festeste Metall in wenig Zeit zu schmelzen, und dadurch bringet es diese Art von Verglasung hervor, welche man Emalge nennt. Unterdessen nimmt der Künstler, die kleinen Stäbchens von dieser Materie in die Hand, welche auf der Glashütte verfertiget worden, er behandelt sie im Feuer, wie ein weiches Wachs, und man siehet mit Erstaunen, Nachahmungen von allen Produkkten der Natur, unter seinen Händen entstehen. Diese wizzige Kunst, begreifet die Bildhauerei, das Giessen, und die Mahlerei in sich. Das Bildhauerische kömmt in seinem Basrelief, und bei der Art des Modellirens vor. Das Giessen, kömmt vor in den Handgriffen, die bei dem Giessen gute Dienste leisten; die Mahlerei ist ihm bei dem Kolorit dienlich, und dieser Künstler übertrift sogar, das gewöhnliche Mahlerkolorit, an Lebhaftigkeit, Glanze, und Dauer.

Hieraus ersiehet man, daß die Emalgemalerei zwei Theile hat: die Vorbereitung der Materie, und das Auftragen der Farben auf dieselbe. Die Emalge welche sie anwendet, hat die Form von kleinen Brodten; und man schmelzet sie auf Gold, und andere Metalle an, nachdem man das Metall, welches man mit Emalge überziehen will, vorher graviret. Man theilet die Emalge in durchsichtige, und undurchsichtige: die durchsichtigen, sind solche, die man schon zur Zeit ihrer Verglasung gefärbet hat: die undurchsichtigen, sind weisse Brodte, und auf diesen mahlet man nur allein.

Was das Auftragen der Farben betrift, so geschiehet solches wie in allen Arten der Mahlereien; nämlich ver-

vermittelst des Pinsels: diese Farben sind blos ihrer Substanz nach, von allen übrigen unterschieden; indem es die Natur der Sache verlanget, daß sie das Feuer ertragen müssen, weil man ihnen auf keine andere Art einen Körper, als durch den Zusaz der Emalge geben kann. Man bedienet sich dieser Art von Mahlerei zu dem Geschmeide, zu Ordenskreuzern, und zu den Gesichtsmahlereien: sie wird auf die Art wie wir gesagt haben, auf einem weis gefärbten Glase, mit mineralischen, und glasartigen Farben verrichtet, und im Feuer in die Emalge eingeschmolzen: die Materien, welche man dazu anwendet, sind gefärbte, und pulverisirte Gläser, welche Emalgefarben heissen.

Die vornehmsten Kunstwörter in der Mahlerei.

Eine Gruppe. Man verstehet darunter eine Stelle in einem Gemälde, wo viele Figuren von Menschen, oder Thieren bei einander stehen, und welche sich einiger massen aufeinander beziehen. Im Punkte der Bildhauerei, sind Gruppen ebenfalls mehrere Figuren; welche sich auf einem einzigen, und eben demselben Postamente befinden. Gruppirte Säulen, nennt man auch, gekuppelte Säulen.

Draperien (Gewand,) nennet man die Vorstellung der Kleider, des Leinenzeuges, der Falten, und des Umfanges der Zeuge, ja man verstehet auch andere Sachen darunter, welche weder zu der Fleischfarbe, noch zu den Landstükken gehören. Der Mahler wirft sein Gewand nicht eher über, als bis er vorher den nakkten Körper der Figur hingezeichnet hat. Die vornemste Wirkung des Gewandes, ist dasjenige kennbar zu machen, welches darunter verborgen lieget. Ein Gewand wohl überwerfen, heist, die Falten auf eine gute Art legen.

Das Profil (der Durchschnitt). Es ist dieses eine Figur, welche man von der Seite zeichnet, zum Exempel, in einem Gesichte, da man nur ein Auge, oder eine Wange mahlet.

Firniß, nennet man einen dikken, und klebrigen Saft, welchen man anwendet, um die Gewande glänzend zu machen. Man pfleget auch Tischerwaaren mit dem Firnisse zu überziehen. Man macht den Firniß aus Wacholdergummi, oder aus Leinöl, und Aloe, Succotrina (von der Insel Sokotra.) Unter allen Lakkfirnissen, ist der Chinesische der prächtigste, und dauerhafteste: er leidet alle Arten von Farben. In Frankreich, ist seit langer Zeit der Lakkfirniß des Martin in grossem Rufe.

Das Kupferstechen.

Das Kupferstechen der Kupferplatten, ist diejenige Kunst, welche uns die Kupferstiche liefert: man behauptet, daß Maso Finiguera, ein Goldschmid zu Florenz, diese Kunst erfunden habe. Da dieser Künstler die Gewonheit hatte, einen Thonabdrukk von allen denjenigen Sachen zu machen, welche er in Silber stach, um dasselbe zu emalgiren, so goß er in diese Form geschmolzenen Schwefel, und fand das Mittel, seine Zeichnung auf das Pappier zu bringen, indem er diesen Schwefelguß mit Oel, und Ruß schwarz rieb. Dieses Geheimniß, wurde bald ausgebreitet; und es stieg diese Kunst innerhalb zweihundert Jahren, zu demjenigen Grade der Vollkommenheit, den sie heut zu Tage in Frankreich erreichet hat.

Diese schöne Kunst, bestehet darinnen, daß man Figuren auf ein Metall, oder Holz auszuschneiden weis. Hierzu ist das Kupfer, und das Holz vorzüglich geschikkt, indem sich beide leicht stechen lassen. Man nennet das

Holz-

Holzschneiden, Formschneiden, und hierzu müssen alle Züge, welche Farbe bekommen, und einen Abdrukk formiren sollen, erhaben, und vorspringend geschnitten werden; und alles das, was weis bleiben soll, wird in der Tiefe ausgegraben, und bekömmt also nichts von der schwarzen Farbe. Diese Art von Stichen, dienet zu den Vignetten, welche man vorne in den Büchern gewahr wird: eben diese Beschaffenheit hat es auch mit den Anfangsbuchstaben, und mit allen Buchdrukkerstökken, welche der Buchdrukker vermittelst seiner Presse in die Bücher eindrükket.

In den Kupferstichen, erblikket man gerade das Gegentheil davon: alles was Farbe bekommen soll, ist hier eingegraben, und alles, was weis bleiben soll, lieget erhaben. Der Kupferdrukker nimmt die Farbe von der glatten Oberfläche weg, indem er alles mit Fleis davon abwischet: und indem das feuchte Pappier, welches man auf die Platte leget, in die Tiefe der hohlen Züge, vermittelst des Pressendrukkes herabsteiget, denn man bringet die gestochene Kupfer ebenfalls unter die Presse, so nimmt dieses Pappier alle Farbe, die es in den Vertiefungen antrift, als einen Abdrukk an sich.

Das Kupferstechen, geschiehet entweder mit dem Grabstichel, oder mit Scheidewasser, oder nach der schwarzen Kunst. Man gräbt mit dem Grabstichel in Kupfer, welches vorher mit dem Polirstal geglättet, und blank gemachet worden ist: zu dem Ende bedienet man sich erstlich, einer Art von rundlich zugespizzten Nadel; zweitens, eines Grabstichels, welches ein kleiner dünner Stal ist, dessen Spizze flach zu geschliffen ist, und sich gegen die Spizze zu allmählig verdünnet; drittens, einer andern schief abgeschliffenen Nadel, um die Züge zu erweitern; viertens, eines Polirstales; fünftens, eines eisernen Drats, um einige Striche auszukrazen, sechstens,

eines

eines Schabestokkes, der wie eine Piramide geschnitten ist, um die feine Schrammen, aus dem Kupfer zu bringen.

Anfangs firnisset man die Kupferplatte; das heist, man überziehet sie mit weissem Wachse; man bestreichet den Untertheil des Kupferstiches, oder des Originales, welches man kopiren will, mit Rothstein (Röthel): man leget es auf die Platte: man fähret mit einem abgerundeten Griffel über alle Züge der Figur, und es drükken sich auf diese Art, eben so viel kleine rothe Züge, auf dem Wachse ab, man schneidet diese vorgezogene Risse in das Wachs ein, ohne das Kupfer zu treffen: man erweitert die Züge, mit dem viereckigen Grabstichel, und endlich, mit einem Grabstichel, welcher wie eine längliche Raute angeschliffen ist, dieses heist eigentlich ein Kupferstich, und diese Art wird vorzüglich geschäzzt.

Das Radiren, oder Ezzen, mit Scheidewasser, ist am meisten im Gebrauche: diese Art von Kupferstiche, wird heut zu Tage von den meisten Kupferstechern ausgeübet, um ihre Arbeit viel hurtiger zu Ende zu bringen, und um an dem Kupfer keinen grossen Widerstand anzutreffen; zu dem Ende überziehet man die blanke Seite der Platte, anstatt des Wachses, mit einem gewissen Firnisse, welcher aus Terpentin, Geigenharz, und Nußöl gemischet ist. Zu dem Ende machet man die Kupferplatte heiß: man hänget die Platte horizontal, und zwar dergestalt auf, daß die gefirnisste Seite mit dem Dampfe von verschiedenen Enden, grosser zusammengedrükter Wachskerzen von unten her geschwärzt ist. Endlich zeichnet man das Original, welches auf der linken Seite mit Rothstein, Kreide, oder dergleichen bestrichen ist, vermittelst eines überfahrenden Griffels ab: so wie man es mit dem Grabstichel machte: man ziehet hierauf einen Damm, oder Rand von rothem Wachse herum, man radiret die Züge mit der Nadel nach, und nun giesset man eine

gewisse

gewisse Menge Scheidewasser auf das Wachs, welches man, wofern es nöthig ist, mit Wasser schwächet. Weil sich nun das Scheidewasser einnaget, und nichts angreifet was fett ist, dergleichen das Wachs ist, so thut hier das Scheidewasser alles, was der Grabstichel thun würde. Zu gleicher Zeit, hat der Arbeiter die Vorsicht, das Scheidewasser wieder abzugiessen, sobald er es für nöthig erachtet, wenn er nicht Gefar laufen will, daß es nicht zu tief ezzen soll; er bedekket mit etwas Oeligem (Talg) gewisse blosse Züge, die er schonen will. Endlich schmelzet er den ganzen Firniß von der Platte, bei einem schwachen Feuer wieder ab; er ziehet den Probedrukk davon ab, und giebt der Ezzung, mit dem Grabstichel ihre endliche Vollkommenheit. Diese Art von Kupferstichen, ist bei Sachen sehr vortheilhaft, welche mit unendlich vielen Zügen beladen sind, indem das Ezzwasser läuft, so macht es die Züge weiter, welches der Grabstichel unmöglich nachmachen könnte.

Das Graviren in der schwarzen Kunst. Hier ziehet man auf der Kupferplatte, mit dem gezähnten Grundeisen von Stale, kleine Striche, der Länge, und Breite nach; hierauf gehet man so von der Linken, zu Rechten fort; und hieraus entstehen kleine Quadrate; hierauf ziehet man nach allen Seiten Diagonallinien (schräge Linien:) der Riß wird wie beim Scheidewasser abkopiret: nunmehr nimmt der Stecher, vermittelst kleiner Schabeeisen, welche verschiedene Ekken haben, nachdem es die aufgekrazzte Oberflächen verlangen, alle lichte Stellen weg, und er schwächet das übrige der Drukkform, nach den verschiedenen Graden, welche die Schattirung zu haben verlanget. Kupferstiche nennt man dasjenige, welches der Grabstichel allein hervor bringet. Holzschnitte hingegen, heissen diejenige Platten, welche man aus Holz geschnitten hat: und Radirungen, heissen die Arbeiten des Ezzwassers.

Die Bildhauerei.

Die Bildhauerei, ist die Kunst, welche die Gegenstände der Natur in ausgehauenen Materien nachahmet. Hierzu bedienen sich die Bildhauer verschiedener Materien, zum Exempel, des Marmors, des Sandsteines, des Goldes, des Silbers, des Kupfers, und des Holzes. Die Bildhauer arbeiten entweder in die Tiefe, oder sie machen erhabene Arbeit. Zu dieser Kunst gehöret auch noch das Metallgiessen, um daraus Figuren, oder Bildsäulen zu machen, so wie die Kunst, Figuren in Gips abzugiessen.

Man nennet eine Figur erhaben, (Relief) oder rundlich, welche von allen Seiten betrachtet, die Natur genau ausdrükket; oder die man, als ein getreuer Kopiste der Natur, nachschnizzet. Das Basrelief (halberhabene) ist eine Arbeit, die weit vor dem Grunde hervorspringet (vorlieget) und welche an ihren Boden flach, und feste ist, folglich von hinten nicht gesehen werden kann. Wenn die Theile Vorsprünge machen, und abgesondert sind, so heissen sie halberhabene (Demibosses).

Die hängende Dekkenzierathen, (Cul-de-Lampes) sind Verzierungen, welche gleichsam aus der Dekke hervorsteigen, und dergleichen kömmt in dem grossen Zimmer des Königlichen Schlosses zu Paris vor. Bisweilen werden die Schlußsteine in den Gewölbern mit dergleichen ausgezieret. Und dergleichen Cul de Lampe dienet auch bei den Buchdrukkern, das Weisse des Blattes auszufüllen, und alsdenn nennet man sie Buchdrukkerstökke.

Wissenschaften, oder Kentnisse,

welche die Erziehung betreffen.

Erster Abschnitt.

Die Sprachlehre.

Ueberhaupt ist die Sprachlehre, eine auf sichere und unumstößliche Gründe aufgeführte Wissenschaft der Wörter, welche man in allerlei Sprachen, entweder ausspricht, oder schreibet. Die besondere Grammatik, lehret die Kunst, die allgemeine, und unumstößliche Grundsäzze der Sprachkunst anzuwenden, und die willkührlich eingeführte Manieren, die besondere Sprache richtig auszusprechen, und richtig zu schreiben. Das Wort Grammatik, kömmt von einem Griechischen Worte her, welches einen Buchstaben andeutet.

Ein geschriebener Buchstabe, ist das Gemählde von dem ausgesprochenen Buchstaben, und dieser lezzte wieder ein Bild, von dem Gedanken der Seele. Man kann also eine jede Grammatik in zwei Hauptstükke eintheilen, darunter das erste, welches von dem Reden handelt, Ortologie (Rechtsprache) genennet wird. Das zweite, welches von dem Schreiben handelt, führet den Nahmen, Orthographie (das Rechtschreiben).

Von den Wörtern.

Wort nennet man den einfachen Ausdrukk, dessen man sich bedienet, um unsere Gedanken durch Töne zu offenbaren. Man wendet die Wörter, entweder in ihrem eigenthümlichen Verstande, oder im figürlichen Verstande an. Eigenthümlich, ist der Verstand der Worte,

wenn man damit Sachen ausdrükkt, für die das Wort, einmal von einem Volke beſtimmt iſt: ſo iſt das Wort **Feuer**, das eigenthümliche Wort, woferne man darunter dasjenige Element verſteht, welches erwärmet; und figürlich, die Munterkeit einer Sache, welche man anzeigen will, und die in dem Vortrage eines Werkes herrſchet.

Man hat achterlei Arten von Wörtern, die in einem Geſpräche vorkommen können, und welches Theile davon ſind; das heiſt, das **Nennwort** (Nomen), das **Zeitwort** (Verbum), das **Mittelwort** (Participium), das **Nebenwort** (Adverbium), das **Vorwort** (Präpoſition), das **Bindewort** (Conjunction), und das **Zwiſchenwort**, (Interjection).

Von den Nennwörtern, und was ihnen anhängig iſt.

Nennwort heiſt ein Wort, deſſen man ſich bedienet, um damit Gegenſtände, oder Sachen anzudeuten, wovon man redet. Die mehreſten Gegenſtände, von denen man ſpricht, haben ihre eigenthümliche, oder Nennnahmen.

Das Nebenwort eines Ganzen (Collectivum) iſt ein Hauptwort (Subſtantivum) ſo der Seele ein Ganzes vorſtellet, welches aus einer Menge vieler gleichartigen Dinge zuſammengeſezzet iſt. Zum Exempel, Kriegesheer, iſt ein Nennwort des Ganzen, weil es dem Verſtande eine Menge Soldaten abbildet. Eben ſo iſt es mit dem Worte Volk, Wald, Menge, Gröſſe, Haufen beſchaffen. Wenn das Nennwort einen Gegenſtand anzeiget, welchen man als ein Einziges, oder was einzelnes anſiehet, ſo ſaget man davon, es ſtehe im Singulari, oder in der **Einzelheit**, als ein Baum, eine Küche: wenn das Nennwort mehrere Gegenſtände andeutet, ſo ſaget man, es ſtehe in dem Numero Plurali, oder in der

Mehr-

Mehrheit, zum Exempel Bäume, die Kirchen. Von dieſen verſchiedenen Nennwörtern ſind einige Hauptwörter, andere Beiwörter, (Adjectiva). Ein Nennwort, heiſt Hauptwort, wenn die Gegenſtände, die es bezeichnet, dergeſtalt betrachtet werden, als ob ſie für ſich einzeln beſtehen, ohne daß man das Abſehn auf ihre Eigenſchaften richtet: Nennwörter, heiſſen Beiwörter, wenn man die Gegenſtände, nach ihren Beſchaffenheiten, oder Eigenſchaften betrachtet. Wenn man denn nun ſchlecht weg, das Herz ſaget, ſo iſt dieſes Wort ein Hauptwort, weil man nicht das mindeſte von den Eigenſchaften, des Herzens dabei erwähnet: aber wenn ich großmüthiges Herz ſage, ſo betrachte ich das Herz, wie es an einem Großmüthigen beſchaffen iſt; daher heiſt das Wort Großmüthig, das Beiwort, von dem Hauptworte Herz.

Auſſer den Nennwörtern, giebt es auch Fürwörter (Pronomina), welche alſo genennet werden, weil ſie die Stelle des Hauptwortes vertreten: dergleichen iſt (erſtens) der Nahme, welchen man ſich giebt, wenn man von ſich redet, als Ich, (zweitens) der Nahme, welchen man einer andern Perſon giebet, mit welcher man redet, als Ihr, Du; (drittens) der Nahme, welchen man einer Sache, oder Perſon giebet, von der man redet, als Er, Ihm, oder Sie. Wenn ich von mir, oder verſchiedenen andern rede, ſo ſage ich, Wir; und dieſes Wir, wird als ein Pluralis von uns angeſehen. Wenn ich zu verſchiedenen Perſonen rede, ſo ſage ich Ihr; und dieſes Ihr deutet im Franzöſiſchen, ſowohl den Pluralis, als Singularis an.

Die Fürwörter, welche die Grammatiker beziehende nennen, ſind Wer, Welcher, Welche, ſie ſind von einem öftern Gebrauche. Man muß ſie als beſtimmende Worte betrachten, denn ſie werden nur zum Beſtimmen angewendet, daß man das Nennwort dazu denken möge,

von welchem man an einem besondern Orte redet, der hier eine Art von Einschränkung verursachet, zum Exempel, wenn ich sage, Gott, welcher gut ist, oder die Tugend, welche man hoch schäzzet, oder der Philosoph, von dem ich mit Euch geredet habe; das Fürwort, dienet nur an besondern Stellen, das Nennwort, oder den Gegenstand deutlich zu machen; nämlich Gott, zu verstehen, daß er gut ist; die Tugend, zu verstehen, daß man sie hoch schäzzet: der Philosoph, zu verstehen, von dem ich mit Euch geredet habe. Das Nebenwort Daß, ist noch eine Einschränkung, zum Exempel ich will, daß man artig sei.

Von den Artikeln (Vorsilben).

Man nennt Artikel, die Silben der, die, das, dessen, derer, dem, den, denen, welche man für die Nennwörter sezzet, weil sie dienen, verschiedene Abänderungen, oder Bildungen zu machen, welche die Gewohnheit mit den Nennwörtern vornimmt, um sie zu unterscheiden, und zu ergänzen, und dieses nennet man in der Lateinischen Sprache den Casus, oder den rechten Casus sezzen; der unrechte Casus wäre, wenn ich sagte liebe ihm; da es heist, liebe ihn.

Von den Geschlechtern.

Da man die Silbe der, vor einem männlichen Nahmen, und die Silbe die, vor einem weiblichen Nahmen vorsezzet, so wird vor alle die Nennwörter; wo es die Mode verlanget, die Silbe der vorgesezzet, d. i. sie sind generis maskulini, und die Nennwörter, bei denen es Mode ist, die Silbe die vorzusezzen, werden generis feminini genennet: also sind diese Worte, der Tempel, der Demant, der Hase, männlichen Geschlechtes:

an-

anſtatt daß die Worte die Erde, die Sonne, die Tugend u. ſ. w. generis feminini ſind.

Man muß die verſchiedene Anwendungen, wozu man die Wörter brauchet, betrachten. Wenn das Nennwort angewendet wird, den Gegenſtand, von dem man etwas verſichert, auszudrükken, alsdenn, wird es das eigentliche Nennwort, oder der Nenner, oder der Nominativus genennet.

Wenn das Nennwort nur angewendet wird, die Handlung des Zeitwortes auszudrükken, alsdenn wird das Wort, das Regierungswort des Zeitworts genennet: alſo wenn ich ſage, der Hirte kennet ſeine Schafe, ſo iſt das Wort Hirte, das Nennwort des Wortes, weil es das Subjekt iſt, von welchem man etwas wirklich verſichert: die Schafe ſind das Regierungswort des Zeitwortes, weil dieſer Gegenſtand, die Bedeutung des Zeitwortes kennet, deutlich machet. Wenn alſo die Nennwörter als Regierungswörter angewendet, und nicht als Nominativi gebrauchet ſind, ſo werden ſie in einem Caſus obliqvus gebrauchet. Dieſer Caſus obliqvus unterſcheidet ſich, durch die verſchiedene Artikel wovon wir eben geredet haben; und der Gang dieſes Caſus, von einem zum andern Caſus, wird die Abänderung, oder Deklinirung genennet.

Von den Verbis (Zeitwörtern).

Das Wort, welches auszudrükken dienet, was man Dingen zuſchreiben will, und was man davon verſichert, heiſt Verbum: alſo ſind die Wörter es iſt, er verſtehet, und unterrichtet Zeitwörter, aus denen man erſiehet, daß das Nebenwort, und das Verbum weſentliche Theile der Sprache ſind, weil die ganze Sprache darinn beſtehet, daß ſie den Gegenſtand, von dem man redet, und was man davon verſichert, ausdrükket. Was man demnach

von

von einem Gegenstande versichern kann, bestehet darinn, daß er erstens ist, zweitens was er thut. Wenn man ausdrükken will, was er ist, so thut es das Hauptzeitwort, ich bin, du bist u. s. w. Man nennet es Hauptwort, weil es das Wesen andeutet, oder die Substanz, von welcher man redet, daß sie im Gegenstande angetroffen wird.

Was im Gegenstande stekket, heisset Zeitwort des Thuns (thätige Zeitwort) es deutet an, daß das Subjekt, von welchem man redet, diese, oder jene Handlung thut. Zum Exempel, Peter unterrichtet. Das Zeitwort des Leidens, deutet im Gegentheil an, daß das erwähnte Subjekt die Handlung leidet, oder daß es der Gegenstand der Handlung sei, zum Exempel, Peter wird unterrichtet. Im französischen aber, und in den meisten gewöhnlichen Sprachen, werden die Zeitwörter, in thätigem Verstande gebrauchet, und dieses geschiehet, durch Hülfe einer Umschreibung, oder vermittelst des Zeitwortes, sein, welches wir im leidenden Zeitworte ausdrükken.

Es giebt auch Zeitwörter, welche weder ein Thun, noch Leiden anzeigen: (Neutra) dieses sind solche, die kein Passivum haben, sondern einen vollständigen Verstand ausdrükken, und eigentlich Zeitwörter der Mittelgattung heissen, sie mögen nun einige Handlung, zum Exempel, ich gebe, ich speise zu Abend: oder gar keine Handlung betreffen, als ich habe mich niedergeleget, ich habe mich niedergesezzet, ich bin heiß. Der eingeführte Gebrauch verlanget es, daß man mit einigen, das Verbum Substantivum ich bin, zum Exempel ich bin gefallen; hingegen mit andern, das Hülfszeitwort ich habe, zum Exempel ich habe regieret, verbindet. Die ersten heissen thätige Mittelzeitwörter, und die lezztern, leidende Mittelzeitwörter. Es giebt Mittelzeitwörter, welche man unpersönliche nennet, weil sie sich nicht mit den Fürwörtern der drei Personen Ich, Ihr, Sie:

Sie: sondern einzig, und allein, mit dem besonderen Fürwörte, Es: verbinden, als es ist nöthig, es träget sich zu; es giebt Leute, und dieses giebt man im Französischen mit dem Worte, es sind Leute.

Von den Biegungen der Zeitwörter, oder, Conjugationen.

Was man Conjugationen nennet, sind gewisse Endigungen, welche eigentlich ein Zeitwort, nach den verschiedenen Zeiten leidet, und welches die Personen, die Anzal, die Zeit, und die verschiedenen Modos andeutet, deren es fähig ist. Unter dem Worte Personen, verstehet man, die erste, oder diejenige, welche redet, oder die zweite, zu der man redet; oder die dritte, von der man redet, und dieses gehet so wohl durch den Singularis, (Einheit) als Pluralis (Mehrheit) fort. Durch das Wort Zeit, verstehet man die gegenwärtige Zeit, (Präsens) die unvollkommene Zeit (Imperfectum) die vollkommene, oder vergangene Zeit (Perfectum) die übervollkommene Zeit (Plusquamperfectum), und die zukünftige Zeit (Futurum). Durch das Wort Modus in den Zeitwörtern, verstehet man die verschiedenen Endigungen der Zeitwörter, in gewissen Umständen, das ist, gerade zu bestimmet, oder schief bestimmet, und zwar beides in einerlei Zeit: diese Modi sind, der Indikativus, der Conjunctivus, und der Infinitivus. Ein Beispiel, soll dieses deutlich machen: und es können Personen, welche studiret haben, diese Erklärung übergehen. Das Wort Lieben, kann uns für alle andere Zeitwörter, anstatt eines Beispieles dienen.

Im thätigen Zeitworte (Activo).

Modus Indicativus. Im Präsens: ich liebe, du liebest, er liebet, wir lieben, ihr liebet, sie lieben.

Im Imperfecto: ich liebte, du liebtest, er liebte u. s. w.

Im Perfecto: ich habe geliebet, du hast geliebet, er hat geliebet u. s. w.

Im Plusquamperfecto: ich hatte geliebet, du hattest geliebet u. s. w.

Im Futuro: ich werde lieben, du wirst lieben u. s. w.

Modus Imperativus. Im Präsens: liebe du, er soll lieben: lasset uns lieben, liebet ihr, sie sollen lieben.

Im Futuro (künftige Zeit) liebe, er soll lieben: lasset uns lieben, liebet ihr, sie sollen lieben.

Modus Conjunctivus. Im Präsens: daß ich liebe, daß du liebest u. s. w.

Im Imperfecto: daß ich liebe, oder ich würde lieben u. s. w.

Im Perfecto: daß ich geliebet habe, daß du geliebet habest u. s. w.

Im Plusquamperfecto: daß ich geliebet hätte, oder lieben würde, du würdest lieben, u. s. w.

Im Futuro: wenn ich werde geliebet haben, wenn du wirst geliebet haben.

Modus Infinitivus. Im Präsens. Lieben.

Im Plusquamperfecto: geliebet haben.

Im Futuro: daß er lieben werde.

Im Gerundio: zu lieben, liebend, der da liebet, um zu lieben.

Die Lateiner, haben ein Supinum, zum Exempel, amatum, amatu, welches andeutet zu lieben, oder um zu lieben, oder geliebet werden.

End-

Endlich kömmt das thätige Zeitwort des Präsens: zum Exempel, einer, der da liebet, und das thätige Zeitwort des Futuri, der lieben wird, oder der lieben soll.

Das Passivum.

Modus Indicativus. Im Präsens: ich werde geliebet, du wirst geliebet, u. s. w.

Im Imperfecto: ich wurde geliebet, du wurdest geliebet, u. s. w.

Im Perfecto: ich bin geliebet worden, u. s. w.

Im Plusquamperfecto: ich war geliebet worden, du warest geliebet worden, u. s. w.

Im Futuro: ich werde geliebet werden, du wirst geliebet werden, u. s. w.

Modus Imperativus. Im Präsens: werde geliebet, daß du geliebet werdest, u. s. w.

Im Futuro: lasset uns geliebet werden, werdet geliebet, u. s. w.

Modus Conjunctivus. Im Präsens: daß ich geliebet werde, daß du geliebet werdest.

Im Imperfecto, daß ich geliebet wäre, daß du geliebet wärest, u. s. w. oder, daß ich geliebet sein würde, u. s. w.

Im Perfecto: daß ich sei geliebet worden, daß du seist geliebet worden, u. s. w.

Im Plusquamperfecto: daß ich wäre geliebet worden, u. s. w. oder besser, ich würde geliebet worden sein, u. s. w.

Im Futuro: wenn ich wäre geliebet worden sein, wenn du wirst geliebet worden sein, u. s. w.

Modus Infinitivus. Im Präsens: geliebet werden.

Im Plusquamperfecto: geliebet worden sein.

Im Futuro: werden geliebet werden, oder daß er ſoll geliebet werden.

Im Participio der vergangenen Zeit: geliebet, oder der da geliebet iſt, oder der geliebet werden ſoll.

Im Uebrigen, werden alle Participia, wie im Lateiniſchen die Beiwörter, deklinirt.

Die Lateiniſche Verba, oder Zeitwörter, welche man Deponentia nennet, haben die Endigung, wie im Paſſivo. Exhortor, hortatusſum, u. ſ. w. und ſie haben die Bedeutung, wie das Aktivum, ich vermahne, ich habe vermahnet.

Von den Adverbiis, oder Nebenwörtern.

Ein Nebenwort iſt ein Ausdrukk, welcher von ſich ſelbſt einen vollſtändigen Verſtand hat, ohne von einem Regierungsworte abzuhängen: ſie werden gemeiniglich bei einem Zeitworte, oder mit dem Adjectivus geſezzet. Zum Exempel, er ſchreibet ſchlecht, er iſt ſehr verändert. Im übrigen ſind alle Wörter, welche durch eine Präpoſition können gegeben werden, Nebenwörter, oder Adverbia, wenn man nun alſo ſaget, er iſt darinn, ſo iſt das Wort darinn ein Adverbium; denn dieſes Wort, will denſelben Ort andeuten. Ein ander Exempel, er iſt ſo weiſe: ſo iſt das Wort ſo, in dieſem Falle ein Nebenwort. Es giebt auch Nebenzeitwörter, zum Exempel Morgen, in drei Tagen, u. ſ. w. Ortnebenwörter, zum Exempel hier, da, wo, wohin, u. ſ. w. Gröſſennebenwörter zum Exempel, wie viel, wenig, viel mehr: Zahlnebenwörter, zum Exempel einmahl zweimahl, u. ſ. w. Artnebenwörter, zum Exempel geſchwinde, dreiſt, langſam: Fragennebenwörter, zum Exempel warum, wie u. ſ. w.

Von

Von den Vorwörtern, oder Präpoſitionen.

Die Vorwörter, ſind Wörter, welche keinen vollſtändigen, und beſtimmten Verſtand an ſich ſelbſt haben, ſondern denſelben erſt durch das folgende Wort bekommen, zum Exempel, mit Gerechtigkeit. Die meiſten, ſind aus dem Worte, wie die Adverbia gemachet, und haben ein Regierungswort. Zum Exempel um den Tempel, in der Mitte der Stadt, von da bis dort u. ſ. w. vor, bei, ohngefehr u. ſ. w.

Von den Bindewörtern, oder Conjunctionen.

Die Bindewörter ſind Wörter, welche dienen die Redensarten zu verbinden, und die Säze, und den Verſtand einer Rede zuſammen zu fügen. Es giebt verbindende Bindewörter, und trennende Bindewörter u. ſ. w.

Die verbindende Bindewörter, deuten eine vergleichende Beziehung der Sachen an. Zum Exempel, ſo gut als, eben ſo viel als, ſo geſchikt als, auſſerdem.

Die trennende Bindewörter, deuten eine Beziehung der Trennung an. Zum Exempel, anſtatt, daß, oder, beſſer u. ſ. w.

Die bedingende Bindewörter, zum Exempel wenn, mit Bedingung daß, angeſehen daß, geſezt daß. Die bedingende Bindwörter, zum Exempel ſobald als, ſogleich als, als daß.

Das Uebergangswort, iſt eine Art von Bindewort: es dienet von einem Geſpräche auf das andere zu kommen, zum Exempel, überdies, andern theils, auſſerdem, weil, hernach, darüber.

Von den Ausrufungswörtern.

Die Ausrufungswörter, dienen die verschiedene Affekten, oder Leidenschaften desjenigen, der da redet, auszudrükken: sie drükken den Schmerz aus: zum Exempel, ach leider! ach! andere die Verachtung; andere aber das Erstaunen.

Von der Wortfügung.

Das Wort Sintax, oder Wortfügung kömmt von dem griechischen Worte her, welches Construktio, Ordinatio, das Wortfügen, oder Wortordnen heist. Die Wortfügung, ist derjenige Theil der Sprachlehre, welcher den, in einer Sprache festgesezzten Zeichen einen Verstand giebt, um in der Seele einen Gedanken zu erwekken, oder hervorzubringen.

Wenn man diesen Zeichen ihre Bestimmung giebet, so machen sie die successive Beziehung, welche die Nahmen unter sich haben, kenntbar. Sobald sich also derjenige, welcher redet, oder schreibet, von dieser Ordnung, durch die Versezzung der Worte, welche die Gewohnheit bestätiget, entfernt, so bringet der Verstand desjenigen, welcher zuhöret, oder lieset, sogleich alles wieder in Ordnung, Kraft der Zeichen, von denen wir reden, und deren Bestimmung wir kennen. Man nennet Wortfügung die Art, ein Wort mit dem andern, in Absicht auf ihre verschiedene Endigungen, nach den Regeln der Sprachlehre an einander zu hängen, oder aufeinander folgen zu lassen.

Die Wortfügung, theilet sich in zwei Ordnungen; die eine, heist die übereinstimmende Wortfügung, und die andere die regierende Wortfügung. Die übereinstimmende Wortfügung, bestehet in der Einförmigkeit, und Aehnlichkeit, welche in einerlei Vortrage, und

in

in einem und eben demſelben Sazze vorkommen muß. Dergleichen ſind die Geſchlechter, die Caſus, die Anzal der Perſonen: und dieſes nennet man Uebereinſtimmung (Concordanz).

Die regierende Wortfügung, iſt diejenige, welche einem andern Worte ſeine rechte Stelle vorſchreibet, oder wenn ein Wort, einem andern Worte vorſchreibet, den, oder den Plazz einzunehmen, oder wenn es ihm das Geſezz aufleget, eine ſolche Endigung, und keine andere zu machen. Alſo regieret das Wort an den Accuſativus, und die Präpoſition, oder Vorwort, de, ex, pr, regieren den Abblativus.

Die übereinſtimmende Wortfügung, iſt in allen Sprachen, eine und eben dieſelbe, weil es eine natürliche Folge von dem iſt, welches faſt überall eingeführet worden, um die Rede deſto beſſer zu unterſcheiden.

Alſo hat die Unterſcheidung der zwei Nenner, nähmlich des Singulars, und Plurals, die Nothwendigkeit hervorgebracht, das Hauptwort, mit ſeinem Beiworte in einerlei Zal der Einheit, oder Mehrheit zu ſezzen, oder damit gleichſtimmig zu machen, das iſt, man muß das Beiwort im Numero Singulari, oder Plurali ſezzen, wenn ſich das Hauptwort darinn befindet: denn da das Hauptwort das Subjekt iſt, welches auf eine undeutliche Art, obgleich gerade zu, durch das Beiwort angedeutet wird, ſo giebt es, wenn das Hauptwort mehrere anzeiget, mehrere Subjekte in der Form, ſo durch das Beiwort angedeutet wird, und folglich muß es im Plurali ſtehen; Homines docti, gelehrte Männer.

Die Unterſcheidung des weiblichen, und männlichen Geſchlechtes, hat die Nothwendigkeit hervorgebracht, auch in eben demſelben Geſchlechte das Hauptwort, und Beiwort zu ſezzen, oder man ſezzet eins, und das andere

in einem Mittelgeschlechte oder Neutro, in derjenigen Sprache, die ein Neutrum hat, denn nur darum hat man die Geschlechter erfunden.

Die Zeitwörter, müssen ebenfalls in dem Numero, und der Person, mit dem Nennworte, und Fürworte übereinstimmen.

Wenn sich nun etwas davon abweichendes äussern sollte, welches diesen Regeln zuwider liefe, so nennet man es einen figürlichen Verstand, das heist, man verstehet darunter, ein ander Wort, oder man hat mehr die Sache selbst, als das Wort vor Augen.

Die regierende Wortfügung, ist im Gegentheil fast ganz, und gar willkührlich, und aus diesem Grunde findet man sie fast in allen Sprachen verschieden, denn einige stellen die Regierung durch die Casus an; die andern bedienen sich anstatt der Casus, kleiner Silben, welche deren Stellen vertreten, und welche selbst nur wenige von diesen Casus andeuten. Im Französischen, und Spanischen, hat man nur de, und a, welche den Genetivus, und Dativus andeuten: die Italiener, fügen noch das da, für den Ablativus hinzu. Die andern Casus, haben keine Vorsilben, sondern den einfachen Artikel, welcher auch nicht allemal dabei ist.

Allgemeine Sintaxmanieren für alle Sprachen.

Erstens, es giebt niemals einen Nenner, welcher sich nicht auf ein ausdrükkliches, oder darunter verstandenes Zeitwort beziehen sollte, weil man nicht immer redet, um das auszudrükken, was man sich vorstellet, sondern auch um das auszudrükken, was man von demjenigen denkt, so man im Sinne hat: dieses wird durch das Zeitwort angedeutet.

Zweitens, es giebt auch kein Zeitwort (Verbum) welches nicht seinen Nominativus ausdrükklich, oder im Sinne

Sinne bei ſich hätte, weil die eigentliche Natur des Zeitwortes iſt, etwas zu verſichern, ſo muß auch etwas da ſein, von welchem man etwas verſichern kann, und dieſes iſt das Subjekt, oder der Nenner des Zeitwortes, ob es gleich im Lateiniſchen, vor dem Infinitivus im Accuſativo ſtehet, zum Exempel, ſcio, patrem eſſe doctum.

Drittens, ein jedes Adjectivum hat eine Beziehung auf das Hauptwort, weil das Adjectivum nur auf eine dunkle Weiſe ein Hauptwort andeutet, welches das Subjekt der Eigenſchaft, oder der Gröſſe iſt, ſo durch dieſes Adjectivum deutlich angezeiget wird: doctus, gelehrt, hat eine Beziehung auf jemand, der gelehrt iſt.

Vierttens, es iſt niemals ein Genitivus in einer Rede, welcher nicht durch ein ander Nennwort regieret werden ſolte, und weil dieſer Caſus immer den Beſizzer andeutet, ſo muß er von der beſeſſenen Sache regieret werden. Es iſt wahr, daß dieſe Regel ſchwerlich auf die gemeine Sprachen angewendet werden kann, weil die Vorſilben de, welche das Zeichen des Genitivus iſt, öfters für die Präpoſition ex, oder de geſezzet wird.

Fünftens, das Regierwort der Zeitwörter, wird öfters von verſchiedenen Arten der Beziehung hergenommen, welche nach dem Eigenſinn der Mode, in dem Caſus ſtekken: und dieſes macht in der eigentlichen Beziehung für jeden Caſus, keine Aenderung, ſondern man erſiehet hieraus, das die Gewohnheit dieſen, oder jenen Caſus, nach ihrer Fantaſie wählen könne.

Wenn man alſo im Lateiniſchen ſaget: juvare aliquem, und opitulari alicui: ſo ſpricht man im Franzöſiſchen, jemanden dienen, und zu einer Sache dienen.

Alſo verträgt ein Zeitwort verſchiedene Regierwörter, vornämlich, wenn man damit ein Vorwort vermiſchet.

Von der Wortordnung, oder Conſtruction.

Die Wortordnung iſt nichts anders, als die Nebeneinanderſtellung der Wörter in einer Rede: man muß alſo das Wort Conſtruction, mit dem Worte Sintax, oder Wortfügung nicht vermiſchen: die Conſtruction, ſtellet nur den Begriff einer Verbindung, und Ordnung vor.

Es giebt in allen Sprachen drei Arten von Wortordnungen, erſtens die einfältige Conſtruction, welches die natürliche iſt. Es iſt dieſes diejenige, welche wir ohne Lehrmeiſter, und blos durch den mechaniſchen Ton unſerer Organen, durch unſere Aufmerkſamkeit, und unſern Trieb zur Nachahmung, erlernen: ſie iſt das einzige nothwendige Mittel, unſere Gedanken durch Worte vorzutragen. Man nennet ſie auch die natürliche, weil ſie der Natur folget, das heiſt, weil man die Worte, nach dem Zuſtande als der Verſtand die Sprache begreift, vorträgt, zum Exempel, die Sonne iſt leuchtend, ſie gehet entweder fort, indem ſie von der Urſache zur Wirkung ſteigt, zum Exempel, wenn man ſaget, Gott hat die Welt geſchaffen, dieſes nennen die Grammatiker Vox activa, oder das thätige Zeitwort, oder es ſteiget die Wortordnung von der Wirkung zur Urſache zurükk: zum Exempel die Welt iſt durch das allmächtige Weſen geſchaffen, und dieſes nennen die Gramatiker vox paſſiva, oder das leidende Zeitwort. In dieſer Einrichtung fänget man an, das Subjekt zu nennen, hernach ſaget man was es ſei, was es thut, oder was es leidet, oder was es an ſich hat. In der einfachen Conſtruction, müſſen die Wörter nach einer auf einander folgenden Reihe der Beziehungen, welche zwiſchen ihnen ſind, vorgetragen werden.

Zweitens, die gebräuchliche Wortfügung iſt von wei vorhergehenden Dingen zuſammengeſezzet. Dieſe

Ord-

Ordnung der Wörter, welche in den Büchern, Briefen, und Gesellschaften wohlgezogener Leute, das heist, bei Personen gebraucht wird, welche der Stand, das Vermögen, oder die Aufführung über andere erhebet: deren Verstand durch das Lesen, durch die Ueberlegung, und den Umgang mit guten Leuten verfeinert worden. Die Wörter, müssen darinn einfältig, deutlich, natürlich sein, und dem Verstande mehr Gedanken ablokken, als die Buchstaben thun können.

Die Wortordnung ist fehlerhaft, wenn die Wörter einer Redensart nicht nach der Gewohnheit der Sprache nach einander gesezzet werden: man saget also, daß die Construction griechisch, oder lateinisch sei, wenn die Wörter nach der Ordnung, und Folge der griechischen, oder lateinischen Sprache nebeneinander gestellet sind.

Die Construction ist schielend, wenn die Wörter dergestalt gestellet sind, daß es scheinet, als ob sie sich auf das vorhergehende bezögen, da sie sich doch wirklich auf dasjenige beziehen, was da folget. Alle diejenigen Redensarten, worinnen man etwas zweideutiges antrift, gehören zu diesem Geschlechte der Construction. Man nennet diese Art von Construction schielend, vermöge einer gewissen verblümten Redensart, da schielende Leute eine Sache, von dieser Seite anzusehen scheinen, da sie doch in der That von einer anderen Seite betrachten.

Drittens, die figürliche Wortordnung ist diejenige, wo man der Ordnung der Natur nicht folget, ob diese gleich immer wahrgenommen werden muß. Man nennet sie figürlich, weil sie eine Figur, oder Gestalt annimmt, so nicht die eigentliche einfältige Figur ihrer Construction ausdrükket. Sie ist bei den Lateinern sehr im Gebrauche, wo die natürliche Ordnung der Redensarten (Phrases) gemeiniglich umgekehret wird; eben so ist sie auch in den Französischen Versen gewöhnlich. Es giebt

fünf Arten von Figuren, welche in der figürlichen Wortordnung oftmals vorkommen.

1) Die Ellipſe, oder das Auslaſſen einer Sache: dieſes findet ſtatt, wenn man einige Wörter in einer Redensart auslässet, zum Exempel Ne ſus Minervam, der Ungelehrte laſſe die Minerva, (nämlich doceat) ungemeiſtert, und in dieſem andern Exempel:

Je t'aimois inconſtant, qu'aurois je fait fidele?
Könnt ich ſo zärtlich lieben, dich Unbeſtändigen,
Was hätt ich nicht gethan, wärſt du getreu geblieben.

Im Franzöſiſchen verſtehet man bei fidele, wenn du wäreſt getreu geweſen. Gebet mir Brod, Waſſer, du pain nämlich einen Biſſen Brod, und ein wenig Waſſer. Dieſes iſt eine Ellipſe.

2) Der Pleonaſmus, oder die Ueberladung: man formiret dieſe Figur, wenn in einer Redensart einige Worte überflüßig ſind, welche jedoch einer Rede vielmehr Nachdrukk, und Anſehn geben, zum Exempel, ich habe ihn mit meinen Augen geſehen.

3) Die Sillepſe, oder Sinteſe, oder Umkehrnng des Sinnes: dieſe Figur findet ſtatt, wenn die Worte mehr nach dem Gedanken, und nach dem Sinne, als nach der Gewohnheit der gemeinen Conſtruction rangiret werden. Zum Exempel, der meiſte Theil der Leute bildet ſich ein: das Wort der meiſte Theil, ſtellet dem Verſtande eine Mehrheit vor: alſo paſſet auch das Zeitwort auf dieſe Mehrheit.

4) Das Hiperbaton, oder die Wortverwerfung, dieſe Figur iſt aber nur in der Lateiniſchen Sprache gewöhnlich, wo die Umkehrung der Wörter ſehr oft geſchiehet, man bedienet ſich derſelben auch in der Franzöſiſchen Poeſie, oder Versarten ebenfalls, zum Exempel:

Que les fougueux aquilons,
Sous ſa Nef ouvrent de l'onde,
Les gouffres les plus profonds.

So wühlt der volle Mund
Des Nordwinds auf die Wellen,
Und auf den tiefen Grund,
Den ſtolzen Maſt zu fällen.

Ich ſage es Dir ſelbſt, iſt gewöhnlich, aber nach dem Hiperbaton ſaget man: Dir ſelbſt ſage ich es.

5) Der Helleniſmus, Gröciſmus, oder griechiſche Redensart, iſt eine Nachahmung der Redensart der griechiſchen Sprache. Alſo bemerket man in den beſten Schriftſtellern folgende griechiſche Redensarten, zum Exempel, Daunus agreſtum regnavit populorum, Daunus regierete der ländlichen Völker: zu verſtehen, Land. Im Franzöſiſchen, und in dieſen Ausdrükken, es regnet, es donnert, es iſt nöthig, kömmt dieſes dem Helleniſmus nahe; als ob man ſagen wolte, es iſt die Zeit da, welche den Regen hervorbringet: dieſe Sache iſt nöthig.

Die uneigentliche Redensarten, oder die Tropen.

Es giebt auch noch Figuren, welche man Tropen nennet, wegen der Veränderung, welche alsdenn in der eigentlichen Bedeutung des Wortes vorgeht; denn das Wort Trope, kömmt von dem grichiſchen Worte Converſio, Veränderung her. Wenn man alſo einem Worte einen Sinn giebet, welcher von demjenigen Sinne abweichet, den man ihm in der Sprache einmahl gegeben hat, ſo iſt es eine uneigentliche Redensart, welche man Trope nennet. Es giebt deren eine ſehr groſſe Anzal. Die vornehmſte von dergleichen Redensarten, ſo man am öftern erwähnen höret, iſt eine Methapher (Gleichniswort) zum

Exem-

Exempel, funkelnde Augen, ſchwarze Sorgen: Allegorien (Gleichnisreden) Alluſionen (Anſpielungen,) Ironien, oder verſteckte Spottreden, die Sancraſmuſſe, welches beiſſende Spöttereien ſind; der Catachreſmus, welches eine Ausdehnung, oder Nachahmung andeutet: zum Exempel, mit Silber vereiſen (beſchlagen) Hiperbole (das Uebertreiben), wenn man eine Sache übermäßig verkleinert, oder vergröſſert; zum Exempel, der Degenſtoß, war nur ein leichter Nadelſtich, Sinekdoche, wo man einen Theil für das Ganze, oder umgekehrt nimmt, als das Hintertheil des Schiffes, für das Schff ſelbſt: als Eiſen für den Degen: als Völker, die die Spree trinken; die Metonymi, wenn man fremde Nahmen für die rechten, oder die Urſache für die Wirkung ſezzet: zum Exempel, man lieſet den Cicero, anſtatt die Werke des Cicero; er trinket den tödlichen Becher. Die Figuren der Gedanken, ſind nicht der Gegenſtand der Sprachlehre, ſondern der Redekunſt.

Die Theile, welche eine Rede zuſammenſezzen.

Die Rede, iſt ein Inbegriff von Säzzen, Vorträgen, und Perioden welche ſich alle auf einerlei Hauptentzwekk beziehen müſſen. Die Säzze, ſind Inbegriffe von Wörtern, welche vermöge der Dazwiſchenkunft, verſchiedener Beziehungen, welche ſie unter ſich haben, ein Urtheil, oder einige beſondere Betrachtungen des Verſtandes erklären, welche das Subjekt, als ein ſolches Subjekt betrachten. Urteilen, heiſt die Vorſtellung thun, daß ein Gegenſtand von der, oder der Beſchaffenheit ſei.

Die Perioden, ſind Inbegriffe von Säzzen, welche durch Verbindung mit einander verbunden ſind, und welche zuſammen einen vollſtändigen, oder beſtimmten Verſtand ausmachen.

Man

Man nennet Stil, oder Schreibart, die Art, mit welcher man eine Reihe von Wörtern, Redensarten und Perioden vorzutragen pflegt. Es giebt dreierlei Arten des Stils, den gesellschaftlichen, zum Exempel in Briefen, den mittlern, und den hohen, dessen Gang majestätisch ist.

Von der Rechtschreibung (Orthographie).

Die Rechtschreibung, oder Ortographie, ist eine Art, den Augen vermittelst der Schrift, die Aussprache einer Sprache sichtbar zu machen: die Accente recht zu stellen, gewisse Buchstaben gedoppelt zu sezzen, die Apostrophen anzubringen, und die Interpunktion, nämlich die Punkte, und Kommata richtig zu sezzen. Es ist kein Theil der Sprache anzutreffen, über welchen die Schriftsteller mehr untereinander gestritten hätten, als über die Rechtschreibung. Nichts destoweniger kann man noch sagen, daß es blos der eingeführten Mode zukomme, die Rechtschreibung, sowohl als die Aussprache, und alle andere Theile der Rede zu bestimmen. Die allgewisseste Regel, welche man über diese Materie feste sezzen kann, ist, daß man die besten Sprachlehren zu Rathe ziehe, dergleichen die vom Abt Regnier, vom Vater Buffier u. s. w. sind, und unsere beste, und neuern Schriftsteller zum Muster zu nehmen, jedoch mit Ausnahme eines einzigen, welcher für seinem Kopf eine neue Schreibart einführen wollen; er schreibet zum Exempel, les français für les françois, j'avais anstatt j'avois, il faisait für faisoit.

Ein anderer Neuling, ein Mann von eben so vielem Verstande, will, daß man schreibe, filosophie, anstatt philosophie, vill für ville, ele anstatt elle, je pouroi, anstatt je pourrois qu'il ût, für qu'il eût. Ja er gehet so weit, daß er saget, die Gelehrten müssen die Ortografe von den Jamen erborgen. Wir über-

überlassen es dem Leser zu urtheilen, ob ein solcher Versuch vernünftig sei. Im Uebrigen siehet man nicht, daß diese Herren, viele Nachahmer bekommen hätten, und es scheinet, als ob man sie auf ihre Bahn, welche sie sich bereitet, allein traben lassen wollte.

Von den gelehrten Sprachen.

Unter den gelehrten Sprachen, verstehet man das Hebräische, das Griechische, und das Lateinische.

Das Hebräische, ist die Sprache, welche die Hebräer ehedem sprachen, und in welcher man die meisten Bücher des alten Testamentes (alten Bundes) schrieb. Es ist die älteste Sprache der Welt. Sie ist sehr regelmäßig: die Wörter derselben, sind sehr einfach, und von sehr wenigen Stammwörtern abgeleitet, und ohne Zusammensezzung. Sie hat einen entsezzlichen Reichthum an Verbis, oder Zeitwörtern, die mehrentheils ganze Redensarten ausdrükken. Groß sein, groß machen, groß gemachet sein, sind ganz einfache Wörter, welche die Uebersezzung völlig zu treffen, nicht vermag. Der meiste Theil ihrer Wörter, und Fürwörter, sind nur Buchstaben, welche entweder am Anfange, oder am Ende des Wortes hingefüget sind: es ist die kürzeste Sprache, welche wir kennen: ihre Ausdrükke sind niedlich, deutlich, feste, und gründlich.

Besonders ist sie in ihren Conjugationen bewunderungswürdig: es ist keine, welche nicht einfach sein sollte; aber sie unterscheiden ein jedes Zeitwort, durch sieben bis acht verschiedene Maniren. Es giebt in der Hebräischen Sprache zwei, und zwanzig Buchstaben, mit fünf Selbstlautern: aber man theilet einen jeden Selbstlauter in zwei Theile; in einen langen, welchen man als einen längern Ton, und in einen kürzern, den man als einen kurzen ausspricht. Man nennet die ur-

sprüng

ſprüngliche Worte, Stammwörter (Wurzeln): ſie haben jederzeit nur drei Buchſtaben, und zwei Silben, welche durch zwei Töne, oder durch dieſelbe Wiederhohlung ausgedrükket wird, welche durch zwei Selbſtlauter vorgeſtellet wird, die man Punkte nennet, nnd welche unter den Mittlauter angemerket werden. Dieſe Sprache, hat bis vierzig Tonzeichen: dieſe dienen die Redensarten, und ihre Glieder von einander zu unterſchreiden, wie im Franzöſiſchen die Punkte, und Kommata, und um die Menge der Silben zu beſtimmen.

Das Genie dieſer Sprache, iſt, daß die Vorwörter eines auf das andere folgen, ohne den Verſtand zu verſchieben, oder aufzuhalten, noch ſich mit groſſen Perioden abzugeben; und dieſes macht ihre Schreibart ſehr deutlich. Daher kömmt es, daß ſie in ihren Erzählungen jederzeit ihre Perſonen gerade zu reden läſſet, und keine Schwierigkeit machet, die Rede wiederholen zu laſſen, überhaupt iſt ſie genau, immer einerlei Wörter zu gebrauchen.

Wir haben geſaget, daß die Hebräiſche Sprache, die älteſte von der Welt ſei; und dieſes beweiſet man, durch die Nahmen deren ſich die heilige Schrift bedienet, und die aus dem hebräiſchen genommen ſind, zum Exempel, der erſte Menſch ward Adam genennet, weil er aus Erde gemachet worden, welche im Hebräiſchen Adama heiſt: die erſte Frau, ward Eva genennet, weil ſie die Mutter der Lebendigen iſt: Evah, dieſes deutet im Hebräiſchen das Leben an, zweitens, durch die Nahmen einer unendlichen Menge Völker, welche aus dem Hebräiſchen genommen ſind, wie die Aſſirer, von Aſſur, die Elamiten, Elam, die Jonier, von Javan, alle dieſe ſtammen von Sem, Cham, und Japhet ab. Endlich drittens, durch die Nahmen der alten Gottheiten; denn Saturn, kömmt von Satur, welches verbergen heiſt; Jupiter von Jehova; Ceres von Gheres, welches gedroſchne Körner bedeutet, her. Die

Die griechiſche Sprache, oder das Griechiſche, dieſes iſt die Sprache, welche die alten Grichen redeten, und in welcher die Werke der alten Schriftſteller geſchrieben ſind, dergleichen ſind Plato, Ariſtoteles, Demoſthenes, Thucidides, Xenophon, Homer, Pindar, Euripides, Sophokles u. ſ. w.

Dieſe Sprache, hat ſich länger, als irgend eine andere erhalten; in der Folge aber haben die Türken bei ihrem Einfalle, in dieſer Sprache beträchtliche Veränderungen verurſachet.

Die Griechiſche Sprache ſchliſt faſt eine unendliche Menge Wörter in ſich: überhaupt ſind ihre Biegungen ſo ſehr verſchieden, ſo einfältig ſie in den meiſten andern Sprachen ſind.

Sie hat vier, und zwanzig Buchſtaben, welche ſich in Selbſtlauter, und Mitlauter abtheilen, das heiſt, ſie hat ſieben Selbſtlauter (Vokale) darunter, zwei lang; zwei kurz, und drei bald lang, und bald kurz ſind, ſie hat nämlich ſechs Doppellauter.

Auſſerdem hat ſie drei Accente, oder Tonzeichen, den Acutus (ſcharfen) als ſermo, Parole; den Gravis (ſchweren), als Honor, die Ehre; und den Cirkumflex (Doppelaccent) als Facio, ich mache. Dieſe Zeichen deuten die Quantität, das heiſt die Zeit an, wie lange man eine Silbe ausſprechen muß. Das Tonzeichen Acutus, deutet an, daß man die Silben erheben ſoll; der Gravis, daß man die Stimmen ſinken laſſen ſoll; der Circumflex, daß man ſie erſt erheben, und hernach ſinken laſſen ſoll.

Die Griechen, haben zwei Spiritus (Hauche) den rauhen (aſper) als ſimul, und den weichen, (mollis) als ego, ich. Dieſe Hauche, deuten die Art, und Weiſe an, wie man eine Silbe in der Ausſprache, mit einem Hauche heraus ſtoſſen müſſe. Sie haben drei Nummern, nämlich den Singularis, den Dualis, der von

zweien

zweien redet, und den Pluralis, von Mehreren. Sie haben nur fünf Caſus, denn es fehlet ihnen der Ablativus. Sie haben einen Artikel, welchen man den Wörtern vorſezzet, und der mit den Franzöſiſchen Silben le, la, le übereinſtimmet.

In Anſehung ihrer Abänderungen (Deklinationen) haben ſie deren zehn, nämlich fünf einfache, und fünf verkürzte: auſſerdem drei urſprüngliche Fürwörter, und acht beſizzende Fürwörter.

Was die Conjugationen betrift, ſo haben ſie ſechs von den Zeitwörtern Baritons, welche man alſo nennet, weil man ihre Silben in einem viel tiefern Ton ausſpricht: drei von dem Circumflex Zeitwörtern, welche alſo genennet werden, weil ſie eine Zuſammenziehung in allen Perſonen des Präſens, und Imperfecti geſtatten: und vier aus den Zeitwörtern in mi, und dieſe ſind von den Baritons nicht anders unterſchieden, als im Präſens, und Imperfecto.

Die griechiſche Sprache, hat vielmehr Tempora in den Zeitwörtern, als die Lateiniſche Sprache; denn ſie hat auſſer den gewöhnlichen Temporibus, oder Zeitpunkten, noch zwei Aoriſtos, zwei Futura, und ſogar drei im Paſſivo, auſſerdem iſt noch ein drittes Zeitwort, welches man Mittelzeitwort nennet, weil es die Stelle des Activi, und Paſſivi vertritt.

Endlich hat die Griechiſche Sprache vier Dialekte, (Mundarten) alſo nennet man die beſondere Art zu reden, die bei Völkern Mode iſt, ſo faſt einerlei gemeinſchaftliche Sprache reden. Dieſe vier Dialekte, ſind der Attiſche, der Joniſche, der Doriſche, und der Koliſche.

Die Eigenſchaft des Attiſchen Dialektes, iſt Wörter ins Enge zuſammen zu ziehen, das heiſt verkürzen, und nicht nur zwei Silben, ſondern auch ſogar ganze Wörter in eins zu ſchmelzen.

Der Joniſche vermeidet alle rauhe Hauche (Aſpirations) er leidet keine Zuſammenziehung; vielmehr dehnet er die Worte lang aus, und theilet das Zuſammengeſezzte von neuen wieder.

Der Doriſche machet mit verſchiedenen Buchſtaben, und Silben Veränderungen.

Der Eoliſche behält den ſanften Hauch, und verändert die mit einem Hauche ausgeſprochene Conſonanten, zum Exempel, in dünne, oder ſanfte.

Der Attiſche Dialekt (Provincialton) war unter den Athenienſern: der Joniſche, war bei den Völkern des kleinen Aſiens im Gebrauche: der Doriſche, gehörte den Lacedemoniern, (Spartanern) und Argivern: und den Eoliſche war dem Bäotiern, und der Eoliſchen Nation eigen.

Die griechiſche Sprache, empfing von dem Homer, dieſem groſſen Naturmaler den Rang, welchen ſie ſich unter allen aſiatiſchen Völkern erworben. Dasjenige, was dieſer Sprache den Vortritt vor andern Sprachen verſchaffet, iſt ihre bewunderungswürdige Fruchtbarkeit: denn ſie vervielfältiget ſich durch die Ableitung, und Zuſammenſezzung ihrer Wörter faſt bis ins Unendliche, und ſie giebt der Rede eine erſtaunliche Mannigfaltigkeit. Die Kenner bewundern an ihr die Wendung der Redensarten, das Genie, und die harmoniſche Kadanz (Fall) ſo ſehr, daß verſchiedene keine Schwierigkeit machen, zu ſagen, das Grichiſche ſei die ſchönſte Sprache, welche die Menſchen jemals geredet haben.

Das Latein, oder die Latcinſche Sprache. Dieſes iſt die berühmteſte Sprache, welche man vormals zu Rom redete, und welche ſeit langer Zeit der Grund der erſten Studien iſt. Man betrachtet ſie wie billig, als den Schlüſſel zu dem Eingange, oder dem Vorhoffe der Wiſſenſchaften, und als das Fundament der Gelehrſamkeit. Sie iſt reich, ergiebig, und in vielen vortreflichen Büchern,

von allerlei Arten abgefaſſet; in dieſer Sprache ſind auch die Werke der beſten Genies unter den Römern geſchrieben worden. Was ſie noch ins beſondere karakteriſiret, iſt die Majeſtät ihres Stils. In der That beſizzet ſie eine gewiſſe Harmonie, welche das Ohr auf eine edele, und groſſe Art, durch eine Vermiſchung unendlich vieler klingenden Ausdrükke entzükken, die zugleich Kraft, und Feuer bei ſich führen. Mit einem Worte, das Lateiniſche iſt reicher an Figuren, als das Franzöſiſche, aber nicht ſo wortreich als das Griechiſche, weniger ſtolz als das Spaniſche; es iſt aber eine feſt beſtimmte Sprache, welche die Eigenſchaft desjenigen, welcher ſie redet, wohl zu erklären vermag.

Dieſe Sprache war ſeit allen Zeiten her, die Entzükkung der Gelehrten: heut zu Tage, dienet ſie noch als ein Verbindungsmittel, die Nationen Europens mit einander zu vereinigen, und man kann ſich durch die lateiniſche Sprache in allen geſitteten Ländern verſtändlich machen.

Es iſt dieſes die gewöhnliche Sprache faſt aller Kirchen: und in dieſer Sprache ſinget man das Lob Gottes, ſegnet die Gemeine, man erflehet ſeine Hülfe von ihm, ſuchet ihn zur Barmherzigkeit zu bewegen, und bringt ihm in dieſer Sprache das heiligſte, und gröſte aller Opfer.

Die lateinſche Sprache, verfeinerte ſich nach Maaßgabe, als die Römer einen Geſchmakk an den Wiſſenſchaften zu nehmen anfingen. Sie hatte den Punkt ihrer gröſten Vollkommenheit zur Zeit Julius Ceſars, und zur Zeit erreicht, welche man das Jahrhundert des Auguſts nennet. Sie artete unter den folgenden Kaiſern, und mit dem Verfalle des Kaiſerthums aus: ſie litte durch die Vermiſchung der barbariſchen Nationen. Sie iſt es, die zum Theil den Grund zu der Italiäniſchen, Spaniſchen, und Franzöſiſchen Sprache geleget hat, weil dieſe gleichſam nur Ausartungen von ihr ſind. Man

kann nicht leicht die Reinigkeit der lateiniſchen Sprache einſehen, wofern man nicht die Schriftſteller von der Zeit des Auguſti, und etwas früher ſtudiret, dergleichen ſind: Terenz, Cicero, Virgil, Horaz, Phädrus, Salluſtius u. ſ. w.

Die Elemente der lateiniſchen Sprache, (erſte Gründe).

Wir haben bereits geſagt, daß es in allen Sprachen acht Arten von Wörtern giebt, welche zu einer Rede können gebrauchet werden, und welche gleichſam Theile derſelben ſind; nemlich das Nennwort, und das Fürwort, welche ſich dekliniren laſſen; das Zeitwort, das Mittelwort, das Bindewort, und das Zwiſchenwort, welche ſich weder dekliniren, noch conjugiren laſſen: es giebt auch zwei Arten von Wörtern, das Hauptwort, welches nur einer Sache zukömmt; und das Beiwort, welches allen Sachen zukömmt.

Im Lateine, giebt es auch Geſchlechter; das männliche, das weibliche, und das Mittelgeſchlecht, das heiſt hic, hæc, hoc, alle Hauptwörter gehören zu einem dieſer Geſchlechter:

Die Beiwörter, haben alle drei Geſchlechter an ſich, als bonus, bona, bonum. Sie haben zwei Numeros, den Singular, welcher ſtatt findet, wenn man nur von einer Sache redet; und den Plural, wenn man von vielen redet.

Die Nennwörter haben ſechs Caſus; den Nominativus, den Genitivus, den Dativus, den Accuſativus, den Vokativus, und den Ablativus.

Es giebt fünf Deklinationen, (Abänderungen) welche man an ihrem Genitivus unterſcheidet. Alſo hat die erſte im Genitivus æ, oder es, die zweite i, die dritte is, die vierte us, und die fünfte ei.

Die

Die Beiwörter, haben drei Grade der Vergleichung, ſie heiſſen, der Poſitivus, der Comparativus, und der Superlativus, zum Exempel: Sanctus, Sanctior, Sanctiſſimus.

Das Fürwort, wird öfters in der Rede anſtatt des Nennwortes geſezet: es giebt acht Primitiva; das heiſt *ego, tu, ſui, ille, ipſe, iſte, hic, is.* Es giebt fünf Poſſeſiva; das iſt *meus, mea, meum,* tuus u. ſ. w. ſuus, noſter, veſter. Sie haben keinen Vokativus, ausgenommen tu, und meus, welches mi hat. Es giebt drei Perſonen; die erſte, welche redet, und mit ich, oder wir gegeben wird, zum Exempel, ich leſe, wir leſen; die zweite, iſt diejenige, zu welcher man redet, und wird durch du, oder ihr ausgedrükket; die dritte iſt diejenige, von welcher man redet, und welche durch er, oder ſie, oder durch jedes andere Nennwort ausgedrükket wird.

Die Zeitwörter, welches Theile einer Rede ſind, ſo eine Handlung andeuten, zum Exempel, ich leſe, ich höre u. ſ. w. haben fünf Tempora, (Zeiten) und vier Modos. Dieſe Tempora ſind das Präſens, das Imperfectum, das Perfectum, das Plusquamperfectum, und das Futurum. Die Modus ſind der Indikativus, der Imperativus, der Conjunctivus, und der Infinitivus.

Der Infinitivus hat drei Gerundia: das heiſt, in di, in do, und in dum, und das eine Supinum in um, und das andere in u.

Es giebt vier Conjugationen: man unterſcheidet ſie an der Endigung ihres Infinitivus. Die erſte endiget ſich mit einem langen are, wie amare; die zweite mit einem langen ere, nemlich durch ein langes e, wie docere; die dritte endiget ſich mit einen kurzen ere, wie legere; die vierte durch ein langes ire, wie audire. Die Zeitwörter, welche Deponentia heiſſen, haben eine aktive Bedeutung, und eine paſſive Endigung. Alſo will hortor nicht ſagen, ich werde vermahnet, ſondern ich vermahne.

Sie werden alle nach der Conjugation, auf welche ſie ſich paſſen, conjugiret, hortari, wie amari gehöret zu der erſten; polliceri wie doceri, zu der zweiten: und ſo auch die andern.

Die Præpoſitiones, ſind undeklinirbare Wörter, wie ad, ante, u. ſ. w. deren einige den Accuſativus, andere aber den Ablativus regieren.

Die Conjunctionen, ſind ebenfalls undeklinirbare Wörter, ſie dienen die Rede zu verbinden, wie zum Exempel, nec, itaque, igitur, ſed, quapropter u. ſ. w.

Die Ausrufungswörter, ſind von eben der Natur, und dienen entweder die Bewunderung, die Freude, den Schmerz, oder den Zorn auszudrükken, wie zum Exempel, o! eheu! ah! u. ſ. w.

Die franzöſiſche Sprache.

In ihrem Urſprunge war die franzöſiſche Sprache eine Pöbelſprache, welche aus der alten galliſchen, lateiniſchen, und alten fränkiſchen Sprache beſtand. Nur durch unvermerkten Fortgang gelangte ſie zu dieſem Punkte der Vollkommenheit, zu welchem ſie unter der Regierung **Ludwigs des Vierzehnten** geſtiegen iſt. Die Elemente, oder die erſten Gründe der franzöſiſchen Sprache ſind faſt eben dieſelben, wie der lateiniſchen Sprache ihre, was die Haupt- und Zeitwörter betrift: was aber die Redensarten betrift, ſo unterſcheidet man dieſelben ohne Numeris; und man könnte wenn es erlaubt wäre, ſagen, daß ein ſinnloſer Miſchmaſch daraus entſtanden, welchen nur die tägliche Gewohnheit zu lehren vermag: alle Sprachlehren der Welt, würden nicht hinlänglich ſein, um dieſes Chaos in Ordnung zu bringen. Dieſes iſt die Urſache, warum ſie die Ausländer für dunkel, und ſchwer ausgeben, und in dieſem Falle haben ſie nicht ganz unrecht. Es iſt nichts als Metaphyſik,

ſik, was man in gewiſſen Erklärungen antrift, welche man in den meiſten unſerer Sprachlehren, und ſogar in denjenigen findet, die am meiſten im Gange ſind. Unſer bald offen, bald ſtummes e, iſt für die Fremden eine wahre Plage: öfters können ſie nicht begreifen, warum man nicht ſaget ma épée, da man doch ſaget ma hallebarde, und wenn man dieſes lezzte ſaget, warum ſaget man nicht la hiſtoire; un arbre grand, weil man ſaget un homme fort grand, und tauſend andere Arten zu reden, welche ſich jeden Augenblikk ändern laſſen, und welche die Gewohnheit einmal feſtgeſezzet hat. So iſt der kürzeſte Weg für die Ausländer, die franzöſiſche Sprache durch den Umgang zu lernen, das heiſt, ſie müſſen unter den Franzoſen leben, und einen Umgang mit ihnen haben.

Wenn aber unſere Sprache, ſo wie alle andere der Dunkelheit unterworfen iſt; wenn ſie von denen, welche ſich ihrer bedienen, eine entſezzliche Behutſamkeit, um richtig zu reden verlanget, ſo kann man auch ſagen, daß ſie unter allen Sprachen diejenige ſei, welche ſich mit der gröſten Leichtigkeit, und Zierlichkeit bei allen Gegenſtänden, ſo im Umgange mit ehrbaren Leuten vorkommen, ausdrükket: dieſes trägt zu einem der gröſten Vergnügen des Lebens viel bei: Ueberdem, iſt ſich ihre Sintaxe, oder Wortfügung immer gleich, und ſie verſtattet keine Umkehrung der Redensart, es iſt eine Leichtigkeit, welche keine andere Sprache an ſich hat. Die Menge vortreflicher Bücher, welche Frankreich hervorgebracht, und von denen einige den Verſtand erleuchten, andere uns aber eine angenehme Beluſtigung verſchaffen, iſt noch ein anderer Grund, von der Begünſtigung, welche ſie bei allen andern Nationen gefunden hatte.

Racine iſt der erſte, ſagt der Herr von Voltaire, welcher der franzöſiſchen Sprache, dieſe Reinigkeit, dieſen wahren Adel, und dieſe Annehmlichkeiten die ſie verſchönert, gegeben hat: zu gleicher Zeit arbeitete Deſpre-

aux mit gutem Fortgange, daran um ihr durch die allerrichtigste Genauigkeit, durch eine feste Bestimmung, Stärke, und Harmonie zu verschaffen.

Diesen Schriftstellern kann man noch die Werke des Flechier, Masillon, die Akademischen Reden, u. s. w. und andere vortrefliche Schriftsteller zufügen.

Die deutsche Sprache.

Die kleine, und grosse deutsche **Currentschrift**, deren sich der Deutsche im gewöhnlichen Schreiben bedient, ist eine niedrige Art der deutschen Drukkschriften; und nur bei Schriften von Wichtigkeit, bedienet sich auch die Feder der Drukkschrift, so man geschriebne Kanzleischrift, und Fraktur nennt, z. E. in den Geburts- oder Lehrbriefen, wo die erste Zeile Fraktur mit laufenden Zügen, die andre Kanzelei, das übrige aber mit Current geschrieben wird. Die lateinische gewönliche Buchstaben, mit denen die Feder im gemeinen Leben, französisch, lateinisch u. s. w. schreibt, sind länger, und abgerundet, als die deutschen Schreibelettern, und man nennt dieses Alphabet der lateinischen Feder, **Cursivschrift**, und es begreifet ein grosses, und kleines Alphabet, für die Wörter, so sich mit einem grossen Buchstaben anfangen, beide sind von der Drukkschrift des Lateins, oder französischen, wie das Deutsche, von seiner Drukkschrift entstanden. Die deutsche **Interpunktion**, ist wie die lateinische u. s. w. beschaffen. Das **Komma**, (Beistrich), das **Semikolon** (Punktstrich); das **Kolon**: (Doppelpunkt) oder die zwei Punkte übereinander, der **Punkt** der den Verstand der Sache völlig endigt, alle diese Zeichen sind Ruhepunkte in der Schrift, und müssen auch, so im Reden, im Vortrage mit längeren, oder kürzern Pausen ausgehalten werden. Das **Ausrufungszeichen**! **Fragezeichen**? die **Parentese** (Einschluß) ( ) besteht in zwei Bögen,

Bögen, in die man eine Nebenerklärung einschliſt, im Schreiben macht man einen geraden Strich mit zwei Punkten. Das Trennzeichen, sind zwei schräge liegende Striche, wenn ein Wort am Ende der Zeile nicht ganz ausgeschrieben werden kann. Das Bindezeichen (Hyphen, tiret) ist wie das Trennzeichen gebildet. Der Denkstrich der Neuern, ist ein einfacher Querstrich, wo sie ihre Gedanken nicht ganz ausdrükken, sondern dem Leser etwas zu denken überlassen. Das Häkchen, (die cedille) ist ein kleines c, so in französischen Wörtern unten angehängt wird. Das Abkürzungszeichen, ist entweder ein Punkt, als. heil. für heilig. Ew. für Euer, oder ein paar kleinere Buchstaben z. E. den dritten dieses, schreibt man den 3ten dieses, oder 3eme für troisieme, 2 do. für secundo; oder Mr. Monsieur. Anführungszeichen, (Citirstriche) sind zwei kleine Kommata, vorne und linker Hand am Anfange einer, aus einem Buche angeführten Stelle: z. E. Herr von Haller schreibt:

„Mach deinen Ranpenstand, und einen Tropfen Zeit;
„Den, nicht zu deinem Zwekk, die nicht zur Ewigkeit.

Die Buchdrukker nennen es Gänsefüsse. Unterstrichne Stellen einer Schrift, drukkt der Buchdrukker, im deutschen mit der rundlichen Schwabacherschrift, und im lateinischen mit der Cursiv, oder Quadratschrift ab, das Paragraphzeichen §.

Die deutsche Sprache hat neun Selbstlauter, (Vokale) d. i. Buchstaben, die man schon einzeln, ohne andre Beihülfe, deutlich aussprechen kann; davon sind die drei, als a, o, und u, e, i, reine; ä, ö, ü, y unreine Selbstlauter. Die sechs Doppellauter (Diphtongen) sind ai (ay) au, äu, ei (ey) eu, und oi (oy) die übrigen Buchstaben des deutschen Alphabets heissen Mittlauter (Consonanten); darunter sind l, m, n, r flüßig, die andre neunzehn stumm; oder man nennt b, ch, j, g, k, q. Kehlbuchstaben; Lippenbuchstaben sind b, f, ph, v,

m, p, w. Die Zungenbuchstaben sind: d, t, th, l, n; die Zähnbuchstaben bestehen im s, ß, c, sch, r, rh.

Die allgemeine Regeln der Rechtschreibung sind. Man schreibe, wie man ausspricht; oder man schreibe, wie die gute gedrukkte Bücher es schreiben; denn man kann, nach dem Tone Freund, und Fraind schreiben, obgleich das lezztere falsch ist. 2) Man richte sich nach der Abstammung. Z. E. er fällt, stammt doch von fallen her, also hat es zwei l; er hält, klingt eben so, und stammt doch von halten, so nur ein l hat. Allein oft ist die Abstammung so ungewis, wie der Adel der Häuser, und so vieläftig. 3) Man schreibe ein Endwort so, als es klingen muß, wenn man eine Silbe anhängt, so sich mit einem Vokal anfängt. Z. E. Misgunst, ist unrecht; denn das Stammwort miß (verneinend) heist nicht mis, oder lang; sondern es muß, Mißgunst geschrieben werden. 4) Die Schreibart die man bei einer Familie von Wörtern anbringt, mus von allen übrigen Abkömmlingen gelten; nur mus man nicht ein abgeleitetes Wort, oder den Urenkel für den Stammvater ansehen. Z. E. giessen, nicht von Guß. 5) Die Mode ist auch hier die Tirannin der Klugen; also richte man sich nach der eingeführten Gewohnheit der meisten, und besten Schriftsteller; Z. E. räthsel wäre richtiger, und räzel ist gebräuchlicher. 6) Man mische nicht in deutschen Aufsäzzen, lateinische Worte unter die deutsche; Z. E. probiren; auch jezzo schreibt man lateinische, und französische Worte, mit deutschen Buchstaben. Z. E. der vesuvische Wein, Lacrimä Christi, (Christusträhnen).

Regeln der Silbenstükkung; um ein Wort am Ende der Zeile richtig abzubrechen. Man breche genau in der Zusammensezzung ab. Z. E. Donners-tag, dar-um, her-ein, pe-remtorisch; und man sehe, wo

die

die Aussprache die Silbe im Laute zerstükket. Z. E. Wes-pe, nicht We-spe, Trop-fen.

Mit gröſſern Anfangsbuchstaben schreibt man den Anfang eines jeden Aufsazzes; den Anfang jeder Periode nach einem Punkte, den Anfang jeder Verszeile, nach einem Frage- und Ausrufungszeichen, den Anfang einer citirten Rede: Gott sprach: Es werde Licht! den Anfang einer Person, oder Ortnamens (nomen proprium) Alexander, Bartenstein, Philax, endlich alle Hauptwörter, denen man entweder, der, die, oder das vorsezzen kann, und die dazu erhobene Beiwörter. Z. E. das Ewige, das Verhalten (aus den Zeitwörtern) sein Ach! zerreiß mein Herz. Zulezzt schreibt man noch alle Anreden, z. E. Du, Er, Sie, Deine, Ihre, oder Ihro Dero, und das Nachdrükkliche in der Sache, gros. Z. E. er ist nicht mit Einem Thaler zufrieden. Zu den bekanntesten Wortabkürzungen gehöret. A. T. alte Testament, Antw. Antwort, B. Band, B. R. D. beider Rechte Doktor, C. Kapitel, D. Doktor, d. i. das ist, u. s. f. und so ferner, E. E. Euer Edlen, E. h. Euer Hochedelgebornen, E. K. M. Euer Königliche Majestät, i. J. C. im Jahre Christi, Mad. Madame, Mdlle. Mademoiselle, u. und, v. A. von Anfang, v. r. w. von rechts wegen, z. E. zum Exempel, Chr. Christian, und so mit allen Vornamen, les RR. PP. les Révérends Pères, die ehrwürdigen Patres.

Die Geschlechtssilben, (Artikel) sind im deutschen, der, die, das, oder Ein. Die Nennwörter (Nomen) haben eine dergleichen Geschlechtssilbe vor sich und theilen sich in Hauptwörter, (Substantiva) und Beiwörter (Adjektiva). Die Fürwörter sind eigentliche, oder uneigentliche Pronomina u. s. w. Z. E. beziehend, als der, welcher, was; fragend, als wer? was? die Zeitwörter, (Verba) bekommen durch angehängte Endsilben, Bedeutungen von einer andern Zeit; als: ich liebe;

liebe; ich liebte, ich werde lieben u. ſ. w. Man theilt ſie ein in perſönliche, und unperſönliche, die lezzteren haben keine Perſon, Ich, Du, Er, u. ſ. w. ſondern nur Es voran, ſie heiſſen thätig (activa) wenn ſie ein Thun, oder leidend (Paſſiva) wenn ſie blos ein Leiden andeuten, oder Mittelzeitwörter (Neutra), die keine leidende Zeitbiegungen vertragen. Zeitwörter, die beziehend heiſſen, haben nach den Perſonſilben er, ſie, oder es, noch das Wort ſich, z. E. er grämt ſich, die vollſtändige haben alle Zeiten, und Arten (Modos) die unvollſtändige (defectiva) aber nicht und endlich giebt es noch Hülfszeitwörter, und Selbſtzeitwörter. Das Mittelwort (Participium) iſt bei Zeitwörtern gleichſam das Beiwort, z. E. fliehend. Von den Nebenwörtern (Adverbia) Vorwörtern (Präpoſitionen) Bindewörtern (Conjunctionen) und Zwiſchenwörtern (Interjectiones), wodurch der Ton eines Affekts ausgedrükkt wird, iſt nichts beſonders zu erwähnen. Man nennt dieſe neun Stükke, Redetheile.

Caſus ſind die Nennendigungen (Nominativ), z. E. der Arzt, die Zeugendigung (Genitiv) redet vom Beſizze einer Sache, z. E. des Mannes Ehefrau; die Gebeendigung (dativ) deutet ein Geben an z. E. dem Richter; die Klagendigung (Accuſativ) zeigt auf den eigentlichen Gegenſtand, z. E. ich liebe dich, die Rufendigung (Vokativ) o Glükklicher! die Nehmendigung (Ablativ) z. E. von dem Buche, die beiden lezzten ſind nur aus dem Lateiniſchen hergenommen. Einige Wörter ſind endigungslos (indeclinabilia) unbiegſam, z. E. des Nachts, mit dem Bedinge. Moviren, heiſt ein Geſchlecht ins andre verwandeln, z. E. der Held, die Heldin, durch die Endſilbe in, Koch, Köchin. Die Vergleichesſilben (Grades) da eins vor dem andern den Vorzug behauptet, ſind der Poſitiv, ſchlechtweg, als: ſie iſt ſchön, der Comparativ, ſchöner, durch er; die höchſte Vergleichung (Superlativ) die ſchönſte durch ſte.

Die

Die Zeitpunkte (Tempora) ſind die gegenwärtige Zeit, (Präſens) ich ſchreibe; die jüngſtvergangne Zeit, (Imperfectum) ich ſchrieb; die völligvergangne Zeit, (Perfectum) ich habe geſchrieben; die längſtvergangne (Plusquamperfectum) ich hatte geſchrieben; die zukünftige (Futurum) ich werde ſchreiben; allein man kann auch ſagen: wenn ich geſchrieben haben werde; dieſes iſt eine Art von künftig vergangner Zeit u. ſ. w.

Die Handlung, die ein Zeitwort vorſtellt, wird durch vier Arten (Modos) ausgedrükkt; die anzeigende (Indicativus) geſchicht auf eine beſtimmte Art: ich reiſte, die verbindende (Conjunctivus) gleichſam auf eine ſchielende, ungewiſſe Weiſe. Z. E. man weis nicht, ob er recht habe. Dieſe zwo Arten laſſen ſich durch alle Zeiten durch biegen. Die befelende Art (Imperativus) hat im deutſchen nur den einen, nämlich gegenwärtigen Befel, z. E. ſchreibe, ſchreibet. Der Infinitiv iſt der vierte Modus; ſeine Endſilbe iſt en, z. E. regieren; er muß in allen Wörterbüchern nachgeſchlagen werden, weil er das Zeitwort ganz unbeſtimmt angiebt. Die Perſonſilben eines Zeitworts gehen durch alle Zeiten: Ich, Du, Er, Wir, Ihr, Sie

Ein Hülfszeitwort heiſt das, Ich bin, mit allen ſeinen Zeitpunkten, und das, Ich habe. Beide ſind die Krükken, womit die Zeitwörter ihre Zeitpunkte durchſteigen. Wenn man bei einer Präpoſition fragen kann, wohin? ſo verlangt ſie einen Accuſativ; auf die Frage, wo? aber einen Ablativus, z. E. wir gehen (wohin?) in den Garten. Er wohnet (wo?) in der Vorſtadt.

Die Interpunction lehret die richtige Art, die Glieder einer Periode, durch Striche, oder Punkte abzutheilen. Das Komma, (Beiſtrich) endigt zum Theil den Verſtand der voran gegangnen Worte, z. E. das Feuer leuchtet, und brennt; es ſtehet jederzeit vor den Wörtern, und, welcher z. E. Es iſt derjenige, welcher

cher mich unterrichtete. Eben so theilet es Dinge von ähnlicher Bedeutung ab, z. E. die grosse, edle, vortrefliche Handlung.

Das **Semikolon**; (Punktstrich) wird bei Vergleichungen, und Entgegensezzungen, bei den Säzzen, wodurch ein grösserer Sazz eingeteilt wird, gesezzt, und seine vorangegangne Sache muß also schon für sich verständlich sein, z. E. der Mensch denkt; Gott lenkt.

Das **Kolon**: (Doppelpunkt) zeigt das Ende des Vordersazzes an, und kündigt die angeführte Worte eines andern an; der Nachsazz hat gemeiniglich das Wort So an seiner Spizze, z. E. wenn er aufgeräumt ist so kann man von ihm alles erhalten; ist er aber nicht, so sind alle Bitten vergeblich. Er beschied ihn also: morgen soll es geschehen.

Der **Punkt** endigt einen Sazz völlig, und auch seine vorangegangne Zeichen, als ein wirklicher Schlußpunkt des Sazzes.

Das **Ausrufungszeichen**! geschicht mit lebhaftem, oder oft heftigem Atem, z. E. vortreflich! wie vergnügt bin ich! welche Martern!

Die **Parentheſis** (Einschluß) enthält eine Erklärung der Sache, z. E. mein seliger Vater, (Sie haben ihn doch noch gekannt?) pflegte immer zu sagen, u. s. w. die **Silbentrennung**, sezzt am Ende der Zeile an eine abgebrochne Silbe einen Queerstrich, oder, deren zween, das Un = end = li = che, das **Bindezeichen**, (Hiphen) ist ausser Mode gekommen; ehedem schrieb man z. E. Hoff = Rath. Die tiefsinnige Engländer erfanden vor kurzem die **Pause**, oder den **Gedankenstrich** zum Zeichen der Aufmerksamkeit, bei Wörtern, die von grossem Nachdrukke sein sollen, z. E. bezaubern kann sie nicht, aber wohl — zaubern, oder wenn man eine Sache schnell abbricht, z. E. Ja, du, sollst — oder = = hier starb der Hund. Das **Anführungszeichen**, (Citation) führet

vorne

vorne am Rande der Zeilen, eines andern Autors Worte mit kleinen Doppelstrichen an, sonderlich in langen Stellen, wo das Colon nicht hinlänglich sein würde. Der Apostroph saget, daß ein Buchstabe weggelassen worden, z. E. lehr' mich; der Würdge.

Um die deutsche Litteratur einigermassen kennen zu lernen, so muß man sich bei dem Lesen der deutschen Bücher, mit folgenden bekannter machen, um sich zu unterrichten, und durch ein vernünftiges Bücherlesen den Geschmakk zu bilden. Ich werde daher zur deutschen Bücherkenntnis, die besten bekannt gewordne Schriften nennen. Sie kommen zum vollständigsten vor in Stokkhausens critischem Entwurfe einer auserlesenen Bibliothek, 4te Auflage 1771. Ferner in der Allgem. deutschen Bibliothek; in der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften, und freien Künste; in des Prof. Schirachs Magazin der Kritik, welches vorzügliche Eigenschaften an sich hat. Wegen der guten Uebersezzungen muß man noch über wohlgeschriebne Bücher zu Rathe ziehen: Formey conseil, pour former une bibliotheque, peu nombreuse mais choisie 1756. Das beste deutsche Wörterbuch, ist Frischens in 2 Bänden 1742, über den Mißbrauch, und den Gebrauch der deutschen Wörter, schrieb Gottsched. Von der Schönheit, und dem Wohlklange dieser Sprache, handeln die deutsche Ausgaben vom Batteux, die Schriften der deutschen Gesellschaft; Basedows Lehrbuch der prosaischen, und praktischen Wohlredenheit; und Justi Anweisungen zur guten deutschen Schreibart. Sonderlich dient zum Lesen, die Historie; sie unterhält, unterrichtet, und führet zur Klugheit. In dieser Absicht lese man, Kramers Uebersezung der allgemeinen Weltgeschichte des Boßuets; Schrökhs Kirchengeschichte; die Brandenburgische Denkwürdigkeiten, Rapin von England, Murators von Italien, die deutsche Uebersezzung von Robertsons

Historie

Historie Karls des V. Schrökhs allgemeine Biographie, und dessen Abbildungen, und Leben berümter Gelerten. Schiracks Biographie der Deutschen. Jerusalems Leben der zwei Braunschw. Prinzen, 1761 und 1771 sind Meisterstükke, wie auch Kleists, Abts, Rabners Ehrengedächtnisse, so wie des Gellerts Leben von Kramer.

Die deutschen Briefe sind die gemeinste Aufsäzze die ein Deutscher zu machen hat. Die neueste Anweisung zum Briefschreiben, giebt Stokkhausen, Gellert, May in seinen Handlungsbriefen, Abts freundschaftliche Correspondenz, Rabners Briefe von Weisse, als Muster.

Zu dem angenemen Vergnügen kann man rechnen, die Belustigungen des Verstandes, und des Wizzes, die Sammlung vermischter Schriften, die Bremische Beiträge, Rabners Satiren, Abt vom Verdienste, und vom Tode für das Vaterland, Wielands prosaische Schriften, Kästners vermischte Schriften; Gesner in poetischer Prose, Sulzers Pigmalion, Elise, und über die Schönheit der Natur; der Englische Zuschauer, der Jüngling, Bienenstokk, Greis, die Fidibus, die Tapeten.

Unter die besten deutsche Romane, oder erdichtete Historien, gehöret Gellerts Schwedische Gräfin; von Hallers Usong für Prinzen, Wielands Abentheuer des Don Silvio von Rosalva, der Agathon (sein Meisterstükk) die Dialogen des Diogenes, Beiträge zur geheimsten Geschichte des menschlichen Herzens, der goldne Spiegel, und die von ihm herausgegebne Geschichte des Fräulein von Sternheim, von der Frau von la Roche; des Hermes Miß Fanny Wilkes, und Sophiens Reise von Memel nach Sachsen. Schummels empfindsame Reisen durch Deutschland. Gute übersezzte englische Romanen sind, Richardson, Fielding, Richardsons Pamela, Klarissa, sonderlich dessen Grandison; Fieldings Amalia,

lia, Thomas Jones, Joseph Andrews, Jonathan Wild und Reise nach der andern Welt. Leben des Tristram Shandy von dem englischen Geistlichen, Lorenz Sterne, so voller Witz, und Scharfsinn ist, der auch unter den Nahmen Yorik die empfindsame Reisen des Yoriks geschrieben. Smollets Random Peregrine Pikkel, und Humphrei Klinker; der Thomson, Feldzug, Miß Biduloh, Landpriester von Wakefield. Unter den französischen Romanen, sind Frau von Gomez, Büffon, Aulnoi, Morat, Prevost, Marivaux, der jüngere Crebillon, le Sage, Vieuville, Arnaud, die Prinzessin von Kleve, Scarrons komischer Roman, Toussaint Historie der Leidenschaften, Rousseau neue Heloise, der Belisar und Hilar; contes moraux von Marmontel Voltairens Candide, sein Freimütiger. Die Feenmährchen, der Telemach von Fenelon. Der Don Quixott des Cervantes, Boccazens Erzälungen, Klimms unterirrdische Reise vom dänischen v. Holberg. Dieses sind die besten Romane. Die deutsche Dichterkenntnis für die Anfänger, sind Gellerts Fabeln, und Erzälungen, das erste Werk den fliessenden und angenemen Stil, und ein gutes Herz zu bilden, Hagedorn schreibt dichterischer als Gellert, und Lichtwehr kürzer, und gedrengter, Gleim leicht wie im Preuß. Grenadier, in den Liedern, Oden, und Romanzen. Löwe und Schiebler, Zachariä in 9 Theilen. Uzens Gedichte in 2 Bänden, machen Deutschland Ehre, Duschens Lehrgedichte. Die Karschin, Weisse, Ramlers Oden, Hallers tiefdenkende gedrengte Gedichte; von Kreuz, der ebenfalls an starken Gedanken reich ist. Jakobi sanfte Gedichte, Gerstenbergs Tändeleien, Rost freie Schäfergedichte. Wielands komische Erzälungen, Idris, Musarion, Combabus, die Grazien, der neue Amadis. Thümmels Inokulation der Liebe, und Wilhelmine. Kleists Früling, Cissides, und Paches. Klopstoks

Messiade, und Oden, und Hermanns Schlacht, ein Meisterstükk in den Schauspielen. Bodmers Noah, Jakob, Dina, Joseph, die Sündfluth, als biblische Heldengedichte. Cramers Oden, die Auferstehung, Luther und Melanchthon; die Psalmen sind beinahe Meisterstükke. Dieses sind nebst Lange, Denis, Mastalier, Blume u. s. w. die beste, und neueste deutsche Dichter.

Die ältere deutsche Dichter, sind Opiz, der erste darunter; Flemming, Tscherning, sonderlich Sculterus, Dach, die beide Griphii Vater, und Sohn, von Logau Sinngedichte; Hoffmannswaldau, und Lohenstein, sind ausser der Mode; Rachel satirisirte zu seiner Zeit, Kaniz, ist ohne matt zu werden, deutlich. Wernikens Heldengedichte, Schäferstükke, und Ueberschriften, empfehlen sich durch Scharfsinn, und Wizz. Besser, ist geringer als Kaniz, und fast in gleichem Range mit Amthor, Neukirch, Postel, Mencken, (der unter dem Namen Philander von der Linde schrieb), Güntber, Pietsch, Brockes, Gottsched, und Böhlau. Nur Günther lebte, und starb für Natur, und Geschmakk zu frühe. Sammlungen der besten Gedichte rühren z. E. von Zachariä her, so wie die Anthologie der Deutschen von Schmid; dazu gehöret noch die poetische Blumenlese, Meinhard über die Italiäner, die Romanzen des Gongora, Popens Werke von Dusch, Youngs Nachtgedanken, und Glovers Leonidas von Ebert, Miltons verlornes Paradies von Zachariä.

Für die deutsche Schaubühne, gehören Gottscheds deutsche Schaubühne, sonderlich Weissens Beiträge zum Theater, vornämlich dessen Trauerspiele, Schlegel, Cronegk, das Theater der Deutschen, das Theater der Britten, vorzüglich Schmids englisches Theater. Für die Lustspiele schrieb Gellert, Lessing, Krüger, Romanus, Pfeffel, Clodius den Medon, oder die

Rache

Rache des Weisen, Engel, den dankbaren Sohn, Stephanie, Brandes u. s. w.

Durch Uebersezzungen empfehlen sich, Saintfoix, Diderots Theater von Lessing, Goldonis Lustspiele von Sahl, Voltärens Schottländerin. Die mittelmäßigen, sind der übersezzte Moliere, Regnard des Touches, Holbergs Lustspiele. Weisse in der komischen Oper; sonderlich die Jagd, das Rosenfest von Herrmann. An Trauerspielen zeichnen sich vor andern aus, Leßings Sara Sampson, Philotas, Galotti: Brawe, Klopstocks Tod Adams, und Salomo. Wielands Shakespear, Corneille, Crebillon, Racine, Voltäre.

An leidlichen Uebersezzungen der Alten, haben wir von Homers, Iliade, und Odisee, eine von Damm; vom Pindar ebenfalls durch Damm. Sappho, und Anakreon durch Götz 1760. Bion, Moschus, und Coluthus von Küttner; Sophocles von Steinbychel Heliodor durch Meinhard, Demosthenes Reden, langschweifig durch Reiske, Thucydides von Herrmann, Herodot, und Xenophon, Pausanias, von Goldhagen, Plutarchs Lebensbeschr. durch Rind, Polibius, Mark Aurelius Betrachtungen über sich, von Hofmann, Virgil ist schlecht übersezzt! Horazens Oden durch Rammler, sind meisterhaft getroffen. Ovids Verwandlungen, von Saft, Persius, durch Heyden, Terenz, durch Patzke, Ciserons Reden, durch Heinze, Damm, und Heumann. Plinius Lobrede durch Damm, Tacitus von Patzke, Cäsar von Wagner, Sallust von Böttger, dessen katilinarischen Krieg vom Abt, Plinius Naturhistorie durch Denso.

An erbaulichen moralischen Schriften ist Basedows praktische Philosophie, Hutcheſons Sittenlehre, Gellerts Moral, Sarasa Kunst, (Spaldings Bestimmung des Menschen, und Werth der Gefule,

vorzüglich wohlgerathen. Die besten Schriften zur Erbauung sind: der Christ in der Einsamkeit von Sturm, die fromme Entschließungen von Gebhardi, Tiedens Abendstunden. An Predigtsammlungen unterscheiden sich, Mosheim, Jerusalem, Sack, Cramer, Alberti, Spalding, Resewiz, Tieden, und in Uebersezzungen, Tillotson, Stillingfleet, Clarke, Watt, Foster, Yorik, (Sterne) Fordyce, Seker, als Engländer; und Maßillon, und Saurin als Franzosen.

An Wörterbüchern, und Grammatiken zum Nachschlagen bei fremden Sprachen. Für das Latein: Langens, und die Märkische Grammatik, Drümels, Kirschens, Crichtons Lexicon; für die französische Sprache, *Pepliers, Roux, Grain,* Grammaire; als Lexica, Frisch, und *Roux, Choffin,* das hällische, das *catholicon.* Für das englische, Baileys durch Klausnig, und König. Im italienischen, *Veneroni* durch *Castelli, Cramer, Antonini.* Im Polnischen, Schlags Sprachlehre, Trozens Wörterbuch. Im holländischen Kramer, im dänischen, Baden, im schwedischen, Möller.

Als Sachlexika für einzelne Wissenschaften dienen: das grosse Universallexicon; Bergströsser, Gottscheds Wörterbuch der schönen Wissenschaften. Sulzers Theorie der schönen Künste. Hederichs mithologisch Wörterbuch von Schwabe, Zink, Jablonski, Hübner sind bekannt. Das allgemeine historische Lexicon 4 Bände. Baylens historisch kritisches Wörterbuch, Gauhe, Adels, und Heldenlexicon, Walchs philosophisches. Zur Geographie Büsching, die Staats- und Reisegeographie; anstatt des Hübners, und Hagers. In den schönen Wissenschaften, *Batteux* 3te Ausgabe von Rammler, Marmontels Dichtkunst von Schirach, Meyers Anfangsgründe, Homens Kritik durch Meinhard. In der Philosophie, Meyer, Un-

Unzerin, Reimarus Vernunftlehre, Lamberts organon. Zur Haushaltungskunst, Justi Statswirtschaft; die Leipziger ökonomische Nachrichten, der Hausvater des Herrn von Münchhausen. In der Handlung, Bohns wohlerfarner Kaufmann von 1761, sonderlich Mays Handlungswissenschaft. In den mechanischen Künsten, oder Handwerkern: der Schauplazz der Künste der französischen Akademie, Schlegels Tabellen, und meine Werkstäte der heutigen Künste in 6 Bänden.

Zulezzt will ich noch ein Paar Regeln über die deutsche Schreibart hinsezzen, da es hier der Ort nicht ist, ausführlich zu sein. Bei allen Aufsäzzen, wird 1) der Gedanke richtig überdacht, ehe man ihn niederschreibt, denn sonst wird man nicht verstanden; 2) man lese vorher schöne Aufsäzze von der Art mit Bedacht durch. 3) Man theile seine Gedanken in eine gewisse natürliche Ordnung ein, nach der Natur der Materie; erst was Einleitung heissen würde, alsdenn die Sache, und denn die Absicht des Aufsazzes u. s. w. 4) Man übergebe ihn der Censur eines Freundes; oder man sehe ihn selbst, nach einiger Zeit mit kritischen Augen durch, ob die Gedanken, und Ausdrükke richtig gewesen. 5) Muß die Schreibart deutlich sein; man muß den Accusativ vom Nominativ besser unterscheiden, als in dem Ex. die Feinde, welche unsre Soldaten schlugen; oder den Dativ vom Accusativ, z. E. er hat sich uns dargestellt; ist ebenfalls zweideutig; uns sich — oder sich uns. 6) Man mache nicht zu lange Perioden; sie ermüden das Gedächtnis des Lesers. 7) Man verwerfe nicht den Hauptsinn hinter lange Einstreuungen. 8) Man vermeide alle Zweideutigkeiten: z. E. was halten Sie von unsern Thoren? Stadtthoren — oder Narren? 9) der Leser stuzzt oft bei einem Worte, wo der Zuhörer gesunden Verstand findet; warum? der Leser sieht ein Komma

bei dem Worte, der Zuhörer aber bemerkt nicht allezeit die Kommapauſe in der Deklamation des Vorleſers, und dergleichen z. E. Ein gelerter Bürgermeiſter ſcherzte, als er die Vorgeladene vor ſich rief: Seid Ihr Ochſenwerder alle beiſammen? (Ihr Ochſenwerder!) als ob er mit der Stimme ein Hiphen, oder Bindezeichen machte. Doch die Ausgelachten antworteten in der Perſon ihres Schulzen: Ja, wir ſind aber nicht ſolche Ochſen, wie Sie — wohl meinen; indem ſie den neumodiſchen Gedankenſtrich mit der Stimme ausdrükkten.

Einige Regeln über den Wolklang der Schreibart. Um dem Ohre den Uebelklang zu erſparen, leſe man ſich den Aufſazz laut vor. Dieſer Uebelklang entſteht, wenn einerlei Selbſtlauter, und rauhe Mittlauter zu oft nach einander vorkommen. Z. E. das Zerbrechen der Räder. Der Küſter, und des Küſters Knabe. Was das für Waaren waren! 2) müſſen nicht Reime vorkommen, z. E. mit ſeinen kleinen Beinen, 3) der Anfang, und das Ende der Wörter muß nicht immer ein Selbſtlauter ſein, z. E. da er ihnen in dieſem Falle; 4) zu nahe Mittlauter fallen auf der Zunge rauh auf. Dieſes war ſelbſt ein Exempel. 5) Zu viel einſilbige Wörter klingen ekelhaft, z. E. wer mich nicht liebt, wird mich nie mit Luſt ſehn; ſo wie eine versmäßige Abwechſelung von einer kurzen und langen Silbe, gezwungen klingt. Z. E. dieſe Regeln die ich gebe, gehn das Allgemeine an. 6) Das Schwülſtige übertreibt die einzelne Sache, durch hohe Bilder; das Kriechende iſt pöbelhaft; das Weitläuftige ermüdet, und das zu Kurze erfordert Scharfſinn, erhabne Gedanken, und eine mehr als gemeine Sprachſtärke.

Die vornemſte Briefregeln ſind: 1) der Briefſchreiber, ſtelle ſich die Perſon, an welche er ſchreibt lebhaft vor, und ſchreibe weder zu vertraut, noch zu nachläßig. 2) Muß der Stil zwar eine mündliche Anrede nachahmen; aber er muß vorſichtiger, und feierlicher eingerich-

tet

tet werden; was geschrieben ist, bleibt geschrieben, und kann besser kritisirt werden. 3) Man sezze sich zu einem Entwurfe, die vornemste Punkte in natürlicher Ordnung auf; d. i. erst die **Einleitung**, denn den **Vortrag**, und endlich den **Schluß**. Man beseile das Concept, und behalte eine Abschrift von wichtigen Briefen. Die Haupteintheilungen der Briefe, ist in **Zuschriften** und **Antworten**; oder in Berichte, in freundschaftliche, Geschäftsbriefe, in wizzige, scherzhafte. Ein jeder Brief besteht aus der **Anrede**, dem **Briefe** selbst, und der **Unterschrift**. Die Anrede ist für die Personen von **Adel**: Hochwohlgeborner Herr, und in der Abkürzung Ew. Hochwohlgeb. Für die von **bürgerlichem** Stande, den Graden nach, Wohlgeborner, Hochedelgeborner, Hochedler, Hochwohledler, Wohledler; für den **geistlichen** Stand, hochwürdiger, hochehrwürdiger, hochwohlehrwürdiger, Wohlehrwürdiger. Vor alle diese Anreden sezzt man im Lesen **Euer**; im Reden **Ihro**, und die Silbe **Sie**. Der Brief selbst läuft entweder in eins fort; oder es schreiben ihm die Punkte der Materie gewisse Absäzze vor. Der gewönliche Schluß ist; Ich bin **Dero**; oder ich habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung zu sein, Dero — gehorsamster Diener. Das vergessene Postscript, wird auch mit Nachschrift abgekürzt; linker Hand wird Ort, und Datum, und rechter Hand der Name des Absenders untergeschrieben. Die **Billets**, die nur von einem Hause ins andre ohne Post bestimmt sind, werden wie ein Dreiekk zusammengelegt, und die deutsche Aufschrift, stehet auf der Seite des Siegels, oder umgekehrt.

Die besten **Muster** zu Briefen sind, im **Lateine** die Briefe des Cicero; im **französischen**, die Briefe der Sevigne, der Maintenon, der Pamela, Klarissa, und Grandison, und im **Deutschen**, wie oben erwänt worden, Stokkhausen, Gellert, Rabner, May, und Abt.

Die Rednerkunst.

Sie ist eine Geschicklichkeit, wohl zu sprechen, und zu überreden. Durch diese Kunst, welche man Oratorie nennt, ist man im Stande, sich die Wohlredenheit, ein vortrefliches Talent, welches vielen Aemtern der bürgerlichen Gesellschaft unendlich nüzzlich ist, und ihr vorzügliches Verdienst hat, zu erwerben. Denn was ist wohl schöneres, a's die Wahrheit in ein vortheilhaftes Licht zu sezzen, Herzen zu gewinnen, und sich vermittelst der Sprache davon Meister zu machen? durch dieses Talent flößt ein Feldherr seinen Soldaten eben das Feuer, und den Muth ein, wovon er für seine Person begeistert wird: es macht, daß ein Prediger mit vieler Aufmerksamkeit, und mit offnem Herzen angehöret wird, wenn er den Verstand erschüttert, und das Herz rühret, und es dient noch dieses Talent zum Werkzeuge der göttlichen Gnade, um die Bekehrung der Seelen zu bewirken. Hierdurch endlich wird eine Magistratsperson, die öffentliche Staatsgeschäfte auszurichten hat, gleichsam zum Orakel seiner Nation: und ein Staatsrath bekömmt dadurch das Uebergewichte über die andern; der Gesandte unterstüzzt den Nuzzen seines Fürsten, auf eine demselben würdige Art: ein Advokat entdekkt den Richtern die Wahrheit, und rettet durch die Wohlredenheit, die Güter, die Ehre, und das Leben seiner Mitbürger; und erwirbt sich die Ehrfurcht, die Hochachtung, und das Vertrauen des Publikums.

Es giebt drei Mittel die Beredsamkeit zu erlangen, wenn man jederzeit die natürliche Anlage dazu zum voraus sezzt. Erstlich: das Studium der Lehrsäzze: diese Regeln betreffen dasjenige, was man Rhetorik nennt, und sind keine willkührliche Gesezze, weil sie sich auf die gesunde Vernunft gründen; sondern Früchte von den Beobachtungen, welche verständige Männer über die

Ver-

Vorträge der größten Redner angestellt haben. Vergebens würde man von der Natur die schönsten Talente empfangen haben, wofern man nicht von den Vorschriften anderer, Hülfe bekäme, und von Führern geleitet würde, die uns zu erleuchten, Fähigkeit besizzen. Unter dem Alten haben uns Aristoteles, Cicero, Quintilianus, und Longin, vortrefliche Vorschriften über die Rednerkunst hinterlassen. Unsere Neuern haben von ihren Entdekkungen Nuzzen gezogen, und dem Publiko französische Abhandlungen von der Rednerkunst herausgegeben, die man sehr hoch hält: und diese Werke muß ein junger Redner studiren.

Zweitens, das aufmerksame Lesen derjenigen Werke, die etwas beitragen können, um einen Redner zu bilden. Das Alterthum bietet uns dazu vollkommene Muster in den Reden des Demosthenes, und Cicero an. Unter den Neuern haben wir die Werke des Herrn le Maitre, des Herrn Kochin, des Herrn Kanzlers von Agueſſeau zum Muster: dieses sind wenigstens die berühmtesten. In der Kanzelberedsamkeit haben wir keine bessere Muster als den Vater Bourdaloue, die Herren Bossuet, Flechier, Maskaron, und Massillon: denn man erlangt nur die wahre Beredsamkeit, in so ferne man sich diesen grossen Rednern nähert.

Drittens, die Uebung im Aufsazze. Für diese ist die einfachste Lehrart die folgende. Erstens, muß der junge Redner sein Subjekt wohl überdenken, und das Starke, und Schwache desselben wohl ergründen. Wenn es zum Exempel, die Schuzzrede eines Sachwalters betrift, so muß er den Zustand der Frage, und das Vertheidigungsmittel vollkommen verstehen; er muß sein Subjekt in verschiedene Theile eintheilen, er muß sie vergleichen, und sehen, ob die Entscheidung der Frage zu seinem Vortheile ausschlagen werde. Zweitens, muß er die Hauptpunkte seiner Rede, den Entwurf, die Ordnung,

die Eintheilung der vornehmsten Beweise, und die Antwort auf die Einwendungen, niederschreiben; endlich muß er das Stükk ins Feinere bringen, und vollkommen machen, indem er alles Unnüzze davon wegnehmen, und was noch fehlet, hinzufügen muß, und mit aller Strenge seinen Vortrag nach den Regeln der Sprachlehre kritisiren, denn er muß den Gebrauch die Stärke der Wörter, die Gesezze der Wortordnung, und die Form der Perioden in seiner Gewalt haben. Er wird hierüber vortrefliche Vorschriften in den Bemerkungen des Regnier, Vaugelas, des Vater Bouhours, des Vater Bussier u. s. w. finden. Der evangelische Redner, muß beinahe eben dieser Lehrart in seinen Kanzelreden folgen.

Von den drei Gattungen der Rede.

Alle Reden, sie mögen von welcher Natur sein als sie wollen, lassen sich auf drei Gattungen zurükkbringen, nämlich auf die Ehrenrede, auf die Berathschlagungsrede, und auf die gerichtliche Rede.

Die Ehrenrede lobt, oder tadelt, und begreift z. Ex. die Lobreden, die Leichenreden, die akademischen Reden, Glükkwünsche, Siegesreden u. s. w. unter sich. Man lobt entweder das Vaterland, oder das berühmte Blut der Vorfahren, die Erziehung, die Eigenschaften des Verstandes, und Herzens, die Aemter, die schönen Thaten, und u. s. w. Diese Gattung der Rede, verlangt einen edlen, glänzenden, und prächtigen Vortrag. Die Redner die wir angeführt haben, geben hierzu die besten Muster an die Hand.

Die Berathschlagungsrede findet statt, wenn man eine Unternehmung, zu welcher man eine, oder verschiedene Personen gebrauchen will, zur Materie nimmt, um sich mit ihnen darüber zu berathschlagen, ob selbige nüzz-

nüzzlich, oder nothwendig sei. Das Anführen der Beispiele, stiftet bei dieser Gattung einen grossen Nuzzen. Die Schreibart muß einfach, aber mit Würde begleitet sein. Man kann die Leidenschaften darinn rege machen: denn um jemanden von einer Unternehmung abzuziehen, und sie zu wiederrathen, so muß man sich gewisser Gründe bedienen, die das Gegentheil von denen sind, die man zum Ueberreden gebraucht.

Die gerichtliche Rede, begreift alle Schuzzreden eines Sachwalters, und alle Rechtssachen, die man vor Gerichte ausklagt. Anfangs muß der Sachwalter den Zustand der Frage, und die Grundlage der Rechtssache untersuchen; er muß wissen, was er beweisen, und widerlegen soll. Hierauf erzählt er die Sache auf eine angenehme, und genau bestimmte Weise: er legt den Richtern, einen für die Frage entscheidenden rechtlichen Grund vor Augen: und ziehet Folgerungen daraus, die seiner Rechtssache vortheilhaft sind, und dieses durch gedrengte, und heischende Bewegungsgründe. Er fordert zu gehöriger Zeit die Leidenschaften auf, seine Schreibart ist rein, und ohne scheinbare Zierraten, aber von Gewichte. Bald ist er einfältig, bald erhaben, und er bemühet sich in seinen Reden gewisse Minen der Feinheit, und Wohlanständigkeit herrschen zu lassen, die ihm die Herzen gewinnt.

Man kann die ganze Rednerkunst in vier Theile zerlegen; nämlich, der erste ist die Erfindung: diese verschaft dem Subjekte, welches man abhandlen will, die nöthigen Gründe, und Beweise; zweitens, die Einrichtung der verschiedenen Theile der Rede. Drittens, der Vortrag, das heist, die Gattung der Schreibart. Viertens, die Aussprache: dieser Theil verlangt eine glükkliche Lage der Sprachorganen, und ein vollkommnes Verständniß der Sprachregeln über den Punkt seiner Abhandlungen.

Von

Von den Theilen der Rede.

Wenn ein redneriſcher Vortrag den Vorſchriften angemeſſen ſein ſoll, ſo muß er fünf Theile enthalten. Erſtens, einen Eingang, zweitens, eine Erzählung, drittens, eine Beſtätigung: viertens, das Wiederlegen: fünftens, eine Schlußrede.

Der Eingang iſt beſtimmt, die Zuhörer zum beſten des Redners einzunehmen, und er muß eine weſentliche Verbindung mit der übrigen Rede in ſich faſſen, und das Subjekt derſelben zeigen: er muß den Anfang mit einer beſcheidenen, einfältigen, und natürlichen Art des Vortrages machen, um ſich die Gewogenheit der Zuhörer zu verdienen. Man kann dieſen Eingang erſtlich von der Perſon ſeines Klienten, deſſen trauriges Schikkſal oder Verdienſte erzählt werden, oder zweitens von der Perſon des Gegners, indem man die Ungerechtigkeit ſeines Verfahrens, und ſeiner Forderungen vorträgt, oder drittens, von der Perſon des Richters hernehmen, um dieſen auf die Sache aufmerkſam zu machen, und um ihn zu gewinnen. Unterdeſſen giebt es doch gewiſſe Umſtände, wo der Redner ſeinen Vortrag mit einer ernſthaften, edeln, und prächtigen Mine anfangen muß, wie z. E. in den Reden an hohe Standesperſonen, und in Leichenreden.

Die Erzählung beſteht in dem Vortrage der geſchehenen Sache, oder Handlung, oder der eigentlichen Fragen, deren Entſcheidung man von dem Richter, oder von dem Zuhörer erwartet: ſie muß kurz, deutlich, und wahrſcheinlich abgefaſſt werden: aber ſie ſchlieſſet das Bewegliche nicht aus. Es giebt Rechtsſachen, die eine rührende, und feurige Erzählung verlangen, dahingegen andere ſchon mit einer einfältigen Erzählung des Geſchehenen zufrieden ſind.

Die

Die Eintheilung ist eine Vertheilung der Rede, oder eine Hauptzergliederung nach ihren vornehmsten Theilen. Erstens, muß sie vollständig sein, das heist, es müssen die Glieder dieser Eintheilung den ganzen Umfang des Gegenstandes sogleich ankündigen, und erschöpfen. Zweitens, müssen die verschiedenen Glieder auf eine, und eben dieselbe Hauptabsicht zielen. Drittens, muß kein Glied zweimal in dem andern vorkommen, sie müssen nicht einerlei Begriff, unter zweierlei Ausdrükken verkleiden, noch einander widersprechen. Viertens, muß der zweite Theil einer Rede, den ersteren gleichsam überbieten, damit der Vortrag mit jedem Schritte immer nachdrükklicher werden möge.

Die Bestätigung, oder der Beweis bestehet darinnen, daß man einen Sazz vorträgt, welcher keine Schwierigkeiten bei sich führt, und man muß hierauf die Verbindung des streitigen Sazzes, mit der Wahrheit des untrüglichen Sazzes in ihr Licht stellen. Eigentlich ist es dieser Beweis, wo der Redner seine Kunst anzubringen hat, und er bewerkstelligt dieses durch Sazze, welche er an die Spizze eines jeden Beweises stellt: und dieses macht den wesentlichsten Theil einer Rede aus. Die Beweise müssen so gründlich geführt werden, als es immer möglich ist: der Redner muß sie an ihrer rechten Stelle anbringen, und gegen das Subjekt zu drehen wissen: man muß sich bei den stärksten Beweisen, welche am meisten überzeugen sollen, am längsten aufhalten. Die schwächsten, und leichtesten werden in eins gewebt, damit sie sich einander die Hand wechselsweise bieten mögen, um mit ihrer Menge den Abgang ihrer Stärke zu ersezzen. Die Beweise verlangen untereinander verbunden zu werden, um die Reden deutlich zu machen: und dazu dienen die netten Uebergänge, und angenehme Wendungen.

Die

Die Widerlegung der Einwürfe. Dieſe widerlegt man entweder dadurch, daß man die Grundſäzze zernichtet, auf welche der Gegner ſeine Beweiſe gründet, oder wenn man zeiget, daß derſelbe daraus falſche Folgerungen gezogen. Man muß ferner alles dasjenige mit Geſchikklichkeit auf die Seite ſchieben, und aus dem Wege räumen, was die Erbitterung, oder der künſtliche Betrug desjenigen behauptet, der wieder ihn auftritt. Man hat ſogar die Freiheit, wenn ſich dazu die Gelegenheit anbietet, das Lächerliche in den Beweiſen des Gegners begreiflich zu machen.

Die Schlußrede, iſt eine kurze Wiederholung der vornehmſten Beweiſe: ſie verlangt eine gute Unterſcheidungskraft, oder Wahl, um nicht mehr als nöthig iſt, davon zu ſagen, und das Weſentliche der Rede noch einmahl zu berühren. Indeſſen bleibt doch der größte Gegenſtand einer Schlußrede dieſer, daß man in dem Verſtande des Richters, und der Zuhörer, Geſinnungen hervorbringt, welche zu überreden dienen.

Mittel, die Wohlredenheit zu erlangen, oder von dem, was das Schöne der Rede ausmacht.

Der Redner mag noch ſo ſehr einen richtigen, und genauen Entwurf machen, und ſeine Gründe in ihren wahren Geſichtspunkt hinſtellen: ſo muß er ſich doch darauf nicht einſchränken, das heißt, er muß ſich nicht begnügen, eine Wahrheit augenſcheinlich zu machen, und ſehr billige Folgerungen daraus zu ziehen. Die Wohlredenheit iſt die groſſe Kunſt zu überreden: man überredet aber nicht eher, als bis man den Widerſtand, welchen man im Verſtande der Zuhörer findet, zu heben verſteht, und bis man ſie gleichſam nöthigt, ſich wieder ihren Willen zu ergeben. Es iſt alſo nicht genug vernünftige Schlüſſe zu machen, denn die ſtärkſten Schlüſſe

von der Welt, können nicht verhindern, daß eine Rede nicht trokken, sogar frostig sei, und keine Bewegung verursache.

Um also in der That beredt zu sein, so muß man die Vorschriften wohl anwenden, welche die grossen Meister in dieser Kunst, über diese Materie gegeben haben, und sehen, durch welche Triebfedern die Vorträge der grossen Redner, dergleichen grosse Wirkungen auf das Herz, und den Verstand ihrer Zuhörer gemacht haben: die Schule dieser berümten Männer ist es, worinnen man sich bilden muß. Dieses ist die wahre Rednerkunst.

Wer sich also vornimmt ein Redner zu werden, muß sein Subjekt mit grosser Sorgfalt bearbeiten. Sobald er den Entwurf seiner Rede gemacht hat, so muß er ihn durch Gedanken unterstüzzen, und begleiten, womit der Zuhörer seinen Verstand unterhalten kann; denn Gedanken sind der Körper, und der Grundstoff einer Rede.

Und gewiß, wenn die glänzendsten Ausdrükke keinen Verstand haben, oder nur gemeine Dinge ausdrükken, so muß man sie nur als einen leeren, und verächtlichen Schall ansehen.

Uebrigens müssen die Gedanken natürlich, verständlich, nicht zu sehr ausgesucht, noch zu weit her geholt sein, um nicht gleichsam mit dem Verstande zu pralen. Sie müssen aus dem Grunde der Materie selbst heraufblühen, die man abhandelt: und soviel als möglich edel, erhaben, und groß sein.

Dieser Adel nun entstehet von der Grösse der Dinge, von denen sie das Bild sind; dergleichen ist die Natur derjenigen Dinge, die unter den Menschen für groß, und berühmt angesehen werden, als da ist zum Beispiel, Macht, Großmuth, Verstand, Muth, Siege, Triumphe, grosse Züge der Tugend, und Menschenliebe.

Die

Die erhabene Gedanken, ſchlieſſen einen groſſen Geiſt in ſich, der mit wenig Worten, und auf eine lebhafte Weiſe zu gleicher Zeit viel ausdrükkt: dieſes ſind vielmehr erhabene Gefühle unſerer Seele, als Geburten des Verſtandes; ſie erregen gemeiniglich Verwunderung, und Erſtaunen.

Die feinen Gedanken zeigen ſich nicht gleich beim erſten Anblikke: ihr Verſtändniß iſt ein wenig verſtekkt, damit man es errathen möge; dieſes Geheimniß iſt gleichſam die Seele dieſer Arten von Gedanken. Dieſe Feinheit wird mannigmal durch eine feine, und wohl ausgeſonnene Ueberlegung gebildet.

Der Redner muß darauf bedacht ſein, ſeine Rede anfangs durch die Leichtigkeit ſeiner Schreibart, rednerisch zu machen. Dieſe beſtehet in der Wahl, und Verſchiedenheit der Ausdrükke, in dem guten Gebrauch der Figuren, in dem Numero, und im Falle der Perioden.

Dieſe Wahl macht das aus, was man Vortrag nennt; denn die Ausdrükke, geben der Rede eine neue Anmuth; ſie verſchaffen ihr gleichſam eine Art von Colorit, das geſchikkt iſt reiche Gemälde zu erſchaffen. Es kömmt hier auf eine gute Wahl an, um eine jede an ihrer rechten Stelle anzubringen. Die Beinahmen tragen viel zur Leichtigkeit, und Stärke der Rede bei, beſonders wenn ſie figurlich, oder metaphoriſch ſind.

Die Metapher (Gleichnißwort) beſtehet darinn, daß man den eigenthümlichen Nahmen einer Sache auf eine andere Sache überträgt, ſo daß dieſe andere Sache durch den erborgten Nahmen viel deutlicher gemacht wird, dergleichen iſt, vor Begierde brennen, ſchwarze Sorgen, Ehre einerndten, funkelndes Auge, den Verſtand aufklären, u. ſ. w. Gute Schriftſteller enthalten eine Menge von dergleichen tropiſchen Redensarten, die bald lebhaft, und nachdrükklich, bald ſchimmernd, und voller Anmuth ſind.

Was

Was die Ordnung der Wörter betrift, ſo iſt es gewiß, daß ſie zu der Schönheit, und ſogar zu der Stärke der Rede viel beitragen. Es befindet ſich im Menſchen ein natürlicher Geſchmakk, welcher ihn auf den Numerus, und auf den Fall der Perioden aufmerkſam mache. Vermöge dieſer ſcharfſinnigen Bauart, bekömmt die Rede bald etwas Ernſthaftes, bald ſchwingt ſich dieſelbe reiſſend fort, bald bezaubert ſie, und reiſſet den Zuhörer vermittelſt des Numerus, und der Harmonie mit ſich fort; denn es iſt der Numerus nichts anderes, als eine Harmonie, welche aus der Zuſammenfügung der Wörter entſpringt. In Abſicht auf die Figuren, ſo wendet man ſie an, um der Rede mehr Anmuth, und Stärke zu geben. Dieſes ſind gewiſſe Wendungen, und gewiſſe Manieren ſich auszudrükken, welche ſich in einigen Stükken von der einfältigen, und gemeinen Sprache entfernen; denn es öffnet ein figürlicher Vortrag den Verſtand des Zuhörers, nicht nur zum Beſten der Sache, davon die Rede iſt, ſondern auch, um ihn zu denjenigen Geſinnungen vorzubereiten, welche man von ihm zu haben wünſcht. Sie betreffen entweder ein Wort, oder einen Gedanken. Sie betreffen Wörter, dergleichen die ſind, welche man metaphoriſch nennt. Z. E. brennend vor Zorn, die heitere Stirn. Wenn man ein Gleichnißwort, (Metapher) noch weiter treibt, ſo entſtehet daraus eine Gleichnißrede (Allegorie), z. E. „Dieſer Krieg, der „im Anfange nur ein nichts bedeutender Funke zu ſein „ſchien, ſezt anjezt ganz Europa in Flammen. Es iſt wahr, daß die Metapher der Rede eine groſſe Mannigfaltigkeit, und den kleinſten Dingen einen Schwung, und Adel giebt; ſie gefällt ungemein durch ihre ſcharfſinnige Schönheit, mit der ſie in der Ferne fremde Ausdrükke aufſucht, um ſie an die Stelle der natürlichen Ausdrükke zu ſezzen, die ſie bei der Hand hat.

Die Gedankenfiguren, haben eine unendliche Menge von Zweigen unter ſich: dieſes ſind Manieren, ſeine Gedanken auf dieſe, und auf eine andere Art auszudrükken, und ihnen eine Wendung mitzutheilen, welche ſich über die gemeine Sprache erhebt.

Die Umſchreibung, (Periphraſe) wird zum Theil angewandt, um die Rauhigkeit, welche gewiſſen Säzzen anklebt, zu mildern, und dieſe würde beleidigend ſein, wenn man ſie nakkt vortrüge: zum Theil aber auch, um eine Sache vorzutragen, welche ohne dieſes Kleid niederträchtig werden könnte; zum Theil um einen Begriff zu veredlen, von dem man die Abſicht, hat ein groſſes Gemälde zu zeichnen.

Die Wiederholung, (Repetition) thut auch bei gewiſſen Vorfällen ihre gute Dienſte, und ſie führet in den Rednerſchriften verſchiedene Nahmen: ſie iſt geſchikkt, den Karakter lebhafter, und ungeſtümer Leidenſchaften zu ſchildern, dergleichen der Zorn, und Schmerz iſt, welche öfters nur einen einzigen Gegenſtand vor Augen haben. Exempel. „Da iſt er, da ſehen ſie den ſtol„zen Mann vor ſich, u. ſ. w.

Der Gegenſazz, (Antitheſe) iſt eine gewiſſe Zuſammenfügung, und Verhältniß der Wörter gegeneinander, die zwei Gedanken ausdrükken, und ſie paſſen eins mit dem andern zuſammen, wenn man ſie in eine gewiſſe Reihe ſtellt, ſchmeicheln und ſich in das Ohr, und in den Verſtand ein; und dieſes geſchicht vermöge dieſer Uebereinſtimmung ihrer Theile, oder ihrer Simmetrien. Exempel. „Er änderte nur die Tugend, als ſich „das Glükk änderte; glükklich ohne Stolz, mit Anſtand „unglükklich. „Seine Geburt machte ihn zum gröſ„ten unter den Königen, ſeine Art zu denken, und ſeine „Thaten erheben ihn zum größten Manne, u. ſ. w.“

Die Frage, das Richten der Rede an jemand (Apoſtrophe), und der Ausruff, (Exklamation) ſind Figu-

ren

ren die jedermann kennt; wenn man sie an dem rechten Orte anbringt, so machen sie eine Rede stärker, lebhafter, und beweglicher. Ex. „Fürstinn; deren Bestimmung so „groß, und rühmlich ist, mußten Sie in dem Schooße der „Feinde ihres Hauses gebohren werden? O wache Ewi„ger über sie! Himmlische Wächter, stellet euch in un„sichtbaren Schaaren um die Wiege einer so grossen, „und verlassenen Fürstinn, als eine schüzzende Leibwache „herum.

Die Redandichtung (Prosopopee) führet Personen die abwesend, oder gegenwärtig sind, redend ein: sie dichtet unempfindlichen, und leblosen Dingen, Bewegungen, und Handlungen an, eröffnet Gräber, beweget den Himmel, und giebt der Rede einen starken Grad von Anmuth, und Lebhaftigkeit. Exempel. „Bei diesem „Geschrei verdoppelte Jerusalem seine Klagen, die Ge„wölbe des Tempels bebten, der Jordan trübte sich auf, „und alle seine Gestade ertönten vom Schalle dieser „Worte: wie, ist dieser grosse Mann gestorben, der das „Volk der Israeliten errettete?

Diese Figur wird noch viel lebhafter, wenn man unempfindlichen, und leblosen Dingen, Reden andichtet, oder wenn man die Rede an sie selbst richtet Ex. „Ohne „diesen Frieden würdest du blutende Schaubühne in „Flandern, auf der so viele traurige Auftritte geschahen, „die Anzahl unserer Provinzen vermehrt haben.

Der Redner geht noch weiter, er ruft zuweilen die Verstorbenen aus ihren Grüften herauf; um durch ihren Mund den Lebendigen Verweise, oder Lehren zu geben. Es müssen aber nach der Anmerkung Quintilians, diese Arten von Erdichtungen, wofern sie gefallen sollen, sowohl durch die Grösse des Subjekts als durch das Gewichte der Wohlredenheit unterstüzzt werden.

Erhabene Vergleichungen, bringen ebenfalls groſſe Verzierungen in die Redekunſt ein: ſie erheben die Seele, und den Zuhörer, ſie wühlen die Einbildungskraft auf, und führen eine gewiſſe Bezauberung in ſich, die uns auſſer uns ſelbſt ſezzt. Hier folgen zwei Beiſpiele davon.

„Da es ehedem hinlänglich war, den tapfern Spar„tanern die Waffentrophеen, und Sinnſchriften, und die „Gemälde ihrer Vorfahren mit dem Finger zu zeigen, „oder ihnen in wenig Worten die Kriege, und die Siege „ihres Freiſtaates zu erzählen, um ihnen Muth zu ma„chen, ſo glaube ich um in Euch den Eifer wieder zu er„wekken, welchen Ihr jederzeit für die Gelehrſamkeit ge„habt, daß ich Euch nur den Entwurf unſerer Zuſam„menkünfte vorlegen, und Euch im Vorbeigehen an die „Arbeiten, und an den Ruhm derjenigen erinnern darf, „zu deren Beiſizzer Ihr heute aufgenommen werdet.“ Flechier akademiſche Reden.

„So wie eine Säule, das Werk der alten Bau„kunſt, welche eine feſte Stüzze von einem verfallenen „Tempel zu ſein ſcheint, wenn dieſes groſſe Gebäude ſo „von ihr getragen wurde, über derſelben einſtürzt, uner„ſchüttert ſtehen bleibt: eben ſo zeigt ſich die Königinn „ihrem Staate als eine ſichere Stüzze, und nachdem ſie „die Laſt deſſelben lange Zeit auf ihren Schultern getra„gen, ſo bieget ſie ſich eben ſo wenig bei dem Falle deſſel„ben. Boſſuet.

Man muß bei dieſer Gelegenheit bemerken, daß der erſte Theil der Vergleichung eine deſto ſtärkere Wirkung äuſſert, jemehr derſelbe Umfang hat, das iſt, je prächtiger man ihn auseinanderſezzt, weil er den Zuhörer in der Erwartung der Anwendung unterhält, die den zweiten Theil von dieſer Vergleichung ausmacht.

Die Hipotipoſis, mahlt die Sache von der man redet, auf eine ſinnliche Art, und ſie giebt derſelben ſo leb-

lebhafte Farben, daß man ſie mit ſeinen eigenen Augen zu ſehen, und nicht blos eine Erzählung anzuhören glaubt. Dieſe Figur begreift alle Materien, welche uns die Wohlredenheit der Redner vorzeichnet, dergleichen ſind die Gemälde, die Beſchreibungen, und die Erzählungen. Z. E. die Hausfrau ſizzt in der Laube, ſtikkt Blumen auf dem Zeuge; ihr Kind hängt ſich an ihren Arm liebkoſend, und ſtammelt Gedanken.

Die Bilder, ſind ein Beitrag zu der Hipotipoſis: ſie ſind die Früchte von dieſer Redekunſt, welche ſo zu ſagen, den Dingen davon ſie ſpricht, den Körper, und die Wirklichkeit giebt, und ſie mahlet ſie durch ſichtbare Züge, welche die Sinne rühren, welche die Einbildungskraft in Bewegung bringen, und den Gegenſtand ſtehend machen. Alle Materien der Beredſamkeit ſind nichts weiter als dieſe Bilder, welche man auf eine geſchikkte Art anzuwenden, und mit Mannigfaltigkeit zu bereichern weiß.

Man hat noch viele andere Figuren: als die Verbeſſerungen, das verſtellte Verſchweigen, vermöge deſſen ein Redner, wenn er ſagt, daß er von einer Sache nichts ſagen wolle, dennoch öfters davon viel ſagt: die Uebergänge, (Tranſitiones) dienen dem Redner, um von den Beweiſen unvermerkt auf die Folgerungen zu kommen, und der Rede eine Art von Eindringlichkeit mitzutheilen. Ueberhaupt kann man von den Figuren ſagen, daß ſie ein anſehnliches Stükk des Erhabenen ſind: ſie ſind es, die dem Redner dieſe lebhafte, und unerwartete Wendungen eingeben, die den Zuhörer entzükken. Auſſerdem muß auch der Redner die Wohlanſtändigkeit beobachten, welche ſich für eine Rede ſchikkt; und er muß ſeinen Vortrag nach der Natur der Materie abmeſſen, welche er abzuhandlen hat. Er muß ſeine Gründe durch Beweiſe, durch Sitten, und durch Gewohnheiten unterſtüzzen: man vermuthet von ihm, daß er die Hiſtorie

kenne. Er muß die Wahrheit intereſſant zu machen, und ſeine Beweiſe in Entſcheidungen zu verwandlen wiſſen. Folglich muß ihm der Karakter der Leidenſchaften, welche die einzigen Federkräfte des menſchlichen Herzens ſind, bekannt ſein. Dieſes ſind die Lehrſäzze der gröſten Meiſter in dieſer Kunſt.

Die Dichtkunſt.

Die Poeſie, oder die Verſifikation, iſt eine Wiſſenſchaft, welche ihre Regeln hat. Es iſt die Kunſt Verſe, Gedichte, oder Aufſäzze in Verſen zu machen. Um ſich aber in der Dichtkunſt in die Höhe zu ſchwingen, ſo iſt es nicht genug, Verſtand zu beſizzen, ſondern man muß, wie man zu ſagen pflegt, zu einem Poeten gebohren, und mit einem Naturelle begabt ſein, welches weder von der Kunſt, noch von den Studien abhängt, ſondern vielmehr eine Art von Begeiſterung iſt. Dieſe Idee lehrt uns der Vater der Liriſchen Dichtkunſt.

Ingenium cui ſit, cui mens divinior, atque os
Magna ſonaturum, des nominis hujus honorem.
Horat. Sat. 4. lib. 1.

Um von dieſer Wiſſenſchaft einen Begriff zu haben, ſo iſt es genug, wenn man in den Regeln der franzöſiſchen Dichtkunſt, bis auf einen gewiſſen Punkt unterrichtet iſt.

Jedermann weiß, daß dieſe Art der Dichtkunſt auf dem Reim ankömmt. Sie iſt übrigens ſehr alt: man hat noch gereimte Verſe vom elften Jahrhunderte, aus den Zeiten Philipps des erſten aufzuzeigen. Um aber eigentlicher von der Sache zu reden, ſo fängt ſich die franzöſiſche Poeſie nur mit der Regierung Philipp Auguſts an. Man ſchrieb zu ſeinen Zeiten lange Reihen von Verſen, die einerlei Reim, und einerlei Endigung hat-

hatten. Diese Poesie wuchs allmählich unter Franz dem ersten, und Heinrich dem zweiten. Endlich brachte sie Malherbe, und der grosse Korneille unter Ludwig dem dreizehnten, zu derjenigen Vollkommenheit, die sie heut zu Tage hat.

Regeln der französischen Dichtkunst.

Verse, sind ein Innbegriff einer gewissen Anzahl abgezählter Wörter, und abgemessener Silben. Fast jede Sprache die wir kennen, hat ihre Verse: jede Sprache hat aber auch dazu gewisse Vorschriften. In der französischen Sprache muß man ausserdem, daß man eine gewisse Anzahl von Silben, nach der Natur der Verse abzuzählen (scandiren) hat, auch den Reim in acht nehmen. Blos vermittelst der Anzahl der Silben, und nicht vermittelst der Quantität der langen, oder kurzen Selbstlauter, (dergleichen sonsten in Lateinischen Versen zu beobachten nöthig ist) hat man die verschiedene französische Versarten zu bestimmen gesucht. Also nimmt man die Anzahl der Silben nach dem Verhältnisse der Aussprache, und nicht nach den Regeln der Rechtschreibung; so zählet man nicht diejenigen Silben mit, welche man im Lesen überhüpft: (ausläßt) man mag sie gleich in der Schrift beibehalten, oder man mag dieses Auslassen durch das Zeichen des Apostrophen andeuten.

In der gewöhnlichen Poesie kommen nur fünf Versarten vor; nämlich die Alexandrinische Versart, welche wechselsweise aus zwölf, und dreizehn Silben besteht, das heißt, die männlichen Verse, oder die männlichen Reime enthalten zwölf, die weiblichen aber dreizehn Silben. Sowohl die einen, als die andern, bekommen nach der sechsten Silbe einen Ruhepunkt, (Cesur, Vershälfte, Hemistichen). Man giebt diesen Versen den Nahmen der Alexandrinischen Verse, weil ein Gedicht

auf den Alexander, dazu die Veranlaßung war, welches in dieser Art von Versen, durch den Alexander von Parks, Johann Linivellois, Lamprecht Likor, und andere alte französische Dichter aufgesezzt worden. Diese Versart schikkt sich zu den epischen, und dramatischen Gedichten am besten. Es giebt auch zehnsilbige Verse, die man ehedem gemeine Verse nannte. Andere bestehen aus acht, sieben, und sechs Silben: welches man nur von männlichen Reimen zu verstehen hat, denn die weiblichen haben jederzeit eine Silbe mehr; wenn sich aber diese Silbe auf ein stummes e endigt, so wird sie stumm, und für nichts gerechnet. Dergleichen sind die Lirischen Verse, welche allerlei Arten von Maasse annehmen, als die Oden, die Epigrammen, die Madrigalen, und die Stanzen. Endlich nennt man dieses auch noch freie Verse.

Der Reim.

Der Ausdrukk des Reims bestehet aus zwei Wörtern, die einerlei Ton, und einerlei Endigung haben. Die alten Dichter dachten nicht an die Reime, und anstatt sie abzuändern, so schrieben sie eine grosse Menge Verse von einerlei Reim.

Nur zu den Zeiten Ludwig des Heiligen, wurde die Versifikation richtiger, und man wechselte sie regelmäßig durch männliche, und weibliche Reime ab. Der männliche Reim kömmt bei allen denen Wörtern vor, die ein gestossenes End-e, das heißt, einen hellen Ton haben, wie in liberté, volonté, aimer, enseigner, faveur.

Der weibliche Reim, ist der Reim aller derjenigen Wörter, deren lezzte Silbe sich in ein weibliches e endigt, d. h. deren Schlußsilbe verschlukkt wird, als belle, je chante, ils lisent.

Man

Man nennt einen Reim reich, wenn ſich ſeine beiden Schlußſilben reimen, und denn iſt der Reim männlich; wenn er weiblich iſt, ſo geſchicht dieſes Reimen mit der lezzten, und vorlezzten Silbe, als belle, hirondelle.

Platte Reime, ſind zwei nach einander folgende Verſe, die ſich auf einerlei Art endigen, das heißt, es folgen ſich jederzeit zwei männliche, und zwei weibliche Reime. Man bedienet ſich ihrer in allen Trauerſpielen, (Tragedien) und in allen dramatiſchen Stükken.

Die Ueberkreuzungen, oder gewechſelte Reime werden dergeſtalt geordnet, daß der erſte mit dem dritten einerlei Endigung bekömmt, und es klingt der zweite, wie der vierte.

Reimregeln.

Erſtlich, da der Reim für das Ohr gemacht iſt, ſo richtet man nur gemeiniglich ſein Augenmerk auf den Ton, und nicht auf die Schrift deſſelben. So reimet ſich accord, und corps ſehr gut: hingegen ſtimmen aimer, und mer ſehr ſchlecht zuſammen. Bei dieſer Regel finden ſich aber dennoch viele Ausnahmen; denn es giebt ähnliche Töne, die dennoch keinen Reim ausmachen: ſo reimet ſich nicht arret mit marais.

Zweitens, in dem männlichen Reime, macht die lezzte Silbe den Reim, ſo wie die zwei lezztern im weiblichen.

Drittens, in dem männlichen Reime, muß ſich die lezzte Silbe in zwei Verſen einander völlig gleich ſein. Z. E. heureux, und dangereux: fameux würde ſich nicht ſo gut reimen.

Viertens, wenn der Ton der lezzten Silbe voll, oder aushaltend iſt, wie zum Exempel amour, grandeur, ſo begnüget man ſich mit der Einförmigkeit des Tones in dem lezzten Selbſtlauter, ohne ſich um den vorher-

gehenden Mittlanter zu bekümmern, vornämlich in den einſilbigen Wörtern, wie zum Exempel loi, toi, emploi.

Fünftens, einerlei Wort, welches eine verſchiedene Bedeutung hat, macht keinen fehlerhaften Reim, wie manie, welches eine Art von heftiger Begierde andeutet, kann ſich mit manie reimen, welches von dem Zeitworte manier herkömmt.

Sechſtens, man nennet den Reim von zwei Wörtern fehlerhaft, welche ſchlecht aufeinander paſſen, und den Ton des Ohrs nicht gleichmäßig rühren.

Siebentens, wenn die Verſe ſonderbar ſind, ſo fordert man nicht ſo viel Genauigkeit: ſoupir kann ſich mit plaiſir reimen.

Achtens, die Wörter, welche ein offenes e haben, (wie ein deutſch ae) wie Jupiter, oder ſchwer, reimen ſich nicht wohl mit Wörtern, welche ein feſtes e haben, (wie ein deutſches oe) welches ſich in der lezzten Silbe bei dem Ausſprechen befindet, wie aimer, chanter: alſo fier reimet ſich nicht gut mit foyer, im deutſchen wie Rede, jede Rede klingt wie ein à, und jede wie ein ô.

Neuntens, iſt ein einziger Buchſtabe, ob er gleich eine Silbe ausmachen ſolte, noch nicht für einen Reim hinlänglich; denn es ſtekket kein Reim in einem einzigen Buchſtaben: alſo créé, reimet ſich nicht wohl mit lié, joué. Aber dieſe Regel hat einige Ausnahmen: ſo kann ſich obéi, wohl reimen mit trahi.

Zehntens, der Reim eines einfachen, oder Stammwortes, mit ſeinem zuſammengeſezzten iſt ſchlecht, wie battre, combattre, ordre, déſordre: aber wenn es eine verſchiedene Bedeutung hat, ſo wie zum Exempel, luſtre, illuſtre, front, affront, ſo iſt es erlaubt.

Eilftens, iſt der Reim zwiſchen zwei Wörtern ſchlecht welche ſich durch zwei ll reimen, von welchen das eine feucht, und das andere trokken iſt, weil ihre

zwei

zwei Töne verschieden sind. Dergleichen sind zum Exempel, rappellé, émaillé, ville, famille.

Zwölftens, kann man kein Wort mit sich selbst reimen, es sei denn, daß es einen verschiedenen Verstand habe.

Dreizehntens, die lange Vokales, reimen sich schlecht mit den kurzen Selbstlautern, wie mâle, cabale; conquête; coquetet, tâche, tache. Unterdessen, giebt es auch Exempel, welche ihnen entgegengesezzet sind: vous êtes, kann sich reimen mit lunettes.

Vierzehntens, die einsilbigen Wörter, reimen sich frei mit einander.

Funfzehntens, die erste Vershälfte, oder Mitte eines Verses, muß sich nicht mit der lezzten Vershälfte, oder mit der ersten des folgenden Verses reimen, wie zum Exempel hier:

J'eus un frere, Seigneur, illustre & généreux,
Digne, par sa valeur, du sort le plus heureux.

noch mit der zweiten Vershälfte des folgenden Verses, wenn sich die lezzte Vershälfte, mit der ersten des folgenden Verses, oder das zweite Wort des Verses mit dem Ende reimet, wie hier zum Exempel: Les Rois de l'Univers, sont au dessus des Loix.

Von der Reimfolge.

In regelmäßigen Stükken ist es nicht erlaubt, mehr als zwei männliche, oder weibliche Reime aufeinander folgen zu lassen.

Die Verse der Poesie, werden entweder in ungewechselten, gewechselten, oder verworfenen Reimen geschrieben.

Ungewechselte Reime sind es, wenn die Verse von einerlei Reimen paarweise aufeinander folgen, das heist,

heiſt, wenn erſt zwei männliche, hernach zwei weibliche Reime folgen.

Man wendet ſie in großen Werken der Dichtkunſt, wie in den Epiſchen Gedichten, Trauerſpielen, Luſtſpielen, Elegien, und Hirtengedichten an.

Wechſelreime, ſind Verſe von zweierlei Arten, welche man durch einander flicht, und einen männlichen Reim, nach einem weiblichen Reime, oder zwei männliche Reime, von einerlei Reime, zwiſchen zwei weiblichen, welche ſich zuſammen reimen, ſezzet. Man wendet ſie in den Oden, Sonnetten, und Rondeaux an.

Verworfene Reime, wenn man in der Versmiſchung keine andere Regel beobachtet, als daß man nicht mehr denn zwei männliche Verſe, oder zwei weibliche Verſe ſezzet. Jedoch nimmt man in den vertrauten Verſen dieſe Regel ſogenau nicht in Acht. Man wendet ſie in den Madrigalen, in den Opern, und ſeit einiger Zeit, in den hohen komiſchen Theaterſtükken an. Uebrigens iſt es in Verſen erlaubt, einen Buchſtaben von Menſchen, oder Ortsnamen wegzuwerfen, wenn es der Reim, oder die Bauart des Verſes erfordert, wie hier zum Exempel, Athene, für Athenes, Thebe für Thebes, encor für encore, jusque für jusques, je di für je dis, je croi für je crois: und alſo machen es auch die andern Zeitwörter, welche ſich in is, oder ais endigen.

Von den Verseinſchnitten, oder Vershälften (Ceſuren).

Der Verseinſchnitt iſt eine Pauſe, welche den Vers in zwei Theile zergliedert, ſo daß man natürlicher Weiſe, bei der erſten Hälfte ſtehen bleiben, oder ausruhen könnte. Jeder von dieſen Theilen, heiſt Vershälfte (Hemiſtiche) das heiſt, ein halber Vers.

In den Verſen von zwölf Silben, erſcheinet dieſe Ruhe nach den ſechs erſten Silben, zum Exempel:

Que toujours dans vos vers, le ſens coupant les mots,
Suſpende l'hémiſtiche, en garde le repos.

In Verſen von zehn Silben, fällt dieſe Pauſe nach den vier erſten ein, zum Exempel.

Un Bucheron, perdit ſon gagne-pain
C'eſt ſa coignée; & la cherchant en vain. . . .

Es iſt kein Einſchnitt in denjenigen Verſen zu beobachten nöthig welche wenigſtens acht Silben enthalten, zum Exempel, der Vers von acht Silben.

On expoſoit une peinture,
Ou l'Artiſan avoit tracé,
Un lion d'immenſe Stature.

Vers von ſieben Silben.

Autre fois le Rat de ville
Invita le Rat des champs.

Vers von ſechs Silben.

Félicité paſſée,
Qui ne peut revenir;
Tourment de ma penſée,
Douloureux ſouvenir.

Das Versverſchieben.

Man nennet das Verſchieben eines Verſes, wenn man den Sinn deſſelben, welchen man in einem Verſe angefangen hat, in dem folgenden anbringet. Folglich verlanget die Regel, daß es nicht erlaubt ſei, eine Periode, oder ein Glied deſſelben, vor dem Ende des Wortes zu endigen, wenn ſich die Periode, oder ihr Glied in dem vorhergehenden Verſe angefangen. Das Sinnverſchieben, geräth alſo ſchlecht, wenn ſich nicht natürlicherweiſe mit dem Verſe zugleich auch der Verſtand der Sache endiget, wie zum Exempel:

Mais j'apperçois venir Madame la Comteſſe
De Pinbeche: elle vient pour affaire qui preſſe,

Von der Wortverwerfung (Inverſion).

Das Wortverwerfen, träget zur Harmonie, und Schönheit der Verſe viel bei: es beſtehet darinn, daß man die natürliche Ordnung der Wörter verändert: dieſes geſchiehet,

Erſtens, indem man den Nominativ nach dem Zeitworte ſezzet. Zum Exempel:

Je ſuis, ainſi le veut la Fortune ennemie.

Zweitens, indem man den Genitiv nach demjenigen Worte ſezzet, von welchem er abhänget.

Des biens de Nations, Raviſſeurs altérés.

Drittens, oder indem man das Regierungswort im Dativ, oder Ablativ ſezzet, zum Exempel:

A mes juſtes deſſeins je vois tout conſpirer,
Des ſottiſes de temps, je compoſe mon ſiel.

Viertens, indem man vor dem Zeitworte alles ſezzet, was davon abhängen kann, und welches natürlicher weiſe, nach dem Zeitworte ſtehen ſolte; und dieſes ſind gemeiniglich die Vorwörter, mit ihren Regierwörtern, zum Exempel:

Ne vous figurez pas que de cette Contrée
Par d'eternels remparts Rome ſoit ſéparée.

Ueberhaupt darf man nicht den Accuſativ verſezzen; und alſo ſind dieſe Verſe ſchlecht:

Jl veut, ſans différer, ſes ennemis combattre.

Man muß aber von dieſer Regel die einſilbigen Wörter ausſchlieſſen, me, te, vous, rien, tout, l'un, & l'autre, zum Exempel.

A mes juſtes deſſeins je vois tout conſpirer
Le ſort vous y voulut l'un & l'autre amener.

Die verſchiedene Arten von Gedichten.

Erſtens, von den Epiſchen, oder Heroiſchen Gedichten.

Das Epiſche Gedichte, welches man auch ſonſt Epopee nennet, iſt eine Nachahmung, oder das Gemälde von einer erhabenen Handlung, nicht in der Vorſtellung, welches der Karakter der Tragedien iſt, ſondern in der Erzählung der Sachen. Die Materie deſſelben iſt eine heroiſche Handlung; deren Form die Fabel iſt; ſeine Abſicht iſt, den Prinzen, und Großen zum Unterrichte zu dienen. Die Anordnung ſelbſt, beſtehet, erſtens, in den Zuſammenfügungen der Nebenſtükke (Epiſoden) der Handlung. Dieſe Nebenſtükke ſind gleichſam die Glieder eines ſtarken, und proportionirten Körpers: ſie machen eben ſo viel Ausſchweifungen (Uebergänge) auf andere

dere Materien; aus ſie müſſen alſo nicht zu lang ſein, und nicht zu oft vorkommen; zweitens, beſtehet die Einrichtung des Epiſchen Gedichtes, in der rechten Mäßigung, oder Abwägung des Warſcheinlichen, und des Wunderbaren. Das Wunderbare, dienet das Herz der Fürſten zu erhabenen Sachen zu erheben; es muß ſich aber mit dem Warſcheinlichen vertragen, damit es die Prinzen nicht zur Verzweiflung bringen möge. **Drittens**, in der natürlichen Ordnung der Materien, und Begebenheiten. **Viertens**, in der Beobachtung guter Sitten; durch die Beobachtung guter Sitten, verſtehet man den Wohlſtand, die Geſinnungen, die Empfelungen der Tugend, und die Beſtrafung der Böſewichter.

Je gröſſer die Handlung iſt, jemehr gefällt ſie dem Menſchen, deſſen Schwäche es mit ſich bringet, überall verführet zu werden, und dieſes Erhabene erhebet ihn über den gemeinen Pöbel: je wichtiger, und gemeinnüziger ſie iſt, deſto mehr beweget ſie das Herz. Ein Epiſches Gedicht muß jederzeit ſeinen erhabenen Ton behaupten, und immer gleiche Majeſtät ausſtralen, alles muß ſich in dem Munde eines Dichters veredlen, nemlich die Gedanken, die Ausdrükke, und die Wendungen; alles muß mit Dreiſtigkeit, und Pracht angefüllet ſein. Wenn er redet, ſo iſt es ein göttlicher Geiſt, der es ihm eingiebt, und alles athmet Begeiſterung. Man ſehe die ſchöne Beſchreibung, welche **Boileau** in ſeiner poetiſchen Kunſt, **Homer** in ſeiner Iliade, **Virgil** in ſeiner **Eneide**, **Milton** in ſeinem Paradieſe, und zu unſern Zeiten, Herr von **Voltaire** in ſeiner Henriade davon machet, und dieſe haben uns unſterbliche Muſter von Epiſchen Gedichten hinterlaſſen.

Zweitens, von dem dramatiſchen Gedichte.

Es iſt dieſes ein Stükk, welches auf dem Theater eine beſondere Handlung vorſtellet. Das Wort dramatiſch, kömmt von dem Grichiſchen Worte Drama, welches eine Handlung andeutet, weil die Natur dieſes Gedichtes in der Handlung beſtehet. Man nennet auch Drama, alle Theaterſtükke, welche entweder in Verſen, oder in Proſa geſchrieben ſind: unterdeſſen verſtehet man unter dem Worte Drama ins beſondere die Tragedien, die ein Gedicht in Alexandriniſchen Verſen ſind, und welche auf der Schaubühne, einige beſondere vorzügliche Handlungen von einer berühmten Perſon vorſtellen. Der Endzwek einer Tragedie iſt, das Schrekken, und das Mittleiden in Bewegung zu ſezzen: und darum geſchieht die Entdekkung des Stükkes, durch eine traurige Begebenheit, zum Exempel, durch den Todt einer der vornehmſten Perſonen. Die tragiſche Handlung, rühret gemeiniglich von einer wahren Sache her, von welcher wenigſtens die Nahmen hiſtoriſch ſind: alſo beſtehet ihr Verdienſt in der Aehnlichkeit mit dem Wahren. Um alſo alle Regeln eines Trauerſpieles zu finden, ſo darf man nur vorausſezzen, daß alles was man ſiehet, wahr, aber das möglichſte beſte Wahre ſei.

Die Handlung, muß gleich von Anfang an, bis zu einem hohen Punkte des Gemeinnüzzigen getrieben werden; und dieſes Intereſſirende muß ohne Unterbrechung bis ans Ende fortwachſen; denn es iſt nicht genung, daß die Handlung anwachſe; ſie muß auch frühe rühren. Das Mittleiden hat ſeine Grade: es ſteigt von Zärtlichkeit, zu Zärtlichkeit, und man kann es bis zu den Thränen, und zu Seufzern treiben, der Dichter, muß alſo von der erſten Scene an, den Zuſchauer lebhaft intereſſiren: ſeine Sache iſt es eigentlich, Subjekte auszuſuchen, welche ſich dazu am beſten ſchikken:

er muß auch noch die beste Ordnung der Materie zu erwählen wissen. Die Handlung, muß dergestalt vertheilet werden, daß die Auftritte, von einem Aufzuge (Akt) bis zum andern, mit einander verbunden werden, damit man die Schaubühne niemals leer lassen möge. Die Aufzüge müssen bei ihrer Endigung, den Zuschauer in der Erwartung einer Begebenheit lassen, und das Stükk muß sich endigen, so bald als die Neugierde des Lesers gestillet ist. Dieses sind die Regeln davon. Aber das Dialogiren, so die Handlung gut auszuführen viel beiträget, muß auf eine solche Art eingerichtet werden, daß ein jeder Schauspieler genau das sage, was er, oder wie er es sagen soll. Eine von den gröstn Vollkommenheiten des Dialogirens, ist die Lebhaftigkeit; und da in einem Trauerspiele alles Handlung sein muß, so ist hier die Lebhaftigkeit nur um desto ohnentbehrlicher.

Die schönen Tragedien geben uns ein viel entzükkenderes Vergnügen, als dasjenige, welches von der komischen entstehet. Das Unglükk anderer, zieht unsern Geist magnetisch an sich, welcher eben das Unglükk zu fühlen glaubet: das Mitleiden ist eine Entzükkung: die Thränen, welche wir über unser eigen Unglükk vergiessen, sind nach dem Urtheile des Homers eine Art von Wollust. Das Trauerspiel, hat vor dem Lustspielen noch dasjenige zum voraus, daß die Schreibart, deren es sich bedienet, erhaben ist; und die Schönheiten des Erhabenen, sind, wenn wir dem Longin glauben können, nebst der Wahrheit viel grössere Güter, und thun viel andere Wirkungen, als man von den mittelmäßigen erwarten kann: sie erheben die Seele, und lassen sich von Jedermann, eben so schnell, als der Stral des Blizzes empfinden.

Eine Tragedie, hat gemeiniglich fünf Akte, die Alten, welche uns Trauerspiele hinterlassen haben, sind unter den Griechen Sophokles, und Euripides; und

unter

unter den Lateinern Seneka. Unter unsern neuern sind die berühmtesten Tragedienschreiber, Corneille, Racine, Crebillon, Campistron, Herr von Voltaire, und verschiedene andere. Die Engländer haben auch ihre Tragedienschreiber, und unter andern den Shakespear.

Drittens, von dem Lirischen Gedichte.

Also nennet man die Poesie der Oden, und der Stanzen, welche mit unsern Arien übereinstimmen können, und welche man singen, und auf Instrumenten spielen kann. Man giebt den Namen lirischer Poeten, allen denjenigen, welche sich in den Oden hervor gethan haben, dergleichen sind Pindar, und Anakreon unter den Griechen; Horaz unter den Lateinern; Rousseau unter den Franzosen. Es ist dieses Wort von den Alten hergekommen, welche Gedichte also nannten, die in die Leier zu singen bestimmt waren.

Von den verschiedenen Poesiestükken.

Eine Ode. In der griechischen, und lateinischen Poesie, war eine Ode ein Stükk in Versen, und zum Singen abgefasset, welches eigentlich dazu gemacht worden, und dessen Gesang von einigen Instrumenten, zum Exempel von der Leier begleitet wurde. In der französischen Poesie, ist eine Ode ein Lirisches Gedicht, welches aus grossen, und kleinen Versen gemischet ist, die aus einer gleichen Anzal ungewechselter, und gewechselter Reimen bestehen, und sich durch Stanzen, oder Strophen unterscheiden, in welchen einerlei Maaß beobachtet wird. Dieses Wort, kömmt von dem griechischen Worte odai, (Gesang) her. Bei den Alten, deutete das Wort Ode nur einen Gesang an. Sie sangen diese Oden ihren Gottheiten zu Ehren, wie man es an den Oden des Pin-

dars, und Horazens ſiehet; manchmal ſchreiben ſie ſie, zum Vergnügen der Tafel, und für die Galanterie, wie man aus den Oden des Anakreon, und der Sapho ſiehet. Horaz iſt in den Oden vortreflich. Die franzöſiſchen Oden, ſind gemeiniglich die Helden zu loben, und nicht zum Singen gemacht, ob man auch gleich einige dazu gebrauchet. Malherbe, iſt in Frankreich der erſte Poet, welcher angefangen gute Oden zu machen: Herr Rouſſeau iſt darinn vortreflich. Herr de la Motte, hat nebſt verſchiedenen andern Poeten dergleichen geſchrieben. Eine Ode, verlangt viel Scharfſinn, und Gröſſe.

Die Stanzen ſind eine gewiſſe Anzal von nachdrükklichen, und ernſtvollen Verſen, welche einen Sinn enthalten, nach deſſen Endigung eine Pauſe folget. Der Nahme ſtammt von dem italiäniſchen Worte Stanza her, welches Sitten andeutet. Was die Strophen in den Oden ſind, ſind die Stanzen in den Epiſchen Gedichten: alſo muß am Ende einer jeden Stanze, ein vollkommener Sinn da ſein. Es giebt Stanzen von vier, ſechs, acht, zehn, und zwölf Verſen. Man machet ſie auch aus den ungepaarten von fünf, ſieben, neun, und dreizehn Verſen. Die Stanzen, müſſen ſich mit einen lebhaften, und wizzigen Gedanken, oder durch eine richtige, und am rechten Ort angebrachte Reflexion endigen. Sie ſind nicht geſchikt, Zorn, und Drohungen auszudrükken, aber ſie vermögen wohl die Unentſchloſſenheit, die ſüſſen Träume, und alles das anzudeuten, was dem Autor behülflich iſt, ſich an alles dasjenige zu erinnern, wo zu er ſich entſchlieſſen ſoll. In luſtigen, und galanten Materien, muß ſich jede Stanze durch einen männlichen, und in traurigen Gegenſtänden, durch einen weiblichen Reim endigen.

Das Sonnet iſt ein, in vierzehn Verſen eingeſchloſſenes poetiſches Stükk, welches aus zwei Vierzeilern (Quatrain) oder vier Verſen, und zwei Dreizeilern (tercet)

oder

oder drei Versen bestehet, darunter die acht ersten gleiche Reime haben müssen. Man machet auch Sonnette, deren Vierzeiler gewechselt sind, das heist, sie werden nicht in dem ersten Vierzeiler, wie in dem zweiten Vierzeiler rangiret. Eine Sonett muß sich mit einen witzigen Gedanken endigen. Man schreibet dem Jodelle die ersten Sonette zu, welche in der französischen Sprache erschienen sind. Ob sie gleich kurz sind, so sind sie doch sehr schwer auszuarbeiten.

Die Elegie, ist eine Art von Poesie, welche man bei traurigen, und klagenden Subjekten anwendet. Unter den Alten, haben sich Ovid, Tibull, Catull, Properz, in dieser Art von Poesie sehr hervorgethan, und unter den Neuern, die Holländer. In Frankreich, haben sich die Gräfin von la Suze, und Madam Deshoulieres durch diese Art von Stükken Bewunderung erworben. Die französische Elegien, werden in Alexandrinischen Versen gemacht, und leiden keine Durchflechtung der Reime, das heist, die männlichen, und weiblichen Reime werden darinn zwei, und zwei paarweise, ohne das eins mit dem andern durchflochten werden solte, gesezzt.

Der Vierzeiler, ist ein Versabsazz von vier Verszeilen. Der Karakter des Vierzeilers ist einfach, und nachdrükklich: man sezzet ihn gemeiniglich aus langen Versen zusammen: jeder Vierzeiler, hat seinen Verstand für sich, und vermischt sich nicht mit dem andern. Pibrak hat sich durch seine Vierzeiler berühmt gesungen.

Das Epigramm (Sinnschrift) ist eine Art von kurzem Gedichte, welches sich durch einen feinen Ausdrukk, oder subtilen Gedanken endiget. Es schikket sich zu allen Arten von Gegenständen: es muß sich durch einen lebhaften, netten, und richtigen Gedanken endigen, und dieses nennet man die Schneide, oder den Fall des Epigramms. Der Sinn des Epigramms, muß fein sein, und etwas zu errathen übrig lassen. Bald dehnet sich

der Scharfſinn des Epigramms über Worte, bald über Gedanken aus. Es iſt öfters mehr ein glükklicher Einfall, als ein Werk der Kunſt, wenn man darinn etwas vorzügliches liefern will. Die Anzal der Verſe, muß nicht über acht gehen. Dieſes Wort, kömmt von dem griechiſchen Worte Epigramma, Aufſchrift her, zum Exempel:

Die Winterlandſchaft, die dein Pinſel hier gebiert,
iſt furchtbar, wie der Winter ſelbſt. Ich ſeh ſie an;
mich friert.

Das Madrigal, iſt eine Poeſie, welche aus einer beliebigen, und ungleichen Anzal Verſen zuſammen geſezzet iſt, und nicht die Feinheit eines Epigramms an ſich hat, ſondern aus einigen feinen, und niedlichen Gedanken beſtehet: die Zärtlichkeit, und Galanterie, ſind gemeiniglich die Stoffe derſelben: es kann weniger Verſe als das Sonnet, und der Rundgeſang haben. Der Dichter, beobachtet keine andere Regel in der Miſchung der Reime, und Verſe von verſchiedener Art, als ſeine Wahl, und Bequemlichkeit. Unterdeſſen darf man ſich hier weniger poetiſche Freiheit, als in allen andern Werken, ſo wohl was den Reim, als was den Verseinſchnitt, oder auch was die Reinigkeit des Ausdrukkes betrifft, heraus nehmen.

Der Rundgeſang (Rondeau) iſt eine Art von alter Poeſie. Der gewöhnliche Rundgeſang, iſt aus dreizehn Verſen zuſammengeſezzet, wovon acht von einem Reim, und fünf von einen andern ſind. Er iſt in drei Abſäzze eingetheilet; und am Ende des zweiten, und dritten, wird der Anfang des Rundgeſanges, aber in einem ſo verſchiedenen Verſtande, als es möglich iſt, wiederholt.

Der einfache Rundgeſang, hat zehn Verſe, zwei Reime, und drei Geſangabſäzze, mit zwei Fällen. Marot, und Voiture, haben uns angenehme Rundgeſänge hinterlaſſen. In allen alten Rundgeſängen haben die

die Verse, welche vor dem Schlußtone vorhergehen, einen völligen Verstand, welcher sich auf einer angenehmen Weise, mit dem Verstand des Schlußfalles verbindet, ohne daß er davon nothwendiger Weise abhinge; und dieses giebt dem Ruadgesange ein witziges, und sinnreiches Ansehn.

Wir haben auch noch Triolets, Balladen, Envoi, Lais, Virelai; aber alle diese kleine Stükken, sind nicht mehr im Gebrauche, und man nennet sie mit Recht difficiles nugas, künstliche Possen.

Die Mithologie (Götterlehre) oder die Fabellehre der Alten.

Die Fabel, ist eine erdichtete Historie von den Gottheiten des Heidenthums. Es ist dieses eine wunderliche Sammlung von geschehenen Begebenheiten, welche in den ältesten Jahrhunderten vorgefallen, aber durch fabelhafte Umstände ganz verunstaltet sind. Es haben also die Geschichten, welche ihr zum Grunde dienen, ihren Ursprung in den ursprünglichen Begebenheiten der natürlichen Religion, dergleichen die Schöpfung, die Sündflut ist, u. s. w., und auf diese macht die Fabel ihre Anspielungen.

Die Fabel, ist eine Folge des Götzendienstes; denn als die Erkenntniß des wahren Gottes unvermerkt in dem Verstande des Menschen verlosch, so richteten die Heiden ihre Anbetungen gegen sinnliche Subjekte: anfänglich, beteten sie die Sonne, und die Sterne an: und nachher verehrten sie Menschen, und Thiere als Götter.

Noch mehr, es gab die Poesie der Fabel einen neuen Zusazz. Da die Poeten sahen, daß die Erdichtung die Seele ihrer Kunst war, so faßten sie den Entschluß, niemals etwas natürliches zu sagen, und alle historische Thaten durch übernatürliche Umstände zu verschönern.

nern. Also wurden die Schäfer zu Satiren, oder Faunen, die Schäfinnen zu Nimphen, die Menschen zu Pferden, und zu Centauren umgeschaffen.

Der Nuzzen, welchen man aus der Fabel ziehen kann, ist dieser, daß man daraus ersiehet, mit welcher Finsternis fast alle Nationen der Erde bedekkt gewesen; und daß die Menschen, wenn sie nur ihrem eigenen Lichte folgen, fähig sind, in die ungereimteste Irrthümer zu gerathen. Die Fabel, ist von einem sehr grossen Nuzzen, um die Werke der Heiden, es sei die Grichische, oder Lateinische Werke, und sonderlich die Poeten zu verstehen: denn die Werke dieser lezzten sind mit fabelhaften Nahmen angefüllet, und sezzen allezeit bei dem Leser eine Fabelkenntniß zum voraus; ohne diese Kenntniß, würde man sie nicht verstehen. Man muß dieses ebenfalls von einer grossen Anzal Bildhauerstükken, und Malereien sagen, deren Subjekte man niemals verstehen würde, wenn man nicht mit der Fabel bekannt wäre.

Die Götter vom ersten Range, welche man auch deos majorum gentium, nannte, weil sie von allen Nationen in Ehren gehalten wurden.

Saturn: war ein Sohn des Himmels, oder des Cœlus, so wohl als sein Bruder **Titan**, seine Mutter, war die **Vesta**. **Titan** der älteste, trat, um sich nach dem Willen seiner Mutter zu richten, das Recht der Erstgeburt, an den **Saturn**, mit der Bedingung ab, daß dieser nicht mehr als ein männliches Kind erziehen solte. Also verschlang **Saturn** alle Kinder, welche ihm geboren wurden; unterdessen gebar ihm **Cybele** seine Gemalin den **Jupiter**, und **Juno**; betrog den **Saturn** mit einem Stein, den sie für ihre Frucht ausgab, und der einfältige **Saturn** verschlang diesen Stein.

Als

Als Jupiter groß geworden war, jagte er seinen Vater Saturn aus dem Himmel: und dieser flohe nach Italien; zum Andenken seines Aufenthaltes, welchen er daselbst fand, feierte man alle Jahr sein Fest, welches man die Saturnalien nannte. Während dieser Zeit, waren die Schulen geschlossen; die Sklaven nahmen die Stelle ihrer Herrn ein, und wurden von ihnen bei der Tafel bedient, um gleichsam das goldene Weltalter abzubilden, in welchem alle Menschen einander gleich waren; die Freunde, überseudeten sich Geschenke, und gaben sich einander grosse Mahlzeiten.

Cybele, war des Saturns Gemalin: man nennet sie Göttermutter: sie herrschte über die Erde, und darum stellet man sie sizzend vor, um den festen Stand der Erde anzudeuten, sie trägt eine Trummel, welche das Zeichen des Windes ist, den die Erde in sich hält. Man giebt ihr auch eine Krone, in Gestalt eines Turmes. Ihr Fest, wurde unter dem Nahmen des Festes der grossen Göttin, zu Rom gefeiert. Die Mannsversonen, waren davon ausgeschlossen. Die Cybelenprieſter hießen Galli, oder Coribantes.

Jupiter: ein Sohn des Saturns, und der Cybele: wurde auf der Insel Kreta, durch die Koribantes erzogen, und durch die Ziege Amalthea gesäuget. Nachdem er seinen Vater aus dem Himmel gejaget hatte, so bemächtigte er sich der Oberherrschaft der Welt, und theilte sich mit seinen beiden Brüdern Neptun, und Pluto darinnen. Unterdessen machte Titan dem Jupiter Händel, und die Kinder der Erde, welche man Riesen nannte, unternahmen es den Himmel zu stürmen; sie thürmten Felsen auf Felsen, aber Jupiter warf sie mit Donnerkeilen zur Erde, und stürzte sie in den Abgrund. Enceladus, einer von ihnen, wurde unter dem Berge Etna vergraben. Dieser Gott, wird von den Dichtern der Göttervater genannt: sie schreiben ihm viele Verwande-

lungen zu, um seinen Leidenschaften ein Gnüge zu leiten; denn sie sagen, daß er sich in einen Adler verwandelt habe, um den Ganimedes zu entführen; daß er ein Stier für die Europa, ein Schwan für die Leda geworden; im goldenen Regen, betrog er die Danae; u. s. w. Also schrieben die Heiden ihren Göttern die schändlichsten Ausschweifungen zu, ohne Zweifel, um sich in den ihrigen Recht zu geben.

Die Juno: war die Tochter des Saturns, Schwester des Jupiters, und hernach seine Gemalin. Ihre drei Kinder waren, Hebe, die Göttin der Jugend; Mars, der Gott des Krieges; und die Göttin Flora. Die Aufwärterin der Juno, war Iris: und ihr Lieblingsvogel der Pfau. Sie wohnete den Entbindungen, unter dem Namen der Lucine bei. Die Poeten, stellen sie als eine Göttin voller Eifersucht, und Hochmuth vor.

Neptun: war ein Sohn des Saturns, und der Cybele, und Bruder des Jupiters. Er bekam zu seinem Erbtheil die Herrschaft des Meeres, und man betrachtet ihn auch als den Gott der Meere. Er hatte die Amphitrite zur Gemalin, und sein Sohn, war Ocean, welchen die Dichter als den Vater der Flüsse betrachten. Ocean hatte die Thetis zur Gemalin, von welcher der Nereus, und die Doris geboren wurde, welcher eine grosse Menge Töchter zur Welt brachte, die man Nereiden nannte. Neptun ward auch noch als der Vater der Tritonen angesehen, welche bis auf den Gürtel die Gestalt eines Menschen hatten, der übrige Theil des Leibes, endigte sich aber wie ein Fisch. Die Dichter stellten den Neptun, mit einem Dreizak (Tridens) in der Hand, auf einen Muschelwagen sizzend vor, welcher mit Meerpferden bespannet ist, die von unten die Gestalt eines Fisches haben; der Wagen, wird von Tritonen begleitet, welche auf Meermuscheln blasen.

Pluto war der dritte Sohn des Saturns, und der Cybele. Er erhielt zu seiner Herrschaft die Hölle. Man gab ihm die Proserpina zur Gemalin, welches die Tochter der Ceres war, er entführte dieselbe zu folge der Poeten nach Sicilien. Pluto, hatte zu seinen Staatsbedienten, und Richtern Minos, Æacus und Rhadamante; und noch drei Furien, oder Eumeniden: das heist, Thysiphone, Megera, und Alecton; diese hatten den Auftrag, die Verdammten zu züchtigen. Sie trugen anstatt der Haare Schlangen, und hatten Fakkeln, und Peitschen in den Händen. Man sezzet noch die drei Parcen in die Hölle, welche die Tage der Menschen, als einen Faden spinnen, und nennet sie Cloton, Lacheſis, und Atropos. Die Flüsse der Höllen waren Acheron, Styx, Kocitos, und Phlegeton. Charon, war der Fährmann der Höllen, und er führte die Schatten in seinem Kahne über den Styx. Der Eingang der Hölle, ward durch den Kerberus bewachet, welches ein dreiköpfiger Hund war. Hinter der Hölle, lagen die Elisäischen Felder, oder der Aufenthalt der glükklichen Seelen.

Die Manes, und abgeschiedene Seelen: die Götter Manes, waren Höllengötter, durch welche man die Menschen quälen lies. Man opferte ihnen. Viele Heiden, nahmen die Seelenwanderung, Metempsichoſis an, welche sich Pythagoras eingebildet hatte, das heist, den Uebergang der Seele, in den Körper eines andern Menschen, und so gar in Thiere; und dieses gaben sie vor, solte nach dem Tode geschehen.

Ceres: war eine Tochter des Saturns, und der Cybele. Die Dichter, schreiben ihr die Erfindung des Akkerbaues zu, und sagen daß sie diese Kunst, auf der Insel Sicilien in den Gang gebracht habe. Sie mahlen dieselbe, mit einer Sichel in der einen, und in der andern Handmit Aehren, womit sie sie auch bekränzen, sie sizzt auf einen Tragesessel, der von vier Jungfern getragen

tragen wird. Ihre Feſte, werden Eleuſini genennet, und man opferte ihr ein Schwein.

Die Kinder des Jupiters.

Mars (Kriegesgott) ein Sohn des Jupiters, und der Juno. Die Dichter erklären ihn für den Gott des Krieges, und geben ihm die Bellona zur Schweſter, welche ſie ebenfalls zur Kriegsgöttin erheben, und ſie mahlen ſie mit einer Pechfakkel in der Hand, und mit fliegenden Haaren. Da die alten Römer ihre Abſtammung von den Gottheiten herleiteten, ſo gaben ſie vor, daß der Gott Mars zu der Prinzeßin Rhea Silvia ins Gefängniß gekommen, und daß Beide die Eltern von Romulus, und Remus geweſen, welche den Grund zur Stadt Rom gelegt haben. Es war aber dieſer Mars kein anderer, als Amulius, der Bruder des Königes Numitors. Thracien betete dieſen Gott inſonderheit an: ſeine Prieſter hieſſen Salier, und ſein Lieblingsthier war der Hahn Vulkan entdekkte der Welt ſeinen Ehebruch mit der Venus, indem er beide in ein unfühlbares Nezz einwikkelte, und ſie in dieſer Stellung dem Gelächter des ganzen Himmels ausſezzte. Man mahlet den Mars mit dem Helme auf dem Kopfe, er trägt einen Degen, eine Lanze, einen Küras, und ſteht auf erbeuteten Waffen.

Minerva, die Tochter des Jupiters. Die Fabel läßt ſie aus dem Gehirne des Jupiters entſtehen, ſie iſt vom Fuſſe, bis auf den Kopf gewaffnet, und hat eine Lanze in der Hand. Sie wurde bei den Heiden als eine Göttin der Weisheit angeſehen, und hatte den Vorſizz unter den Künſten; denn die Poeten ſchreiben ihr die Erfindung derſelben, und beſonders die Tapeten zu. Sie ſagen, daß ſie die Arachne in eine Spinne verwandelt habe, und zwar aus Verdruß darüber, daß dieſelbe

eben

eben so schöne Arbeiten von dieser Art verfertigte, als sie selbst. Man giebt auch der Minerva den Nahmen Pallas, und sie steht unter diesem Nahmen dem Kriegsgeschäfte vor: man stellet sie alsdenn mit der Sturmhaube auf dem Kopfe, eine Pike in der einen, und die Egide, oder einen grossen Schild in der andern Hand vor: auf dem Schilde ist der Medusenkopf mit Schlangenhaaren gezeichnet, und zu ihren Füssen ist eine Nachteule zu sehn; denn es war ihr dieser Vogel sonderlich in Athen geheiligt.

Vulkan war der Sohn des Jupiters, und der Juno. Die Poeten dichteten, daß er zu früh, und ganz ungestalt auf die Welt gekommen; daß ihn Jupiter, da er ihn sehr häßlich befunden, mit dem Fuß aus dem Himmel, auf die Insel Lemnos, gestossen, und daß er von diesem Falle hinkend geblieben sei. Da Vulkan heran wuchs, so wurde er ein Schmied: seine Schmiede war auf den Inseln Lemnos, und Lipare aufgeschlagen: seine Schmiedegesellen hiessen Cikopen, sie waren Kinder des Riesen Poliphemus, und wurden also genannt, weil sie nur ein Auge mitten auf der Stirn hatten. Er hatte die Venus zur Gemahlin, welche man ihm zur Belohnung für die Donnerkeile gab, die er dem Jupiter zu dem Riesenkriege geschmiedet hatte. Man schreibt dem Vulkan alle diejenigen Arbeiten zu, die in der Schmiedekunst für Meisterstükke gehalten werden, als den Sonnenpallast, die Waffen des Achills, den Schild des Aeneas, den Scepter des Agamemnon, den Halsband der Hermione, u. s. w.

Venus, Tochter des Jupiters, und der Diana; wurde nach dem Berichte anderer Mithologisten, aus dem Schaume des Meeres gebohren. Die Poeten machen sie zur Mutter der Liebesgötter, und der Grazien, und zur Gemahlin des Vulkans. Man stellet sie auf einer grossen Seemuschel vor, welche ihr zu einem Wa-

gen

gen dienet, und durch Schwäne, oder Tauben gezogen wird. Sie trägt einen Gürtel um den Leib, welchen man Cestus nannte, von dem Homer eine berühmte Beschreibung gemacht hat. Von diesem Gürtel sagt man, daß er alles dasjenige in sich fasse, was die Reize verführendes an sich haben. Insonderheit wurde Venus in Amathonte, auf Cithera, zu Paphos, und in Cipern verehrt. Man beging in ihren Festen die gröſten Ausschweifungen, und es glaubten die Frauensperſonen, dieſe Göttin zu ehren, wenn ſie alle Schamhaftigkeit ablegten. Der Sohn von ihr, und dem Mars, hieß Kupido, oder der Liebesgott. Die Poeten mahlen ihn blind, mit einen Bogen, uud mit Pfeilen, womit er die Menſchen, und ſogar die Götter verwundet. Die andern Kinder der Venus waren, Hymen (Hochzeitgott), Eneas, welchen ſie vom Anchiſes hatte, Priapus, und die drei Grazien, Thalia, Aglae, und Euphroſine genannt. Sie liebte den Adonis, einen Sohn des Cynirus, Königes von Cipern, und der Mirrha ſeiner Tochter, ungemein, und dieſer Adonis kam auf der Jagd durch ein wildes Schwein ums Leben. Der Poet erzählt dieſes alſo: „Stehe auf Citherea, zeuch Trauer„kleider an, und ſage der ganzen Welt: er iſt nicht mehr der „ſchöne Adonis! der ſchöne Adonis iſt nicht mehr! „Die Göttin ſchweift durch die Wälder; Dornen trinken „ihr Blut; das Blut einer Göttin; er iſt nicht mehr „der ſchöne Adonis, der ſchöne Adonis iſt nicht mehr!

Apollo, Sohn des Jupiters, und der Latona. Er wird als der Vater der Dichtkunſt, als der Führer der neun Muſen die auf dem Parnaß wohnen, und als ein Gott angeſehen, welcher die Poeten begeiſtert. Die Fabel dichtet von ihm, daß er auf einige Zeit aus dem Himmel verbannt worden, weil er die Ciklopen getödtet hatte, und daß er genöthiget geweſen, die Schaafe des Admets, Königes von Theſſalien zu hüten. Dieſer

Um-

Umstand machte, daß man ihn hernach als den Gott der Schäfer ansahe. Da sich **Apollo** in die **Daphne** verliebt hatte, und sie vergeblich verfolgte, so wurde sie in einen Lorbeerbaum verwandelt, und diesen nahm **Apoll** seit der Zeit in seinen besondern Schuzz. Nachdem er den jungen **Hiazinth**, mit welchem er nach der Scheibe geworfen, aus Unachtsamkeit getödtet hatte, so flohe er nach Troja, und half dem **Laomedon** seine Stadt bauen. Als er in die Rechte der Gottheiten wieder eingelassen war, so bekam er den Auftrag, die Welt durch das Sonnenlicht zu erleuchten. In dieser Eigenschaft giebt man ihm den Nahmen **Phöbus**, oder die Sonne. Die Orakel des **Apolls** machten ihn unter den Heiden, und vornämlich zu Delphus sehr berühmt, wo sich eine Priesterinn befand, die man **Pithia** nannte.

Man mahlet diesen Gott als einen jungen Mann ohne Bart, der eine Leier in der Hand, einen Köcher auf den Rükken, und einen Lorbeerkranz auf dem Kopfe trägt.

Diana, Tochter des Jupiters, und der Latona. Man giebt ihr verschiedene Karaktere. **Erstlich**, wird sie auf der Erde als eine Jagdgöttin angesehen, weil sie sich dieser Leibesübung widmete, und von ihren Nimphen begleitet wird. Zu dem Ende mahlet man sie mit kurzen römischen Stiefeln, sie trägt einen Bogen, und Köcher, und hat auf der Stirn einen wachsenden (gehöreten) Mond. Die Poeten geben vor, daß sie den **Endymion** geliebet habe, und daß sie hingegangen sei denselben zu betrachten, als er auf dem Karischen Gebürge eingeschlafen war: sie sagen auch noch daß sie den Jäger **Äkteon** in einen Hirsch verwandelt habe, weil er sich vor ihr sehen lassen, als sie im Bade war. **Zweitens**, betrachtet man die **Diana** als eine himmlische Gottheit, und in dieser Absicht heist sie **Luna**, oder der Mond. **Drittens**, hält man sie für eine Höllengöttin, und in diesem Verstande giebt man ihr den Nahmen **Hekate**.

Bachus

Bachus, Sohn des Jupiters, und der Semele. Man hält ihn für den Weingott, weil man behauptet, daß er der Erfinder des Weinſtokks geweſen: hieraus erſiehet man, warum man ihn auch **Liber Pater** nennt, indem der Wein den Kopf erhizzet, und die Lebensgeiſter in Bewegung bringt. Die Fabel erzählt, ſeine Mutter **Semele** habe den **Jupiter** wie er mit ſeinen Blizzen gewaffnet ſei, und in dem vollen Glanze ſeiner Majeſtät, aus Neugierde ſehen wollen; ſelbige ſei aber von der Flamme, welche dieſe Gottheit umgeben, verzehrt worden. **Jupiter** habe indeſſen ihre Frucht, den **Bachus** retten wollen, und denſelben ſo lange in ſeine Lenden eingeſchloſſen, bis er zur Welt gebracht werden ſolte. **Bachus**, ſagt ſie ferner, habe in dem Rieſenkriege viele Unerſchrokkenheit bewieſen, wobei ihm **Jupiter** durch das Wort Evohe! das heiſt, Muth mein Sohn, Herz machen wollen. Dieſe Begebenheit wurde von den **Bachanten** in den Bachusfeſten mit lautem Geſchrei verewigt. Sie hingen ſich Tigerdekken um, ſchwärmten auf Bergen mit aufgelößten Haarenherum, und trugen Thyrſen, das heißt, Stäbe mit Weinlaub beflochten, in den Händen. Man mahlet den **Bachus** als einen jungen ſanguiniſchen (vollblütigen) Mann, mit einer luſtigen Mine, den Thyrſus in der Hand, und er ſizzt auf einen Wagen, den Tyger ziehen.

Merkurius, Sohn des Jupiters, und der Maja. Man hält ihn für den Götterboten, und beſonders für den Aufwärter des **Jupiters**, deſſen Befehle er ausrichtete. Man glaubte, daß er als Todesengel die abgeſchiedene Seelen zur Hölle führe. Die Fabel betrachtet ihn auch als den Gott der Wolredenheit, und ſie giebt ihm auch ſo gar den Vorſizz in den Handlungsgeſchäften: auſſerdem hat er noch die Ehre, die Gottheit der Diebe zu ſein. Man ſtellet ihn mit Flügeln an dem Kopf, und an den Füſſen vor, und ſein Heroldsſtab

(Cadu-

(Caduceus, Schlangenstab) ist eine Ruthe, um welche sich zwei Schlangen winden: man will, daß dadurch sein Talent, Geschäfte auf eine kluge Art durchzusezzen, und den Frieden zu schliessen, angedeutet werde. Man war gewohnt, seine Bildsäule auf Kreuzwege zu stellen. Er hatte von der Venus einen Sohn, der Hermaphrodit hieß. Die Aglaure verwandelte er in einen Stein, weil sie auf ihre Schwester Herse, so dieser Gott liebte, eifersüchtig war.

Die Götter des zweiten Ranges, die man ehedem deos minorum gentium (Götter des Unterstabes) nannte. Diese fanden im Himmel keinen Plazz.

Pan: der Schäfergott. Seine Herkunft ist ungewiß; indem ihn einige zum Sohne des Jupiters, und der Nimphe Kalisto; andere aber zum Sohne des Merkurs, und der Penelope machen. Indessen stimmen beide darinnen überein, daß sie ihm Hörner, und Bokksfüsse geben. Er nimmt unter den ländlichen Gottheiten die erste Stelle ein. Die Heiden sahen ihn als den Gott der ganzen Natur an; denn sein Nahme drükt im griechischen das Wort Alles aus, weil die Natur alles in sich fasset. Arkadien war sein vornehmstes Heiligthum: man hält ihn für den Erfinder der Flöte. Er wird als ein Satyr mit Hörnern am Kopfe, mit Ziegenfüssen, und mit einer siebenröhrigen Flöte (wegen der sieben Töne in der Musik) vorgestellt: diese Röhren haben als Pfeifen eine verschiedene Länge. Seine Feste hiessen Luperkalien, man feierte sie zu Rom im Februar, und man opferte ihm einen Wolf.

Faunus war ein Sohn des Pikus, eines alten Königes der Lateiner. Als er den Thron bestiegen hatte, so führte er in Italien den Götzendienst, und den Akker-

bau ein. Nach seinem Tode wurde er unter die ländliche Gottheiten versezzt. Man mahlet ihn als einen Satyr.

Pales war die Schäfergöttin,
Pomona die Obstgöttin,
Flora die Blumengöttin.

Die Satyren, waren für Alters ländliche Gottheiten: man mahlet sie als kleine, sehr haarige Männer, welche die Hörner, Ohren, Schenkel, und Beine von den Ziegen haben: sie hatten ihren Aufenthalt in den Wäldern. Der älteste von diesen Satyren (Waldgöttern) hieß Silen: er war der Pflegevater des Bachus.

Die Penates, oder Lares waren die Hausgötter der Heiden, und die Beschüzzer ihrer Wohnungen. Man verehrte solche in Gestalt kleiner Statuen: und man stellte sie in dem entlegensten Orte des Hauses auf. Man unterhielt ihnen zu Ehren Lampen, und opferte ihnen Hunde: sie wurden auch noch besonders auf den Feldern verehrt, und diese Festtäge hiessen Rompitalitii.

Die Genii (Schuzzgeister) waren Gottheiten, welche dem Schikksale eines jeden Menschen vorgesezzt waren. Die Heiden nahmen deren zwei an; einen glükklichen, und einen unglükklichen. Sie waren bei der Geburt der Menschen zugegen, und wachten ganz besonders über sie. Der gute Genius brachte allerlei Glükk, und der böse allerlei Unglükk, zum wenigsten schrieb man es ihm zu. Das Schikksal eines jeden Menschen hieng also von der Oberherrschaft des einen Genius, über den andern ab; denn sie glaubten daß einer mächtiger, als der andre wäre. Man mahlet sie als junge Männer; welche in der einen Hand ein Trinkgefäß, in der andern aber ein Füllhorn haben. Man verehrte sie an Geburtstägen, indem man die Erde mit Blumen bestreute, und ihnen Wein opferte. Die Heiden glaubten, daß sich der Genius eines jeden Menschen, vor demsel-

demſelben in Geſtalt einer Schlange zeige. Uebrigens hatte jede Nation, jede Stadt, und jeder Ort ſeinen Genius. Wir haben von dieſem Begriffe der Heiden etwas beibehalten; denn wenn unſere Mahler eine Nation abſchildern wollen, ſo mahlen ſie ſolche in der Geſtalt eines Genii. So wird uns der Genius (Schuzgeiſt) Frankreichs unter der Figur einer Frau vorgeſtellet, die einen langen Mantel mit blauem Grunde trägt, ſo mit Lilien beſäet iſt, und ſie hält eine Kugel mit dem Wapen von Frankreich in der Hand.

Der Gott Termus mußte die Grenzen der Felder anzeigen: zu dem Ende ſezzte man auch ſeine Statue daſelbſt hin, welches eine Figur ohne Aerme, und Füſſe vorſtellte.

Der Gott Priapus hatte die Gärtnergeſchäffte über ſich, und er wurde als die ſchändlichſte Gottheit des Heidenthums angeſehen.

Die Nimphen waren ländliche Gottheiten, die nach dem Berichte der Heiden, über die Flüſſe, und Quellen geſezzt waren. Sie ſind Töchter des Oceans, und der Thetis.

Die Nereiden waren Meernimphen: die Najaden Fluß, und Bachnimphen: die Hamadriaden Waldnimphen: die Napen Wieſennimphen, und die Orkaden Bergnimphen.

Momus, Sohn des Schlafs, und der Nacht, war der Gott der Spötterenen. Seine Beſchäftigung beſtand darinn, daß er die Handlungen der Menſchen kritiſirte. Man mahlet ihn mit einer Larve in der einen, und mit einem Stokke in der andern Hand, deſſen Knopf einen ausgeſchnittenen Kopf hatte, um dadurch anzuzeigen, daß er ſich über die Thorheiten der Menſchen aufhalte.

Eolus, Sohn des Jupiters, war der Gott der Winde: ſein Wohnſizz war auf den Eoliſchen Inſeln, die Sicilien gegen Norden liegen.

Die Winde, waren Kinder eines der Titanen, und der Aurora: die vier vornehmſten ſind, Boreas, welches der Nordwind iſt; Auſter der Südwind; Eurus der Morgenwind; und Zephir der Abendwind. Die Poeten erzählen uns, daß Boreas die Orithia, Tochter Ereuchtheus, Königes von Athen entführt, und mit ihr den Kalais, und Zetes, welche Flügel hatten, gezeugt habe; dieſe reiſeten mit den Argonauten nach Colchis.

Die Harpyen waren gefräßige Ungeheuer, die ein Frauensgeſicht, einen Geierkörper, Flügel an den Seiten, und Klauen an den Händen hatten. Sie ſtahlen alles Fleiſch, was ſie fanden, oder ſie beſudelten es, wenn ſie es anrührten: man glaubt, daß ſie Töchter des Neptuns, und der Erde geweſen.

Die Halbgötter, oder die Helden.

Perſeus, Sohn des Jupiters, und der Danae. Da Akriſius, König von Argos vom Orakel erfahren hatte, daß er durch die Hand des Kindes umkommen würde, welches von ſeiner Tochter gebohren werden ſolte, ſo ließ er dieſe Tochter in einen ehernen Thurm einſperren. Jupiter aber, der ſich in die Danae verliebt hatte, verwandelte ſich in einen Regen, machte ſich eine Oeffnung in den Thurm, und wurde der Vater des Perſeus. Sobald Akriſius dieſes erfahren hatte, ſo legte er das Kind in einen Kaſten, und ſezte es der Wuth der Wellen aus; der Kaſten aber landete an der Inſel Seriphes, einer von den Cikladiſchen Inſeln im Archipelago an, und wurde von Fiſchern gerettet. Da Perſeus erwachſen war, ſo brachte er ſeinen Großvater Akriſius, in den öffentlichen Spielen, ohne ihn zu kennen, ums Leben. Dieſer Prinz machte ſich durch ſeine Thaten berühmt; er hieb mit Hülfe der Minerva, und

des

des Merkurs, der Meduſa, einer von den Gorgonen den Kopf ab. Dieſes waren drei einäugige Schweſtern, und dieſes eine Auge leiheten ſie ſich einander wechſelsweiſe nach der Reihe. Das geflügelte Pferd Pegaſus, erwuchs aus dem Blute der Meduſa. Perſeus heiligte den Kopf dieſer Gorgone, welcher mit Schlangen umgeben war, und alles verſteinerte, was ihn anſahe, der Minerva, welche ihn in ihre Aegide ſezzte. Perſeus beſtieg den Pegaſus, und befreite die Andromeda, Tochter des Kepheus, und der Kaßiopea, die man an einen Felſen ausgeſezzt hatte, damit ſie von einem Seeungeheuer verſchlungen werden möchte, weil ihre Mutter ſo ſtolz geweſen war, ſich der Juno vorzuziehen. Er vermälte ſich mit dieſer Prinzeſſin, und verwandelte den Phineus, und ſeine Gefärten nach einem langen Gefechte, und vermittelſt des Meduſenkopfes in Steine. Perſeus, Andromeda, und Kaßiopea, wurden nach ihrem Tode in den Himmel aufgenommen, und man ſezzte ſie unter die Sternbilder.

Herkules war der Sohn des Jupiters, und der Alkmene; dieſes war die Gemahlin des Thebanerfürſten Amphitrion: Jupiter nahm die Figur des Prinzen Amphitrion an, um bei der Alkmene Zutritt zu finden. Juno verſuchte allerlei Ränke, um den Herkules umzubringen: gleich nach ſeiner Geburt ſchikkte ſie zwei Schlangen aus, aber Herkules zerdrükkte ſchon als Kind in der Wiege, dieſe Schlangen mit ſeinen Händen. Nach der Zeit gab Euriſtheus König von Mycene, dieſem jungen Helden höchſt gefährliche Aufträge, in der Abſicht zu verrichten auf, um ihn darinnen umkommen zu ſehen: und dieſes nennt man die zwölf herkuliſche Arbeiten, welches folgende ſind. Erſtens, tödtete er den Löwen in dem Walde von Nemea. Zweitens, erwürgte er die lernäiſche Hydra (Schlange), deren ſieben Köpfe nach dem Ebenmaaſſe wieder wuchſen, als er ſie zer-

schmetterte; zulezt erreichte er dennoch seine Absicht, indem er die Wunde mit einem glühenden Eisen zubrannte. Drittens, fieng er das Schwein aus dem arkadischen Gebürge Erymantheus, und überbrachte es dem Euristhe-us lebendig. Viertens, wandte er ein Jahr an, das Dianenreh auf dem menalischen Berge zu verfolgen. Dieses Reh hatte eherne Füsse, und ein goldnes Geweihe; es richtete grosse Verwüstungen an; Herkules schoß es mit Pfeilen todt. Fünftens, tödtete er bei dem See Stymphalus gewisse Ungeheuer von Raubvögeln aus, von welchen die Reisende zerfleischt wurden. Sechstens, bemächtigte er sich des Ochsen, welcher Flammen aus der Nase blies. Siebentens, richtete er eine Niederlage unter den Amazonen am Flusse Thermodon an. Achtens, tödtete er den Diomedes, und Busiris, von denen der lezztere die Ausländer in Egipten dem Jupiter opferte; und der andere die Fremden in Thracien durch seine Pferde zerfleischen ließ. Neuntens, säuberte er die Ochsenställe des Augias, Königes von Argos, indem er einen Arm des Peneusstromes über den Viehhoff leitete. Zehntens, überwand er den Riesen Geryon, den die Fabel in drei Körpern vorstellt. Eilftens, raubte er die goldnen Aepfel (Pomeranzen) aus dem Garten der Hesperiden, den ein schrekklicher Drache bewachte. Zwölftens, holte er den Theseus aus den Gefängnissen der Hölle, und legte den Höllenhund Kerberus in Ketten.

Nachdem er alle seine Unternehmungen glükklich geendigt hatte, so tödtete er den Kakus, der ein Sohn des Vulkans, und ein berüchtigter Räuber in Italien war: er befreite den Prometheus von seinen Ketten, der an dem Berge Kaukasus angeschmiedet war, weil er das Feuer vom Himmel geraubet hatte. Herkules erstikkte den Anteus, Sohn der Erde in seinen Armen. Er öffnete die Meerenge bei Gibraltar, indem er die beiden Berge Calpoe, und Abila durchschnitte, und auf

diese

diese Art leitete er das Wasser des Oceans mitten über die Erde. Nachdem er so viele Ungeheuer besieget hatte, so warf er sich selbst in die Nezze der Omphale, Königinn von Lidien, in die er sich verliebt hatte, und ihr zu Liebe verwandelte dieser Bändiger der wildesten Ungeheuer seine Keule in eine Spindel, und vergnügte sich an ihrer Seite zu spinnen. Er überwand den Achelaus seinen Nebenbuhler, nnd heirathete die Dejanira. Er brachte dem Centaur Nessus eine tödtliche Wunde bei; weil es dieser versucht hatte, seine Neuvermählte zu entführen: doch dieser schikkte vor seinem Tode der Dejanira sein Kleid zu, welches mit seinem Blute gefärbt war, und dieses hatte die Wirkung eines tödtlichen Giftes an sich; er ließ ihr zugleich andeuten, daß ihr Gemahl nie eine andere lieben würde, so lange er dieses Kleid trüge. Kaum hatte es aber Herkules angelegt, als er ein glüendes Feuer in seinen Adern empfand, und sich auf einem Scheiterhaufen verbrannte. Vor seinem Abschiede gab er dem Philoktet seine Pfeile: welche mit dem Blute der Hydra bestrichen waren; und das Schikksal hatte vorhergesagt, daß Troja ohne diese Waffen nicht erobert werden sollte. Nach der Fabel nahmen ihn die Götter in den Himmel auf. Der Pappelbaum war ihm heilig.

Theseus war der Sohn des Aegeus, Königes von Athen: er wandte seinen Muth dazu an, daß er die Erde von ihren Tirannen, und von den Ungeheuern reinigte, welche sie öde machten, oder die Völker unterdrükkten. Unter diesen Wütrichen befand sich Skiron, welcher die Reisende ins Meer werfen ließ, und Prokrustes, der seinen Gästen die Beine verstümmelte, sobald als selbige länger als sein Bette waren. Er tödtete das wilde Schwein von Marathon, welches vielen Schaden anrichtete, den Minotaur, ein Ungeheuer halb Mensch, halb Stier, welches die sieben junge Leute verschlang, die die Athenienser alle Jahr dem Minos, Könige von

Kreta zum Tribute einhändigen mußten, weil sie seinen Prinzen Androgenus niedergemacht hatten. Theseus bediente sich zur Ausführung dieses Unternehmens der Dienste der Prinzeßin Ariadne, Tochter des Königes Minos, welche ihm einen Zwirnknaul gab, durch dessen Anweisung er aus dem Irrgarten von Kreta kam. Er vergaß, als er von seinen Geschäften nach Hause kam, das Seegel seines Schiffes zu verändern, wie er es mit seinem Vater abgeredet hatte: und Aegeus, der ihn für todt hielt, stürzte sich in dasjenige Meer, welches von ihm den Nahmen bekömmen.

Pirithous König der Lapither in Thessalien, der auf die Tapferkeit des Theseus eifersüchtig wurde, wagte es sich mit demselben zu messen; so bald aber beide Helden die Augen aufeinander geworfen, so gewannen sie eine solche gegenseitige Liebe gegeneinander, daß sie sich vereinigten, die Tirannen zu bekriegen. Theseus erlegte die Centauren, deren Gezänke mit den Lapithern, das Vermählungsfest des Pirithous, und der Hippodamia in Verwirrung brachte. Die Fabel fügt hinzu, sie hätten in der Folge die Helena, und kurz darauf auch die Proserpina, eine Molossische Prinzeßin entführt, die durch einen gewissen Hund Kerberus bewacht wurde. Theseus wurde gefangen genommen, und in ein Gefängniß geworfen; doch Herkules zog ihn aus demselben, und begleitete diesen Helden in dem Kriege mit den Amazonen. Er vermählte sich mit der Königin dieser Heldinnen, und hatte von ihr den Hippolytus. Nach der Zeit klagte Phädra seine Gemahlin, diesen jungen Prinzen bei seinem Vater an, daß er sie verführen wollen, und dieses that sie aus Rache daß der Prinz ihrer Liebe kein Gehör geben wollte. Der zu leichtgläubige Theseus ersuchte den Neptun um einen Meerochsen, der ihn an seinem Sohne rächen solte, und dieses geschah auch in der That: weil aber die Pferde vor dem Wa-

gen

gen des Hippolytus, bei Erblikkung dieses Ungeheuers scheu wurden, so gingen sie mit demselben durch, zerbrachen den Wagen an einem Felsen, und der Prinz wurde zerschmettert. Phädra konnte die Gewissensbisse, und die schlimmen Folgen ihrer Anklage nicht länger ertragen, sie klagte sich vor dem Theseus an, und erhing sich zu gleicher Zeit.

Kastor, und Pollux waren Söhne der Leda, Gemahlin des Tindars. Die Fabel läßt den Jupiter unter der Gestalt eines Schwans zur Leda kommen; diese brachte zwei Eier zur Welt; aus dem einen derselben kam Pollux, und Helena, die man als Kinder des Jupiters betrachtete; und das andere enthielt den Kastor, und die Klitemnestra, die den Tindar für ihren Vater erkannten. Die einen, und die andern sind unter dem Nahmen der Tindariden bekannt. Kastor, und Pollux machten sich durch ihre Eintracht, und Muth bekannt; sie verewigten ihre Nahmen durch den Raub des goldnen Vließes. Als Kastor nachgehends durch den Lynceus umgebracht wurde, so bat Pollux seinen Vater Jupiter, dieses Recht mit seinem Bruder theilen zu dürfen. Und auf diese Art lebten, und starben diese Brüder wechselweise; wenn einer in der Hölle war, so stand der andere aus dem Grabe wieder auf, und aus dieser Ursache nannte man sie Dioskuros (Jupiterssöhne). Endlich zog sie Jupiter alle beide in den Himmel, und hier machen sie dasjenige Sternbild aus, welches man Zwillinge nennt, und im Sonnengürtel (Zodiacus) unter den zwölf himmlischen Zeichen steht. Beide Brüder hatten die Ehre die Gewässer von den Seeräubern gesäubert zu haben: und in dieser Absicht wurden ihre Nahmen von den Seeleuten angerufen. Pollux machte sich durch das Gefechte berühmt, welches er mit dem Cestes hielt, und man sahe ihn als das Athleten-

haupt (Klopffechtergott) an. Kaſtor war die Gottheit der Stallmeiſter, und derer, die Pferde abzurichten hatten.

Jaſon, und die Argonauten. Dieſer Held war ein Sohn des Aeſon, Königes von Theſſalien, eines Bruders des Seba. Dieſer beredete, um ſich bei der Verwaltung des Reichs behaupten zu können, welche ihm der alte Aeſon übertragen hatte, und um ſeinen Bruders Sohn Jaſon von der Krone auszuſchlieſſen, denſelben, eine Reiſe nach dem goldnen Vließe zu unternehmen. Um zu verſtehen, was es mit dieſem goldenen Vließe für eine Beſchaffenheit gehabt, muß man wiſſen, daß Athamas, König von Theben einen Widder mit vieler Sorgfalt erzog, womit ihm die Götter ein Geſchenk gemacht hatten, und deſſen Fell von Gold war. Phrixus ſein Prinz, verließ das Haus ſeines Vaters, um den Verfolgungen ſeiner böſen Stiefmutter Nephele auszuweichen, und nahm dieſen Widder mit ſich nach Colchis: er opferte ihn dem Jupiter, und ſchenkte das Fell deſſelben dem Colchiſchen Könige Aeta, und dieſer hing es in einen Hain auf, ſo dem Mars geheiligt war. Die Wächter dieſes Vlieſſes waren ein Drache, welcher niemals ſchlief, und Stiere, welche Flammen ausblieſen. Jaſon, ſuchte zu dieſer Reiſe die tapferſten Griechen; nämlich den Herkul, den Kaſtor, und Pollux, den Orpheus, den Linx, den Thyhis, u. ſ. w. Er ließ zu Argos ein Schiff bauen, welches ſie nach Colchis überbringen ſolte: von dieſem Schiffe bekam die ganze Reiſegeſellſchaft den Nahmen der Argonauten. Jaſon ſezzte ſich als er in Colchis ausſtieg, bei der Medea, Tochter des Königes Aeta in Gunſt: da dieſes eine groſſe Zauberin war, ſo ſchläferte ſie durch ihre Zaubermittel den Drachen ein, und erleichterte alſo dem Jaſon das Mittel, dieſes Vließ zu rauben. Zur Belohnung für dieſen Dienſt beredete ſie ihn daß er ſich mit ihr vermählen, und die Flucht nach Theſſalien nehmen mußte.

mußte. Aus Furcht es mögte sie ihr Vater, der ihr nachsezzte, einholen, zerstükkte sie den Körper ihres Bruders Absyrthus, und streuete seine Glieder auf dem Weg. Als sie in dem Hause Jasons angelangt war, so verjüngte sie dessen Vater mit Beihülfe ihrer Kunst: und versprach den Töchtern des Pelias, ihren Vater die Jugend wieder zu schenken, woferne sie sich entschliessen könnten, denselben zu erwürgen; da aber die Sache geschehen war, so hielte sie ihr Wort nicht, und lachte die Betrogenen aus. In der Folge wurde Medea über die Liebe eifersüchtig, welche Jason zu der Kreusa, Tochter des Kreon, Königes von Korinth trug, sie schikkte ihm ein Kleid, welches mit Zauberperlen besezzt war; diese verwandelten sich in ein heftiges Feuer, und verzehrten die Kreusa, und den Kreon in einen Augenblikk. Nachdem sie dem Jason seine Untreue vorgeworfen, so brachte sie in seiner Gegenwart die beiden Kinder um, welche sie vom Jason hatte, und floh auf einen Wagen davon, den Drachen zogen. Hierauf ging sie nach Athen, wo sie sich mit dem Könige Aegeus vermählte; und da sie einen Sohn von ihm hatte, so versuchte sie den Theseus, Sohn des Aegeus mit Gift umzubringen, als man aber ihr Verbrechen entdekkte, so flohe sie nach Medien.

Kadmus, war der Sohn des Agenor, Königes von Phönicien, und ein Bruder der Europa. Jupiter den die Schönheit dieser Prinzeßin rührte, verwandelte sich in einen Stier, entführte sie, und schwamm mit ihr nach Kreta. Agenor, den der Verlust seiner Tochter in Verzweiflung sezzte, beredete seinen Sohn Kadmus, sie an allen Enden der Erde aufzusuchen. Dieser durchstrich die Länder vergebens, befragte sich bei dem Orakel, und deses rieth ihm, an demjenigen Orte eine Stadt zu bauen, wohin ihn ein Ochse, den er begegnen würde, führen würde. Unterdessen wurden alle seine Gefehrten

von

von einem Drachen verſchlungen: und da er ſie zu ſuchen ausging, ſo fand er dieſes Ungeheuer, griff daſſelbe an, und tödtete es: auf Befehl der Minerva riß er ihm die Zähne aus, und ſäete ſie in die Erde: in dem Augenblikke wuchſen bewaffnete Männer herauf, welche ſich einander umbrachten, und nur fünf blieben davon übrig, welche dem Kadmus zur Begleitung dienten, und ihm die Stadt Theben erbauen halfen; hier regierte er viele Jahre lang, und er hatte in den folgenden Zeiten viel Ungemach auszuſtehen. Semele ſeine Tochter, und Mutter des Bachus, wurde vom Blizze erſchlagen: Jno ſeine zweite Tochter flohe vor ihrem Gemahl Athamas, der raſend wurde, und ſtürzte ſich ins Meer. Kadmus ſelbſt, wurde vom Amphion aus Theben vertrieben. Ermüdet von ſo vielen Unglükksfällen, wurde er mit ſeiner Gemahlin in Schlangen verwandelt. Die Fabel ſagt, daß Amphion die Mauern von Theben bei der Muſik ſeiner Leier erbauet habe.

Oedipus, war ein Sohn des Lajus, Königes von Theben, und machte ſich durch ſein unglükkliches Schikkſal berühmt. Da Lajus durch das Orakel vernommen hatte, daß er durch die Hand ſeines Sohnes umkommen würde, ſo befahl er ſeiner Gemahlin Jokaſte das Kind umzubringen, ſobald es das Tageslicht erblikkt haben würde. Jokaſte, welche ſich zu dieſer Grauſamkeit nicht entſchlieſſen konnte, trug einen Soldaten auf, daſſelbe wegzuſezzen. Der Soldat begnügte ſich, dieſes Kind mitten in einer Wüſtenei mit den Füſſen an einen Baum zu hängen. Phorbas ein Schäfer des Polybus Königes von Korinth, führte ſeine Heerde an dieſen Ort, fand das Kind, und nahm es mit ſich. Die Königin von Korinth, welche keine Kinder hatte; adoptirte es, erzog es, und gab ihm den Nahmen Oedipus, weil er an ſeinen Füſſen einen Geſchwulſt hatte: als er das Orakel wegen ſeines rechten Vaters befragte, ſo ging er nach

Phocis,

Phocis, begegnete dem Lajus in einem engen Passe, und als sie wegen des Ausweichens in Streit geriethen, so entleibte er denselben, ohne ihn zu kennen. Um diese Zeit hielte sich in Theben, der Sphinx (Ungeheuer) auf, welches einen Weiberkopf, den Leib vom Hunde, und die Flügel, und den Schwanz eines Drachen hatte. Es gab den Reisenden ein Räthsel auf, und es verschlang sie, wenn sie die Auflösung desselben nicht wußten. Um diese Landplage aus dem Wege zu räumen, machte man auf Befehl der Königin, und durch ganz Griechenland bekannt, daß derjenige, der dieses Räthsel auflösen würde, die Krone, und Gemahlin des Lajus bekommen solte; das Räthsel, die Aufgabe des Ungeheuers, war, den Nahmen desjenigen Thiers ausfündig zu machen, welches des Morgens auf vier Füssen, des Mittags auf zwei, und des Abends auf drei Füssen ginge. Oedipus schmeichelte sich mit der Hoffnung, eine so hohe Prämie davon zu tragen, und fand sich ein das Räthsel zu beantworten. Er sagte: dieses sei der Mensch; der in seiner Kindheit auf Händen, und Füssen geht; er tritt am Mittage seines Alters auf zwei Füsse, und stüzzt sich am Abend seiner Tage auf einen Stokk. Aus Verzweiflung stürzte sich dieser Sphinx ins Meer. Oedipus bestieg den Thron, und erhielt die Hand der Jokaste. Sogleich brach eine Pest über Beotien aus; und das Orakel, welches man darüber zu Rathe zog, that den Ausspruch, daß diese Pest nur mit der Landesverweisung des Königsmörders aufhören würde. Endlich entdekkte man das Geheimniß, und da Oedipus sahe daß er sich mit seiner eigenen Mutter vermählt hatte, so verabscheute er sich selbst; er riß sich die Augen aus, begab sich in ein freiwilliges Elend, und ließ das Reich in den Händen des Eteokles, und Polinices, seiner beiden Söhne, welche er von der Jokaste hatte. Jokaste erhing sich in der Wuth ihrer Schmerzen.

Eteo-

Eteokles, und Polinices. Diese beiden Prinzen, welche ihr väterliches Reich zu schwächen glaubten, wenn sie es unter sich theilten, entschlossen sich jeder wechselweise ein Jahr zu regieren: doch Eteokles weigerte sich nach dem Verlaufe des ersten Jahres, womit er als ältester Prinz zu regieren angefangen hatte, die Krone seinem Bruder abzutreten. Polinices zog den König von Argos in seine Partei. Man erklärte sich einander den Krieg: sieben berühmte Helden unternahmen die Belagerung von Theben, sie kamen aber fast alle darinnen um. Endlich wolten beide Prinzen ihren Zank mit den Waffen in der Hand schlichten, und sie tödteten sich einander in der Wuth, welche sie belebte. Die Fabel, sezzet noch der Historie zu, daß da ihr Körper auf einen Scheiterhaufen geleget worden, die Flamme sich von selbst getrennet habe, und dieses gab zu erkennen, daß der Haß dieser beiden Brüder, auch selbst im Tode nicht einmal erloschen sei. Die übrigen Verwandten des Kreon, kamen unglükkseliger Weise ums Leben. Da Antigone die Schwester des Polinices die Asche ihres Bruders sammlen wolte, um dieselbe wieder den Befehl des Kreon zu beerdigen, wurde sie verurtheilet selbst lebendig in die Erde eingegraben zu werden; sie tödtete sich aber selbst, und kam also seinem Befehl zuvor. Hennon der Sohn des Kreon, welcher Hoffnung hatte sie zu heiraten, tödtete sich aus Verzweifelung. Der Tod des Sohnes, zohe den Tod der Mutter nach sich, und Kreon, welcher seine Frau nicht überleben konnte, folgte derselben ins Grab. Der Bericht dieses verschiedenen Unglükkes, gab dem Sophokles Gelegenheit, darüber eins der besten Trauerspiele zu schreiben.

Tantalus, welcher vom Jupiter herstammte, wolte, da er in seinem Hause die Götter bewirtete, ihre Macht auf die Probe stellen; deswegen schnitte er seinen Sohn Pelops in Stükken; und dieses sezzte er den

Göt-

Göttern zu essen vor. Ceres, welche hungeriger als die andern war, aß die Schulter des Pelops auf; nachdem aber die andern Götter das Verbrechen des Tantalus einsahen, so stürzten sie ihn in die Hölle, daselbst war seine Strafe, mitten im Wasser vom Durst geplaget zu werden, und unter einer Menge von Früchten Hunger zu leiden, welche seinen Mund berührten. Sie gaben dem Pelops das Leben wieder; und anstatt der, von der Ceres gegessenen Schulter, gaben sie ihm eine von Elfenbein. Niobe, die Tochter des Tantalus ahmte die Gottlosigkeiten ihres Vaters nach; und da sie die Latona verachtet hatte, sahe sie alle ihre Kinder verderben, welche von dem Apollo, und der Diana mit Pfeilen durchschossen wurden: sie selbst wurde in einen Stein verwandelt. Pelops verließ Phrigien, kam nach Elide, und verlangte die Hypodamia, eine Tochter des Königes Oenomäus zur Gemalin. Dieser König wuste, daß er durch seinen Schwiegersohn ums Leben kommen würde. Er nahm sich deswegen vor, sich mit allen denjenigen, welche seine Tochter zur Heirat verlangen wolten, in einen Wettlauf einzulassen, und er versprach sie demjenigen welcher siegen würde, solten sie aber von ihm überwunden werden, so müssen sie das Leben verlieren. Pelops, nahm diese Bedingung an; da er aber sahe, daß er nur durch List, den Sieg über den König davon tragen könnte, gewann er den Kutscher, und dieser mußte den Nagel ausziehen, welcher die Räder fest hält. Auf diese Art verlohr Oenomäus, indem er aus dem Wagen fiel, und sich den Kopf zerschlug, den Sieg aus den Händen, und zugleich sein Königreich mit. Als Pelops König geworden war, gab er seinen Nahmen dem Peloponees. Seine Kinder waren Atree, und Thiest welche durch ihren Haß bekannt waren. Als Thiest, die Gemalin seines Bruders verführen wolte, so tödtete Atree die Kinder seines Bruders Thiest, um sich an

ihm

ihm zu rächen, und sezzte sie demselben zum Essen vor. Die Dichter sagen, daß die Sonne, um eine so schreckliche That nicht zu beleuchten, zurükk gewichen sei. Allein Thiest, hatte in der Person des Aegist seines unehlichen Kindes, einen Rächer, und dieser tödtete den Atree.

Die Trojanischen Könige.

Dardanus, Sohn des Jupiters, und der Elektra, war ein Schwiegersohn des Teucer, und legte den Grund zu Troja. Seine Nachfolger waren Erichton Tros, Assaracus, Ilus, Laomedon, und Priam, welcher die Hekube zur Gemalin hatte, und dessen berühmteste Kinder, Hector, Deiphobe, Helenus, und Paris waren. Als Hekube mit diesen lezzten schwanger ging, so träumte ihr, wie sie mit einem Feuerbrande niederkäme, welcher die Stadt in die Asche legen würde. Priam ward deswegen unruhig, und lies das Kind, welches sie zur Welt gebracht hatte, wegwerfen: Hekube wachte aber über seine Tage, und er wurde mitten unter den Schäfern erzogen. Nachdem er groß geworden, wurde seine Gestalt so liebenswürdig, und er ließ so große Eigenschaften von sich blikken, daß er von den Göttern zum Schiedsrichter, in dem Gezänke, welches zwischen der Juno, Pallas, und Venus entstanden war, erwählet wurde; auf der Hochzeit der Thetis, und Pelen, zu der alle Götter, mit Ausnahme der Discorde (Zankgöttin eingeladen waren, warf diese Göttin, einen goldenen Apfel in ihre Versammlung, mit der Aufschrift: für die Schönste. Paris sprach diesen Apfel der Venus zu; aber er zog sich zu gleicher Zeit den Haß der Pallas, und der Juno zu. In der Folge entführte Paris die Helena, Gemalin des Menelaus, und die Griechen führeten, indem sie den Agamemnon,

und

und Achilles an ihrer Spizze hatten, darüber mit den Trojanern einen zehnjährigen Krieg, und belagerten sogar ihre Stadt.

Während dieser Belagerung, stand Agamemnon auf dem Punkte, seine eigene Tochter Iphigenia zu opfern, um günstigen Wind zu bekommen, und um den Orakelspruch zu erfüllen; doch Diana führete diese Prinzeßin nach Aulide, und ließ an deren Stelle ein Reh opfern. Die Mißhellichkeiten des Agamemnons, und Achilles erhielten die Waffen der Griechen lange Zeit in Unthätigkeit; da aber Patrokles, der liebste Freund des Achilles, durch den Hektor getödtet war, so ergriff Achilles die Waffen von neuem gegen den Hektor, und tödtete ihn. Einige Zeit hernach, ward Achilles selbst durch den Paris getödtet. Die Waffen des Achilles, haben zu vielen großen Gezänken zwischen dem Ajax, und Ulisses Anlaß gegeben. Sie wurden aber diesem lezztern, von der Versammlung der Griechen feierlich zuerkannt, und Ajax tödtete sich aus Verzweifelung.

Unterdessen konnten die Griechen die Stadt Troja nicht mit Gewalt erobern, deswegen nahmen sie ihre Zuflucht zu der Kunst. Sie baueten ein entsezzliches großes Pferd von Holz. Sie machten kund, daß dieses ein Geschenk an die Minerva sein solte, welche sie, wie sie sagten, durch die Entwendung des Minervenbildes (Palladium) beleidigt hatten (dieses war ein Bild der Minerva, von dessen Erhaltung das Schikksal von Troja abhing). Hernach zogen sie sich nach Tenedos zurükk. Die Trojaner gedachten dieses hölzerne Pferd, in ihrer Stadt zu bringen, und rissen deswegen einen Theil ihre Mauren nieder. In der folgenden Nacht aber kamen die Griechen wieder zurükk, drangen leicht in die Stadt ein, plünderten sie, und legten Feuer an. Der König Priam, wurde durch den Pirrhus, den Sohn des Achilles getödtet: Polixene, seine Tochter, hatte daß-

ſelbe Schikkſal. Andromache die Wittwe des Hektors, wurde von eben demſelben Pyrrhus gefangen genommen.

Paris, ward durch den Philoktetus getödtet: Ulisſes warf den jungen Aſtianax, den Sohn des Hectors von der Höhe eines Thurmes herunter. Ajax, der Sohn des Oilee, wurde vom Blizze erſchlagen, indem er der Ehre der Caſſandra nachſtellete, welches eine Tochter des Priams war, und welche zu dem Fuße der Bildſäule der Minerva (Pallas) geflüchtet war.

Die griechiſche Armee verlohr gröſtentheils ihre Flotte, als ſie von der Belagerung zurükk kam, indem ſie an den Klippen des Vorgebirges Capharene ſcheiterte.

Oreſtes. Nachdem Agamemnon wieder nach Hauſe gekommen war, ſo wurde er durch den Egiſthus, und vermittelſt der Klytemneſtra, der Gemalin des Agamemnons getödtet, welche Egiſthus verführet hatte. Oreſt hatte den Todt ſeines Vaters, durch den Meuchelmord ſeiner Mutter: aber er wurde von ſeinen Gewiſſensbiſſen geplaget; denn er glaubte ſie ohne Unterlaß vor ſeinen Augen zu ſehen, und ſie ſchien ihm Fakkeln, und Schlangen vorzuhalten. Um ſich von dieſer Qual zu befreien, that er eine Reiſe nach der Halbinſel Taurika (Krimm) wohin ihn ſein Freund Pilades begleitete. Man hatte in dieſem Lande die Gewohnheit, daß man ſich der Fremden bemächtigte, um ſie der Diana zu opfern. Nachdem alſo Oreſtes, und Pilades gefangen genommen worden, ſo führete man ſie vor den vornehmſten Opferprieſter Thoas, welcher von ihren Schikkſal gerührt wurde, ſobald er ihre edele, und gute Minen ſahe. Weil er aber, ohne die Geſezze des Landes zu beleidigen, alle beide nicht erhalten konnte, ſo ſagte er, daß er, nachdem er über ſie das Loos gezogen hatte, einen retten wolte. Es erhob ſich demnach unter dieſen beiden Freunden ein edelmüthiger Streit, indem einer für den andern ſterben wolte. Unterdeſſen, fiel das

Loos

Loos auf den Oreſt: aber in dem Augenblikke, da die Prieſterin, welches Iphigenia die Schweſter des Oreſt war, den tödtlichen Streich über ihn führen wolte, ſo erkannte ſie ihren Bruder. Sie warfen ſich alsbald über den Toas, den Oberprieſter der Göttin her; und nachdem ſie ihn getödtet hatten, nahmen ſie alle drei mit dem Dianenbilde die Flucht, welches in der Folge nach Italien gebracht, und in das Gehölze Aricia geſezzet worden. Oreſtes wurde bei ſeiner Zurükkehr, nicht mehr von den Furien geplaget. Er heiratete die Hermione, Tochter ſeines Onkels Menelaus, und vereinigte das Königreich Sparta, mit dem Königreiche Argos, und Mycene.

Da Uliſſes nach der Zerſtörung der Stadt Troja, nach ſeinem Reiche Itaka zurükk kehren wolte, ſo fand er allerhand Gefaren vor ſich, und er mußte eine Menge von Abendtheuren erleben. Er verlohr die meiſten ſeiner Gefärten, unter den Lotophagen, welches ein Amerikaniſches Volk war, an deſſen Küſte ihn der Sturm geworfen hatte; denn ſie aſſen von einer Frucht, welche machte, daß ſie alle Luſt verlohren, ihr Vaterland wieder zu ſehen. Er büſſete noch ſechs andere auf Sicilien ein, und dieſe wurden von dem Cyklopen Poliphem verzehret: doch Uliſſes brachte ihm einen Rauſch bei, und bohrte ihm das eine Auge aus, welches er mitten an der Stirn hatte. Es ſtand ihm der Windegott bei, und dieſer übergab ihm alle ſeine Winde, um ſich derſelben nach Gutbefinden zu bedienen, in einem Schlauche. Doch es entwiſchten ihm dieſe eingeſperrten Winde aus Verſehen, und verurſachten einen heftigen Sturm.

Als er bei der Circe, einer berühmten Zauberin, und Tochter der Sonne angelanget war, ſo ſchüzzte er ſich gegen ihre Bezauberungen, durch ein Kraut, welches Moly hieß, und welches ihm Jupiter gegeben hatte. Circe verwandelte ſeine Reiſegefährten in verſchiedene

Thiere, indem sie ihnen einen Zaubertrank reichte: doch Ulisses zwang sie, denen Verwandelten ihre erste Gestalt wieder zu geben. Die Fabel vermält ihn mit der Circe, und giebt ihm einen Sohn, welchen sie Telegon nannte. Er entgieng den Bezauberungen der Sirenen, welches Seeungeheuer waren, und die Seefahrer durch die Lieblichkeit ihrer Stimmen an sich zogen, so daß selbige den Lauf ihrer Schiffe, der Harmonie wegen veränderten. Er ließ sich zu dem Ende, an den Mastbaume binden, nachdem er sich die Ohren, von seinen Schiffsgefährten hatte verstopfen lassen. Nach einem ausgestandenen andern Schiffbruche, entging er der Gefahr, und rettete sich auf die Insel der Kalipso; diese Nimphe nahm ihn mit vieler Güte auf, sie behielt ihn auf dieser Insel sieben Jahr bei sich: so gar hatte sie ihm die Unsterblichkeit zugedacht, er zog aber den süssen Gedanken, seine Penelope, und sein Vaterland wieder zu sehen, allen Liebkosungen dieser Halbgöttin vor.

Endlich landete er als ein Bauer verkleidet auf Itaka an: und gab sich nur dem Telemach seinen Sohn zu erkennen. Er schaffte alle diejenigen aus dem Schlosse, welche seiner Gemalin nachstellten. Unterdessen kam sein Sohn Telegon, welchen er mit der Circe gezeuget hatte, nach Itaka, weil er vor Begierde brannte, seinen Vater von Person zu kennen, da man ihm aber den Eingang verwehrte, so entstand darüber ein Getümmel; und da Ulisses dasselbe zu stillen herbei eilte, so tödtete ihn sein eigener Sohn, ohne es zu wissen.

Aeneas war ein Sohn des Anchises, und der Venus, er vermählte sich mit der Kreusa, einer von den Prinzeßinnen des Priams. Als er mit Hülfe seiner Mutter, aus dem Brande der Stadt Troja gerettet wurde, so irrete er, von der Rache der Juno verfolget, welche den Untergang des Aeneas beschlossen hatte, sieben Jahr lang auf den Gewässern herum. Als er bei Kartago

anlan

anlandete, gewann er das Herz der Dido: er bekam aber vom Jupiter Befehl, Kartago zu verlassen, und seinen, von dem Schikksale vorgezeichneten Weg zu verfolgen, er gehorchte, und kam endlich nach Italien. Hier überwand er den Turnus König der Rutuler; er vermählte sich mit der Lavinia einer Prinzeßin des Latinus, welche ihm das Reich Latium zubrachte: und auf diese Art, legte er den Grund zu dem Römischen Reiche.

Die Erdbeschreibung (Geographie).

Die Geographie, ist eine Beschreibung der Erdkugel, und diese Wissenschaft lehret uns die Kenntniß von der Oberfläche der Erde, von der Lage der Königreiche, der Städte, Meere, Flüsse, und der Himmelsstriche, worunter ein jedes lieget. Sie handelt auch von der Länge, und Breite der Oerter.

Man nennet Globuskarte, wenn man die Figur der Erde, auf einer Fläche, und Karte vorstellet. Sie bestehet aus zwei aufgerissenen Zirkeln, welche die zwei Halbkugeln der Welt vorstellen. Die eine Halbkugel enthält die alte Welt, d. h. Europa, Asien, Afrika, und die andere die neue Welt d. h. Amerika (Westindien).

Die Erde, von deren Figur, und Umfange wir eben geredet haben, wird in das feste Land, in Inseln (Eiland) in Gewässer, und in Meere eingetheilet. Der Umfang der zur Zeit bekannten Erdtheile, beträgt weniger als die Gewässer.

Das feste Land, begreift viel Länder, welche durch kein Gewässer von einander abgerissen werden.

Wir haben zwei dergleichen feste Länder; das Alte: wozu Europa, Asien, Afrika gehöret; und das Neue enthält Amerika.

Die Inseln, sind viel kleiner, als das feste Land, oder die Vorragung eines Seeberges, und werden von allen Seiten mit Wasser umgeben.

Das Meer überhaupt, oder das Weltmeer (Ocean) iſt diejenige unermeßliche Fläche Waſſer, welches die vier Erdtheile umgiebt. Man theilet es gemeiniglich in das Morgenländiſche, (Orientaliſche) in das Mittägige, (Südliche) in das Abendländiſche, (Occidentaliſche, Weſtliche) und in das Mitternächtige, (Nordliche) Meer ein.

Die beſondern Meere, ſind Theile dieſes allgemeinen Weltmeeres, ſo ſich zwiſchen den Ländern befinden. Die vier, oder funf merkwürdigſten darunter ſind:

Das mittelländiſche Meer. Es fänget ſich bei der Straſſe bei Gibraltar an, wo es ſich auch mit dem Weltmeere vereiniget. Es erſtrekket ſich beinahe über hundert, und zwanzig Meilen in die Länge: es lieget den Europäern gegen Abend, Mittag, und gegen Morgen bis Aſien. Es wird von dem rothen Meer, durch die Erdenge bei Suez, und durch das Meer von Marmora, von der Meerenge der Dardanellen getrennet. Dieſes erſtrekkt ſich weit vor Aſien, und gehet bis an das ſchwarze Meer.

Das baltiſche Meer (Oſtſee) iſt ein großer Meerbuſen des Weltmeeres zwiſchen Deutſchland, und Schweden. Gegen Mittag gränzet Dännemark an daſſelbe, gegen Abend Schweden, und gegen Mitternacht Lapland. Es vereiniget ſich mit dem däniſchen Meer, durch den Sund. Dieſe Straſſe, hänget das Deutſchemeer (Nordſee) an das baltiſche (Oſtſee) und hat ſechſehn Meilen Länge, und eine Meile Breite.

Das rothe Meer iſt ein Meerbuſen, welcher zwiſchen Afrika, und Arabien lieget.

Das ſchwarze Meer. Es lieget zwiſchen Europa, und Aſien: dieſes nannten die Alten Pontus Euxinus. Es hatte dreihundert, und ſieben, und ſechzig Meilen, von Abend gegen Morgen.

Das Kaſpiſche Meer. Es iſt dieſes ein großer Aſiatiſcher See, der mehr als zweihundert Meilen lang iſt,

ist, und zwischen Rußland, und Persien, der Tartarei gegen Süden (Mittag) lieget. Es hat keine Vereinigung mit einem andern Meere, und läuft auch nicht ab.

Man giebt auch noch einigen Theilen des Oceans, und mittelländischen Meeres besondere Nahmen, und diese Meere bekommen ihre Benenung, von den Ländern, an welche sie anspülen, als zum Exempel das **Deutsche Meer**, das **Engelländische Meer**, das **Adriatische Meer** u. s. w.

Bosphorus Thrazicus ist ein Theil des Mittelländischen Meeres, welches man die Strasse bei Konstantinopel, oder auch den Kanal des Schwarzen Meeres nennt. Er hat nur eine Meile Breite, aber zwanzig Meilen Länge.

Eine Halbinsel ist ein Umfang von Land, welches fast rings herum, ausgenommen an einer Seite, mit Wasser umgeben ist.

Eine Erdenge, ist ein Erdstrich, welcher mit Wasser umgeben ist, aber eine Halbinsel an ein festes Land anhänget.

Ein Meerbusen ist ein Theil des Meeres, welcher tief in das Land herein gehet.

Die Strassen (Meerengen) sind Theile des Meeres, welche zwischen zwei Ländern hindurch gehen.

Eine Rheede ist ein Ort längst einer Küste, wo die Schiffe vor dem Ungestüme des Windes, in einem kleinen Golf (Aushölung, Hafen) liegen.

Die Seen, sind grosse Flächen von stillstehendem, und süssen Wasser, die aber niemals austrokknen, und mit dem Meer durch unterirdische Kanäle Gemeinschaft haben.

Die geographische Maaße.

Der Grad eines grossen Zirkels auf der Erde, beträgt fünf, und zwanzig französische Meilen, jede zu tausend, siebenhundert, neun und dreizig geometrischen Schritten gerechnet; oder zwanzig Seemeilen, welche zwei tausend, achthundert, drei, und funfzig Klafter (Toisen) machen. Der geometrische Schritt, hat fünf Königesschu (Fuß). Eine spanische Meile, hat drei tausend vierhundert, acht, und zwanzig geometrische Schritte: die schwedische, und dänische fünftausend. Eine deutsche Meile, hat viertausend geometrische Schritte: eine polnische dreitausend: die ungarische sechstausend: die italiänische tausend: die engelländische tausend zweihundert und funfzig: und die holländische dreitausend fünfhundert geometrische Schritte.

Die Weite von einem Orte zum andern zu messen, muß man die beiden Spizzen eines Zirkels auf die Oerter, von welchen man die Weite wissen will, sezzen, und diesen geöffneten Zirkel, auf den Aequator, oder ersten Meridian tragen: so wird man eine Anzal Grade bekommen, und diese braucht man nur zu Meilen zu verwandeln, um die gesuchte Weite zu finden. Die Maaßstäbe, welche man auf den Karten siehet, deuten eine gewisse Anzal Meilen an.

Die mathematische Abtheilung der Erde.

Die Erde ist kugelrund; denn die südlichen Sterne erheben sich am Horizonte, wenn man von Norden reiset; und umgekehret, die Morgenländer sehen die Sonne, und Sterne eher aufgehen, als die Abendländer. Seit 1736 weiß man, daß die Erde an den beiden Polen eingedrükkt, und am Aequator dikker ist.

Erstens, der **Aequator** (Mittagslinie, Linie) ist von jedem Pole neunzig Grade entfernet, der gröste von allen Zirkeln, weil hier die Erde am dikksten ist; und wird in zwei Punkten durchschnitten.

Zweitens, von der **Ekliptik**; dieses ist die Sonnenbahn am Himmel, und bestehet aus den zwölf himmlischen Zeichen, (Thierkreis).

Drittens, die zwei **Wendezirkel** (Tropici) der Wendezirkel des Krebses ist $23\frac{1}{2}$ Grad vom Aequator gegen Norden entlegen, und der Wendezirkel des Steinbokkes eben so viel von Süden ab.

Viertens, der Nordpolarzirkel ist $23\frac{1}{2}$ Grad vom Nordpol; und der Südpolarzirkel eben so viel vom Südpol.

Fünftens, der Meridian (Mittagskreis) gehet durch beide Pole, und durch eine Stadt, zum Exempel, Berlin, wenn daselbst Mittag ist.

Sechstens, die Länge eines Orts ist die Distanz seines Meridians, vom ersten Meridian durch die Kanarische Insel **Ferro**, oder **Teneriffa**. Man zählet von diesen an, die Grade auf dem Aequator ab.

Siebentens, die Breite des Orts, gehet vom Aequator hinnauf oder herab, und ist mit der Polhöhe einerlei. Die Polhöhe von Berlin ist 52 Grad, 31 Minuten, 30 Sekunden.

Achtens, die fünf Zonen (Erdgürtel) sind, der heisse, zwei gemäßigte, und zwei kalte.

Neuntens, jeder Aequatorsgrad, macht funfzehn geographische, oder deutsche Meilen; in allem also fünftausend, vierhundert Meilen. Eine solche Meile macht tausend neun hundert, und neun, und sechzig rheinländische Ruthen; und ein Aequatorsgrad macht fünf, und zwanzig französische Meilen.

Unter den höchsten Gebirgen, sind die Cordilleras in Südamerika, und besonders der dazugehörige chimboraſſo,

der neunzehntausend, neunhundert, und fünf, und achtzig Rheinländische Schuh, über der Wasserfläche hoch ist.

Man stellet sich vor den meisten Landcharten, mit dem Gesichte gegen Norden, und so ist die linke Hand der Karte Abend, die rechte Morgen, der Rükken Süden. Von der Erdkugel macht das feste Land noch nicht den dritten Theil von der Oberfläche der Erde aus. Der Nuzzen der Berge ist, daß sie die Erde als Contraste der Ebenen zieren, schöne Aussichten, Meßpunkte abgeben, Schäzze die das simbolische Zeichen von der menschlichen Macht vorstellen, enthalten, und Steine, Salze, und tausenderlei Fossilien liefern; sie sind die Schnee und Regenbehälter, und von ihnen nehmen alle Flüsse ihren Ursprung; die Weinberge, die Höhen zu den Windmülen u. s. w. zeugen noch von besondern Nuzzen. Vielleicht aber ist der gröste Nuzzen der Berge, daß unter ihnen einige bestimmt sind, ganze Welttheile für ihrem Untergange zu schüzzen; sie stellen die Schorsteine der unterirrdischen Welt vor, und führen die Dämpfe des Mineralreiches ab, und theilen dem Pflanzen, und Thierreiche Stoffe des Lebens, eine neue Schwefelsäure mit. Die vier Feuerberge in Europa sind, der **Oesuv** in Neapel, der **Aetna** in Sicilien, der **Hekla**, und **Krabla** in Island. Alle, liegen auf Inseln und nicht weit vom Meere, und bewachen die Länder wieder die schrekklichen Erdbeben. Ihre Zwischentiefen sind die fruchtbare Thäler. Unbebaute, unbewohnte Striche Landes, heissen **Wüsteneien**, oder in Nordasien **Steppen**. Man rechnet auf dem ganzen Erdboden auf einmal Tausend Millionen Menschen, welche leben; deren sind in Europa etwa hundert Millionen; es könnten aber 3000 Millionen in der Welt Plazz finden; wenn nicht der Krieg, die Pest, der Soldatenstand der für die protestantische Länder, das ist, was die Klöster für katolische sind, seitdem die Fürsten ihre stehende Kriegsheere vergrössern müssen,

die

die grossen Städte, welche wegen der Theurung der Lebensmittel, wie die Sektenverfolgungen, der Bevölkerung eines Staates im Wege stünden.

Die Todtenregister der Dioecesen (Kirchsprengel) sind das Mittel, die Menge des Volkes in einem Staate zu wissen. Man rechnet in einer grossen Stadt auf 24 Lebendige, Einen Todten; in kleinen Städten, Einen Todten auf 30 Lebendige; auf dem Lande aber Einen Todten auf 40 bis 50 Einwoner. In grossen Städten stirbt von 24 Menschen jährlich Einer, in kleinen von 30 auf dem Dorfe von 40 bis 50, Einer. Jede Menschengeneration (Zeugung) ist auf 33 Jahre eingeschränkt; Folglich sterben alle 1000 Millonen Menschen, die jezzo in der Welt leben, in 33 Jahren aus, d. i. es stirbt in jeder Sekunde des Tages Ein Mensch, und in jedem Tage 82, 000 Menschen. Alle Verstorbne verhalten sich zu den Gebornen wie 10 zu 12, und folglich werden alle Tage in der Welt 89, 400 Kinder, alle Minuten 70 Kinder, und jede Sekunde mehr, als Ein Kind geboren. Das feste Land unsrer Erdkugel beträgt wenigstens 1587 Billionen Quadratmeilen; die Erde hat 5723 Jahre, von der Schöpfung bis jezzt 1778 gestanden; von Adam an würden also bis jezzt 173, 000 Millionen beisammen leben, wenn keiner gestorben wäre; folglich würde jeder Mensch 9100 Quadratschu zu seinem Antheile bekommen, und reichlich leben können. Das ganze Menschengeschlecht erneuert sich also alle hundert Jahre etwas über dreimal. Einer der ältesten Menschen war ein Engländer Thomas Parre, welcher 152 Jahre, und 9 Monate alt wurde. Die meisten Menschen sterben im Monate März, August, und September; die wenigsten im November, December, und Februar. Die gesundesten Kinder werden im Januar, Februar, und März auf die Welt gebracht; es werden aber 104 Knaben, gegen 100 Mädchens geboren. In England rechnet man auf ein Jahr,

an

an nothdürftigem Unterhalte für einen Menschen 7 Pfund Sterling, d. i. etwa 40 Thaler, in Frankreich 100 Livres, d. i. 33 Thaler; in Deutschland 30 Thaler für einen Bauer, oder armen Stadteinwohner. Im Jahre 1500, kam in Deutschland eine Familie von fünf Personen, jährlich aus mit etwa fünf Thalern, und jezzo mit 400 Thalern; folglich ist der Preis der Dinge etwa in 300 Jahren hoch genug gestiegen.

Die vier Welttheile.

Europa.

Man nimmt Europa zu erst, weil es viel kleiner, als alle drei andere Welttheile ist, und weil es das volkreichste, bebauteste, und aufgeklärteste ist. Es ist in verschiedene Staaten eingetheilet. Dazu rechnet man drei Kaiserthümer, nämlich das deutsche, rußische, und türkische: eilf Königreiche, nämlich Frankreich, Spanien, Portugall, England, Polen, Ungarn, Dännemark, Schweden, Preussen, und die beiden Sicilien; vier Freistaaten (Republiken) nämlich Holland, Venedig, Genua, Schweiz u. s. f. verschiedene kleine souveraine Staaten, voraus Italien bestehet, dergleichen ist der Kirchenstaat, Toskana, Meiland u. s. w.

Frankreich.

Es ist das älteste von allen christlichen Königreichen, und eins von den blühensten der Welt: man leitet seinen Ursprung vom Jahre vierhundert, und zwanzig her. Es grenzet gegen Mitternacht an die Niederlande, gegen Mittag an das mittelländische Meer, und Pirenäische Gebirge, und gegen Abend an das Weltmeer. Es hat in der Länge zwei hundert und vierzig, und zweihundert und fünf, und zwanzig Meilen in die Breite: die Luft ist rein,

rein, gesund, und gemäßigt. Das Land ist fruchtbar, und hat einen Ueberflus an Korn, Hülsenfrüchten, Obst, und Wein: es giebt viele Eisenminen darinn. Seine Lage ist für den Handel vortheilhaft: es treibet einen ansehnlichen Handel mit Wein, Brantewein, Oehl, Getreide, Salz, Leinewand, Tuch, Camlotte, seidenen, und wollenen Zeugen u. s. w. Es ist in drei, und dreizig Gouvernements eingetheilet, welches auch so viele Provinzen begreifet. Hier folgen ihre Nahmen mit den Hauptstädten, und den berühmtesten Städten.

Isle de France: Paris, Saint Denis, Montmorenci. In Brie, Francoise: Brie die Grafschaft Robert, Lagny, Corbeil. In Hurepoix, Dourdan, Arpajon, Montheri, Longjumeau.

Gatinois: Melun, Nemours, Fontainebleau. In Mantois: Mante, Meulan, Poissi, Saint-Germain, Versailles, Dreux, Anet. In Vexin: Pontoise, Magni. In Beauvoisis: Beauvais, Clermont, Crespi, Senlis, Compiegne, Villers-Cotterets, Ferte-Milon, Chantilli. In Soissonnois: Soissons, Laon, Nayon.

Die Picardie: Amiens, Peronne, Saint-Quentin, Calais, Boulogne, Abbeville u. s. w.

Orleans: Orleans, Etampes, Chartres, Blois, Montargis, Briare.

Die Normandie: Rouen, Dieppe, Hawre, Lizieux, Evreux, Seez, Bayeux, Caen, Coutanec, Avranches, Caudebec, Forges u. s. w.

Das französische Flandern: Lille, Dünkerque, Douay, Cambray, Valenciennes, Landreci, Quesnoy, Maubeuge u. s. w.

Artois: Arras, Saint-Omer, Aire, Hesdin u. s. w.

Champagne: Rheims, Sedan, Rocroy, Trojes; Chalons, Langres, Sens.

In Brie Champenoiſe: Meaux, Provins, Chateau-Thierri, Coulomiers.

Lothringen von welchem der König Stanislaus Herzog war, und welches nach ſeinem Tode wieder an Frankreich fiel: Nanci, Luneville, Commerci, Metz, Toul, Verdun u. ſ. w.

Elſas: Strasburg, Landau, Colmar, u. ſ. w.

Bretagne: Rennes, Nantes, Saint-Malo, Treguier, Breſt, Vannes u. ſ. w.

Maine: Mans, Laval, Mayenne, Ferte-Bernard.

Perche: Beleſine, Mortagne.

Anjou: Angers, Saumur, Fleche.

Touraine: Tours, Amboiſe, Loches.

Poitou: Poitiers, Chatelleraut, Luzon, Niort.

Berri: Bourges, Chateauroux, Iſſoudun.

Nivernois: Nevers, La Charite-ſur Loire.

Bourbon: Moulins, Bourbon, Archanbaut, Vichi.

Bourgogne: Dijon, Auxerre, Chalons, Autun, Macon, Beaume, Chatillon-ſür-Seine, Bar-ſür-Seine, Arnay le-Duc. Breſſe: Bourg, Bugey: Bellay. Principaute de Dombes: Trevoux.

Franche Comte: Beſanzon, Dole, Saint-Claude, Salins.

Aunis: Rochelle, Rochefort, Brouage, Marans.

Saintonge: Saintes, Saint-Jean-Angeli.

Angoumois: Angouleme, Cognac, Jarnac.

Marche, Gueret, Bourganeuf.

Limoſin: Limoge, Tulle, Brive, Uzerche.

Auvergne: Saint-Flour, Clermont, Riom, Iſſoire, Brioude. Lyon: Lyon, Condrieux. Le Forez: Monbriſſon, Rouanne, Saint-Etienne, Feurs.

Guienne: Bordeaux, Bläye, Coutras. Bazadois, Bazas, Agenois: Agen.

Perigord: Perigueux, Sarlat. Querci: Cahors, Montauban. Rouergue: Rhodez, Vabres, Milhau.

Gaſ-

Gaſcogne: Dax, und acht kleine Länder. Condomois: Condom Nerac. Armagnac: Auche, Leitoure. Chaloſſe: Aire. Labourdan, oder Pays des Basques: Bayonne, Saint-Jean-de Luz, Andaye. Bigorre: Tarbes, und zwei Oerter, welche durch ihre Bäder berühmt ſind; nämlich Bagneres, und Barege. Comminges: Saint Bertrand, Lombez, Conſerans: und Saint-Lizer.

Bearn: Pau, Leſcar, Oleron.

Nieder Navarra: Saint-Jean, Pied-de-Port.

Die Grafſchaft Foix: Foix, Pamiers.

Rouſſillon: Perpignan, Collioure, Mont-Louis.

Languedoc: Toulouſe, Montpellier, Narbonne, Nimes, Beaucaire, Uſez, Alais, Alby, Carcaſſonne, Beziers, Agde, Pezenas, Lunel, Pont-Saint-Eſprit, Lavaur, Caſtres, Saint Parpoul, Rieux, Mirepoix, Saint-Pons, Lodeve, Ale u. ſ. w. Cevennes: Mende, Viviers, Puy, Tournon.

Dauphinee: Grenoble, Gap: Embrun, Vienne, Valencei, Die, Montelimart.

Provence: Aix, Marſeille, Arles, Apt, Siſteron, Digne, Riez, Senez, Glandeves, Entrevaux, Taraſcon, Brignole, Saint-Maximin, Toulon, Frejus, Graſſe, Venze, Antibes.

Comtat Venaiſſin, und das Fürſtenthum von Orange. Avignon, Cavaillon, Carpentras, Vaiſon, Orange.

Frankreich beſizzet verſchiedene Provinzen, welche man die eroberten Länder, nennen kann; nämlich in den Niederlanden, einen Theil von Flandern, von Hennegau, und Luxemburg; in Deutſchland den Elſas, die Franche-Comte, Chambreſis, das Fürſtenthum von Sedan; in Spanien einen Theil von Rouſſillon, und Catalonien; in Italien Monaco; in Amerika, Neufrankreich, Martinique u. ſ. w. und verſchiedene Länder

in

in Ostindien; einige Festungen auf der Küste Guinea, Coromandel, und Madagaskar.

Die vier vornehmsten Flüsse in Frankreich, welche man den Nahmen Flüsse giebet, sind, erstens die Seine, welche ihren Ursprung in Bourgogne nimmt, durch Paris gehet, und sich in das Weltmeer, gerade über Havre-de Grace ergiesset.

Zweitens die Loire, sie nimmt ihren Ursprung in den Sevennen, sie gehet durch Nevers, Orleans, Blois, Tours, Saumur, Nantes, und stürzt sich sechs Meilen von da in das Weltmeer.

Dritens, die Garonne, welche ihren Ursprung auf den Pirenäen nimmt, durch Toulouse, und Bordeaux läuft; sich hernach mit der Dordone vereiniget: den Nahmen Gironde annimmt, und sich in das Meer ergiesset.

Viertens, die Rhone, deren Ursprung auf den S. Gotthardsberge in der Schweiz ist, sie läuft durch den Genfersee, Lyon, Vienne, und Valence; Avignon, und Arles, und ergiesset sich in das mittelländische Meer.

Die andern Flüsse von Frankreich sind, die Marne, Oise, der Cher, die Vienne, die Mayenne, die Sarte, der Loir, der Lot, die Saone, Isere, und die Durance.

Die Krone von Frankreich ist den Gesezzen des Staates nach, nur auf die männlichen Kinder erblich.

Die französische Nation bestehet aus drei Ständen; aus der Geistlichkeit, dem Adel, und dem Bürgerstande. Es giebt Provinzen, in welchen man Versammlungen davon hält, und diese nennt man Pays d'Etat. Dergleichen ist die von Languedoc, Bretagne, Burgogne, u. s. w. Die Katolische Religion, ist jederzeit in Frankreich die Staatsreligion seit der Bekehrung des Clovis gewesen.

Es giebt in Frankreich achtzehn Erzbisthümer, und hundert und zwölf Bisthümer, welche alle vom Könige besezzet werden.

Die

Die Gerichtsstühle, und Gerichtsbarkeiten sind:

Erstens, der königliche Rath, oder der Staatsrath, er ist in fünf Räthe eingetheilet, erstens der eigentlich so genannte Staatsrath welcher auch der höchste Staatsrath heißt, zweitens, der Depeschenrath, drittens, der königliche Finanzrath, viertens, der königliche Commercienrath; fünftens, der Geheimerath, oder Partheienrath, welchen der Herr Kanzler dirigiret.

Zweitens, die zwölf Parlemente, welches unumschränkte Gesellschaften sind, die der König angeleget hat, um die Rechtsfälle der Privatsachen, als die lezzte Instanz zu entscheiden, und den Ausspruch über das Untergericht zu thun, und dieses gilt sowohl von bürgerlichen, als peinlichen Sachen. Diese Parlemente sind zu Paris, Toulouse, Grenoble, Bordeaux, Dijon, Rouen, Aix, Rennes, Pau, Metz, Douai, und Besanzon angelegt.

Drittens, zwölf Rechenkammern, welche angeleget sind, um die Rechnungen des Königlichen Schazzes, von allen Einkünften der Krone, und von allen Provinzrechnungen zu berichtigen und ein jedes hat seine besondere. Diese Kammern sind zu Paris, Dijon, Nevers, Rouen, Grenoble, Nantes, Aix, Dole, Blois, Montpellier, Pau, und Metz.

Viertens, zwölf Steuerkollegia, nämlich zu Paris, Dijon, Grenoble, Montpellier, Aix, Montauban, Pau, Bordeaux, Clermont, Rennes, Rouen, Metz. Von diesen zwölfen sind aber acht entweder zu den Parlementern, oder zu den Rechenkammern geschlagen Diese Versammlungen sprechen über alle Streitigkeiten, welche die königlichen Gefälle betreffen, als die Auflagen, Salzzölle, Steuer, und andere königliche Rechte.

Fünftens, vier Oberräthe; nämlich der hohe Rath, der Oberrath von Roussillon, Elsas, und Artois.

Auser diesen Gerichtsbarkeiten, giebt es auch noch Beisizzer des Landgerichtes, Landvogteien, Obergerichts-

stuben, die an dem Orte, wo sie errichtet sind, Eine Versammlung ausmachen.

Die Finanzgerichtsstuben, deren Bedienten Schazzmeister von Frankreich sind. Man nennet den Umfang ihrer Gerichtsbarkeit, Generalität; und diese Generalität, ist zu gleicher Zeit das Departement der Provinz Intendenten. Es giebt ihrer sechs, und zwanzig in Frankreich, von welchen zwanzig in Steuerkollegia vertheilet, (Election) und die sechs andern nicht vertheilet sind, und dieses sind die von den Landständen.

Diese Gerichtsstuben sind, um die Pfennigesteuer beizutreiben, und den Zustand der Finanzen zu untersuchen, angeleget. Die Steuerkommißionen bestehen aus einer gewissen Anzal Kirchsprengel: dieses sind die Gerichtshöfe, die Steuerstreitigkeiten zu entscheiden.

Es giebt auch noch Münzhöfe, und Münzhäuser, welche über die Unterschleife, welche in Münzsachen vorfallen, und über die Gold, und Silberarbeiten erkennen. Ihrer sind zwei, zu Paris, und Lyon. Von dieser ersten Instanz appelliret man weiter an die dreißig Kammern, oder Münzhöfe, welche in verschiedenen königlichen Städten angeleget sind, um darin Species zu prägen. Der jezzige König von Frankreich heist, Ludewig der sechzehnte, und regieret seit 1774. Der Kronprinz wird Dauphin genannt.

Spanien.

Dieses Königreich grenzt an das Weltmeer, an Portugall, nnd an das pirenäische Gebirge an: es ist ohngefähr zweihundert, und vierzig Meilen lang, und zwei hundert Meilen breit. Dieser monarchische Staat schliesset nicht die weibliche Linie aus. Der jezzige König heißt Karl der Dritte, und führt wie alle Könige von Spanien, den Titel: seine katholische Majestät. Das

Erd-

Erdreich ist steinig, und sandig, der Wein, die Früchte, und das Wildpret aber, gerathen in dem Lande vortreflich: man ziehet schöne Pferde, und feine Seide, so wie man gute Eisenminern antrift. Die katolische Religion, wird nur allein geduldet: und durch die Inquisition befestigt. Madrit ist die Hauptstadt des Landes.

Man theilet Spanien in dreizehn Provinzen ein, von welchen verschiedene den Titul der Königreiche führen. Die vier ersten Provinzen liegen am grossen Weltmeere, die vier andern am mittelländischen Meere, und die übrigen fünfe, mitten im Reiche. Hier folgen ihre Nahmen, und die vornehmsten Städte darinnen.

Die Städte in Biskaya sind: Bilbao, Sanct Sebastian, und Fontarabien.

In Asturien Oviedo, und Santillane.

In Gallicien Kompostella, Lugo, und Korogna.

In Andalusien, Sevilla, Kadix, Gibraltar, und Kordua. Diese vier Provinzen liegen am Weltmeere.

Im Königreiche Granada, Granada, und Mallaga.

Im Königreiche Murcia, Murcia, und Karthagena.

Im Königreiche Valencia, Valencia, und Alikante.

In Katalonien, Barcellona, Tarragon, Lerida, Girone, und Roses. Diese vier Königreiche, oder Provinzen liegen am mittelländischen Meere.

In Arragonien, Sarragosse, und Tarrakone.

In Navarra Pampelone, und Estella.

In Alt Kastilien, Burgos, Valladolid, Segovien, deren Wolle sehr berühmt ist, und Siguenza.

In Neu Kastilien, Madrid, Toledo, Merida, das Eskurial, dieses ist ein berühmtes Lustschloß, worauf sich die Königliche Familie aufhält.

Im Königreiche Leon, Astorga, und Salamanka. Diese fünf Provinzen liegen mitten im Königreiche, oder

um die Mitte herum. Die vornehmsten Flüsse in Spanien sind: der Tagus, der Douro, die Guadiana, der Ebro, und der Guadalquivir.

Die spanischen Inseln sind, Majorka, und Minorka. Diese lezzte besizzen jezzt die Engländer, nebst ihrem Hafen Port Mahon.

Der König von Spanien besizzt den besten Theil von Amerika, und zieht unermeßliche Reichthümer daraus. Nämlich Mexiko, Kalifornien, das veste Land, Quito, Peru, Chili, Turkommannien, Patagon, Paraqai, die halbe Insel Domingo, und einige Inseln unter dem Winde. In Afrika Ceuta, und Oran. Die Kanarischen Inseln. In Ostindien die Marianen, und Philippinischen Inseln. Die feste Häfen der Spanier sind, Vera Crux, Aquapulko, Panama, Portobello, Karthagena, Buenos ayres, die Havanna, und Kadix, wo die Silberflotte einläuft.

Die Pirenäen scheiden Spanien von Frankreich. Die Schaafzucht ist vortreflich. Man rechnet nach Maravedis. Der Kronprinz, wird Prinz von Asturien genannt, und die übrigen königlichen Kinder, Infanten, und Infantinnen. Man rechnet nur zehn Millionen Menschen im Lande, wegen der vielen Klöster, wegen Vertreibung der Juden, und wegen der vielen amerikanischen Pflanzstädte. Die Macht Spaniens liegt seit den unnöthigen Kriegen Philipps des Zweiten in ihrer Entkräftung.

Die spanische Sprache ist eine Mundart der lateinischen, und mit fremden Wörtern vermischt. Die Spanier sind ernsthaft, mäßig, herzhaft, verschwiegen, und im Unglükke standhaft: man beschuldigt sie aber, daß sie von Natur stolz wären.

In Spanien sind acht Erzbisthümer, und ohngefähr vierzig Bisthümer.

Por-

Portugall.

Dieses Reich ist eines von den kleinsten in Europa: es scheint nur eine einzige spanische Provinz zu sein: gegen Abend, und Mittag grenzt es an das Weltmeer (Atlantische Meer): und gegen Morgen, und Mitternacht an Spanien. Es ist ohngefähr hundert, und fünf, und zwanzig Meilen lang, und sechzig breit. Die Beschaffenheit des Erdreichs ist, wie die in Spanien: es bringt Wein, Oliven, Pommeranzen, Apfelsinen, und Zitronen. Man trift darinnen Zinn, Eisen, Blei, und sogar Gold- und Silberminen an. Die Krone fällt auch auf die natürliche Prinzen, im Fall daß keine rechtmäßige vorhanden wären, so wie auf die Infantinnen.

Die Provinzen sind: Estremadura, Beira, Entre Minhoe Douro, Trazosmontes, Alentejo, und das Königreich Algarve.

Die katolische Religion ist die einzige herrschende, und man duldet keine andere. Das Land hat ebenfalls seine Inquisition, (Kezzergericht). Die vornehmsten Städte im nordlichen Theile sind, Lisboa die Hauptstadt, welche 1755 vom Erdbeben verwüstet worden, Porto, Braga, Braganza, das Stammhaus der heutigen königlichen Linie; im südlichen Theile Setubal, Sanct Hubes, und Evora, und im kleinen Königreiche Algarve, Tavira, und Faro.

Die vornehmsten Flüsse sind, der Tejo, der Douro, und die Guadiana. Die portugiesische Besizzungen sind: in Amerika, Brasilien, Guiana, und ein Theil von Paragai. In Ostindien Goa Makao, nebst den Azorischen Inseln, sonderlich die Insel Piko mit dem höchsten Berge Piko, so zwei Meilen hoch ist, Madeira, und die zehn Inseln des grünen Vorgebirges.

Man rechnet für Portugall zwei Millionen Einwohner. Die Geldsummen werden nach Rees gerech-

net, und vier, und zwanzig Rees machen einen guten Groschen. Die jezzige Königinn ist: Maria, Franziska, Isabella. Der Kronprinz heißt Prinz von Brasilien. Die Könige führen den Titel: seine Allergetreuste Majestät.

Italien.

Es stellet eine Halbinsel zwischen den Alpen, und dem Mittelländischen Meere, oder die Figur eines Stiefels vor. Es ist unter viele unabhängige Fürsten vertheilt, darunter die vornehmsten der Pabst, der König von Neapel, und Sicilien (beider Sicilien), der Herzog von Meiland, der Freistaat Venedig, Genua, und Lukka: der Herzog von Savoien (König von Sardinien), und der Großherzog von Toskana, (Florenz) ist. Man theilet Italien, in das nordliche, und südliche.

Im nordlichen Theile liegt:

Erstens, das Herzogthum Piemont. Dieses gehöret dem Herzoge von Savoien, und Könige von Sardinien, Victor Amadeus. Die Städte darinnen sind, Turin die Hauptstadt, Suse, Ivrea, Oneille, Aoste, Versei, Verve, Saluzzo, Nizza, Kasale, und Alba im, Herzogthum Montferrat. Der Kronprinz von Sardinien, führt den Titul Prinz von Piemont.

Zweitens, der Freistaat Genua. Er hat einen Doge; die Städte sind, Genua, Savona, Finale, und Monako.

Drittens, das Herzogthum Meiland. Der jezzige Statthalter ist, Ferdinand, Karl, Anton, Erzherzog von Oesterreich. Die Städte heissen Meiland, Pavia, Kremona, Lodi, Alexandrien, Novarra, und Tortone.

Viertens, das Herzogthum Parma, und Piacenza. Es hält die Städte Parma, Piacenza, und Guastalle

la in sich. Der jezzige Herzog ist Ferdinand, Maria, Ludewig, Infant von Spanien.

Fünftens, das Herzogthum Modena. Es begreift die Städte Modena, und Reggio. Der jezzige Herzog ist, Franz der dritte.

Sechstens, das Herzogthum Mantua. Es gehört dem Hause Oesterreich. Die Städte sind Mantua, und Gonzaga.

Siebentens, der Freistaat Venedig. Dieser hat den Joseph Lomellino zum Doge. Die Städte sind, Venedig eine von den volkreichsten, und schönsten Städten von Europa; sie liegt auf zwei und siebzig adriatischen Inseln; Bergamus, Brescia, Verona, Vizenz, Padua, Trevisa, und Udine in Friaul. Im südlichen Theile findet man:

Erstlich, das Großherzogthum Toskana (Florenz): dieses gehört dem Erzherzoge Peter, Leopold von Oesterreich. Die Städte heissen, Florenz, Pisa, Livorno, Siena, und der Freistaat Lukka.

Zweitens, der Kirchenstaat, dessen Oberhaupt der jezzige Pabst, Pius der sechste ist. Die Städte sind: Rom, eine von den ältesten, und schönsten Städten in Europa, Ostia, Tivoli, Viterbo, Civita, Vechia, Urbino, Sanct Martin eine kleine Republik, Ravenna, Remini, Ferrara, und Bologna.

Drittens, das KönigreichSicilien, und Neapolis. Der jezzige König ist, Ferdinand, Anton aus dem Hause Spanien.

Die vier Provinzen von Neapel sind:

Erstens Terra di Lavora, und die Städte Neapel, Kapua, Salerno, und Benevento.

Zweitens Abruzzo, mit den Städten Civita di Chieti, und Avila.

Drittens, das Herzogthum Apuglia mit Lucera, Bari, Okranto, und Taranto. Der jezzige Kronprinz

von Sicilien, und Neapolis, führt den Titel, Herzog von Apulien.

Viertens, das Herzogthum Kalabrien mit den Städten Cosenza, und Reggio.

Das Königreich Sicilien ist eine Insel, welche sich von Italien durch die Meerenge bei Messina scheidet: sie hat die Gestalt eines Dreiekks: ist ohngefähr sechs, und sechzig Meilen lang, und fünf, und vierzig breit. Man theilet sie in drei Landschaften, oder Thäler ein.

Erstens, Val di Mazzara. Es enthält Palermo, Montreal, und Mazzara.

Zweitens, Val Demona. Die Städte sind Messina, und Katano.

Drittens, Val di Noto mit Siracusa, Agosta, und Nota.

Die andern Inseln von Italien sind; Sardinien, welche den Titel eines Königreiches hat: sie gehört dem Herzoge von Savoien, und ihre Hauptstadt ist Kagliari.

Die Insel Korsika wird von Sardinien durch eine Meerenge getrennt, und gehörte den Genuesern. Ihre Hauptstadt heißt Bastia.

Die Insel Malta liegt zwischen Afrika, und Sicilien: sie ist sieben Meilen lang, und vier breit. Es ist ein Lehn, welches von Sicilien abhängt. Sie gehört den Rittern des Johanniterordens, sonst Malteserritter genannt. Das Oberhaupt dieses Ordens, welches man Großmeister nennt, hat seine Residenz auf dieser Insel. Die Hauptstadt davon ist Valette. Die vornehmsten Flüsse von Italien sind: der Po, die Adda, die Etsch, und die Tiber. Italien hat vier ansehnliche Seen, nämlich den grossen See, den Chumersee; den Gardsee und den Genfersee.

Die berühmtesten Berge sind der Vesuv, welcher Feuerflammen ausspeiet, und bei der Stadt Neapel liegt:

der

der Berg **Etna**, welcher Feuer, und verkalkte Steine auswirft, und in Sicilien liegt.

Die Italiänische Sprache stammt von der Lateinischen ab, und enthält viele Anmuth, und Feinheit.

Die Italiäner sind kluge Leute, grosse Politiker, sehr höflich, und mäßig: man wirft ihnen aber vor, daß sie sich gar zu sehr zu verstellen wissen, und sehr eifersüchtig sind.

Savoien, ist ein unabhängiges Herzogthum, so zwischen Frankreich, und Italien liegt. Gegen Norden grenzt es an den Genfersee; gegen Morgen an die Alpen, die es von Piemont scheiden; gegen Abend an die Rhone; und gegen Mittag an die Dauphinee, und Piemont. Savoien bestehet aus lauter Bergen, und das Erdreich ist nicht fruchtbar. Man theilet dieses Herzogthum in sechs Theile. Erstens, in das eigentliche **Herzogthum Savoien**. Die Städte sind: Chamberi die Hauptstadt, und Montmelian. Zweitens, in das **Herzogthum Genevais** mit Annecy. Drittens, in das **Herzogthum Chablois** mit Thonon, und Ripaille. Viertens, in die **Freiherrschaft Faußigni** mit la bonne Ville. Fünftens, die **Grafschaft Tarantasia** mit Monstiar. Sechstens, die **Grafschaft Maurienne** mit San Giowanni Moriana.

Das teutsche Reich.

Dieses Reich liegt mitten in Europa: gegen Morgen grenzt es an Ungarn, und Pohlen; gegen Norden an das Baltische Meer; gegen Abend an die Niederlande, Frankreich, und Schweiz; und gegen Mittag an die Alpen, oder Italien an. Vom Baltischen Meere bis an die Alpen, ist es ohngefähr zweihundert vierzig, und vom Rhein bis nach Ungarn, zweihundert Meilen lang. Dieses ist ein von den übrigen ganz verschiedener Staat:

seine Regierung ist aus dem Monarchischen, und Aristokratischen gemischt. Er bestehet aus vielen Prinzen, die in ihren Ländern unumschränkt regieren, und einer vondem andern unabhängig sind; und aus sechzig freien Reichsstädten, welche sich wie eine kleine Republik anzusehen haben. Alle diese verschiedene Staaten sind unter einem einzigen Wahlhaupte vereinigt, welches der Kaiser ist, der aber nur in seinen eigenen Erblanden eine unumschränkte Herrschaft führet. Die Wahl eines Kaisers geschiehet durch neun Kuhrfürsten; von welchen drei geistlich, nämlich die Erzbischöfe von Mainz, Trier, und Kölln, und die sechs andern weltlich sind, nämlich der König von Böhmen, (dieses Kuhrfürstenthum beruhet jezzt in der Person der Kaiserinn Maria, Theresia, Königinn von Ungarn, und Böhmen); der Pfalzgraf am Rhein; der Herzog von Sachsen; der Markgraf von Brandenburg (jezzt König von Preussen), der Herzog von Baiern, und der Herzog von Hannover (jezzt König von England).

Die höchste Gewalt des deutschen Reichs, kömmt auf die allgemeinen Versammlungen an, die man Reichstäge nennt; diese kann der Kaiser nur allein zusammen berufen, und er schikkt daselbst Kommissarien hin, die in seinem Nahmen den Vorsizz haben.

Die Reichstäge bestehen aus drei Kollegien, das erste ist das Kuhrfürstenkollegium; das zweite das Fürstenkollegium, und das dritte das Kollegium der freien, oder Reichsstädte, weil sie einen Theil von dem Staatskörper des Reiches ausmachen. Diese Versammlungen haben das Recht, den Frieden, oder den Krieg zu erklären, Auflagen zu machen, und die Geschäffte des Reichs einzurichten: der Kaiser muß aber seine Einwilligung dazu geben, um den Reichsschlüssen ihr lezztes Gewichte zu geben, und dieses heißt Reichsgutachten. Der jezzige Kaiser heißt Joseph, der Zweite, aus dem Hause Oesterreich.

reich. Die Luft ist in Deutschland gemäßigt; und das Erdreich fruchtbar: der Rheinwein wird hochgeachtet: und es giebt Wälder die mit allerhand Arten von Wildpret angefüllet sind. Die drei vornehmsten Religionen in diesem Reiche sind die katholische, welche in den Staaten des Kaisers, und der geistlichen Kurfürsten die herrschende ist; die lutherische, und die reformirte.

Man theilet Deutschland in neun Kreise, die gleichsam grosse Provinzen sind, und von welchen ein jeder wieder verschiedene Staaten enthält. Hier folgen die Nahmen eines jeden Kreises, und die vornehmsten Städte, welche sie in sich fassen.

Erstens, der Oesterreichische Kreis. Seine Staaten sind das Erzherzogthum Oesterreich; die Herzogthümer Steiermark, Kärnten, Krain; die gefürstete Grafschaft Tirol, und ein Theil von Schwaben. Dieses sind die österreichschen Erbländer. Die Städte sind, Wien, die Hauptstadt von Deutschland, Neustatt, Gräz, Klagenfurt, Laubach, Inspruk, Trident, Kostniz, Freiburg, Breisach, und Rheinsfelden.

Zweitens, der Baiersche Kreis mit der Hauptstadt München, Ingolstatt, Amberg, Sulzbach, Regensburg, Passau, Salzburg, und Donauwert.

Drittens, der Schwäbische Kreis mit den Städten, Stuttgard der Hauptstadt, Würtemberg, Ulm, Heilbrun, Lauffenburg, Nördlingen, und Kostniz.

Viertens, der Fränkische Kreis. Die darinnen befindlichen Städte sind: Nürnberg, Bamberg, Würzburg, und Anspach.

Fünftens, der Oberrheinsche Kreis mit Speier, Philippsburg, Worms, Frankfurt am Main, und Kassel.

Sechstens, der Niederrheinsche Kreis, mit Heidelberg, Mannheim, Mainz, Koblenz, Trier, und Bonn.

Sie-

Siebentens, der Westphälische Kreis mit Osnabrükk, Paderborn, Münster, Kleve, Düsseldorf, Kölln, Jülich, Aachen, und Lüttich.

Achtens, der Niedersächsische Kreis, mit Hildesheim, Magdeburg, Braunschweig, Wolfenbüttel, Hannover, Bremen, Lüneburg, Hamburg, Lübek, Rostokk, und Wismar.

Neuntens, der Obersächsische Kreis. Die Städte sind Dresden die Hauptstadt, Leipzig, Wittemberg, Weimar.

Das Kuhrfürstenthum Brandenburg enthält fünf Provinzen: Erstens, die Neumark mit folgenden Kreisen; der Sternbergische Kreis mit Drossen, das Heermeisterthum zu Sonneburg mit Schiefelbein, Lizen, und Werben. Der Friedbergische Kreis mit der Festung Driesen. Der Drambergische Kreis mit Kalis und Drahem. Der Schiefelbeinsche Kreis, der Arnewaldische Kreis mit Landsberg an der Warte. Der Soldinische Kreis. Der Königsbergische Kreis mit den Städten Beerwalde, Grünberg, und Morin, und der Küstrinische Kreis mit der Festung dieses Nahmens.

Zweitens, die Mittelmark. Ihre Kreise sind: Der Lebusische Kreis mit Müncheberg, Fürstenwalde, Lebus, Frankfurt an der Oder, und Mühlrose. Der Beeskauische Kreis mit Beeskau, und Storkau. Der Oberbarnimsche Kreis mit Wriezen, Strausberg, Freienwalde, Neustadt Eberswalde, und Oderberg. Der Niederbarnimsche Kreis mit Liebenwalde, Joachimsthal, Oranienburg, Bernau, Berlin an der Spree, die Haupt- und Residenzstadt des Königes von Preussen. Sie bestehet aus Berlin, Kölln, Friedrichswerder, Neustadt, Königsstadt, Neuköln, und Spandauervorstadt. Der Teltowische Kreis mit Köpnik, Wusterhausen, Mittenwalde, Zossen, Teupiz, Trebbin, und

und Teltow. Der Zauchische Kreis mit Trebenbrie-zen, Beeliz, Ziegeser, Werder, und Lehnin. Der Havelländische Kreis enthält Spandau eine Festung, Potsdam, Mauen, Brandenburg, Plaue, Prizerbe, Ratenau und Fehrbellin. Der Ruppinische Kreis, mit Lindau, Ruppin, Rheinsberg, Deutschwusterhausen, und Neustadt an der Dosse.

Drittens, die Altmark mit den Städten Arneburg, Tangermünde, Stendal, Gardeleben, Kalbe, Salzwedel, Arendsee, Seehausen, Werben.

Viertens, die Prieguiz. Sie enthält den Perlebergischen, Prizwaldischen, Kirizzischen, Havelbergischen, Lenzenschen, Wittstokkischen, und Wilsnakkschen Kreis; und die Stadt Puttliz, Marienflies, Heiligengrabe, zwei Klosterstifte.

Fünftens, die Ukkermark mit Fürstenwerder, Templin, Strasburg, Prenzlow, Angermünde, Schwedt, Vierraden.

Das Herzogthum Pommern mit Stralsund, und Stettin.

Die vornehmsten Flüsse sind die Donau, der Rhein, die Elbe, die Weser, und Oder.

Böhmen.

Dieses Königreich gehört dem Hause Oesterreich: gegen Norden grenzt es an Meissen, gegen Morgen an Schlesien; gegen Mittag an Oesterreich; und gegen Abend an Baiern an, es ist achtzig Meilen lang, und sechzig breit. Die Luft ist kalt, und ungesund; das Erdreich aber bringt vieles Getreide, Viehweide, und Safran hervor: man findet auch Gold, und unächte Diamanten daselbst. Dieser Staat enthält das eigentliche Böhmen, dessen Städte Prag die Hauptstadt, Eger,

u. s. w.

u. s. w. sind. Mähren, worinn Brünn, und Olmüzz liegt: die Lausiz mit Görliz, und Schlesien mit Breslau.

Berlin, die Hauptstadt der Königl. Preuß. Staaten, und Residenz des Königes von Preussen an der Spree, wurde gegen 1160 von Albrecht dem Bären durch niederländische Kolonisten erweitert. Jezzo besteht sie aus 5 Städten und 4 Vorstädten. Die Städte sind Berlin, Alt- und Neukölln, der Friedrichswerder, die Neustadt (Dorotheenstadt) Friedrichsstadt. Die Vorstädte sind, die Königsvorstadt, die Spandauervorstadt nebst Neuvogtland, die Stralauervorstadt, Köpenikervorstadt; die Polhöhe von Berlin ist nach Tempelhofs Berechnung 52 Grad, 31 Min. 30 Sek. Die Länge 31 Grad 2 Min. 30 Sek. Die Spree kömmt von der Lausiz über Köpnik nach Berlin. In Jahre 1778 enthielt Berlin, ohne die Kirchen, das Schloß und alle öffentliche Gebäude, 9695 Häuser, und 140, 719 Einwohner, 15 Thöre, 270 Strassen, und Plätze, 36 Brükken, 32 Kirchen. Der gesammte Umfang beträgt, nach Tempelhof 4546 rheinländische Ruthen, d. i. $2\frac{1}{5}$ deutsche Meilen.

Die hohen Landeskollegien zu Berlin sind, (1 der geheime Staatsrath, so aus den sämtlichen wirklichen geheimen Staatsministern besteht. Dazu gehöret das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, so die eigentliche Staatsgeschäffte, und Gesandtschaftssachen besorgt, 2) das General- Oberfinanz- Kriegs- und Domainendirektorium so die allgemeine innere Staatswirtschaft besorgt, und die höchste Erkenntniß in allen Finanz, Domainensteuern, und Polizeisachen, durch alle Länder (Schlesien ausgenommen) ertheilt, so daß demselben alle übrige Kriegs- und Domainenkammern, Forst, Bergämter und Kameralsachen untergeordnet sind. Der König ist Präsident davon, und in jedem seiner sechs

Depart-

Departements hat ein wirklicher geheimer Staats- Krieges- und dirigirender Minister den Vorsizz. Unter das erste Departement gehört Ost- und Westpreussen, Pommern und die Neumark. Zum zweiten gehören alle Churmärkische Provinzen, alle Salzsachen. Zum dritten, alle übrige Provinzen nebst allen Stempel- und Kartensachen. Zum vierten, die General- Accise- und Zolladministration diesseits der Weser. Zum fünften, das Commercien, Fabriken und Manufakturwesen, zum sechsten, das Kriegswesen in den Marsch, Servis, Einquartirungs, Magazin, Proviant, und Salpetersachen nebst dem Lagerhause der Gold- und Silbermanufaktur dem grossen Potsdammer Waisenhause. Ausser diesen 6 ist noch ein Berg und Hüttendepartement und das Forstdepartement; zu allen 8 Departements gehören geheime Ober-Finanz- Kriegs- und Domainenräthe, so die Sachen ausarbeiten, und solche auf Befehl ihrer Chefs in der geheimen Kanzelei des Generaldirektorii expediren lassen, so wie das Oberrevisionskollegium die Justizsachen in den Kameral- und Kommerzdingen besorgt. Ausserdem sind dem Generaldirektorio noch untergeordnet, das Oberbaudepartement, die Obercaminationskommißion, so die Kammer, Land- und Steuerräthe examinirt, die Ober- Kriegs- und Domainenrechnungskammer, das Generalproviantamt, die Generalkassen wohin alle Königl. Einkünfte aus allen Königl. Provinzen zusammenfliessen, und wozu noch die Specialkassen der 8 Departementen zu rechnen sind, 2) die Churmärkische Kriegs- und Domainenkammer, in den Kameral- und Polizeisteuer, Servis und Lieferungssachen der gesammten Marken durch die Land- und Steuerräthe, 3) das Justizdepartement in allen Civil- und Kriminalsachen aller Königl. Landen, womit noch das geistl. das Lehn, das französische Departement, das Obercuratorium der Universitäten, und die Pfälzerkolonie verbunden sind, vier wirkliche geheime Staats-

und

und Justizministers sind die Chefs dieses Justizdepartements, und der Chef der Justiz überhaupt ist der Grosskanzler. Diesen 4 Ministern sind untergeordnet, das Obertribunal, oder die lezzte Instanz in Rechtssachen aller Provinzen. Ferner das Kammergericht von drei Senaten, darunter der dritte der Oberste ist. Jeder hat seinen Präsidenten, und zehn Räthe. Der zweite, und dritte Senat versammlen sich zum Vortrage gemeinschaftlich. Bei diesem Kammergerichte wird in erster Instanz vom zweiten Senate, in der zweiten (Appellationsinstanz), vom dritten Senate, und in der dritten Instanz (Revisionsinstanz) vom Obertribunale erkannt. Appellirt man von den Untergerichten ans Kammergericht, so ist der zweite Senat die Appellationsinstanz, und der dritte Senat die Revisionsinstanz. Das französische Obergericht, das Pupillenkollegium in Vormundschaftssachen, das geistliche Departement in allen Kirchen, und Schulsachen, das Oberconsistorium, das Lehnsdepartement, das Conseil françois das Generalpostamt, die Generalaccise, und Zolladministration, das Oberkollegium Medicum, der Gesundheitsrath, das Oberaccise- und Zollgericht, das Obertobakksgericht, das Fiskalat, das Generalauditoriat, Kriegsconsistorium, die geheime Kriegskanzelei, die kurmärkische Landschaft, Generallandfeuersocietät, das ritterliche Kreditwesen, das Berlinsche Gouvernement, der Stadtmagistrat nebst den Stadtgerichten, die Policeidirection, die Königl. Banko, bei welcher 100 Pfund Banko, 131 Thal. 6 Gr. grob Preuß. Courant ausmachen, sind die übrige hiesige Collegien. Das Berlinergewicht zu Waaren im Grossen, ist die Schiffslast von 2 Tonnen, die Tonne von 2000 Pfund. Das Schiffspfund, von 20 Liespfunden, oder 280 gemeinen Pfunden, oder $2\frac{1}{2}$ hamburger Centner. Das Schiffspfund der Fuhrleute hat ebenfalls 20 Liespfund, aber das Liespfund hat nur 16 gemeine Pfunde; und folglich hat

das

das Fuhrenschiffspfund 320 gemeine Pfunde, d. i. drei Zentner im allgemeinen Gebrauche. Der Zentner hat fünf Steine, oder 110 Pfunde; der schwere Stein 22 Pfund, der leichte Stein Wolle eilf Pf. Das Pfund 2 Mark, oder 32 Loth; das Loth 4 Quentchen, das Quentchen 4 Pfennige. Hundert, und zehn Berliner Pfunde, (Ein Zentner) machen 126 Breslauer Pf. 110 Dresner Pf., 112 in London, 103 in Paris, 90 in Wien. Das Gewichte im Kleinen ist das Einsazgewichte, (Markgewichte); es hält das Pfund 2 Mark, die Mark 8 Unzen, die Unze 2 Loth, das Loth 4 Quentchen (Drachmen) das Quentchen 3 Pfenniggewichte (Denier) der Denier 20 Gran. An Weinmaasse hat ein Fuder Wein 4 Oxhöfte, oder 6 Ohm; das Oxhöft 1½ Ohm; das Ohm 2 Eimer, oder nach Aichenmaas 120 Quarte (Maaß) nach dem Ausschenken 128 Quart. Der Eimer hat 2 Anker, der Anker 32 Quart, das Quart 2 Nössel. Das Berlinerquart ist ohngefehr Einer Pinte in Frankreich gleich; das Gebräude Bier hat 18 Faß, das Faß 2 Tonnen, die Tonne 4 Oemchen, das Oemchen 24 Quart, das Quart 2 Nössel. Den Berlinschen Wasserhandel befördert der Friedrichswilhelmgraben, der 3 deutsche Meilen lang, 5 rheinländische Ruthen breit, ist, bei Mülrose geht, die Spree, und Oder zusammenhängt, von 10 Schleusen regiert wird, und dessen Gefälle von der Spree bis zur Oder, 62 Fus beträgt. Der Finowkanal von 13 Schleusen, von 12000 rheinländische Ruthen Länge, läuft von Liebenwalde bis Oderberg, vereinigt die Oder, und Havel; und das Gefälle ist von der Havel bis zur Oder 130 Fus. Der Plautsche Kanal von Plauen an, ist 4¼ Meile lang, 26 bis 50 Fuß breit, hat 9 Brükken, und 3 Schleusen, die den 21 Fuß hohen Wasserfall aus der Elbe in die Havel mäßigen, und von Berlin nach Magdeburg führen. Der neue Oderkanal gehet von Güstebiese, bis

Oderberg aus der Oder in die Oder. Der Transitoimpost von allen durchgehenden Waaren macht 8 pro Cent. Zu Berlin waren 1778 in den sämmtlichen Seiden, Wollen, Leinen, und Baumwollenmanufakturen 5646 Stüle im Gange, wobei 5805 Arbeiter, oder 27620 Gehülfen ihr Brodt fanden, deren verfertigte Waaren gegen 3 Millionen Thaler werth waren, ohne an die Handelszweige, und übrige Manufakturen, und Fabriken zu gedenken. Paris hat in 50000 Gebäuden nur 600, 000 Einwoner; Dublin in 13000 Häusern 100000 Menschen; Amsterdam in 26000 Häusern, 200000 Menschen; Wien aber in 4653 Häusern 210000 Einwoner, so wie Berlin in 6500 Häusern 140000 Einwoner.

Vor Berlin liegt die Stadt, und das Königl. Lustschloß Charlottenburg, die Festung Spandau an der Spree, und Havel, alt, und von wendischem Nahmen, Brandenburg an der Havel, 8 Meilen von Berlin, und Potsdam 4 Meilen von Berlin. Tempelhoff ein altes Eigenthum der Tempelherren; Köpenik auf einer Spreeinsel. Friedrichsfelde, die rüdersdorfische Kalkberge, Freienwalde nebst der Alaunsiederei, Neustadt Eberswalde nebst dem Kupferhammer, Messingswerke, Messer, und Scheerenfabrike am Finowkanale; Bernau, Schwedt, Pankow, Schönhausen, ein Lustschloß der Königin, Oranienburg, Zehdnik, mit einer Eisenhütte, Reinsberg. Das Königl. Residenzschloß Sanssouci nebst dem neuen Schlosse sind ein Meisterstükk der Kunst, und Anmut, bei der Stadt Potsdam, der gewönlichen Residenz des jezzigen Königs von Preussen, so über 27000 Einwoner enthält. Mehrere Nachricht von den Königl. Preuß. Residenzstädten Berlin, und Potsdam giebt die Beschreibung derselben in 2 Oktavbänden, 1779, durch Nicolai; nebst deren Grundrissen.

Lon-

London, die Hauptstadt in England, und Sizz des Königes, des Parlaments, der hohen Collegien, und Gerichtshöfe, an der schiffbaren Thames, hat 120, 000 Häuser, unregelmäßige Gassen, 600, 000 Einwoner, und bestehet aus den drei Städten, London, an sich, Westmünster, und Southwark. In der Themescitadelle, dem Tower (Thurm) ist das Staatsgefängnis, das Reichsarchiv, Zeughaus, und die Münze. Der König hat seinen Sizz im Pallaste S. James. Der Park (Thiergarten) öffnet seine Spaziergänge in den Hydepark. In Westmünster befindet sich das Parlamenthaus, und das Königl. Begräbnis. Ich werde diesem einige der berühmtesten englischen Städte, nach ihrer Landesaussprache beifügen. **Kensington**, (Kinsigton) **Chelsea** (Tschelseh), **Hampton Court**, (Hämpton Cort), **Canterburi**, (Cänterburi) der Hafen **Dover**, an den Dünen (Sandbänken) **Rochester** (Rathschester) **Chatham**, (Tschättam) **Gravesend**, (Gräveseud), **Greenwich** (Grinitsch) mit dem grossen Seehospitale, **Portsmouth**, (Portsmaut), die Insel **Wight**, (Weit) **Jersey**, (Dscherseh) **Plimouth**, (Plimmauth) der beste Hafen. In der Halbinsel **Cornwall** (Carnewäll) bricht man das englische Zinn. **Bath** (Bäth) hat warme Bäder. **Newmarket** (Nieumark), das Fürstenthum **Wales** (Wäles).

Paris, an der Seine, die Hauptstadt Frankreichs, enthält 23, 565 Häuser von 4 bis 7 Stokkwerken, ohne die Kirchen, öffentliche Gebäude, und Krambuden, und 600, 000 Einwoner. Ihre Haupttheile sind la Ville, la Cité, und l'Université, ausser den 12 Vorstädten. Die drei Königl. Palläste in der Stadt, sind das Louvre, das Königl. Schloß und die Tuilleries. Der König hat seinen gewönlichen Sizz in dem prächtigen **Versailles**.

Wien (auf türkisch Bersch, auf polnisch Wieden) an einem Arme der Donau. Die Hauptstadt der öster-

reichischen Staaten, und der kaiserliche Sizz, von 19 in die Linien mit hineingezognen Vorstädten. Vor der Stadt liegen die kaiserlichen Lustschlösser, Belvedere, das prächtige Schönbrunn, und Laxemburg.

Dresden die Hauptstadt, und Residenz von Sachsen, im Markgr. Meissen, bestehet aus den drei Städten, Neu-Dresden, Neustadt, Friedrichsstadt, an der Elbe, und Weseriz. Man rechnet über 40, 000 Einwoner.

Petersburg, seit 1703 die rußische Residenz an der Newa, auf Inseln, Eine deutsche Meile lang, und eben so breit, ohne Mauren, und Thore, und von 130, 000 Einwonern. Die kaiserl. Lustschlösser sind, Sarskoe Selo, Kathrinenhoff, so wie Peterhoff am finnischen Meerbusen, und Oranienbaum.

Ungarn.

Dieses Königreich gehört ebenfalls dem Hause Oesterreich: gegen Norden grenzt es an Pohlen, gegen Abend an das deutsche Reich, und gegen Morgen, und Mittag an die Türkei. Seine Länge ist zweihundert vierzig, und seine Breite hundert Meilen. Die Luft ist sehr ungesund, das Erdreich aber fruchtbar: der so genannte Tokaierwein ist sehr berühmt. Wildpret, und Goldminen findet man im Ueberflusse in diesem Lande.

Die Ungarn sind von Natur kriegerisch: sie lernen alle Sprachen, und sonderlich die Lateinische sehr leicht.

In Oberungarn liegen, Presburg die Hauptstadt, Neuhäusel, Kassovien, Gran, Waradin, und Temeswar.

In Niederungarn Ofen, die Hauptstadt von ganz Ungarn, Komorra, Gran, Raab, und Stuhlweissenburg.

Sklavonien, mit den Städten Poscheh, Semlin, Essek, und Peterwardein einer Festung.

Das

Das Grosfürstenthum Siebenbürgen ist eine Provinz, die zu Ungarn gehört. Die Kälte ist daselbst im Winter sehr heftig: unterdessen bringt Siebenbürgen schöne Weine, und Getreide hervor: die Wälder sind mit Wildpret angefüllet. Dieses Großfürstenthum, wird durch einen Unterkönig regiert. Die Hauptstadt ist Herrmannstadt.

Die vornehmsten Flüsse, sind die Sau, die Drau, die Donau, die Theis, und Morawa.

Das Königreich Preussen.

Dieses Land war bereits zur Zeit der Geburt Christi durch den Bernstein berühmt, den der nordliche Sturm an seine Küsten wirft. Es gehörte als ein polnisches Lehn bis 1525 den deutschen Ordensrittern, deren lezzter Hochmeister Albrecht, erster Herzog wurde. Der Kuhrfürst von Brandenburg, Friederich Wilhelm, der Grosse, erwarb sich die unumschränkte Herrschaft desselben. Sein Sohn Friedrich der erste, sezte sich 1701, als König von Preussen die Krone auf, und nur der jezt regierende König, Friedrich der zweite, der Grosse, vereinigte 1772 das westliche, und östliche Preussen mit einander. Der Pregel, die Alle, die Memel, die Passarge, sind die Flüsse dieses Landes, welche zur Erleichterung des Handels durch künstliche Kanäle, (Friedrichsgräben) zusammengehängt sind. Das frische Haff, und das kuhrische Haff, sind zwei Golfen der Ostsee.

Die Provinzen sind: erstens, Samland mit der Hauptstadt Königsberg am Pregel. Bei Fischhausen fischt man den Bernstein. Zweitens, Natangen mit Bartenstein an der Alle, und Rastenburg. Drittens, Oberland mit Gilgenburg, Tannenberg, wo 1410 die deutschen Ritter von den Pohlen erlegt wurden, Mo-

rungen, und Marienwerder an der Weichsel. Viertens, Klein Litthauen mit Memel einer Festung, Tilsit, und Gumbinnen. Fünftens, das Westpreussen, so seit 1406 von den Zeiten Kasimirs des vierten an, polnisch hies, und nunmehro dem Könige von Preussen gehört; es enthält erstens, die kulmische Woiwodschaft, mit Kulm an der Weichsel, und Graudenz, zweitens, die Woiwodschaft Marienburg mit Marienburg, und Elbing. Drittens, Pomerellen, (klein Pommern) mit der Stadt Danzig an der Weichsel, und dem Kloster Oliva. Viertens, Ermeland mit Frauenburg, und Braunsberg.

Die Niederlande, oder das österreichische Flandern.

Man nennt sie Niederlande, weil sie tief am Meere liegen. Flandern grenzt an die Nordsee, an Artois, an Hennegau, an Brabant, an Geldern, an die Herrschaft Utrecht, und an die Grafschaft Seeland an. Die Niederlande machten ehedem siebzehn Provinzen aus, die zwischen Deutschland, Frankreich, und der Nordsee lagen. Sieben von diesen Provinzen, schüttelten das Joch der spanischen Herrschaft ab, und machten die Republik Holland, oder das, was man die vereinigten Niederlande nennt, aus. Die zehn andern machen Flandern, oder die sogenannten österreichschen Niederlande aus, weil sie jezt dem Hause Oesterreich gehören.

Diese zehn Provinzen sind: erstens, die Grafschaft Artois, welche Frankreich zugefallen ist. Zweitens, das Herzogthum Brabant mit den Städten, Brüssel der Hauptstadt der Niederlande, Löven, und Tiemen. Drittens, das Herzogthum Luxemburg mit der Stadt von gleichem Nahmen. Viertens, das Herzogthum Limburg mit der Stadt dieses Nahmens. Fünftens, die Grafschaft Flandern, mit den Städten Gent, Brügge, Ostende,

Ostende, Nieuport, Ypern, Menin, Kortrik, Doornik, und Oudenarde. Sechstens, die gefürstete Grafschaft Hennegau, mit Bergen (Mons) Saint Ghislain, und Ath. Siebentens, die Grafschaft Namur, mit den Städten Namur, und Charleroi. Achtens, das Reichsmarquisat, und die Stadt Antwerpen. Neuntens, die Herrschaft Mecheln. Zehntens, das Herzogthum Geldern, mit der Stadt Roermonde.

Die katolische Religion ist die herrschende in den Niederlanden. Die Flammländer sind arbeitsam, aufrichtig, und gesprächig.

Die merkwürdigsten Flüsse dieser Provinzen, sind die Maas, die Schelde, die Sambre, die Lein, die Scarpe, die Kanäle von Gent nach Brügge, und von Brüssel nach Antwerpen.

Holland, oder die vereinigte Niederlanden.

Holland bestehet aus dem Herzogthume Geldern, und Zütphen; aus den Grafschaften Holland, und Seeland: aus den Herrschaften Utrecht, Friesland, Oberyssel, und Gröningen.

Diese Provinzen sind eben so viele Republiken, die alle zusammen nur Eine, unter dem Nahmen der vereinigten Niederlande ausmachen. Die Regierung ist demokratisch, und aristokratisch; denn die Generalstaaten bestehen aus Edelleuten, die unter dem Nahmen von jeder Provinz erwählt, und abgeschikkt werden. Sie residiren im Haag, und führen den Titul: Ihre Hochmögenden.

Die vereinigten Niederlande haben einen Erbstatthalter, welches Wilhelm der fünfte von Oranien ist.

Der Horizont von Holland liegt viel niedriger als die Oberfläche des Meeres; er hat aber Dämme, welche sehr hoch liegen, und hindern, daß das Land nicht überschwemmt wird. Holland ist überhaupt sehr feucht, und

von Kanälen durchschnitten: die Viehweiden sind sehr vortreflich; man erziehet darauf vieles Vieh, wovon man eine Menge Butter, und Käse bekömmt. Der grosse Reichthum der Holländer, rührt von ihren Manufakturen, dem Handel, und der grossen Sparsamkeit her: sie besitzen in andern Welttheilen weitläufige Staaten, dergleichen sind in Amerika, Surinam, Kurassao, mit Sanct Eustach. In Afrika, Guinea, und das Kap. In Ostindien, Ceilon, Jakatra, Batavia, die Hauptstadt von Java, Celebes, die Molukken, und Ternate. Die herrschende Religion ist die reformirte: die andern Religionen werden ebenfalls geduldet.

Die sieben vereinigte Niederlanden sind, erstens, das Herzogthum **Geldern**, und **Zütphen**, mit den Städten Nimwegen, Arnhem, Zütphen, und Donsberg. Zweitens, die Grafschaft **Holland** mit Amsterdam der Hauptstadt, Haag, Harlem, Leiden, und Rotterdam. Drittens, **Seeland** mit Vlißingen, und Middelburg. Viertens, die Herrschaft **Utrecht** mit der Stadt gleiches Nahmens. Fünftens, **Friesland**, mit Leuwarden, und Harlingen. Sechstens, die Herrschaft **Oberyssel** mit der Stadt Deventer. Siebentens, die Herrschaft **Gröningen**. Uebrigens besitzen die Holländer im holländischen Brabant, Herzogenbusch, Breda, Bergen Opzoom; und im holländischen Flandern Sluis, Sas van Gent, und Mastricht.

Die **Flüsse** von Holland, sind die **Waal**, die **Yssel**, der **Lek**, die **Maas**, und andere Aeste vom **Rhein**.

Die Schweiz (Helvetien).

Sie ist die höchste Spitze von Europa. Gegen Morgen grenzt sie an Tirol, gegen Abend an die Franche Comtee, gegen Norden an den Schwarzwald, und Schwaben, und gegen Mittag an Meiland an. Sie ist ohngefähr

gefähr vierzig Meilen lang, und drei, und dreißig breit, und von ihren Nachbarn durch hohe Berge, welche Alpen heissen, getrennt. Die Schweiz ist eine Republik, so in dreizehn Kantons eingetheilt ist, die einer, von dem andern unabhängig sind. Sie heissen Basel, Schafhausen, Zürich, Bern (diese sind lutherisch) Solothurn, Freiburg, Unterwalden, Uri, Schweiz, Zug Lucern, (welche katolisch sind) Glaris, und Appenzell. (Diese sind aus beiden Religionen gemischt).

Jeder Kanton führt den Nahmen von seiner vornehmsten Stadt. Die merkwürdigsten Städte, sind Basel, Schafhausen, Zürich, Bern, Solothurn, Freiburg, Stanz im Kanton Unterwalden, Altorf im Kanton Uri, Schweiz, Lucern, Zug, Glaris, Appenzell.

Die Bundesgenossen, sind die Graubünder, die Walliser wo die Stadt Sitten liegt; die Velteliner; die Republik Genf mit der berühmten Stadt Genf, die Städte Sanct Gallen, und Neufchatel.

Die merkwürdigsten Seen, sind der Genfer, und Kostnizzersee. Die Donau, die Rhone, und der Rhein haben ihre Quellen entweder in der Schweiz, oder in den umliegenden Gegenden.

England.

Dieses ist eins von den ansehnlichsten Königreichen in Europa; welches man ehedem Großbrittannien, oder die Brittischen Inseln nannte. Gegen Norden grenzt es an Schottland, von welchem es nur drei Flüsse, und ein Gebirge scheiden; und an den übrigen Seiten ist es mit dem Meer umgeben. Seine Länge ist hundert, und zehn, und die Breite hundert Meilen.

Die Luft in England ist dikk, und nebelig, das Erdreich aber fruchtbar: es wächst aber kein Wein daselbst, doch dessen Stelle vertritt das vortrefliche Bier; und

die fremden Kaufleute bringen allerhand Arten Weine ins Land. Man trift auch Wildpret, und Zinnminen an: die Schaafe finden vortrefliche Viehweiden vor sich, und geben eine feine, und hochgeschäzzte Wolle, woraus man verschiedene Zeuge verfertiget. Die Lage Englands, und seine viele Häfen, machen den Handel blühend, und ziehen viel Geld ins Land.

Die Regierung ist zu gleicher Zeit monarchisch, aristokratisch, und demokratisch. Die Krone ist erblich, und schliesset selbst die Prinzessinnen nicht aus. Die Macht des Königes wird durch die Gesezze eingeschränkt: er hat alle geistliche, kriegs- und bürgerliche Aemter zu vergeben: und in seinem Nahmen verwaltet man die Rechtssachen. Er schließt Bündnisse, Verträge, Waffenstillstand, Krieg, und Frieden; er hat aber das Recht nicht, Auflagen im Staat auszuschreiben, noch neue Gesezze ohne die Einstimmung des ganzen Körpers der Nation zu machen, die durch das Parlament vorgestellet wird. Dieses Parlement bestehet aus zwei Kammern; aus dem **Oberhause**, so man die Kammer der Lords nennt, und aus hundert, und neunzig Lords besteht; und das **Unterhaus**, oder die Kammer der Gemeinen, welche fünf hundert, acht, und funfzig Glieder enthält. Das Oberhaus besteht aus Prinzen vom königlichen Geblüte, aus den hohen Kronbedienten, aus Herzogen, aus Marquis, aus Grafen, aus Freiherren, aus Bischöfen, aus Erzbischöfen, und ein jeder Lord hat nur eine Stimme für sich. Die Kammer der Gemeinen, oder das Unterhaus, ist die Versammlung der Abgeordneten der Städte, der Grafschaften, u. s. w. und sizzt also im Nahmen des Landes. Diese beiden Kammern berathschlagen sich besonders, über einerlei Sachen, und theilen sich ihre Entschließungen einander mit; keine Bill wird ohne die Einstimmung beider Kammern zu einer Parlamentsakte, das ist zum Gesezze, oder Schlusse. Die Berath-

rathſchlagungen ſind nicht rechts kräftig, woferne ſie der König nicht beſtätiget hat. Das Parlament verſammlet ſich zu Weſtmünſter, welches ein groſſer Pallaſt iſt.

Die Religion des Staats iſt die reformirte (Hochkirche): ſie theilet ſich in zwei Aeſte, nämlich in die Sekte der Episkopalen, und Presbiterianer: beide Religionen ſind nur in einigen Kirchengepränge von einander unterſchieden. Die Biſchöfliche wird alſo genannt, weil ſie die Biſchöfe unter dem Schuzz des Königes beibehält, welcher den Titel eines Oberhaupts der engliſchen Religion führt. In der Sekte der Presbiterianer, hängt das Kirchenregiment (Hierarchie) von den Predigern, und Aelteſten ab.

Man theilet England in zwei, und funfzig Grafſchaften (Shires), das Fürſtenthum Wallis mit gerechnet, in welchem zwölf Grafſchaften liegen. Die merkwürdigſten Städte ſind, London die Hauptſtadt des Königreiches, York, Kanterbury, Briſtol, Portsmuth, Phlymuth, Neukaſtle in Northumberland, und Karliſle in Rumberland. Die anderen Städte ſind, Lankaſter, Cheſter, Linkole, Northampton, Glouceſter, Oxford, Bedford, Kambridge, Salisburi, Douver, Rocheſter, Exceſter, Montgommery, Pembrok, u. ſ. w.

Die vornehmſten Flüſſe von England ſind die Temſe, die Trente, die Saverne, und der Humber. Das Land hat zwei berühmte Univerſitäten; eine zu Oxford, die andere zu Kambridge; wie auch eine königliche Akademie der Wiſſenſchaften, die gelehrte, und berühmte Männer hervorgebracht hat.

Die Engländer haben viel Verſtand, und Scharfſinn: ſie ſind tiefdenkend, tapfer, ſtolz, und ihr Geiſt iſt der Geiſt der Freiheit, und Unabhängigkeit.

Man rechnet in England acht Millionen Menſchen. Der jezzige König iſt, George der dritte aus dem Hauſe Braunſchweiglüneburg. Der Kronprinz

heißt

heißt Prinz von Wallis. Die Könige führen den Titel: Beschüzzer des Glaubens.

Schottland.

Dieses Königreich ist mit England seit 1603 vereiniget worden, und wird durch drei Flüsse, und ein Gebirge davon getrennt. Es ist fünf, und funfzig Meilen lang, und zwanzig breit. Sechszehn schottische Lords haben ihren Sizz im Oberhause zu London. Schottland macht den nordlichen Theil von Großbrittannien aus: seine Luft ist gesunder: man findet eine Menge Seen, Berge, und Wälder darinnen: die Erde bringt alle Bedürfnisse des Lebens hervor. Die Regierung ist wie die in England. Das Land wird durch den Taifluß in zwei Theile getheilt. Der nordliche Theil bestehet aus dreizehn, und der südliche aus zwei, und zwanzig Provinzen. Die merkwürdigsten Städte sind: Edimburg die Hauptstadt, Glasgow, Neu-Aberden, und Alt-Aberden. Unter die schottischen Inseln, rechnet man die orkadischen, und schottländischen Inseln.

Irrland.

Dieses Königreich hieß ehedem Hibernien, und ist seit 1172 mit England vereiniget. Es grenzt gegen Osten an den Kanal Sanct George, welches eine Meerenge von funfzehn Meilen breit ist, so Irrland von England scheidet. Das Königreich ist fünf, und neunzig Meilen lang, und drei, und funfzig breit.

Die Luft ist nicht strenge, aber feucht, wegen der Nebel, so von den Seen, und Morästen aufsteigen. Die Viehtriften sind schön. Man bekömmt aus diesem Lande eingesalznes Rindfleisch, Käse, Leder, Wachs, Honig, Hanf, Zinn, Blei, und Eisen. Man findet kein giftiges

ges Thier daselbst. Ueberhaupt erreichen die Einwohner ein hohes Alter.

Die Irrländer sind stark von Kräften, besizzen einen muntern, und feinen Verstand, aber man wirft ihnen dabei die Trägheit, und Grobheit vor.

Die Insel Irrland wird in vier Provinzen eingetheilt: nämlich Ulster gegen Norden, Leinster gegen Morgen, Münster gegen Mittag, und Konaught gegen Abend.

Die merkwürdigsten Städte sind, Dublin die Hauptstadt, Limerik, Gallwei, Armach, und Londonderry.

Dännemark.

Dieses Königreich, grenzet gegen Morgen an das Baltische Meer, gegen Abend, und Mitternacht an das Weltmeer, gegen Mittag an Deutschland. Es giebt darinn vortrefliche Wiesen, worauf man eine sehr ansehnliche Menge Pferde, und Ochsen erziehet. Das Volk ist fleißig, sparsam, und gesprächig, die Religion des Landes ist die lutherische. Dieses Königreich bestehet aus einem festen Lande, und Inseln. Das feste Land ist eine Halbinsel, welche man Jütland nennet: davon besizzt der Herzog von Holstein einen Theil. Die Städte sind Viburg, Rypen, Schleswig, Gottorp. Die merkwürdigsten Inseln, sind Seeland, und Fünen. Die Städte von Seeland sind Coppenhagen, und dieses ist die Hauptstadt von Dännemark, Helsingör, Rothschild, Cronenburg. Die Insel Fünen mit Odensee, und Viburg.

Norwegen.

Dieses Königreich, welches ehedem Scandinavien hieß, gehöret an Dännemark, welches einen Statthalter

ter darinn hält. Die Kälte ist hier sehr groß, und die Erde wenig fruchtbar. Das Land ist mit Wäldern, und Bergen angefüllet: man holet Mastbäume, und ander Holz zum Schiffbau daher. Das Land bekennet sich zur lutherischen Religion. Die Norweger sind munter, und gute Bootsleute. Christiana, oder Anslo, wird für die Hauptstadt Norwegens gehalten: sie ist der Sizz des Regierungsraths, und der Aufenthalt des Statthalters, oder Unterkönizes. Die andern sind, Fridrichstadt ein fester Ort; Bergen, mit einem guten Hafen.

Island gehöret zu Norwegen: es ist eine von den grösten mitternächtlichen Inseln des Weltmeeres. Die Luft ist daselbst äusserst kalt. Skalholt ist die Hauptstadt dieser Insel. Auf dieser Insel lieget der Berg Hekla, welcher Feuer speiet. Der König von Dännemark, Norwegen, und Island, heißt Christian der siebente.

Schweden.

Schweden ist eins von den nordlichsten Königreichen von Europa. Es gränzet gegen Norden an Lapland, und an das Weltmeer, gegen Mittag an das baltische Meer, und Finnland, gegen Morgen an Rußland, und gegen Abend an Norwegen. Es ist daselbst weder Frühling noch Herbst: der Winter aber ist sehr heftig: er währet neun Monathe, und der Sommer drei Monathe, in welcher Zeit man die gröste Hizze auszustehen hat.

Das Land ist mit Bergen, Wäldern, Seen, und Morästen angefüllet. Man findet eine Menge von Kupferminen, Eisen, Mastbäume, und Pelzwerke darinn. Die Schweden sind stark, arbeitsam, und leben sehr lange. Die in Schweden herrschende Religion ist die lutherische. Schweden ist ein monarchischer Staat; man theilet es

in

in das eigentliche Schweden, Gothland, Northland, und Finnland (ein Theil von Finnland gehöret zu Rußland) und es gehöret noch Lappland dazu.

Schwedens vornehmste Städte sind, Stokholm, die Hauptstadt, Upsal, Calmar, welche Städte in dem eigentlichen Schweden sind. Tornea in Bothnien, oder Northland, ist fast ganz unter die Polarzirkel. Abo liegt in Finnland.

Lappland liegt in einer kalten Zone, und man kann daselbst die Kälte nicht ertragen. Man theilet es in das norwegische, schwedische, und rußische Lappland. Man bekömmt die besten Peize daher. Die Lappländer sind kleine Leute, und nicht gröſſer, als vier Fuß, sie sind stark, und behende; aber lustig, häßlich, und brutal. Die Insel Gothland, und Oeland, welche an dem baltischen Meere liegen, gehören zu Schweden. Der jezzige König von Schweden heißt Gustav.

Polen.

Dieses Königreich, wird gegen Abend durch das baltische Meer, Brandenburg, und Schlesien eingeschlossen, gegen Mittag grenzt es an Ungarn, Siebenbürgen, und an die Moldau, und gegen Mitternacht, und Morgen an Rußland. Es ist das einzige Wahlreich in Europa: der König wird auf einem Reichstage erwählet, welchen der Erzbischof von Gnesen (Primas Regni) ausschreibt. Die Regierung ist monarchisch, und aristocratisch; denn der Staatskörper, führet den Titel einer Republik, und wenn der König erwählet ist, so wird ihm der Eid vorgeleget, die Freiheiten der Republik zu beobachten: und dieses nennet man Pacta conventa, (Kronverträge).

Der Reichstag bestehet aus dem gesammten Adel der Krone, das heißt, aus dem Könige, Senate, und

päbstli-

päbstlichen Nuntius, indem eine jede Woiwodschaft ihren Landboten dahin absendet. Ueberhaupt sind die Polen groß, stark, rechtschaffen, und umgänglich gegen die Fremden, die Bauern sind arm, und werden als Leibeigene gehalten. Das Erdreich von Polen ist fruchtbar, und besonders für das Getreide. Es giebt grosse Viehweiden in Polen, man hauet das Salz aus gewissen tiefen Bergen bei Krakau.

Polen wird in drei Theile eingetheilet: nämlich in groß Polen, in klein Polen, und in das Groß Herzogthum Litthauen; jeder dieser Theile, wird wiederum in zwei, und zwanzig Woiwodschaften eingetheilet.

Groß Polen, enthält Cujavien, und Masovien in sich. Dessen Städte sind, Warschau die Hauptstadt von Polen, die königliche Residenz, und der Ort, wo der Reichstag gehalten wird; Gnesen, und Posen.

Klein Polen, dessen vornehmste Städte sind, Krakau, Sendomir, und Lublin.

Reussen begreift Volhinien, Podolien, und Kaminiek in sich.

Die Ukraine ist ein grosser Strich Landes an der Gränze von Polen, und wird durch die Kosaken, einem ehedem unabhängigen, aber kriegerischen Volke bewohnet; dieses Volk bestehet aus Türken, Russen, und Polen.

Litthauen: ist ein morastiges Land voller Wälder. Die Städte sind Wilna, und Grodno.

Samogitien hänget von Polen ab. Rosienne ist die Hauptstadt darinne.

Liefland ist eine grosse Provinz vom rußischen Kaiserthume, und gränzt an Kurland an. Ihre Städte sind Riga, welches die Hauptstadt ist.

Die vornehmsten Flüsse von Polen sind, der Dnieper, oder Boristenes, die Weichsel, der Niemen, der Niester, und Bog. Der jezzige König von Polen, heißt Stanislaus, Augustus, ein geborner Graf von Pontatowsky.

Ruß-

Rußland, sonst Moskau genannt.

Dieser ungeheure Staat, erstrekkt sich zum Theil über Asien, zum Theil über Europa. Er gränzet gegen Norden an Sibirien, und das Eismeer, gegen Mittag an die grosse Tartarei, und Persien, gegen Morgen an das japanische Meer, und gegen Abend an Polen, Schweden, die kleine Tartarei, und Mingrelien. Dieses Kaiserthum ist aber nicht seiner Grösse nach bevölkert genung. In dem nordlichen Theile, ist Rußland mit Seen angefüllet, von welchen die grösten, der See Ladoga, und Onega sind, welche über hundert Meilen im Umfange haben. Es giebt viele seltene Thiere darinn, dergleichen sind die Rennthiere, das Hermelin, und der Zobel, von welchen man die kostbarsten Pelze bekömmt. Der mittelste Theil von Rußland ist ziemlich fruchtbar an Getreide, und Früchten. Man bekömmt auch von Rußland noch Mastbäume, und Schiffpech (Theer) Fischleim, und Leder, welche man die rußische Juchten nennet. Ueberhaupt ist der Winter sehr lang, und strenge. Die rußische Regierung ist monarchisch, und die Krone auch auf die Töchter erblich; allein der Kaiser hat das Recht, seinen Nachfolger eigenmächtig zu ernennen. Seit der Zeit Peters des Großen, welcher nichts sparte, seine Völker gesittet zu machen, und ihnen die Kenntniß der Künste zu verschaffen, haben sich die Russen ein wenig gebessert, denn sie waren erst sehr grob, und unwissend.

Die herrschende Religion, ist die griechische.

Man theilet Rußland in neun Theile.

Erstens, Ingermannland, dessen Städte sind, Petersburg an der Neva, der Sizz des Kaisers, oder Selbsthalters aller Reussen, Narwa; Pleskow.

Zweitens, die Provinz Archangel: Archangel lieget an der Mündung des Flusses Dwina, oder an dem weissen Meer.

Drittens, Liefland, mit Riga.

Viertens, die Provinz Smolensko: mit Smolensko.

Fünftens, die Ukraine: mit Kiow, Pultawa.

Sechstens, die Provinz Novogrodek: mit Novogrodek.

Siebentens, die Provinz Moskau, mit Moskau der Hauptstadt von Rußland.

Achtens, die Provinz Rezan: mit Rezan, und Veroniz.

Neuntens, die Provinz Novogrod an der Wolga.

Die Flüsse des Europäischen Rußlands sind, die Wolga, der Onieper, der Don, oder Tanais, und die Dwina. Die jezzige Kaiserin von Rußland heißt, Katharina die zweite, eine Prinzeßin von Anhaltzerbst.

Die Türkei.

Es ist dieses eins von den gröſten Reichen der Welt: es breitet sich theils über Europa, theils aber über Asien, und Afrika aus: man giebt ihm acht hundert Meilen von Abend gegen Morgen. Wir reden hier nur von der europäischen Türkei. Das Oberhaupt der Ottomannen, wird Großherr, Sultan, und in der Anrede Hoheit tituliret. Die Regierung ist despotisch, und der türkische Kaiser ist unumschränkter Herr, von dem Leben, und den Gütern seiner Unterthanen. Die Religion des Staates ist die mahomedanische Religion, deren Stifter Mahomet in Arabien war, und das Buch, in welchem diese Religion abgefasset ist, heist Koran. Es enthält sechs Hauptgebote: die Beschneidung, das Gebeth, das Fasten, das Allmosengeben, die Pilgerschaft, oder Wallfahrten nach Mekka, und die Enthaltung des Weines. Im Grunde ist die mahomedanische Religion, eine wun-

der-

derliche Vermischung der jüdischen, und christlichen Religion. Die Türken lieben überhaupt die Ruhe, und den Müßiggang: sie machen einen grossen Gebrauch von den Bädern: sie können vier Weiber, und eben so viel Nebenweiber haben, und dieses alles macht sie sehr weibisch. Im übrigen sind sie sehr wohlthätig gegen die Fremden.

Das Oberhaupt ihrer Religion heist **Mufti**, und der erste Staatsminister **Vezir Azem** (Großvesir). Dieses Kaiserthum wird in sieben, und zwanzig Gouverents eingetheilet: und die Gouverneurs derselben, führen den Titel **Baschа**.

Die mitternächtliche Türkei in Europa, begreift neun Theile.

Erstens, die kleine Tartarei, diese ist gegen Mitternacht unfruchtbar, und gegen Mittag bevölkert. Dieser mittägige Theil, heißt die Halbinsel Krimm, und dessen Fürst der Chan der Krimm, oder der kleine Tartarchan. Seine Städte sind Cassa, Oczakow, und Bender.

Zweitens, die **Moldau**.

Drittens, die **Wallachei**.

Viertens, **Boßnien**.

Fünftens, **Kroatien**, worinn Carlowiz lieget.

Sechstens, **Dalmatien**, wovon ein Theil den Venetianern, und dem Freistaate Raguſa gehöret. Die Städte sind Spalato, Zara, und Raguſa.

Siebentens, **Servien**, dessen Städte sind Belgrad u. s. w.

Achtens, **Bulgarien** mit Sophia, und Nicopolis.

Neuntens, **Romanien** mit Konstantinopel, welches die Hauptstadt der ganzen Türkei ist, Adrianopel, Gallipoli, an der Meerenge dieses Nahmens. Die mittägige Türkei in Europa begreift, erstens, das feste Land, dieses ist dasjenige Land, welches man ehedem Griechenland nannte, d. h. **Macedonien**, dessen Stadt Salonichi ist: **Albanien**, Durazzo, **Epirus**, und Latta: **Theſſalien**,

Larisse: Achaia, Setines, ehedem Athen genannt, Lepante: Morea, ehedem Peloponesus genennet, Malvasia, Patras, Misitra, welches ehedem Lacedämon hieß.

Zweitens, die Inseln; nämlich Corfu, Sanct-Morea, Cefalonien in dem Jonischen Meer, Candien, welches man ehedem Kreta nannte, Negroponte, ehedem Euböa genannt, und eine grosse Menge anderer Inseln in dem Archipelagus. Die Insel Negroponte vereiniget sich mit dem festen Lande, durch einen Kanal, welchen man Euripus nennet, darinn man eine beträchtliche Ebbe und Fluth warnimmt. Diese entstehet wahrscheinlicher Weise, durch das Wasser, welches das schwarze Meer ununterbrochen, in den Archipelagus ausschüttet.

Der merkwürdigste Fluß der Türkei, heißt Donau. Der jezzige türkische Kaiser, heißt Achmet der vierte.

Asien.

Dieses ist der zweite von den vier Welttheilen; man glaubt, daß es das gröste Stükk von unserm festen Lande sei. Die vornehmsten Staaten Asiens, sind die grosse Tarterei, welche in ihrem grossen Umfange, einen sehr grossen Landstrich begreift; seine berühmtesten Städte sind Astrakan, welches eine Handelsstadt ist, und den Russen gehöret, so wie Tobolskoi, die Hauptstadt Sibiriens ist.

Indien, welches das Reich des grossen Moguls in sich begreift, nennet man auch Indostan. Die merkwürdigsten Städte sind, Delhi, Surate, welche lezztere durch ihren Handel berühmt ist. Daselbst sind noch zwei berühmte Küsten anzutreffen; nämlich die Küste Koromandel, wo der Perlenfang geschiehet, deren vornehmste Städte sind, Pondicheri, Madras, Golkonda, Goa, und die malabarische Küste, worauf das Königreich Siam lieget.

China

China ist ein grosses Kaiserthum, dessen Städte Peking, Nanking, und Kanton sind.

Persien, dessen Städte sind Hispahan, und Tauris.

Die asiatische Türkei, woselbst man Natolien, und die Stadt Smirna antrift, welches eine von den Levantstädten ist.

Sirien, wo Aleppo, Damaskus, und Jerusalem ist.

Diarbek, ehedem Assyrien genannt, wo Bagdad ist.

Turcomannien, oder Armenien, daselbst ist Aleppo.

Georgien, wo Teflis ist.

Arabien, wo Mekka, und Medina ist, welche Stadt durch ihren Kaffee berühmt ist.

Die Asiatischen Inseln sind Japan, die Philippinischen Inseln, die Manillen, Molukken, die Inseln Sonde, Ceylon, und die maldivischen Inseln.

Die Flüsse von Asien sind, der Tiger, der Euphrat in der Türkei, und der Ganges, und Indus in Indien.

Asien ist sehr berühmt, der erste Mensch wurde darinn erschaffen: die Kinder Noä, welche die Erde bevölkerten, kamen daher. Die alten Monarchien, von welchen wir in der Historie reden, dergleichen die Assyrier, die Meder, und die Perser sind, diese bewohnten diesen Welttheil, und er war auch die Schaubühne von den Eroberungen Alexanders.

Unter andern, giebt es auch daselbst einen sehr grossen See, welchen man das kaspische Meer nennet, und dieses hat mit dem persischen Meer Gemeinschaft.

Der Erdboden Asiens, bringet Korn, Wein, vortrefliche Früchte, Gewürze, und viele Spezereien hervor. Man findet daselbst eine Menge Gold, Silber, Edelgesteine, Perlen, schöne seidene Zeuge, Kattune, und Porcelaine.

Die vornehmsten Fürsten von Asien sind, der Großherr, der rußische Kaiser, der König von Persien, der grosse Mogul, der Kaiser von China, und der Kaiser von Japan.

Afrika.

Es ist einer von den vier Welttheilen. Seine vornehmste Theile sind, **Egipten**, dessen Städte Cairo, und Damiette sind.

Die **Barbarei**, deren Städte sind Tripoli, Tunis. Algier, Fez und Marokko, dieses sind Hauptstädte, von eben so vielen Königreichen, und die kleine spanische Stadt Oran.

Das alte **Numidien** ist die Wüste **Bilidulgerid**; die Wüste **Sara**. **Nigritien** ist das Land wo die Europäer mit den Negern einen starken Handel treiben; die Küste **Guinea**, woher man viele Sklaven bekömmt; die Küste **Congo**, die Küste der **Kaffern** (Hottentotten) das Königreich **Monomotopa**, die Küste **Zanguebar**, **Abyssinien**, und **Nubien**.

Die berühmtesten Inseln sind, die Insel Madagaskar und, Bourbon, die Inseln des grünen Vorgebirges, die Canarischen Inseln, wo die Insel Ferro ist, durch welche die Geographisten den ersten Meridian ziehen; die Insel Madera, ist durch ihren Wein berühmt.

Die berühmtesten afrikanischen Flüsse, sind der **Niger**, und der **Nil**.

Weil ein Theil von Afrika in der heissen Zone lieget, so ist die Hizze daselbst ganz ausserordentlich; dieses macht, daß er nicht sehr volkreich ist, und eine Menge wilder Thiere hervorbringet, dergleichen Löwen, Tieger u. s. w. sind. Man findet nichts, als grosse mit Sand angefüllete Wüsten: indessen ist das Erdreich gegen die Küste zu ziemlich fruchtbar. Der meiste Theil der Afrikaner, ist schwarz, oder schwarzbraun.

Amerika.

Dieses ist der vierte Theil der Welt. Er ward im Jahre tausend vierhundert, und zwei und neunzig, durch Christoph Columbus, entdekket. Er hat aber seinen Nahmen von dem Amerikus Vesputius bekommen, welcher eine Reise im Jahr tausend, vierhundert, und sieben und neunzig dahin that, und der erste Entdekker des festen Landes zu sein verlangte. Amerika macht ein einziges festes Land aus, und ist viel grösser, als alle übrige Welttheile. Man theilet es in das mitternächtliche, und mittägige Amerika ein. Das mitternächtliche Amerika, enthält viele Länder, von welchen hier die Nahmen, mit den Städten derselben folgen.

Kanada, oder Neu Frankreich. Quebek ist dessen Hauptstadt nebst Montreal, welches eine Handelsstadt ist. In diesem Lande ist der Fluß S. Lorenz: es giebt viele grosse Seen darinnen.

Neu England, von welchen Boston die Hauptstadt ist. Dieses Land hält auch Pensilvanien, Virginien, und Karolina in sich.

Florida.

Louysiana, durch welches der Fluß Mißißipi läuft.

Mexiko, oder das neue Spanien, dessen vornehmste Städte sind Mexico, Aqvapulco, und Vera Crux.

Neu Mexiko, mit dessen Hauptstadt Santafe. Es begreifet auch Kalifornien mit in sich.

Die mitternächtlichen Inseln von Amerika sind die azorischen Inseln Terra-neuva, die lucaischen Inseln, die Antillen, welche man in grosse, und kleine eintheilet.

Die grossen sind Cuba, S. Domingo, Portorico, und Jamaica. Die kleinen sind, Desirade, Guadeloupe, Martinique, Marigalante, Barbados, S. Christoph u. s. w.

Das mittägige Amerika, hat ſieben Theile.

Erſtens, Terra Firma, es enthält die Städte Panama, Portobello, Karthagena, Guiana, oder das neue Andalouſien, in welchem die Stadt Comana lieget: die Inſel Cayenne, welche funfzehn Meilen Umfang hat, und den Franzoſen gehöret.

Zweitens, Peru, deſſen Städte ſind, Quito, Lima, Cuſco, und Potoſi. Dieſes Land, iſt durch ſeine Gold- und Silberminen, welche daſelbſt in groſſer Anzal ſind, berühmt.

Drittens, Braſilien, von welchem Sanct-Salvator die Hauptſtadt iſt.

Viertens, Paragai wo das Land Rio de la Plata lieget. Die Hauptſtadt iſt Buenos-Aires, Aſſomption u. ſ. w.

Fünftens, das Amazonenland, es wird nur von den Wilden bewohnet.

Sechſtens, Chili, es iſt ganz voller Berge, von welchen die Cordilleras wegen ihrer anſehnlichen Gröſſe, die bekannteſten ſind.

Siebentens, das Magellansland: ein kaltes, und ſehr unfruchtbares Land. Die vornehmſten Flüſſe vom mittägigen Amerika, ſind Plata, und der Amazonen Fluß: dieſer wird für den gröſten Fluß in der Welt gehalten.

Faſt überall iſt Amerika fruchtbar: es bringet wenig Getreide; man ſammlet aber eine Menge Mais, oder indianiſches Korn, von welchem ſich die Amerikaner Brodt bakken: es wächſet darinnen viel Zukkerrohr, Tabak, Kakao, welches der Grund der Chocolade iſt, Indigo, und Kochenille. Wir haben bereits geſagt, daß man daſelbſt Gold- und Silberminen in Menge antrift: Amerika enthält vier Arten von Einwohnern, erſtens, Europäer, welche ſich darinnen niedergelaſſen haben: zweitens, die Eingebohrnen, drittens, die Metis, welche von einer Amerikanerin, und einem Europäer, oder von

einem

einem Amerikaner, und einer Europäerin geboren sind, viertens, die Negers, welche man aus Afrika dahin bringet. Alle Ueberwundene, bekennen sich zur christlichen Religion.

Die Chronologie, oder Zeitrechnung.

Wenn man die Antiquität, oder sonst einen alten Autor studiret, so ist nichts nöthiger, als die Zeitfolge, und vornehmsten Begebenheiten vor Augen zu haben, welche nach der Ordnung der Jahrhunderte, und Jahre, in welchen sie vorgefallen sind, folgen, damit man sich auf dasjenige, was man studiret, beziehen, und es unter die Zeit, in welcher es vorgefallen ist, bringen möge. Hierzu gelanget man nur durch die Kenntniß der Chronologie.

Die Chronologie, ist die Wissenschaft der Zeiten, und Epochen.

Es ist diese Wissenschaft auf die Astronomie gegründet: es kömmt den Astronomen zu, die Perioden, und Bewegungen eines jeden Sternes genau zu berechnen, und Acht zu geben, wenn sie ihren Lauf von neuem anfangen, wenn sich zum Exempel, der Mond bei der Sonne befindet, welches die rechte Größe eines Mondmonathes, von einem Jahre, oder Umlauf um die Sonne sei.

Die Kenntnisse der Sonn- und Mondfinsternissen, (Eklipsen) dienen den Chronologisten, die Punkte der Zeitrechnung zu berichtigen; denn man kann durch Hülfe der astronomischen Tafeln, genau die Zeit einer Sonn, oder Mondfinsterniß finden, von der ein Geschichtsschreiber redet.

Man hat astronomische Betrachtungen, die ehedem angestellet wurden, um die Perioden (Umlauf) eines jeden Planeten zu wissen. Seit dieser Zeit, hat man

durch die Fernröhre am Himmel, Dinge entdekket, die ohnmöglich mit bloſſen Augen geſehen werden konnten.

Die Zeitrechnung gründet ſich auch auf die Geſchichte, welche von den Epochen (Jahrzahl, Jahren) redet, nach welchen ein jedes Volk ſeine Jahre rechnet. Die Hebräer fangen ihre Jahrzahl mit der Schöpfung, oder Sündfluth an: die Griechen von der Eroberung Trojens, oder von der Stiftung der olimpiſchen Spiele: und die Römer von der Gründung Roms an. Vermittelſt der Hiſtorie, kann man dieſe Zeitrechnung mit einander vergleichen. Der Vater Petau, hat am Ende ſeines Rationarium temporum einen kleinen Traktat angehänget, welcher ſchön geſchrieben iſt, und zur Einleitung in die Theorie der Zeitrechnung dienen kann.

Durch die Aſtronomie beſtimmet man die beweglichen Feſte, d. h. welche nicht alle Jahre vorkommen, und auf einerlei Tag fallen. Dieſes macht eine beſondere Wiſſenſchaft aus, welche in demjenigen Buche ſehr artig abgehandelt iſt, ſo Blondel im Franzöſiſchen über das Kalenderweſen geſchrieben hat.

Ein Jahrhundert (Sekulum) iſt der Ablauf von hundert Jahren, oder hundert Sonnen-Revolutionen (Sonnenläufen).

Ein Jahr, iſt dasjenige Zeitmaaß, welches die Sonne durchläuft, um den vorigen Punkt im Thierkreiſe wieder einzunehmen.

Ein Sonnenjahr beſtehet aus dreihundet, fünf, und ſechzig Tagen, fünf Stunden, und neun, und vierzig Minuten. Ein Schaltjahr fält von vier zu vier Jahren ein, man ſchaltet in daſſelbe einen Tag ein, und dadurch bekömmt es dreihundert ſechs und ſechzig Tage: in dieſer Abſicht verordnete Julius Cäſar, daß der jährliche Ueberſchuß von ſechs Stunden, ſo in vier Jahren, einen Tag ausmacht, nach dem drei, und zwanzigſten Februarius eingerükket werden ſolte, und dieſer Tag, heißt

bei

bei den Römern, der sechste vor dem Ersten (calendæ). Also zählte er diesen Tag zweimal nacheinander, und man nannte diesen Schalttag: Bis sexto Calendas.

Ein Lustrum, war eine Zeit von fünf Jahren: man bedienet sich dieses Ausdrukkes nur in Gedichten noch.

Eine Olimpiade, begreift vier Jahre in sich, und die Griechen nannten ihre Pause so, die von einem olympischen Spiele bis zum andern verlief. Diese feierte man von vier zu vier Jahren, im Monathe Julius zu Olympia einer Stadt in Elis im Peloponeso. Die erste Olympiade, fängt sich im Jahr der Welt, drei tausend zweihundert acht, und zwanzig an.

Die Epoche, ist ein gewisser bestimmter, und merkwürdiger Zeitpunkt in der Historie, dessen sich die Zeitrechner bedienen, um ihre Jahrhunderte anzufangen.

Eine Aera, ist beinahe eben das, was eine Epoche ist, nur daß die Epochen feste, und von den Chronologisten bestimmte, die Aeare aber, dergleichen von ganzen Völkern angenommene Zeitpunkte sind. Das Wort Aera, kömmt von Aes her, weil man die Theile eines Jahres mit kleinen ehernen Nägeln bemerkte. Vielleicht rührt auch dieses Wort, von der Unwissenheit der Abschreiber her, welche in alten Denkmälern die vier Buchstaben A. E. R. A. fanden, die Annus erat Regni Augusti bedeuteten. Vermuthlich haben sie daraus das Wort Aera gemacht.

Unsere gemeine Aera, oder Jahrrechnung fängt sich bei den Christen mit dem Geburtsjahre Christi an. Und daher bedienet man sich in den schriftlichen Aufsäzzen dieser Formul: im Jahre der gemeinen Zeitrechnung, oder Anno reparatæ salutis, oder auch im Jahr Christi. Ihr Uhrheber war Dionys der kleine im sechsten Jahrhunderte. Die Chronologisten glauben, daß er sich um vier Jahre geirret habe, und daß man vier Jahre über die Geburt Christi zurükk zählen müsse, und folglich müste

man

man in dieſem Jahre, anſtatt 1778, nach ihrem Verlangen, 1782 ſchreiben.

Ein Sonnenzirkel, iſt eine Anzahl von acht, und zwanzig Jahren, und nach dieſer Zeit fallen die unbeweglichen Feſte, wie durch die gemeinen Sonntage auf ihren ehemaligen Monathstag. Die Sonne trägt zu dieſer Revolution nichts bei; und der Nahme Sonnenzirkel rührt nur davon her, daß die Sonntage, deren Buchſtaben man wiſſen will, bei den Sternkundigen Dies Solis (Sonntage) heißen.

Ein Mondzirkel, oder güldene Zahl, iſt eine Periode von neunzehn Jahr, weil nach deren Umlauf die Neumonde, und Vollmonde wieder auf eben denſelben Monathstag fallen.

Indiction, (Römer Zinszahl) iſt eine Rechnungsart, deren ſich die Römer bedieneten, und eine Anzal von funfzehn Jahren enthält. Man braucht ſie noch heut zu Tage in den päbſtlichen Bullen, und Reſcripten, und die Notarien fügen ſie den Verordnungen des Kaiſers **Juſtians** des erſten zufolge, ihren ausgefertigten Inſtrumenten mit bei.

Die Julianiſche Periode, iſt ein Zeitraum von ſiebentauſend, neunhundert, und achtzig Jahren, welchen ſich **Joſeph Scaliger** dachte. Er iſt aus einem Sonnenzirkel von acht, und zwanzig Jahren, aus einem Mondzirkel von neunzehn Jahren, und einer Indiction von funfzehn Jahren zuſammengeſezzet; denn wenn man dieſe drei Zahlen, eine in die andere multipliciret, ſo kömmt ſiebentauſend neunhundert, und achtzig heraus.

Dieſe Periode macht, daß die Welt ſiebenhundert und zehn Jahr älter wird. Dieſe Erdichtung, oder Vorausſezzung war dem **Scaliger** nothwendig, um mit der julianiſchen Periode die verſchiedene Epochen zu vergleichen, deren man ſich in der Geſchichte bedienet, um wo es möglich wäre, die Chronologiſten, was die Rechnung

nung seit Erschaffung der Welt betrift, untereinander zu vergleichen. Wenn man sich dieser Periode in der Zeitrechnung bedienet, so läßt die Zeit, welche man bestimmet, weiter keinen Zweifel mehr übrig. Und wenn der Chronologist einen Festtag in einem gewissen Jahre der julianischen Periode festsezzet, so verstehet man deutlich was seine Meinung sei, weil sich dieselbe nicht ändert; und dieses geschiehet alsdenn nicht, wenn man zufrieden ist, die Zeit nach Epochen zu bestimmen.

Man hat zwei Arten von Rechnungen, um die Jahre seit der Schöpfung, bis zur Geburt Christi zu zählen. Die eine richtet sich nach den Hebräern, und die andere nach den siebzig Dolmetschern. Nach diesen lezztern findet man seit der Erschaffung der Welt, tausend vierhundert, und funfzig Jahre mehr, als nach dem hebräischen Grundtexte: nämlich sechs hundert volle Jahre von der Schöpfung zur Sündfluth, und von der Sündfluth bis auf die Geburt Abrahams, achthundert, und funfzig Jahre.

Nach der Vulgata (gemeinen lateinischen Uebersezzung der Bibel).

zählt Usserius	4004
Der Rabbi Nassen	4740
Skaliger	3950
Der Pater Petau	3984
Torniel	4052
Riccioli	4184

Nach den siebzig Dolmetschern.

Riccioli, und der römische Martirologist	5200
Vossius	5590
Die Alphonsische Tafel	6984

Was das wahre Jahr der Geburt Christi betrift, so sind darüber die Meinungen der Chronologisten noch getheilet.

Usserius, und Kepler sezzen dessen Geburtstag auf den fünf und zwanzigsten December des siebenhundert, und acht, und vierzigstens Jahres nach Eroberung Roms, (A. U. C. Anno Urbis Conditæ) der Pater Petau ins Jahr Roms siebenhundert, und neun, und vierzig, Baronius, und Scaliger ins Jahr Roms siebenhundert und ein, und funfzig. Der Vater Labbe ins Jahr Roms siebenhundert, und drei und funfzig.

Wenn man also in einer Geschichte lieset, daß eine Sache in dem, und dem Jahre vorgefallen sei, so ist man ungewiß, was dieses für ein Jahr sei, wenn man nicht weiß, wie viele Jahre der Schriftsteller, oder Geschichtschreiber, von der Erschaffung der Welt bis zur Geburt Christi rechnet. Um aber die Rechnung der Chronologisten zu berichtigen, so wendet man sich zu der julianischen Periode, und diese giebt uns Nachricht, was der eine, oder der andere für eine Meinung hat, weil sich diese Periode niemals verändert.

Der erste Tag der Schöpfung fällt nach der Meinung der gelehrtesten Zeitrechner auf den zweiten Maitag des gemeinen, oder julianischen Jahres, welches jezzo im Gebrauch ist. Den vierten Tag wurde die Sonne in den ersten Grad des Widders eingerükt, wo sie das Frühlingsäquinoctium ausmachte; und der Mond in den ersten Grad der Waage gesezzt. Solchergestalt fällt der sechste Tag, oder der Geburtstag Adams auf den sechsten Mai, so wie der siebente Tag, oder der erste Sabbath auf den achten Mai fällt. Andere Chronologisten, bestimmen den funf, und zwanzigsten März zum ersten Schöpfungstage der Welt; und noch andere als Usserius, sezzen ihn in die Nacht, welche vor dem drei, und zwanzigsten Oktober vorher geht.

Das

Das julianische Jahr fängt sich mit dem ersten Januar an; und nach diesem Sistem, wonach sich die meisten richten, sezzt man zum voraus, daß der zweite Mai der Schöpfungstag gewesen, und daß das erste Jahr der Welt nur aus acht Monaten bestanden.

Es beruhet nämlich die Zuverläßigkeit in der Chronologie auf vier Grundsäzzen. Der erste, ist das Zeugniß der Schriftsteller: der andere auf astronomischen Observationen, das heißt, auf den Eklipsirungen, und den Aspekten (Stand) der Planeten: der dritte auf gewisse, unwidersprechliche Begebenheiten in der Geschichte: der vierte auf Gedächtnißmünzen, und alten Aufschriften.

Beobachtung, bei dem Zeugnisse der Schriftsteller.

Es giebt vier Regeln, um sich der Begebenheiten zu versichern, welche in der alten Geschichte zweifelhaft zu sein scheinen. Erstens, muß man denjenigen, die zur Zeit einer geschehenen Sache gelebt haben, nicht den Beifall versagen, woferne sie nicht von einem gleichzeitigen Schriftsteller widerlegt werden. Zweitens, muß man sich in Ermangelung der gleichzeitigen Schriftsteller, mehr nach solchen richten, die nahe an dem Jahre gelebt haben, worinnen die Sache vorgefallen ist, als nach denen, die weiter davon entfernt sind. Drittens, muß man Schriftstellern, die apokryphisch sind, keinen Glauben beimessen, das heißt, man muß Schriften nicht auf ihr Wort trauen, wenn sie der gesunden Vernunft und der beständigen Ueberliefernng der Alten zuwider laufen. Viertens, muß man ein Mißtrauen in Begebenheiten sezzen, die von den neuern Schriftstellern erzählet werden, woferne sie weder untereinander, noch mit den Alten über gewisse Umstände übereinstimmen.

Das vornehmste Buch, oder die Grundschrift, daraus die Chronologie ihre Zuverläßigkeit ziehet, ist die

heilige

heilige Schrift; denn man findet darinnen die Lebensjahre der Patriarchen, der Richter, der Könige, und der Oberhäupter unter den Israeliten, aufgezeichnet; und aus diesen Annalen der Welt, kann man beinahe das Alterthum der Erde mit Zuverläßigkeit festsezzen. Die weltliche Historie (Profangeschichte) bietet der Heiligen, in Jahren, wovon die lezzte keine Meldung thut, die Hand.

Das zweite Buch, oder das Grundbuch der Chronologie, ist das Buch der Natur, und dieses liefert uns, wenn wir es aufschlagen, den Stand der Sonne, und des Mondes, die Aspekten der übrigen Planeten, und vornämlich die Sonnen- und Mondfinsternisse. Diese Eklipsirungen reichen dem Chronologisten sichere Gründe über die Zeit, in welcher eine grosse Menge von Begebenheiten in der Historie vorgefallen ist. Es bezeichnet eine Sonnen- oder Mondfinsterniß ein Jahr so genau, daß man es sogleich unter vielen verworrenen Jahren entdekken kann, weil man vermittelst der astronomischen Tafeln sehen kann, daß eine Finsterniß, die an dem oder dem Tage gesehen worden, in dem, oder dem Jahre eintreffen mußte.

Die Berechnung der Eklipsirungen, ist eine von den wunderbarsten Geburten des menschlichen Verstandes. Wenn uns also Geschichtschreiber die Tage andeuten, da Sonnenfinsternisse eingefallen sind, so hinterlassen sie uns sichere Merkmahle, um die Jahre heraus zu bringen, wenn sich eine Begebenheit eräuget hat; und daher haben die Chronologisten diese Schatten des Himmels sorgfältig angemerkt.

Unter den natürlichen Karakteren, welche von den Aspekten (Planetenstand) und von den Eklipsirungen hergenommen werden, giebt es welche, die man bürgerliche, oder künstliche nennt, weil sie von den Menschen erfunden wurden: dergleichen sind der Sonnenzirkel, (Periode von acht, und zwanzig Jahren) der Mondzirkel, (Periode

riode von acht, und zwanzig Jahren) der Mondzirkel (Periode von neunzehn Jahren), die römische Indictionen, das Osterfest, das Schaltjahr, die Jubeljahre, die Sabbathsjahre bei den Juden, die griechischen Gefechte, und olimpische Spiele.

Der dritte Grund der Chronologie beruhet auf den Epochen, und dieses sind feste Punkte der Geschichte, die niemand läugnen wird. Es giebt deren neunzehn, welche in Absicht auf die Jahre berühmt sind, von der Erschaffung der Welt, bis auf die Geburt Christi. Wir wollen sie nach der gewöhnlichen Berechnung, welches die Julianische Periode ist, hierher sezzen.

Jahre der Julianischen Periode.

3938 Anfang der griechischen Olimpiaden.
3960 Grundlage von Rom.
3967 Nabonassars Zeitrechnung.
4154 Stiftung der persischen Monarchie durch den Cyrus.
4185 Kambises, Sohn des Cyrus tritt die Regierung an.
4193 Darius, Histaspis Sohn, besteigt den Thron von Persien.
4234 Seeschlacht von Salamis, worinn Xerxes von den Griechen geschlagen wurde.
4283 Anfang des peloponesischen Krieges.
4383 Sieg des Alexanders bei Arbela, und Ende des persischen Reichs.
4390 Alexander stirbt.
4402 Zeitrechnung der Seleuciden in Sirien.
4429 Ptolomäus Philadelphus fängt Egipten zu regieren an.
4543 Ptolomäus Philometor wird König.
4546 Ende des macedonischen Reichs über Persien.

4541 Antiochus Epiphanes entheiligt den Tempel zu Jeruſalem.
4669 Erſtes Julianiſches Jahr.
4676 Die ſpaniſche Zeitrechnung.
4683 Anton, und Kleopatra werden überwunden.
4724 Gemeine Jahrrechnung, oder Geburt Chriſti.

In der Chronologie iſt Zirkel, oder Periode, eine Reihe von Jahren, nach deren Verlauf etwas ſein Ende erreicht, und ſich wieder von neuem anfängt.

Güldne Zal, iſt diejenige Zal, welche andeutet, das wie vielſte Jahr, ein verlangtes Jahr im Mondenzirkel iſt. Z. E. das wie vielſte Jahr iſt 1778 im Mondzirkel? Es wird ſo gefunden.

Addiret zu Eurem Jahre 1778 noch 1, weil ſich der Mondzirkel, dem Dioniſius zu Folge, um ein Jahr nach Chriſti Geburt anfängt.

Die Summe dividiret durch 19, ſo bleibt 12 übrig, und dieſes iſt die güldne Zal.

Epakten, ſind der Ueberſchuß eines Bürgermonats über den Mondmonat. Z. E. mancher Bürgermonat hat 31 Tage; ein Mondenmonat aber hat nur 29 Tage, 12 St. 44 Min. 3 Sek.; folglich ſind hier die monatliche Epakten, 1 Tag, 11 St. 15 Min. 57 Sek.

Die unbeweglichen Feſte der abendländiſchen Kirche, fallen immer auf einen gewiſſen Tag; die beweglichen aber wechſeln ihre Tage; hier folgen die vornehmſte unbewegliche Feſte:

Im Januar, Beſchneidung d. 1. Februar, Mariä Reinigung, d. 2. März d. 25. Mariä Verkündigung, Mai d. 1. Philipp Jakobi, d. 25. Urbanus. Jun. d. 24. Johann. Julius d. 13. Margarete, d. 25. Jakobi. Auguſt, d. 24. Bartholomäi. September, d. 1. Aegidii, d. 14. Kreuzerhöhung, 29. Sept. Michaelis. Oktober, den 16. Gallus. November, 1. Allerhei-

li-

ligen, 2. aller Seelen, 11. Martin, December d. 25. Weinachten.

Die beweglichen Sonntage vor Ostern, sind Palmarum, grüne Donnerstag, Charfreitag; Judica, Lätare, Oculi, Reminiscere, Invocavit, Qvinqvagesima (Estomihi, der Dienstag darauf ist Fastnacht; Sexagesima, Septuagesima. Dieses sind die 9 Sonntage vor Ostern.

Die Sonntage nach Ostern sind, Ovasimodogeniti, Misericordia, Jubilate, Cantate, Rogate; der Donnerstag darauf Himmelfart; Exaudi, Pfingsten, Trinitatis.

Die vier Quatember sind, der 1) Mittwoch nach Invocavit, Qv. R. 2) Mittwoch nach Pfingsten, Qv. O. 3) Mittwoch nach Kreuzerhöhung, Qv. L. 4) Mittwoch nach Lucia, 16 D. c. Q. A.

Nach dem Schluss der Kirchenversammlung von Nicäa, soll Ostern stets den ersten Sonntag nach dem Vollmonde der Frülings Tag und Nachtgleiche gefeiert werden. Die Römer Zinszal (Indictiones) findet man, wenn man zum Jahre z. E. 1778 die Zal 3 addirt, solches durch 15 dividirt; der Rest ist die Indiction, und bleibt nichts, so ist sie 15. In unserm Exempel ist es in der 110 Indiction das 13 Jahr.

Unsere christliche Epoche, (Aera) die Geburt Christi, hat ein Abt zu Rom, und Tartar von Geburt, Dionisius, der kleine, im Jahre 527 zuerst eingeführt. Man rechnet also, Christus sei 4000 geboren. Die Juden rechnen von der Erschaffung der Welt, und bei ihnen ist das gegenwärtige Jahr 1778 das 5139; sie fangen aber ihr Jahr mit dem ersten Neumonde des Herbstaequinoctii an. Die Türkische Epoche ist die Hegira, oder Flucht des Araberpropheten Muhameds, so den 16. Julii 622 einfiel. Das jezige Jahr 1778 heißt bei den Ottomannen 1192. Die kleine chinesi-

ſche Epoche, beſteht aus 12 Jahren; deren erſtes die Maus, das zweite der Ochſe u. ſ. f. Tiger, Haſe, Drache, Schlange, Pferd, Schaf, Affe, Huhn, Hund, und das zwölfte das Schwein heißt. Sie fangen alsdenn die Reihe wieder von vorne an. Unſer jezziges Jahr 1778 heißt bei ihnen der Hund.

Das proteſtantiſche Europa bedienet ſich ſeit 1700 des verbeſſerten Kalenders; und das katoliſche des gregorianiſchen. Man hat aber bereits die Verabredung getroffen, im Jahre 1778, und 1798 das Oſterfeſt mit den katoliſchen zu gleicher Zeit zu feiern.

Alle vier Jahre haben wir ein Schaltjahr d. i. nicht 365, ſondern 366 Tage; dieſen Einen Schalttag rükken wir nach dem 23. Februar ein; indem ein Sonnenjahr 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten, und 48 Sekunden, im ſchärfſtem Verſtande, lang iſt. Folglich kömmt unſer gemeines Jahr dem Sonnenjahre ſo nahe, daß es erſt in 7200 Jahren, um Einen Tag davon abweichen kann.

Die Denkmünzen.

Ein anderer Grund der Chronologie beruhet auf der Kenntniß der Medaillen: die Geſchichte ziehet einen groſſen Theil ihrer Zuverläßigkeit daraus, ob es gleich kaum hundert, und funfzig Jahre her iſt, daß man ſich die Mühe gegeben, dieſe gelehrte Urkunden zu entziffren. Die Denkmünzen geben der Geſchichte, und der Zeitrechnung das Zeichen der Gewißheit: dieſes beweiſet der berühmte Spanheim in ſeinem vortreflichen Werke: De præſtantia, & uſu Numiſmatum antiquorum.

Die Denkmünzen ſind von Gold, von Silber, oder von gemiſchten Metallen in Form der Münzen gepräget, ſie tragen das Bildniß eines Prinzen auf ſich, um bei der Nachwelt das Andenken einer wichtigen That zu verewigen.

gen. Die antiken Denkmünzen sind gemeiniglich von Metall.

Die Theile einer Medaille sind, erstens, die beiden Seiten; deren Avers (Bildseite) und die andere der Revers (Rükkenseite) heißt. Zweitens, die Mitte einer jeden Seite, welche man Feld nennt. Drittens, die Umschrift, oder Randschrift: Viertens, die Exergue, oder Unterschrift (Abschnitt), über welcher die Figuren, oder die Allegorie (Sinnbild) stehen. Auf den beiden Flächen der Denkmünzen lieset man die Schrift, welche Type, Legenda, sonst auch Ueberschrift heißt.

Man theilet die Denkmünzen in antike, und moderne; in griechische, und römische, in Denkmünzen von grossem, und kleinem Metall. In der Medaillensprache nennt man Sammlungen die verschiedene Metalle nach ihrer Ausprägung: sie machen in den Kabinettern der Münzkenner drei Sammlungen in Absicht auf die Ordnung, und Reihen der verschiedenen Medaillenarten aus, dergleichen ist die Reihe der goldenen, und diese erstrekken sich über tausend, oder zwölfhundert, die von Silber, die bis auf dreitausend steiget: die von Kupfer, welche sich auf sechs, bis siebentausend Arten erstrekkt.

Die Sammlung von Mittelkupfer, ist die ansehnlichste: denn man kann sie bis zum Verfall des Kaiserthums verfolgen. Man richtet die Sammlungen nach der Kopfseite der Medaillen ein.

Vormals wurden die Denkmünzen, sagt Herr Plüche in eben der Absicht wie heut zu Tage geprägt. Es geschahe um das Andenken grosser Begebenheiten zu verewigen, oder um die Erkenntlichkeit einer Stadt, oder einer Gesellschaft dadurch an den Tag zu legen Medaillensammlungen sind wahre Urkunden des Alterthums; und nichts ist für junge Leute unterrichtender, als wenn man ihnen die Brustbilder, und Rükkenseite einer Sammlung von Denkmünzen über Bizantinische, oder andere

Kaiser vor Augen legt. Das Gedächtniß drükkt sich auf dieſe Art alles in der gehörigen Ordnung ein, wenn man ihnen zugleich einige Züge aus der Geſchichte dieſer Kaiſer, oder andere wichtige Umſtände erzählet; anſtatt daß man im Durchleſen der Bücher eine Menge derſelben überſieht, oder vergiſſet.

Denkmünzen ſind Stükke, an welchen ſich die Unwiſſenheit noch nicht vergriffen hat: man lernet daraus tauſend wichtige, und artige Sachen, die man nirgends anders wo findet. Durch die Medaillen erhält man z. E. die Verſicherung, daß das Jahr, worinn die Bibelchronologie des Oitree die Geburt Chriſti beſtimmt, eben das Jahr iſt, in welchem er gebohren iſt. Die Denkmünzen haben zu der Aufklärung der Hiſtorie viel beigetragen; Egipten, Griechenland, und Rom, die Regentin des Erdbodens, haben nichts Wichtiges, weder im Kriege, noch in Friedensſachen unternommen, wovon uns die Medaillen nicht einige Urkunden hinterlaſſen hätten. Dergleichen ſind die egiptiſchen, griechiſchen, und römiſchen Gottheiten: ſo wie die Triumphbögen, die bedekkten Gänge, die Amphiteater (Bühnenplätze) die Cirken (Rennbahnen), die Obelisken, (Stulpiramiden), die Kriegstrachten, die Fahnen, und andere Kriegsinſignien, die Waffen, deren ſie ſich zum Angriff, oder zur Vertheidigung bedienten u. ſ. w. Sie lehren uns den Anfang der kaiſerlichen Regierungen, die Vermählungen der Kaiſer, das Geburtsjahr ihrer Kinder, die Adoptirungen, die Ernennung zu Ceſarn (Reichsgehülfen) das Leichengepränge, die Vergötterungen, und die Bildniſſe der Kaiſer. Wir haben nicht leicht Denkmünzen die jünger als Heraklius wären, das heißt, die vom Anfange des ſiebenten Jahrhunderts herrühren ſolten.

Der Zeitraum von viertauſend Jahren, den man von der Schöpfung bis zur Geburt Chriſti rechnet; iſt derjenige, über welchen faſt alle Chronologiſten bis auf

einige

einige wenige Jahre übereinstimmen. Man muß sich an ihre Epochen, und Zahlen halten, weil sich runde Zahlen viel leichter behalten lassen, da ihr Bild im Gedächtniß viel einförmiger ist. Also findet man in ihren Epochen alle nur mögliche Hülfe. In der That, wenn man vom Jahre viertausend, in welches die Geburt Christi fällt, tausend Jahre zurükk geht, so findet man just die Einweihung des Tempels Salomonis, im Jahr der Welt 3000 vor sich. Wenn man noch tausend Jahre weiter zurükk geht, so findet man bis auf acht Jahre, die Geburt Abrahams, welche im Jahr 2008 erfolgte, zutreffend.

Eintheilung der Zeit in zehn Epochen, vor der Geburt Christi.

Erste Epoche. Die Schöpfung der Welt: diese Epoche geht bis an die Sündfluth, und dauret bis ins Jahr 1656.

Zweite Epoche, 1657. Die Sündfluth: diese geht bis an den Beruf Abrahams.

Dritte Epoche 2083. Der Beruf Abrahams geht bis an das geschriebene Gesezz.

Vierte Epoche 2413. Das geschriebene Gesezz, oder Moses.

Fünfte Epoche 2820. Die Eroberung von Troja.

Sechste Epoche 3000. Vollendung des Tempels Salomonis.

Siebente Epoche 3250. Die Gründung der Stadt Rom, und 754 Jahr vor der christlichen Zeitrechnung, oder vor der Geburt des Heilandes.

Achte Epoche 3468. Cyrus, oder die wiederhergestellten Juden.

Neunte Epoche 3802. Scipio, oder das eroberte Karthago.

Zehnte Epoche 4000. Die Geburt des Heilandes.

Eilfte Epoche. Das 312te Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung. Konſtantin oder der Kirchenfriede.

Zwölfte Epoche 800. Karl der Groſſe, oder die Aufrichtung eines neuen Kaiſerthums.

Dreizehnte Epoche 1248. Ludewig der Heilige, oder der neunte Kreuzzug.

Vierzehnte Epoche 1661. Ludewig der vierzehnte, der die Regierung ſelbſt übernimmt.

Die Geſchichte.

Nuzzen der Geſchichte, Grundſäzze über dieſe Materie. Welche Geſchichten ſollen den erſten Rang in der Reihe unſerer Kenntniſſe behaupten?

Die Geſchichte iſt gleichſam der Schlüſſel zu allen Büchern: ſie dient dieſelben zu verſtehen: denn alle Schriftſteller halten davor, daß man in allen Wiſſenſchaften das Vornehmſte von den groſſen Weltbegebenheiten wiſſen müſſe, und daß es eine Schande ſei, dasjenige nicht zu wiſſen, was vor unſerer Exiſtenz, unter unſern Vorältern vorgegangen iſt. Wenn man alſo an den Wiſſenſchaften Theil nehmen, und ſie verſtehen will, ſo muß man das wiſſen, was ſie als bekannt voraus ſezzen. Die Geſchichte iſt es, welche uns in alle Länder, und Zeiten verſezzt, und ſie unterrichtet uns von allem was auf der Erde geſchicht. Ein anderer Nuzzen, ſo aus der Geſchichte entſtehet, iſt, wenn man auf die groſſen Beiſpiele der Grauſamkeit, auf die Verwirrung, und auf die Verbrechen, welche Folgen der groſſen Leidenſchaften ſind, aufmerkſam iſt; ſo wird man gewahr, wie weit die Verführung unſers Herzens gehen kann, wenn wir uns nicht die Mühe geben, uns von dieſem Uebel heilen zu laſſen. Man erſiehet

siehet auch daraus, auf welchem Fusse die Menschen von jeher gelebt haben. Man lernt die Zufälle des Lebens ertragen, ohne sich darüber zu verwundern, noch über seine Zeiten zu klagen, eben als wenn unsere Klagen die Uebel verhindern könnten, woran doch jedes Jahrhundert seinen Antheil gehabt hat. Man wird von der Bosheit, und dem Elende der Menschen, von ihrer Eitelkeit, von der Unbeständigkeit der größten Glükksgüter, und von dem schrekklichen, und plözzlichen Glükkswechsel überzeugt, dem sie öfters ausgesezzt sind. Man ersiehet daß der größte Theil der berühmtesten Eroberer, im Grunde nur öffentliche Völkerplagen, Feinde des menschlichen Geschlechts, und Räuber der Nationen gewesen, die von einem unruhigen, und blinden Ehrgeize angetrieben, ihre Verwüstung von einer Gegend in die andere übertrugen, und die, einer Feuersbrunst ähnlich, alles was sie antraffen, verödeten. Man sieht einen Kaligula, einen Nero, einen Domitian so lange mit Ruhm gekrönt, als sie lebten, die nach ihrem Tode aber zum Abscheu, und Verwünschung der Völker wurden. Von der andern Seite aber sieht man den Titus, den Trajan, den Antonin, und Mark-Aurel von der Menschheit angebetet, weil sie ihre Macht nur anwandten den Menschen Gutes zu thun: die Geschichte drükkt wirklich schönen Handlungen das Siegel der Unsterblichkeit auf, und bedekkt die Laster mit einem Brandmahl, den Jahrhunderte nicht auszulöschen vermögen. Wenn man also die Geschichte auf eine gute Art studiret, so ist es eine Philosophie, die einen desto grössern Eindrukk auf uns macht, jemehr sie mit uns durch lebendige Beispiele redet, über diese ist es gut ein Register zu halten, um sich dieselben bei Gelegenheit vor Augen zu stellen: endlich so hält die Geschichte dem Menschen einen unpartheischen Spiegel von seinen Pflichten, und Verbindlichkeiten vor.

Ferner vertritt die Geschichte bei jungen Leute die Stelle des grauen Alters, und sie dient ihnen anstatt der Erfahrung die ihnen fehlet, indem man ihnen wie in einem Gemälde das Merkwürdige vor Augen stellet, was in allen Jahrhunderten vorgefallen ist, und ihnen eine richtige Materie zu Gedanken über dasjenige an die Hand giebt, was vor ihnen geschehen ist, über die Verbindung der Welthändel, und über das, was in der Zukunft noch verstekkt liegt. Ein kluger Kopf der die Geschichte studiret, schränket sich nicht auf die blosse Erzählung der Begebenheiten, nicht auf den Gewinn, oder Verlust der Schlachten ein: er merkt vornämlich die sichtbaren, oder geheimen Ursachen der Begebenheiten an; was zu der Vergrösserung, oder zu dem Verfalle der Reiche etwas beigetragen hat: was ein Volk zu einer Zeit berühmt machte, was den Ruhm desselben zu einer andern Zeit zu Grunde richtete, was der Verlust, oder der Sieg einer Schlacht nach sich gezogen; daß die Entscheidung der Begebenheiten öfters von den Folgen verschieden gewesen, welche die unrechte Klugheit vermuthet hatte: was eine Republik ohngeachtet ihres Verlustes in ihrem Wohlstande erhielte, dahingegen eine andere viel prächtigere, bei ihrem ersten Stosse unterliegen mußte. Er steigt so viel ihm möglich ist, zu den ersten Gründen der Staatsklugheit zurükk: er bemerket wie die größten Dinge öfters nur einen geringen Anfang gehabt: wie sich öfters die Eroberungssucht mit ihrem eigenen Verluste geendigt. Er lernt daraus, daß eine höhere Gewalt überall herrschet, und daß eine göttliche Hand alle Sachen lenket, ohne sie von dem Willkühr der Menschen abhängen zu lassen.

Man lieset nicht nur die Geschichte, um die Menschen kennen zu lernen, sondern auch um zu sehen, wie ihre Talente, ihre Tugenden, oder ihre Leidenschaften auf die Begebenheiten selbst einen Einfluß gehabt; die Triebfedern

federn, die ſie angewandt haben, und die Art, und Weiſe wie ſie ſie ſpielen lieſſen. Man vergleichet dieſe Unternehmungen mit den angewandten Mitteln, und die Mittel mit dem Erfolge: gemeiniglich findet man, daß die Verwegenheit nicht ungeſtraft geblieben, und wie mächtige Staaten von ihrer Höhe herabgeſunken, und in Verfall gerathen.

Man lieſet noch die Hiſtorie als ein Staatskundiger; man ſiehet darinnen die gemeinnüzigſten Gegenſtände, welche den verſchiedenen Nationen nach ihrer Staatslage vortheilhaft ſein können, und welche Ausſichten dieſelben haben müſſen, um zu ihrer Erhaltung, und Vergröſſerung zu gelangen.

Die Univerſalhiſtorie.

Da es den meiſten Menſchen unmöglich iſt, die groſſe Menge von Kroniken, und allgemeinen Hiſtorien zu leſen, welche man zu verſchiedenen Zeiten geſchrieben, ſo muß man ſich mit den beſten Abkürzungen derſelben begnügen. Die berühmteſte darunter, ſind des Vater **Petau** Rationarium temporum, und die drei Theile der Abhandlung, welche **Boſſuet** über die Univerſalhiſtorie geſchrieben. Das erſte Buch iſt ins Franzöſiſche überſezzt, und vielmahl abgedrukkt worden, weil man es hochgeſchäzzet: es iſt wahr, daß die alte Hiſtorie ein wenig kurz gefaßt iſt, man hat aber den Vortheil, jederzeit am Rande ſeines Buchs den Beweis von der Geſchichte zu leſen, die er uns erzählt. Sein zweiter Theil, welcher ſich mit der chriſtlichen Zeitrechnung anfängt, iſt etwas umſtändlicher abgefaſſet.

Die Abhandlung des Herrn **Boſſuet**, enthält drei Theile, derjenige, welcher die Chronologie betrift, iſt weniger beträchtlich: ſo ſchnell, wie ein reiſſender Strom dahin fährt, und dem Auge keine Zeit läßt, ſeine Wellen

ein-

einzeln zu ergreifen, so geschwinde laufen uns seine Jahre unter den Händen fort; man muß diesen Schriftsteller aber in seinen scharfsinnigen Ueberlegungen bewundern, die das Wesentlichste in seiner Abhandlung ausmachen: derjenige Theil, der sich über die Religion ausdehnt, ist ein unsterbliches Meisterstükk seiner Hand, und das Werk eines tiefdenkenden Gottesgelehrten, der alle Zufälle des Lebens mit Vortheil zu zeichnen versteht, und überall eine göttliche Vorsehung findet. Der dritte enthält Reflexionen, welche die stufenweise Abwechslungen der Reiche betreffen: dieses Werk breitet sich, wie Herr Rollin mit gutem Grunde sagt, ausser seiner Schönheit, und der hohen Schreibart, und ausser den gründlichen Betrachtungen, woraus man die tiefe Einsicht des Schriftstellers in das menschliche Herz erkennt, über alle Jahrhunderte, und über alle Reiche aus. Man siehet denselben mit unendlicher Vergnügen über alle Völker, und alle Nationen der Welt die Musterung halten, er ziehet ihre guten, und schlimmen Eigenschaften, ihre Gewohnheiten ihre verschiedene Neigungen, und Egipter, Aßirer, Perser, Meder, Griechen, und Römer ans Licht. Man siehet hier alle Reiche der Welt gleichsam aus der Erde hervorsteigen, die sich nach, und nach durch unvermerktes Wachsthum in die Höhe heben, in der Folge ihre Eroberungen nach allen Seiten ausdehnen, durch unterschiedliche Wege den Gipfel der menschlichen Hoheit ersteigen, und von dieser Höhe durch plözliche Revolutionen wieder in ihr Nichts hinabsinken, verschwinden, und so zu reden mit ihrer Existenz von dem ehmaligen Abgrund der Undinge wieder verschlungen werden. Was aber unsere Aufmerksamkeit am meisten verdient, ist, daß man sogar in den Sitten der Völker, in ihrer Denkungsart, in ihren Tugenden, und in ihren Lastern, den Keim ihres Wachsthums, und ihrer Verwesung bemerkt. Man findet überall Spuren eines höchsten Wesens,

welches

welches über alles wacht, und alles verordnet, welches alle Begebenheiten abwägt, und lenket, und als Oberherr das Schikksal der Königreiche, und Staaten entscheidet.

Die Geschichten, welche in unseren Kenntnissen den ersten Rang einnehmen müssen, sind die heilige Geschichte, die Kirchengeschichte, die alte, oder die griechische Geschichte, die römische, und wenigstens für einen Franzosen, die französische Geschichte.

Die heilige Geschichte.

Da die heilige Geschichte zugleich eine Geschichte der Religion ist, so kann man nicht umhin, mit ihr anzufangen: sie steht in den Büchern des alten, und neuen Testamentes beschrieben. Alle ihre Abtheilungen sind gleich unterrichtend; und man erblikkt Gott in allen Begebenheiten. Die heilige Schrift ist eine untrügliche Regel dieser Geschichte. Um sich davon unterdessen eine klare, und kurzgefaßte Idee zu machen, so ist es gut, wenn man die Sitten der Israeliten in dem Buche des Herren Fleuri nachlieset. Man lernet daraus den Karakter der jüdischen Nation, in ihren verschiedenen Altern kennen. Hierauf kann man die historischen Bücher des alten Testamentes durchlesen; und man muß bei dem Lesen einen neuern Schriftsteller zum Führer haben, dergleichen der Kommentar des Don Calmet ist. Woferne man mit einem kurzen Begriffe zufrieden sein will, so haben wir nichts bessers als den Auszug aus dem alten Testamente, worinnen der Autor so viel als möglich die eigenen Worte der heiligen Schrift beibehalten hat.

Die Kirchengeschichte.

Ehe man diese lieset, so muß man eine hinlängliche Kenntniß von den Lehrsäzzen der christlichen Religion besizzen: sonsten scheinet uns alles bei jedem Schritte eine Neuigkeit zu sein. Wir haben keinen kurzen Auszug von den christlichen Lehrsäzzen, der so unterrichtend, oder so gründlich wäre, als der Katechismus der Tridentinischen Kirchenversammlung; keine theologische Schriften können etwas deutlicheres, und genaueres über die Kirchenlehrsäzze, und Lebenspflichten sagen. Hierauf muß man den Traktat des Herrn Fleuri von der Sittenlehre der Christen lesen. Dieses Buch ist mit derjenigen edeln Einfalt, und Liebe zur Religion geschrieben, welche der eigentliche Karakter dieses berühmten Schriftstellers ist. Hernach muß man die Kirchengeschichte von eben diesem Verfasser vornehmen. Um aber von allen Revolutionen, die sich in der Kirche zugetragen haben, gründlich urtheilen zu können, so muß man die Einleitung eben dieses Schriftstellers, welche man einigen Bändern seiner Werke vorgedrukt findet, mit Aufmerksamkeit durchgehen: man hat sie sogar zur Bequemlichkeit der Leser besonders herausgegeben. Dieser Vortrag wird sehr hoch gehalten, und wir haben nichts, was über diese Materie schöner gedacht wäre. Man ersiehet daraus, daß seine Absicht sei, alles dem Geiste des ersten Christenthums näher zu bringen: in diesem Gemälde erblikkt man alle merkwürdige Auftritte, welche in der Kirche geschehen sind, und die Ursachen, welche dazu die Veranlaßung waren. Wenn man mit einiger Gründlichkeit die schöne Jahrhunderte der Kirche untersuchen will, so gehet nichts über die Aufsäzze des Herrn Tillemont: die Materie dieses vortreflichen Autors, war die Schwierigkeiten zu entwikkeln, welche in den fünf ersten Jahrhunderten der Kirche vorkommen. Schwerlich ist

wohl

wohl jemals ein Werk mit mehr Sorgfalt, und gewissenhafter als dieses, ausgearbeitet worden, es ist die Frucht einer fleißigen Anstrengung, und einer mit vieler Ueberlegung vorgenommenen Durchlesung aller Originalautoren. Personen, welche nicht Fähigkeiten besizzen, ein so langes Werk durchzugehen, können sich mit dem Auszuge der Kirchengeschichte begnügen, welcher seit einigen Jahren ans Licht getreten ist.

Die alte Geschichte.

Unter dieser verstehet man die Geschichte der Egipter, der Karthagenenser, der Aßirer, der Babilonier, der Perser, der Meden, der Macedonier, und der Griechen. Ihre Geschichte hat Herr Rollin beschrieben, und sie enthält dreizehn starke Bänder in Duodez. Man kann von ihr behaupten, daß sie einen allgemeinen Beifall gefunden. Nicht, daß man keine andere Schriftsteller über die Historie dieser Völker hätte, sondern es scheint vielmehr, daß ihre Werke viel zu weitläuftig gerathen, und sich die Rollinsche Historie für den größten Haufen des Publikums besser schikke, weil sie demselben begreiflich ist. Man muß aber wissen, daß von den dreizehn Bänden, die seine alte Historie ausmachen, mehr als eilfe die griechische Geschichte in sich fassen, und daß nur der erste, und Zweidrittheile vom andern Bande, die obengedachte Völker schildern. Man muß aber dieses Werk, mehr als eine griechische, und persische Historie betrachten, in welche der Autor bei Gelegenheit, die Geschichte der übrigen alten Völker mit eingewebt hat.

Es mag damit beschaffen sein, wie es will, so war doch der grosse Endzwekk des Herrn Rollin dieser, daß er die Sitten, das Genie, die Gesezze, die Gebräuche, die Gewohnheiten, den Karakter, die Talente, die Tugenden, und selbst die Laster der Völker, und ihrer Regenten

genten zu beschreiben suchte. Da er sich vornämlich dem Unterricht der jungen Leute zum Endzwekke machte, so glaubte er, daß es überflüßig sein würde, wenn er dieses Werk mit einer tiefen Gelehrsamkeit beschweren wolte, und daß sich diese zu seiner Absicht nicht schikke: er begnügte sich also aus den lateinischen, und griechischen Schriftstellern dasjenige heraus zu nehmen, welches ihm unter den Begebenheiten das Interessanteste, und für die Betrachtungen am meisten unterrichtend zu sein schien: allein dieses war schon hinlänglich genug, um ein Werk von so langem Athen zu verfertigen, und er hatte das Vergnügen seine Laufbahn glükklich zu endigen. Was ihn aber noch lobenswürdiger macht, ist dieses, daß er keinen einzigen Gedanken, kein schlüpfriges Wort, und keinen Ausdrukk anwendet, welcher einen falschen Begriff, oder gefährliche Grundsäzze veranlassen könnte.

Dieses Werk legt uns eine unendliche Menge berühmter Thaten, und Betrachtungen der reinsten Sittenlehre vor Augen. Man wird schwerlich in der allgemeinen Geschichte seit einer gewissen Anzahl von Jahrhunderten so viel tugendhafte Handlungen, so viel Maximen antreffen, die geschikkt wären, den Verstand, und das Herz zu bilden, als man in dieser Historie antrift.

Da der gröβte Theil der jungen Leute, und selbst eine grosse Menge erwachsener Personen nicht Zeit haben, die dreizehn Bände der alten Historie durchzulaufen, oder auch nicht im Stande sind, sich selbige anzuschaffen, so gab ein Gelehrter seit einigen Jahren einen Auszug aus der griechischen Historie, in einem Duodezbande heraus, und dieser kann für diejenige Art von Lesern, deren wir erwähnt haben, hinlänglich sein. Nach dem Beifalle, welchen das Publikum diesem Auszuge gab, und nach den Empfelungen desselben durch verschiedene Journale zu urtheilen, so scheint es, woferne irgend ein

Buch

Buch die Stelle des Rollinschen vertreten könne, daß es dieses sein würde.

Die römische Geschichte.

Unter diesem Titel verstehet man gemeiniglich die Geschichte der Republik dieses Nahmens, oder des römischen Freistaates. Diese Historie ist in allem Betracht voller Revolutionen, und für den Leser sehr interessant. Man siehet darinnen den Karakter grosser Männer, welche sich in dieser Republik vor andern kennthar gemacht; und Beispiele ohne Ende, über alle moralische Tugenden. Was die Geschichte des römischen Kaiserthums betrift, so hat auch diese ihre Vortheile: erstens, weil sie mit der Kirchengeschichte verbunden ist, welche zugleich die Geschichte unsers Glaubens ist. Zweitens, weil sie die Quelle aller neuern Monarchien ist, die aus den Trümmern dieses ungeheuern Staatskörpers erwachsen sind. Unter der grossen Anzahl Autoren, so die römische Geschichte geschrieben haben, sind die besten, **Lorenz Echard**, der Abt **Vertot**, und Herr **Rollin**.

Der erste, welches **Lorenz Echard**, ein Engelländer war, schrieb eine Historie, welche sowohl die Republik, als das Kaiserthum abhandelt, und welche er nicht nur bis an den Verfall dieser ungeheuren occidentalischen Monarchie, unter dem Augustulus bis zum Jahr 476, sondern auch bis zur Eroberung von Konstantinopel, welche durch die Türken, in der Mitte des funfzehnten Sekuli geschahe. Der Theil, welcher die Historie der Republik in sich hält, hat den größten Werth, und er ist mit derjenigen Einfalt geschrieben, welche die Erzählung der alten Geschichte zu haben verlanget. Der Autor schränket sich nur auf die merkwürdigste Begebenheiten ein. Diese Historie ist vom Abt **Desfontaines** mit aller

Reinigkeit der Schreibart, und sogar mit Anmuth, ins Französische übersezzet.

Die Revolutionen dieses Freistaates vom Herrn Abt **Vertot**, können vielen Leuten zu einer vollständigen römischen Historie dienen. Dieses ist eins von den besten Werken, welches aus der Feder dieses berühmten Historienschreibers geflossen ist. Es ist mit vielem Anstande, Betrachtung, und mit vieler Erhabenheit geschrieben. Man findet darinnen historische Karaktere, welche besser, als in den meisten neuen Schriftstellern ausgedrükkt sind. Der Autor entwikkelt die unbeständige, und lermende Denkungsart der Demokratie, (Volksregierung) auf eine empfindsame Art. Er lässet uns das Ungereimte, in denen noch so wohl eingerichteten Freistaaten wahrnehmen, weil ohngeachtet der klugen Staatsverwaltung unter den Römern, dennoch die Personen, die für das gemeine Beste, noch so viel Eifer bezeugten, und die vollkommensten, und fähigsten Staatsmänner, alle Tage den wunderlichsten Revolutionen ausgesezzet blieben.

Endlich ist die neueste römische Historie, eine Arbeit des Herrn **Rollin**, sie verdienet alle Lobsprüche, und das Publikum hat dieselbe mit eben dem Eindrukke angenommen, womit es seine alte Historie beehrte. Es wäre zu wünschen gewesen, daß dieser kluge Schriftsteller, die Zeit gehabt hätte, sein Werk zu endigen, oder es wenigstens bis zum Ende der Republik fortzuführen, indem er mit dem achten Bande beschliesset; es hat aber sein Fortsezzer, welcher von eben dem Eifer belebt war, das Publikum wegen seines Verlustes schadlos gehalten, und diese Historie nebst der Geschichte der römischen Kaiser, bis auf **Constantin** verfolget. Wenn es gleich nicht einerlei Stil ist, so findet man doch einerlei Klugheit in den Absichten, einerlei Gelehrsamkeit, und einerlei Genauigkeit in dem Erzählen, mit einem Worte, man

siehet in dem Herzen des Schülers, eben die Liebe für die Tugend herrschen, als in dem Lehrer herrschte.

Die französische Historie.

Nach der Geschichte der Bibel, und der Kirche, verdienet die französische Historie, insonderheit von einem Franzosen vorzüglich studiret zu werden. Schon die gesunde Vernunft verlanget es, daß man diejenigen Menschen kennen lerne, unter welchen man, kraft der Verwandschaft, und Freundschaft, oder vermittelst der Verbindlichkeiten der bürgerlichen Gesellschaft leben muß: mit einem Worte, da man mit der übrigen Geschichte der Länder nicht in so enger Verbindung stehet, so muß man sich folglich mit ihnen, erst nach der französischen Historie bekannt zu machen suchen. Es treibet eine seltsame Unbesonnenheit die Menschen an, dasjenige aufzusuchen, was unter fremden Völkern vorgehet, anstatt daß sie die Augen der Wißbegierde auf das richten sollten, was ihnen die Geschichte ihres Vaterlandes, an Denkwürdigkeiten darbietet.

Frankreichs Historie liefert uns Züge von allen Arten der Tugend, welche man denen, die in der römischen Geschichte glänzen, an die Seite stellen kann. Unter uns, finden sich Beispiele der Tapferkeit, der Unerschrokkenheit, Muster der Helden, und sogar erhabene Züge, von der Liebe zum Vaterlande, und für den Staat, vom Eifer für den Dienst des Fürsten, von Großmuth, Rechtschaffenheit, Treue, und Beweise, von allem demjenigen, wozu grosse Seelen fähig sind. Diese Historie hat eine unzählige Menge von Geschichtschreibern hervorgebracht, jede Linie unserer Könige, ist von vielen Federn geschildert worden: andere haben das einzelne Leben unserer Monarchen beschrieben: endlich unternahmen noch andere, die Historie der Monarchie bis auf unsere Zeiten

auszuführen; da es aber unmöglich ist, alle diese Werke zu lesen, so muß man sich mit den berühmtesten darunter, dergleichen der Mezerai, und Vater Daniel ist, begnügen.

Man muß sich, ehe man sich in die Historie von Frankreich einlesset, mit dem eigentlichen Karakter der Nation bekannt machen. Zu dieser Absicht ist der kleine Traktat des Abts Le Gendre, über die Sitten der Franzosen sehr geschikkt. Dieser Schriftsteller, war in den Geschäfften des Reichs sehr geübt, und er kannte die Abwechselung, welche der Karakter der Nation, und die französische Staatskunst erfahren hat. Viele Personen sind für den Mezerai, so wie andere für den Pater Daniel eingenommen. Was den Mezerai betrift, so haben wir keinen so genauen Schriftsteller, über die Zeitfolge der Monarchie, als eben diesen, er besizt von den Staatsgeschäften unseres Landes, eine tiefe Kenntniß, er urtheilet richtig, sein Werk verräth eine unschuldige Liebe zur Warheit, und eine Stärke, dasjenige zu sagen, was unser Jahrhundert, als eine Verwegenheit ansehen würde. Bisweilen sind seine Ausdrükke unverfeinert, aber stark, und treffend, und seine Historie ist mit Zügen durchflochten, welche selbst dem besten Schriftsteller des Alterthums Ehre machen würden: er rührt die Augen des Lesers durch die Stärke seiner Zeichnung, und durch brennende Farben. Ob gleich sein Stil einen nachläßigen Gang zu haben scheinet, so finden sich doch darinnen unnachahmliche Wendungen, welches eben so viel Striche eines meisterhaften Pinsels sind. Die zwei lezztern Bände seiner Historie, die aus drei Theilen in Folio bestehet, werden höher, als die erstern geschäzzet; und sein Auszug, ist weniger felerhaft, als sein Werk.

Die Historie des Vaters Daniels ist auf eine Art geschrieben, welche sich für unsere Zeiten, nnd zu der Neigung besser schikkt, die wir für eine schöne Schreibart hegen.

gen. Man findet, daß er besser als ein anderer, das Chaos, welches in der ersten Linie der Könige herrschet, auseinander gesezzet hat, überdem beobachtet er mehr Ordnung, und Deutlichkeit in den Folgen der Begebenheiten, und die Einrichtung seines Werkes, ist besser als der Plan des Mezerai: unterdessen gestehen doch die Kenner, daß seine Ausdrükke nicht allezeit rein genung sind, daß seine Schreibart frostig, und zu weitschweifig ist, und sich bei Kleinigkeiten aufhält, daß er mehr saget, als er zu denken giebt, daß seine Historie eine lange Umständlichkeit von der Operation des Krieges enthält, daß er die Begebenheiten nicht zu malen weis, und daß er auf viele Irrwege gerathen ist. Bei allen diesen Fehlern, ist die Historie des Vaters Daniels, wenigstens bis auf die Regierung Ludwig des eilften nicht so schlecht, als man vorgiebt.

Wir haben von der französischen Historie viele Auszüge; der vollkommenste von allen, ist nach dem Geständnisse der ganzen Welt, der Auszug des Herrn Präsidenten Hainaut; allein es sezzt ein dergleichen Werk schon zum voraus, daß man diese Historie gründlich inne habe. Wenn man solche Schrift, aus diesem Augenpunkte betrachtet, so ist sie das schönste Gemälde, welches jemals ein Gelehrter zeichnen können, um sich auf diejenigen Dinge wieder zu besinnen, welche man umständlich gelesen hat: es enthält die scharfsinnigsten Betrachtungen, die ein Mann von Geschmakk, übrr den Karakter der Personen anstellen kann, die in unserer Geschichte vor andern hervor leuchten, und welche sich über das öffentliche Recht, sowohl was das Staatsrecht, als das bürgerliche Recht betrift, über die Traktaten, über die Verordnung und Regierung ausdehnen; es würde dieses aber nur so viel heissen, als ob man die Oberfläche unserer Historie berühren wollte, wenn man nur dabei stehen bleiben wollte.

Es wäre zu wünschen, daß ein guter Schriftsteller aufstünde, welcher von der französischen Historie dem Publiko einen guten Auszug, in einem einzigen, etwas starken Bande liefern möchte, welcher nicht für die Gelehrten, noch wie der beschaffen wäre, welcher für die Kinder geschrieben worden, und die nichts als das Datum der Geburten, der Vermählungen, der Feldschlachten, und der Sterbefälle angeben, sondern der sich für junge Leute, welche sich schon gebildet haben, schikke. Die Wissenschaft der Historie, bestehet nicht in einer öden, und unfruchtbaren Kenntniß der Begebenheiten, die wenig ernsthaft, oder wenig gemeinnüzig sind. Das Werk, von welchem wir hier uns einen Begriff machen, würde gleichsam ein grosses Gemählde von der französischen Historie vorstellen: eine jede Regierung, würde darinnen die verschiedene Gruppen derselben andeuten: berühmte Begebenheiten, und durchaus keine andere, würden gleichsam eben so viel eingerükkte Denkmünzen, zu dieser Regierung liefern. Man würde daraus, die einzelnen Karaktere der Könige, und die Mine der grossen Männer, welche von Zeit zu Zeit darinnen auftraten: ihre besondern Verdienste, und das, womit sie dem Staate nüzzlich gewesen sind, aus ihrer Quelle kennen lernen: man würde die Ursache der grossen Revolutionen, den Keim der grossen Kriege, die traurige Folgen der Leidenschaften, den Fall der Sitten, den Fortgang der Wissenschaften u. s. w. daraus begreifen können.

Wir erhalten die Nachricht, daß ein Auszug, welcher beinahe von dieser Art ist, unter dem Titul: Tableau de l'Histoire de France, bereits unter der Presse sei.

Es würde in einer Encielopedie, nicht leicht zu entschuldigen sein, wenn sie ohne eine Historie gelassen worden. Ich habe also, als Uebersezzer, eine allgemeine Weltgeschichte hinzugefüget, um junge Leute mit den wichtigsten Begebenheiten, die man wissen muß, bekannt zu machen.

Die

Die allgemeine Weltgeſchichte.

Erſte Begriffe der Hiſtorie.

§. 1.

Von den geſchehenen Dingen, entſtand der Name der Geſchichte, und das griechiſche Wort Hiſtorie, iſt vom Sehen abgeleitet; die Hiſtorie ſtellet alſo der Einbildungskraft Reihen von denkwürdigen Begebenheiten ſo ſinnlich, als eine Zauberlaterne einzelne Bilder dem Auge vor. Hier aber müſſen alle Begebenheiten denkwürdig ſein, d. i. ſie müſſen uns unterrichten, ſie müſſen auf den Verſtand, und das Herz einen ſichern Einfluß machen, ſie müſſen die wichtigſte Revolutionen der Welt auswählen, ſie müſſen uns groſſe Exempel von allen auſſerordentlichen Männern, von groſſen Talenten, und glänzenden Tugenden, als Spiegel der Nachahmung vorhalten; aber ſie müſſen auch auf ware Urkunden gegründet ſein, oder wenigſtens das Gepräge der Warſcheinlichkeit haben, wenn ſich die Hiſtorie vom bloſſen Gerüchte, von der Sage, von der Fabel, von den guten Romanen unterſcheiden ſoll. Soll die Hiſtorie aber den Verſtand erleuchten und das Herz erwärmen, ſo iſt das Gedächtniß nur der Einſammler zu dieſer groſſen Abſicht; man muß die wichtige Begebenheiten erſt wiſſen, nach der Zeitfolge wiſſen, man muß aber auch die Urſache, und ihre Folgen überdenken; und der Verſtand hat keine andre Mittel ſich zu ernähren, und ſich bis zum Grade der Beurtheilung zu entwikkeln, als wenn er frühe gewönt wird, über alles was man hört, oder lieſet, Betrachtungen anzuſtellen. Dieſes allein giebt dem Geiſte einen gewiſſen Grad der Dauungskraft, die die rohe Speiſen der Hiſtorie in den waren Lebensſaft verwandelt, und den Scharfſinn bildet. Man denke alſo bei jeder Sache

nach, und man frage sich selbst: welche Ursachen kommen in der Geburt dieser Weltbegebenheit zusammen? was für Absichten hatte die grosse Person bei ihrer Handlung vor Augen? welches ist der Wert ihrer Thaten? handelte der Mann als ein Menschenfreund, als ein denkender Weise, als ein grosmütiger, und wohlthätiger Weltbürger? hatte er die Unschuld der Uneigennüzzigkeit zu seiner Führerin gewählt? was für Folgen zog seine Handlung nach sich? was für Aenlichkeit hatte sie mit unsern jezzigen Zeiten? wie kann ich sein Exempel auf meine Umstände, und zu meiner Verbesserung anwenden? Was für Feler beging der Held in seinen Schlachten, der Staatsmann in seinem Kabinette, der Lehrer bei seinem neuen Lehrgebäude, der Sieger in der Verfolgung seiner Siege, der Fürst in der Verwaltung der Staatsgeschäffte? Wenn die Tugenden, die Geschäftigkeit, die Gerechtigkeit, und mit einem Worte, die unermüdete Geschäftigkeit, seinem Amte ein vollkommenes Gnüge zu leisten, Staaten gros gemacht; wenn der Geiz, die Trägheit, und die Wollüste, grosse Staaten zerstört, und ihr Andenken auf ewig vergraben haben; so wirken eben diese Weltbegebenheiten noch auf einzelne Reiche, auf Häuser, und einzelne Privatpersonen, immer noch nach einerlei verjüngtem Maaße fort. Und also ziehet ein jeder Stand, ein jeder Mensch aus der Historie seinen Nuzzen, nach dem Ebenmaasse, als er über ihre Gegenstände nachzudenken beliebt. Die Hülfsmittel des Gedächtnisses bestehen in der Zeitrechnung, zu welcher Zeit ist die Sache vorgefallen? in der Geographie, an welchem Orte fiel sie vor? in dem Zusammenhange der gleichzeitigen Begebenheiten, oder dem Synchronismus. Der Nuzzen der Historie, beruhet auf einer unerschöpflichen Befriedigung der Wisbegierde; man lernt alles, was grosses auf dem Schauplazze der Welt vorgefallen, man vergleicht es mit unsern Sitten, und Zeiten, man sieht die

größte

größte Revolutionen aus geringen Ursachen entstehen; man ziehet aus der Arbeit der Not, dem Schikksale, den Einsichten grosser Männer, seine Vorteile; man siehet die unsichtbare Hand Gottes noch aus dem scheinbaren Chaos der Dinge, Ausgänge bilden, wo kein Mensch welche vorher sah, Schöpfungen von heilsamen Begebenheiten aus Verwirrungen entstehen, und Dinge in der Ferne vorbereiten, die erst lange nachher reif werden können. Wie ein Unwissender, im Reiche der Natur, am Sternhimmel, unter so unzähligen Thieren und Nationen, nichts, als ein Spiel des Zufalls zu finden glaubt, da doch alle Kräfte nach Gewicht, Maasse, und Proportionen abgewogen sind, um ein bewundernswürdiges Ganze von regelmäßigen Aussichten hervorzubringen; so zeigt die Historie in der Vermischung der menschlichen Sitten, in dem Würfelspiele des Glükkes und Unglükks, daß zulezt die Wagschaale des Uebels steigen, und das Uebergewicht dem Guten lassen muß, und es müssen hier die Laster mit den Tugenden kämpfen, wenn sich die Welt in ihren Angeln unverrükkt erhalten und fortdauren soll: weiter zeigt die Historie, die Wohlthat der Religionen, welche alle in der thätigen Verehrung Gottes unser eignes Glükk, und in der Menschenliebe das Band der Gesellschaften vereinigen. Wir lernen die Menschheit, und also uns selbst kennen und nur Klugheit und Rechtschaffenheit als unser einziges Verdienst, so uns helfen kann, ansehen; wer erwirbt uns dieses höchste Glükk des Lebens? Nur Verstand und Tugend; oder das Nachdenken. Die Historie zeiget uns mit dem Finger den Abgrund, der die Leidenschaften von jeher verschlungen, und noch verschlingt. Und wie kann ein Mensch, der die Welt kennen lernen will, ohne diese Vorratskammer von Entschließungen, von grossen Folgen, ohne Kenntnis der vorangegangenen Auftritte, die bis in unsre Zeiten einwirken, eine gewisse Festigkeit des Geistes erlangen, um

nicht alles zu bewundern, oder vor jeder Neuigkeit zu erschrekken, wenn er noch heute sieht, daß unter der Sonne nichts Neues vorgeht, und daß die nachfolgende Menschengeschlechter eben das ausrufen werden müssen.

§. 2.

Gegenstand der Historie.

Bei der Auswal der Materien der Historie, behauptet das Notwendige die erste, das Nüzzliche die zweete; das Angeneme die unterste Stelle. Notwendig ist eine Nachricht, in der kein Mensch, in allerlei Ständen, ohne die größte Schande, und Schaden unwissend sein darf. Nüzzlich, oder brauchbar ist eine Nachricht, die einem besondern Stande Vorteil verschaffen kann; und die anmutige Nachrichten, erzälen kurze Anekdoten, merkwürdige Reden, Handlungen einzelner Personen, die uns durch das Unerwartete, Sinnreiche, und Sonderbare rühren. Die notwendige Materialien der Geschichte, sind der Ursprung und die älteste Geschichte der Menschen, die Errichtung bürgerlicher Gesellschaften, das Entstehen der Reiche daraus der Keim, und die Aeste der Religion, der Fortgang der Sitten, Gesezze, und Künste; der Ursprung, und die Einrichtung der heutigen Staaten; und die Geschichte unsers Vaterlandes, der Verfall, und das zusammenhängende Gewebe der verschiednen Länder untereinander, oder ihre wechselweise Beziehung aufeinander entstanden. Die allgemeine Weltgeschichte erzälet, wegen des unendlichen Umfanges der Dinge, nur die Hauptbegebenheiten der Welt, d. i. die durch ihre Wichtigkeit ausgezeichnete Revolutionen, welche das menschliche Geschlecht im Ganzen genommen, betreffen, und allmählig die jezzige Zeiten, und Staaten hervorgebracht haben. Diese Generalkarte der Welt, giebt blos die Hauptpro-

vinzen

vinzen, und Hauptstädte an; denn sie erzählet nur die berümtesten Völkerschaften, und ihren Zusammenhang mit ihren Zeitverwandten, ohne alle Dinastien der Welt zu erschöpfen. Die Ruhepunkte in diesem Felde ohne Ende, sind von den grossen Weltbegebenheiten, und von den berümten Völkern, und Stiftern der Reiche hergenommen, die daran den größten Antheil hatten. Eine solche Denkwürdigkeit, heißt Epoche, und die Zeit zwischen zwo solchen Epochen, ist die Periode, oder Zeitraum.

§. 3.

Epochen der Historie.

Der Anfang der Historie, verlieret sich in den dunklen Jahrhunderten der morgenländischen Sage, welche erst nach vielen Jahrhunderten Moses, Sanchoniathon, Berosus, und Manetho schriftlich gesammelt haben. Aus diesen Urkunden allein, kann man die erste Chronik der Welt beurteilen. Da nun die römische Historie, oder die Geburt Christi, zugleich der ware Anfang der Gewisheiten ist, so werde ich diese Epoche Rom zur Hauptgrenzscheide machen, und in der grossen Wüstenei, jenseits Roms, die alte Historie, so wie die neue Historie diesseits der zerfallnen römischen Monarchie, durch Epochen bestimmen. Es sind aber folgende zugleich die größten Begebenheiten, und Epochen.

Alte Historie vom Jahr der Welt 1.

1. Von der Schöpfung bis zur Sündfluth von 1 bis 1656.

2. Von der Sündflut, bis auf Moses, 1656, bis 2452.

3. Von Moses bis zur Erbauung Roms, 2452 bis 3231.

4. Von

4. Von der Erbauung Roms, bis Cirus, 3231, bis 3446.

5. Von Cirus, bis Alexander den Grossen, 3446 bis 3648.

6. Von Alexander, bis auf Christum, oder 3648 bis 3983, oder 1 die römische Kaiser.

7. Von den Kaisern Roms bis zum Untergange des abendländischen Kaiserthums, oder die heutigen Reiche, 1 bis 400.

8. Von der Wanderung bis zum Muhamed den Chalifen, und Gesezzgeber der Türken, 400 bis 622.

9. Von Muhamed bis Karl den Großen, dem neuen römischen, oder deutschen Kaiser, 622, bis 800.

10. Von Karl dem Grossen bis an die Kreuzzüge oder päbstliche Hierarchie, 800, bis 1096.

11. Von den Kreuzzügen, bis zur Entdekkung von Amerika durch Kolumb die Reformation, oder Karl der Fünfte 1096 bis 1520.

Neue Historie von Jahr der Welt 1500.

1. Epoche, das Jahrhundert Karls des Fünften, oder 1500.

2. Epoche, der dreißigjährige Krieg, 1600.

3. Epoche, der spanische Erbfolgekrieg von 1700.

4. Epoche Friedrich d. Große v. Preussen 1740.

Erste Epoche.

§. 4.

Die Schöpfung bis zur Sündflut, enthält 1656 Jahre. Der seegnende Wink des Allmächtigen, rief in sechs Tagen, Licht, Luft, Erde, die Sonne mit dem Sternhimmel, Thiere, und zulezzt den Adam, aus der Erde und die Eva, aus den Bestandtheilen des Mannes,

nes zur Wirklichkeit hervor. Dieses erste Stammpaar der Menschen, und Eltern, bekam durch das eingehauchte Ebenbild seines Schöpfers, das Vermögen, sich durch Tugenden der Gottheit immer, und ohne Ende mehr, und mehr zu nähern, und seine Statthalterschaft über die junge Erde. Ihr Sizz die angenemste Gegend Asiens, das Paradies, war vielleicht eine ansehnliche Landschaft, welche zu ihrem Anbau, und Vergnügen, alle blühende Gegenden der Morgenländer unendlich übertraf. Zu leichtsinnig gegen das kleine Verbot Gottes, der ihnen den Genus aller unzählbaren Baum, und Erdfrüchte mit Ausschluß einer einzigen erlaubte, hörten sie die verfürerische Wortspiele eines boshaften Geistes, die ein Schlangenkörper verlarvte, mit einem Mißtrauen an; sie assen die Frucht der Dummheit, und der Sterblichkeit; und seit der Zeit stürmen die unordentliche Begierden des Lasters in den Nachkommen; und Gott sezzte dem geschwinden Untergange der Menschengeschlechter, aus Gnade durch die Mühseligkeiten des Lebens, und den endlichen Todt, die Schranken. Seit der Zeit bringen die moralische Uebel, die Laster, die phisische Uebel oder der Misbrauch der Natur, den Todt hervor. Die Flucht aus Eden, zog eine Hinfälligkeit ihrer Körper nach sich, sie machte ihnen Kleidungen nötig; die ihnen geschlachtete Thiere geben konnten, und bei dieser Gelegenheit, lehrte sie Gott, an dem Blute dieser fülenden Geschöpfe, die Rache zu bemerken, die sie selbst verdient hatten, und dem beleidigten Weltrichter dadurch Busse, und Dank zu opfern.

§. 5.

Der Erstgeborne der Welt, Kain, angeflammt von der Eifersucht, daß seine Opfer von Gott verworfen wurden, tödtet seinen Bruder Abel. Seit dieser ersten tragischen That, verfolgt das Laster die Unschuld, und die

guten

guten Handlungen finden nicht im Danke der Welt, sondern allein in ihrem eignen Herzen ihre grosste Belohnung, und ihren Zeugen. Allmälich wurde Asien volkreich; der Akkerbau, und die Viehzucht verband diese irrende Gesellschaften; die in Städten wonende Häupter der Familien, legten durch Ordnung, und Unparteilichkeit, den Grund zur Polizei; sie erfanden Künste, den Feldbau, die Tonkunst, die Metallurgie, Hausgeschäffte, aber die Laster der Gesellschaften keimten auch hier früher auf, als unter den einsamen Gezelten der gottseeligen Horden. Schon im Jahre der Welt 1536 war die zügellose Ausschweifung unter den Bürgern, und Horden zu einer so abscheulichen Höhe gestiegen, daß Noa, nach dem Plane Gottes, erst 120 Jahre lang Busse predigte, und hierauf in einem grossen Schiffe, nebst sieben Personen seines Hauses, und einer ungeheuren Ladung von allen Arten der Thiere, der angedrohten allgemeinen Ueberschwemmung entweichen mußte. Der gerettete Seefahrer trug also die Urkunden, und Künste der alten Welt, in die neue über, ohne die Wurzel der Laster, den Eigennuzz jenseit des Ararats zurükke zu lassen. So ging eine Welt, so gingen Monarchien, und so geht noch ein Haus nach dem andern durch die Flut der Begierden unter, wenn ihnen die Vernunft, und Religion keine mächtige Dämme entgegen stellen. Nach dem hohen Alter der Menschen, da Metusalah der älteste der Sterblichen, 969 Jahre erlebte, waren nur wenige Ueberlieferungen von Adam, bis Mose, der die mündlichen Sagen in seine Bücher übertrug, notwendig.

Zwote Epoche.

§. 6.

Noah bis Mose 1657 — 2452.

Der Regenbogen leistete der neuen Welt gegen eine allgemeine künftige Ueberschwemmung die Gewähr.

Noah

Noah bepflanzte die Gebürge Armeniens mit Weinstökken, und seine Heerden nahmen die Ebenen von Mesopotamien ein. Nach 200 Jahren zerstreute sie die Herrschsucht Nimrods; dieser berufene Jäger blieb von der neuen Stadt Babilon, dieser Hauptstadt in Chaldäa, am Wasser des Euphrats Besizzer; indessen daß Assur in Ninive am Tigris, seinen Sizz errichtete, und zugleich Babilon, und Persien eroberte. Ninus dehnte den Umfang Assiriens, und Semiramis, diese kluge Gemalin des Ninus, die Mauern von Babilon, bis zum ersten Wunder der Welt aus. Nun entdekkte man Egipten, dessen Könige, vom Menes an, in den Hauptstädten, Theben und Memphis, unter dem Namen der Pharaonen, Beschüzzer der Gesezze, und der Künste waren; die Kanäle des Nils, waren ihr Werk, und ein lebendiger Ochs, Apis, wurde das Sinnbild des Feldbaues, und der Viehzucht in diesem berümten Kornlande, so das Weltmeer mit den Phöniciern, diesen ersten Seeglern verband, die am Libanon einen unerschöpflichen Quell des Schiffzimmerholzes, eine bequeme Küste und an Tirus einen guten Hafen zu ihrem Länd, und Seehandel fanden. Dieser Handel brachte Phönicien auf die Erfindung der Schreibekunst, welche vielleicht durch die Nahmen der Befrachter veranlaßt wurde, auch die Erfindung des Glases und Glasblasens, auf den Purpur der Meerschrekke, Taaut der Phönicische Kolumb, theilte diese Entdekkung mit Egipten, dessen sich die Phönicische Hirtenkönige beinahe 300 Jahre lang, bemächtigten.

§. 7.

Die kühnen Seereisen der Phönicier, und Egipter, entdekkten bald den griechischen Archipelagus, und die Halbinsel Peloponesus (Morea). Arkadien zog die asiatische Schäfer durch seine fette Viehweiden an sich; indessen daß der bessere Boden Asiens, und dessen geschlossene Gesellschaften Anlas gaben, die alte Erfindungen immer

mer höher zu treiben. Die Chaldäer studirten den Himmel, und Asien pflanzte nunmehr durch Hülfe der neuen Schreibkunst, seine erste Versuche in der Baukunst, in der Arzneikunst, in der Karte des Sternhimmels, in der Historie, und im Seeglen, in alle entlegne Kolonien, geschwinde fort. Egipten baute sich riesenförmige steinerne Piramiden, es leitete den Nil in seinen Morästen herum, es machte seine Mumien unverweslich, und es erfand die Vorteile des Feldmessens. Uebertriebne Lieblingskünste verführen, und die gröbste Unwissenheit grenzt so nahe mit der Ausschweifung zusammen, als es die größte Verfeinerung des sich selbst überlaßnen Verstandes thut. Chaldäa erschuf aus seinen Gestirnen endlich Götter, die bei allen Völkern des Erdbodens immer einerlei sind. Die Sonne, dieser Quell des vegetirenden Lebens, war die erste und größte Gottheit von Asien und Afrika, unter tausenderlei Namen geworden. Der Aberglaube nahm mit den vielen Kolonien zu; endlich dachte und denkt sich jeder Mensch seinen eignen Gott nach seinem Temperamente. Man vergötterte Erfinder, Helden, und Gesezzgeber. Um den kleinen Keim der ältesten Religion aus dem Unkraute zu retten, mußte Abraham 2000, Chaldäa wie Noah die erste Welt, mit Kanaans Felsen und Gebirgen verwechseln. In dieser Schweiz der alten Welt bekam die Unschuld der Sitten ihre angewiesene Wonung; und die Religion der Jüden die Beschneidung zum Siegel der Auswal. Das Haus dieses frommen Stammvaters verlies nach Isaaks Tode diese nakkte Felsen, und Jakobs zwölf Stämme fanden an der fruchtbaren Küste Egiptens bessre Viehtriften, und wurden bald dem Egiptischen Hofe durch ihre Vermerung so fürchterlich, wie es die ehmaligen Hirtenkönige geworden waren.

§. 8.

§. 8.

3. Epoche von Mose bis Romulus; von 2452 bis 3231.

Aus diesen Unterdrükkungen errettete die Israeliten, nach 250 Jahren Moses, einer ihrer Brüder, den die Erziehung am egiptischen Hofe, und eine göttliche Salbung zu einem Anführer der bedrängten Nation machte; durch drei Wunder, und zehn Landplagen wurde der despotische Pharao entwafnet; Moses führte einige Millionen dieser nüzzlichen Untertanen, im Angesichte des Hofes aus dem Lande Egipten, nicht zu Lande über die Erdzunge von Suez, sondern durch das rote Meer, und in die Wüsteneien Arabiens, unter täglichen Empörungen, und Wundern, vierzig Jahre lang in Labirinten umher; bis ein neues Menschengeschlecht erwachsen war, welches die Gözzen Egiptens niemals gesehen hatte. Unterwegens bevollmächtigte Gott diesen grossen Mann, den Grund der Religion, durch feierliche Gebräuche, und durch zehn Gebote, die ein Auszug des ganzen Naturrechts sind, zu befestigen, und zu ihrer Staatsverfaßung einen Freistaat von 12 Stämmen zu wälen, denen Gott durch den Mund Mosis, von Zeit zu Zeit die bürgerliche Geseze gab und auslegte. Moses schrieb die älteste Annalen der Welt, nach der Aussage seiner zallosen Heere, deren Läger nur langsam fortrükkten; sie enthalten die warscheinlichste Schöpfung, unter allen morgenländischen Schöpfungen, und ihr natürlicher Vortrag erwirbt ihnen Ehrfurcht und Vertrauen. Sein Nachfolger, als erster Richter, Josua, eroberte Palästina mit den freiwillig verlaßnen Erbgütern Abrahams, und räumete den Jordan, und das Land den 12 Stämmen ein. Der herkulische Simson, der nachsehende Eli, und der standhafte Samuel, wurden die lezzten Vorsteher einer Republik, welche es müde war, länger zu sein. Die 12 Stämme

bükkten ſich aus Ehrgeiz unter das Joch der Könige; Saul, und der Pſalmendichter David, machten einige Eroberungen, und der größte Weiſe der Hebräer, Salomo, führte auf dem Berge Moriah in Jeruſalem, den berühmten prächtigen Tempel, ſtatt des bisherigen Opfergezeltes der Stiftshütte auf. Seine Sprüchwörter und Sittenſprüche unterrichten, und beſſern das Herz der Leſer; aber die Pracht ſeines Hofes, und die Poligamie verdunkeln den Namen des Sittenpredigers.

§. 9.

Sein Sohn Rehabeam erlebte die Empörung von 10 ſeiner Provinzen; und Jeruſalem ſelbſt, nahm nebſt ihm die Götzen der Nachbaren an; die Jerobeam, ſein Gegner, auf den Höhen von Dan, unter dem Sinnbilde des goldnen Kalbes der Egipter, den 10 Stämmen aufſtellte. Samaria räucherte fremden Gottheiten, und fiel dem Aſſirer Salmanaſſer in die Hände; ſo wie Jeruſalem, oder Juda endlich von dem Babilonier Nebukadnezar erobert wurde. Vierhundert Jahre ſpäter, als Moſes, ſchrieb der Phönicier Sanchuniathon die Geſchichte der Phönicier und der Egipter. Die Phöniciſche Pflanzſtädte, Kadix, und Karthago bei Tunis, welche die Tiriſche Dido (Eliſa) 3098 gründete, entſtanden; Deukalion und Pirrha, die in Griechenland eine Ueberſchwemmung erlebten; Theſeus, und Codrus, die Athen blühend machten; Herkules, dieſer Simſon unter den griechiſchen Helden; der Argonautenzug, welcher die erſte Unternehmung der Griechen zur See ſchildert. Der aſiatiſche Prinz von Troja, Paris, zog durch die Entführung, der ſpartaniſchen Helena, die Griechen nach Aſien, und dieſe zerſtörten Troja 2800. Der ſtrenge Likurg, machte die Spartaner zu ſtreitbaren Soldaten. Homer, der älteſte griechiſche Dichter, ſchrieb ſeine Iliade von Trojens Zerſtörung.

Die

u. s. Odyssea von den Reisen des Ulysses 3000. Die olimpischen Spiele, und Olimpiaden wurden unter den Grichen berümte Namen und die Grenzscheide der Fabelhisterie; und Grichenlands Künste, und Freistaaten würden die Schöpfer von dem Glükke Europens, welches bis jezzt, durch die verfeinerte Staatskunst, durch seine Talente, und die christliche Religion den 3 Welttheilen den Rang abgewonnen hat. Unter Griechenlands Freistaaten standen Athen, und Sparta (Lacedämon, an der Spizze; Athen war der Minerva, und den Talenten des Geistes; und Sparta der likurgischen Einrichtung gemäs, dem rauhen Kriegsgotte gewiedmet. Dieser Kontrast von Denkungsart machte die Athenienser gesittet, gelert, und wollüstig; und die Spartaner spartsam, kriegerisch, und grausam.

§. 10.

4. Epoche, Romulus bis Cirus, 3231, bis 3446.

Die Grichen fanden leicht den Weg nach dem fruchtbaren Italien, nnd nach dem Kornlande Sicilien. Ihre Kolonien vermischten sich frühe mit dem herumirrenden Trojaner Aeneas, und dessen Sohn erbaute die Hauptstadt Latiens, Alba Longa, die Mutter Roms. Romulus, ein Enkel Numitors erbaute Rom an der Tiber 3231 und flößte diesem Staate, den die Providenz, nach und nach größtentheils die drei Welttheile unterwarf, eine kriegerische Denkungsart, so wie der friedliche Numa Religion, Mäßigung, und die Lust zum Akkerbau ein. Diese römische Monarchie, die erst Könige, denn Konsuls, und endlich Kaiser regierte, bestand durch Tapferkeit, und eine tiefe Staatskunst, zwei tausend, zwei hundert Jahre; und ging mit Bizanz zu Ende, welches die Oßmannen (Türken) erst vor 300 Jahren in ihre Gewalt brachten; hundert Jahre nach Roms, Erbauung besezzten die Scithen, die heutige grosse Tartarei,

Ungern, Polen, und Rußland mit ihren Horden, und es konnte ihr Prinz Anacharsis, der zu Athen studirte, seinen Scithen, weder den Akkerbau, noch die Künste des Friedens, angenem machen. Zu gleicher Zeit besezzte eine eben so unbändige Horde von asiatischen Räubern, unter dem Namen der Celten, ganz Europa. Ein Stamm derselben, die Gallier liessen sich im heutigen Frankreich nieder; sie lebten blos vom Rauben und der Viehzucht, und diese Heerden von Tartarn, sind die Anherren von Europa. In Athen fand Drako nötig, der Ausschwifung des Wizzes, Blutgeruste zum Schrekken zu sezzen; die aber der Archon Solon wieder verminderte. Sein Nachfolger Pisistrat, wurde ein Pflegevater der Künste, und die Grichen erbauten auf der Küste Galliens, Maßilien. Grichenland wurde, was ehedem Phönicien war, es beseegelte alle Küsten der drei Welttheile. Unter ihnen wurde Thales durch die Naturkunde und Geometrie, und Aesop in Phrigien durch seine Fabeln berümte Namen.

§. 11.

5. Zeitraum. Cirus bis Alexander, 3446 — 3648.

Persiens Ruhm stieg, und fiel mit dem Cirus; dieser ehrgeizige Eroberer Asiens siegte über den reichen Krösus vom Lidien, welcher sein Rival war; eroberte das feste Babilon durch Ableitung des Euphrats, und wurde der Stifter der persischen Monarchie, und Herr von Asien, den die Romane unsterblich gemacht haben. Sein Sohn Kambises bezwang, und zerstörte Egipten; welches seit der Hinrichtung seines lezzten Pharaons, Psammenit bis jezzt, unter der Herrschaft fremder Beherrscher schmachtet. Darius Histaspis, versuchte das zum ersten male, was endlich den wilden Völkerhorden, und Oßmanen gelang; Europa von Asien aus

zu

zu erobern; allein Miltiades, der athenienſiſche Feldherr, hielte ſeinen Stolz durch die Schlacht bei Maraton; ſo wie Themiſtokles, Leonidas von Sparta, und Pauſanias, durch die Schlacht bei Platäa, und das Seetreffen bei Salamis, die unzälbaren Heere ſeines Nachfolgers Xerxes auf. Perſien negociirte mit beſſerm Vorteile; indeſſen daß Sparta im peloponeſiſchen Kriege Athen demütigte. Der ſanfte Sokrates lehrte zu Athen, die Providenz, und die Rechtſchaffenheit der Sitten ausüben. Epaminondas, der Thebauer, überwand Sparta; allein es hatten ſich die griechiſche Staaten durch einheimiſche Kriege bereits ſo ſehr geſchwächt, daß Philipp von Macedonien, durch die Schlacht bei Chaeronea 3646, die Oberherrſchaft von Griechenland davon trug. Grichenlands große Männer waren, der uneigennüzzige Ariſtides, der prächtige Perikles, der verſchlagne Themiſtokles, der groſſe Bildhauer Phidias, die beiden berümten Maler, Zeuxis, und Apelles; und die Trauerſpiele des Aeſchylus, Sophocles, und Euripides; die unerſchöpflichen Luſtſpiele des Ariſtophanes; die hohen Siegeslieder des Pindarus; die Freudengeſänge des Anakreons; die Beredſamkeit des Iſokrates, und Demoſthenes. Die Philoſophie des geheimnisvollen Pithagoras; die Sittenlehre des Sokrates, die glänzende Einbildungskraft des Plato ſind bekannt; die Geſchichtſchreiber Herodot, Thucydides und Xenophon, der die beiden Cirus ſchildert, bearbeiteten die griechiſche Hiſtorie, ſo wie Hippokrates die Medicin zu einem Siſteme machte; alle dieſe unnachamliche Männer wälte ſich Rom zum Muſter; welches nur für unſre Tage erblich geworden ſcheint.

§. 12.

Rom entledigt ſich auf ewig ſeiner Könige, indem Brutus den Selbſtmord der Lukretia zu rächen, den

ſiebenten König, Tarqvin den Stolzen, vom Thron ſtöſt, 3475. Dieſer Freiſtaat wird von zween jährlichen Konſuls, und einem Senate beherrſcht, und hält die Siege des Etruskerfürſten Porſenna, durch die Entſchloſſenheit des Horatius Cocles, und des Mutius Scävola, ſo wie die Waffen des übrigen Italiens glükklicher Weiſe auf. In auſſerordentlichen Fällen erwälte man einen Diktator von uneingeſchränkter Macht. Die Weisheit der Geſezze, und die Uneigennüzzigkeit der Patrieter, erhob Rom, ſo lange es arm blieb, und gehorchte; allein das Volk (Plebejer) riß durch die Tribunen allmälich die höchſte Gewalt an ſich, und Rom verlor durch dieſe innerliche Parteilichkeiten, endlich ſeine Freiheit. Das unbändige Volk verjagte den Koriolan; man führte die zwölf Geſezztafeln Athens in Rom ein. Der Fürſt der Senoniſchen Gallier, Brennus, zerſtörte Rom 3594; deſſen Trümmer Manlius, und der groſſe Kamill noch zu retten wußte. Das neue Rom erhob bald ſein Haupt aus dem Schutte wieder, und bezwang Nachbaren, oder verfolgte ſeinen Adel; allein die ſtrenge Kriegskunſt, und immerwärende Feldzüge blieben der Karakter der Römer. Unterdeſſen entlies der grosmütige Cirus von Perſien, die Juden aus ihrer 70jährigen Gefangenſchaft zu Babilon, und dieſe bauten Paläſtina von neuem, unter perſiſchem Schuzze an. In China lehrte Confutſche 3500, die natürliche Religion, und Sittenlehre, welche der chineſiſche Hof noch, unter ſo vielen Staatsrevolutionen auszuüben fortfährt.

§. 13.

Sechſter Zeitraum, Alexander, bis zum römiſchen Kaiſer Auguſt, 3648 — 3983 oder 1.

Alexander, der Groſſe, von Macedonien, ein Sohn Phylipps, der durch Ränke, und durch den Sieg

bei

bei Chaeronea, Grichenland unterjocht hatte, fand bereits Persien durch die Laster des Hofes geschwächt, und am Darius Codomannus, einen Fürsten, der gegen die geschwinde, und kühne Entschließungen des Macedoniers, nichts als eine gemeine Verteidigung, und rohe Horden aufbringen konnte. Mit aller Geschikklichkeit der Griechen bekannt, und von einem unnachamlichen Eroberungsgeiste angereizt, versicherte sich Alexander durch den Antipater, und durch die Zerstörung Thebens, der Grichen; und stieg in Asien mit dem Gedanken aus, durch Eroberungen seinen Vater, und sich selbst zu übertreffen. Seine drei wichtige Siege über die unendlichen Heere des Darius, beim Granikus, bei Issus, und Arbela, seine glükkliche, und schnelle Feldzüge, die Zerstörung der Stadt Tirus; die unermesliche Schäze, die seine Soldaten aus Asien zogen, sein unbiegsamer, und grausamer Stolz, die Ausartung in morgenländische Weichlichkeiten, unersätliche Entwürfe, die so gar Europa bedrohten; grosse Tugenden, und noch grössere Laster, erwarben ihm den Namen, den er führt; der Sieger von Asien, bekam berümtere Geschichtschreiber; aber er blieb auf Einer Stufe mit dem Dschinkis-Chan, und Timur; alle Riesen der Helden haben Zwerge zu Kindern, und Räuber zu Nachfolgern. Alexander starb 3660 zu Babilon, auf dem Rükkwege, ohne Verdienste um die Welt.

§. 14.

Seine zwölf Feldherren rotteten das königl. Haus aus, und stifteten für sich, die Königreiche Macedonien, Thracien, Asien, Sirien, Egipten, welche bald von den Römern einzeln bezwungen wurden. In Macedonien wurde Philipp 3. und Perseus, von den Römern (Paul Aemil) geschlagen. In Sirien herrschten nach Alexanders Ableben, die Seleuciden, darunter Antioch der

Grosse der bekannteste ist, und Antioch der Edle, der mit den jüdischen Makkabäern Händel hatte. Die Scipionen siegten über den Antioch. In Egipten blühte der See, und Landhandel von Alexandrien, und die Ptolomäen trugen das ihrige zur Aufname des Landes mit bei; doch die Zwistigkeiten des königlichen Hofes verstatteten dem Triumvir Julius Cäsar das Recht, sich als römischen Obervormund zu zeigen; er kam, um die wollüstige Königin Kleopatra in Schuz zu nehmen, welche endlich den Entwurf, Königin von Rom, durch den Anton zu werden, fahren lassen mußte, und sich durch das Nattergift von der Schande, eine Gefangene des Oktavius zu sein, befreite. Alexanders Siege, und Nachfolger machten indessen die griechische Sprache, Sitten, und Künste in allen Ländern herrschend; aber diese galante Weltsprache, ward in kurzem von der lateinischen verdrenge. Der achaeische, und ätolische Bund, und der tapfre Feldherr Philopömen, waren die lezzte, aber vergebliche Anstrengung der grichischen Freistaaten; Rom eroberte alles, was Alexander besessen hatte, und nun gingen die grichische Künste zu den Römern über; und die philosophische Schulen, nahmen ihr Ende unter den Grichen, bei denen der grosse Weltweise Aristoteles, der Sittenschilderer Theophrast, der Vater der Stoischen strengen Schule, Zeno, der durch die Tugendreize sinnlich bezauberte Epikur, der stolze Heuchler Diogenes, der scharfsinnige, und lehrreiche Geschichtschreiber Polibius, der die erste pragmatische Historie schrieb, so wie die grossen Meßkünstler Euklides in Alexandrien, und Archimedes in Strakuse, Gelerten des ersten Ranges waren.

§. 15.

Die drei Punischen (phönicische) Kriege, welche Rom, und Karthago mit einander führten, gaben der Waagschale die endliche Entscheidung, und erklärten Rom zu einer Köni-

Königin der drei Welttheile; ſie ſind zugleich die Grenze von der höchſten Glükſeeligkeit Roms, welches nun keinen wichtigen Feind mehr zu fürchten hatte, und ſich durch innerliche Parteien ſchwächte. Im erſten Puniſchen Kriege, wozu Sicilien Anlaß gab, verſchafften, die eiſerne Raben des Duills, den Römern die Ehre des erſten Seetriumphs, und es kam der gewiſſenhafte Regulus, durch die grauſame Hände der Karthaginenſer um, welche den Römern im Frieden Sicilien einräumen mußten, wo Rom die erſte grichiſche Muſter zu bewundern anfing. Die Römer machten noch aus Sardinien, und Korſika neue Seewälle gegen Karthago, und nahmen von dem ſpaniſchen Sagunt den Vorwand zu einem zweiten Puniſchen Kriege her. Hier vergas Karthago ſeine Marine agiren zu laſſen; Hannibal, dieſer verſchlagne, und küne Feldherr, der ſich auf ſeine numidiſche Reiterei verlaſſen konnte, drang über Spanien, und Gallien, durch die beſchwerliche Alpen in Italien ein, er ſiegte über den Scipio, Sempronius, und Flamin, an der Trebia, am Teſſin, am Traſimenus, und bei Cannä. Rom erſchrak, und Fabius Maximus hielt die ſchnelle Fähigkeiten des Siegers, durch ein kaltes Blut auf; Marcell, wurde der Degen Roms, und Scipio, der erſte Afrikaner, erfochte über den Hannibal den erſten Sieg bei Zama in Afrika, der dieſen Krieg endigte, welches einer der ſchwerſten Kriege in der alten Hiſtorie iſt, und die Niederlagen des Philipps, Perſeus, Antiochus, zur Folge hatte. Nun erhob ſich die griechiſche Litteratur zu Rom, durch den Ennius, durch den alten Cato, durch die Luſtſpiele des Plautus, und Terentius; aber man begnügte ſich nur, grichiſche Malereien, und Bildſäulen zu bewundern. Im dritten Puniſchen Kriege zerſtörte endlich Scipio Aemilian der zweete Afrikaner
3838 Karthago, zum Unglükke für die Römer ſelbſt.

§. 16.

Seit dieser Zeit vergas Rom seine alte Mäßigkeit, wodurch es bisher so viel wollüstige Staaten überwunden hatte; eine kluge Anwendung der unermäßlichen Schäzze, die in Rom, als dem Hauptkanale, zusammenflossen, ohne wieder abzufliessen, hatte sich Rom bisher wie ehedem Holland reich, und die Bürger arm gemacht. Sicher für Karthago, und für Asien, schlichen sich nunmehr die morgenländische Ueppigkeiten unter die harte Römer ein. Jugurta von Numidien, spottete ihrer durch seine blendende Geschenke. Zwei deutsche Völker, die Cimbern aus Hollstein, und die Teutonen konnten nur von dem wilden Marius zurükkgeschlagen werden. Die trozzige Tribunen, die beide Grachen, empörten das Volk täglich gegen den Senat, und in Rom floß das Bürgerblut, unter den Triumvirs, Marius, Cinna, Silla. Silla blieb der diktatorische Tirann Roms. Lukull, der den gelerten Mithridat von Pontus besiegte, verpflanzte die pontische Obstarten nach Italien; und nur Pompejus konnte den Thron von Pontus völlig umwerfen; dieser grosse Pompejus der die Seeräuber ausrottete, bekam bald an dem Julius Cäsar, der ein gelerterer Plebejer, ein Cromwel war, und mehr Entschlossenheit besas, aber in Gesellschaft des Catilina alles dem Ehrgeize, und der Wollust aufopferte, einen gefärlichen Gegner. Pompejus verlor gegen ihn die pharsalische Schlacht 3936, und in Egipten das Leben, wodurch Cäsar Herr von Rom wurde. Doch der Senat, und Brutus, sein unehelicher Sohn, erstachen, diesen für das damalige Rom besten Monarchen 3940. Im dritten Triumvirate, wurde der gelerte Redner, und grosse Schriftsteller Cicero, das Staatsopfer; Kassius und Brutus, diese Patrioten Roms, verloren das Treffen bei Philippi in Macedonien. Anton, Cäsars, Feldherr

Herr, verlor, da er sich von der egiptischen Kleopatra, entwafnen lies, auch die Seeschlacht bei Actium 3952 ohnweit Corfu, gegen den tapfern Feldherrn des Octavius den Agrippa; und er starb durch Selbstmord in ihren Armen. Diese Schlacht, und die völlig ausgearteten Sitten der Republikaner, machten eine unumschränkte Gewalt für Rom unumgänglich notwendig, und Oktavius, oder August benarbte diese Wunde durch Freigebigkeiten, und eine sanfte Regierung. Virgil, der Fürst der lateinischen Dichter, schrieb damals sein Heldengedichte, die Aeneide, nach dem Muster des Homers; Horaz kritisirte durch hohe, und spottende Lieder. Ovid, August, Voltaire, war unerschöpflich im Wizze, von einer bewundernswürdigen Flüßigkeit in Worten; und ebenfalls vom Hofe verbannt; nur daß Ovid, die damalige grichischrömische Gottheiten mit Anstand besang, ohne ein Religionsspötter zu sein. Sallustius, Livius in seiner römischen Historie, die mit Wal, Anmuth, vollständigem Scharfsinn geschrieben ist, und vorher Cornel. Nepos, der von grichischen Feldherrn kurze, aber treffende Gemälde machte, waren die Geschichtschreiber Roms. Die Israeliten warfen sich endlich in den Schuzz der Römer, da ihre Makkabäer den Sirern nicht gewachsen waren; und Herodes blieb nur Titularkönig von Palästina.

§. 17.

Alexanders Siege konnten nur Asien aufklären: denn er starb für Europa zu frühe; aber die Römer arbeiteten in der Ferne für unser Europa. Man muß indessen nicht die römische Unerschrokkenheit allein, oder ihren unternehmenden Geist, sondern diejenige Hoheit der Seele in ihren Thaten bewundern, die sich durch wohlüberlegte Entwürfe, durch Grosmut, durch unbewegliche Entschlossenheit, durch Eifer für ihre Freiheit,

und Nation, durch Armut ihrer Feldherren, durch das Schonen der Ueberwundnen bewies. Rom duldete alle Religionen, und jedermann konnte daselbst durch ware Verdienste sein Glükk machen. Die Eifersucht der Plebejer, gegen den Adel, war der erste Schritt; und die Reichtümer der Welt in drei Händen, der lezzte zum Verderben der Sitten eines Volkes, dessen Stärke, so lange kein Reich wiederstehen konnte, als es in Rom, dem Feldherrn keine Schande war, arm zu sein, und den Pflug selbst zu treiben.

§. 18.

Siebenter Zeitraum; die Kaiser Roms, bis auf deren Verfall, oder der Ursprung der Neuern Reiche, von 1 bis 400.

Die göttliche Vorsicht sahe die Sitten der Hauptstadt der Welt zur Schande der Menschheit ausarten, und das Verderben breitete sich allmälich über die Provinzen der Erde aus. In Rom ging in der Person des Oktavius, nur die kurze Morgenröthe, vor langen Gewitterreihen voran, die der schwachen allegorischen Religion der Völker den Untergang drohten. Gott sezzte daher über Rom Henker, und Palästina wurde, da die ganze Welt Frieden hatte, und einem einzigen Fürsten gehorchte, nochmals, wie im Abraham, zur Bewarerin, und Pflegerin, des neuen Bundes, dessen Stifter **Jesus Christus** ist. **Maria**, eine Jüdin aus dem königlichen Geblüte Davids, gebar ihn zu **Bethlehem**. Palästina erwartete ihn, aber als einen Eroberer zu sehen; seine wohlthätige Wunder, seine Weissagungen, waren also zu schwach, seine Person, und Lehren angenem zu machen. Er predigte die Busse, und ein künftiges Leben; von beiden wurde er das erste grosse Exempel. Sein Todt erfüllte das Sinnbild der Opfer; und der Gekreuzigte öfne-

te

te durch seine Auferstehung unsre künftige Gräber. Zwölf Apostel, und viele Jünger, die dieser Gottprophet hinterlies, bewiesen die Warheit seiner Sendung, durch den Märtrertodt, und erzälten, in Schriften, was sie von ihrem Lehrer wußten. Die Hofnung eines glükklichen Lebens, und die Liebe zu Gott wurden die grosse Bewegungsgründe zur Tugend; die der Ascete, und Einsiedler und der Mönch im Müßiggange suchte, und die folgende Christen, sobald das Licht der Warheit, ohne Wunder brannte, durch dramatische Andachtsübungen zu ersezzen suchten. Aus Lehrern der Demut wurden stolze Bischöfe, und Busse, und ein künftig Leben, wurden Aufgaben, oder schöne Erzälungen. Aus Liebe zu Gott, tugendhaft zu werden, war das sichre Mittel, das Jesus lehrte, um uns glükklich zu machen; und seine Kirche verdient nur in so fern, nach ihm genannt zu werden, als sie sich diesem erhabnen Endzwekke nähert.

§. 19.

Oktavius hatte seine Hoheit den Verdiensten des Agrippa, und der Leutseligkeit zu danken, womit er die bisherige Republikaner beherrschte. Nur der Cheruskerfürst Armin brachte ihm, durch die Erlegung einiger Legionen, welche Varus anführte, einen empfindlichen Verlust zu wege, im Jahre 9; der Thron des Auguste wurde mit lauter unwürdigen Nachfolgern besezt, und es sind Tiberius, Kaligula, Klaudius, der Britannien eroberte, und Nero, noch die Namen der neuen Wütriche, oder Schwelger. Nur Vespasian, Titus der Jerusalem zerstörte, aber die Freude der Völker hieß; nur Trajan, mit dem Beinamen, der beste, Adrian, der das südliche Europa, und Westasien, die Gerechtigkeit persönlich auszuüben durchreiste, Antonin der Fromme, und Mark Aurel, waren gelerte, und liebenswürdige Fürsten. Nach ihrem Ableben ward die Kaiserkrone

krone von Rom durch die Kriegsvölker, dem Laster feil geboten, es wechselten Empörungen mit Empörungen ab, und Aurelian, und Diokletian zwei würdige Fürsten, waren zu schwach, einem so ungeheuren Staatskörper die alte Stärke wieder zu geben. Konstantin, der Grosse that es auf kurze Zeit durch die Abschafung des Heidenthums; er erlaubte die christliche Religion, durch alle Provinzen frei zu lehren. Julian versuchte durch Gelehrsamkeit, den Christen zum Spott, Rom von seinem Verfalle zu retten; allein die ausgeartete Kriegszucht, und die Unordnungen des Staates lehrte die bezwungene Völker, daß Rom zum Untergange reif genung sei. Der lezzte Stoß für die römische Monarchie geschahe da Theodosius dieselbe in das westliche und östliche Kaiserthum, zwischen Honorius und Arkadius, zwischen Rom, und Konstantinopel theilte, weil eine vereinigte Macht für ihn ein grösseres Uebel, als die zertheilte Macht geworden war.

§. 20.

Rom hatte weder fähige Staatsbediente, noch Soldaten, die zu gehorchen gelernt hatte, man mußte alle Aemter von Wichtigkeit mit Ausländern, oder mit Männern aus den Provinzen besezzen; und der leutselige Geist des Christentums, schläferte die kaiserliche Höfe, vermut. ist der Ceremonien auf dem Throne ein. So machte die Gelehrsamkeit unter dem Cicero, Horaz u. s. w. Rom zu grossen Staatsgeschäften unfähig; und die Sitten furchtsam. Das Ausserordentliche hängt von einem glükklichen Ehrgeize ab, der sich mit Verstand, und Unerschrokkenheit der Umstände zu seinem Vorteil zu bemächtigen weis. Bei diesem Verfalle aller Zweige der Staatskunst, schrieb unter den Römern Lukan sein erhabnes Heldengedicht vom Cäsar; Phädrus erzälte angeneme Fabeln; Persius spottete in dem Ernste eines Philoso-

phen,

phen, Juvenalis mit einem aufgewelkten Witze, und Martialis in beissenden Sinngedichten. Quinctilian besserte die Erziehungskunst; so wie Seneka die Sittenlehre mit einer lächelnden Mine bearbeitete. Der ältere Plinius sammelte die Schäzze der Naturhistorie; und der Jüngere schrieb musterhafte Briefe. Tacitus war der bündigste Geschichtschreiber. Svetonius entwarf das Leben der 12 ersten Kaiser. Currius vergötterte den Alexander. Mela bereicherte die Geographie, und Celsus die Medicin. Marc Aurel, schrieb Betrachtungen über sich selbst, in dem Tone der Stoiker. Plutarch philosophirte in seinen mannnigfaltigen Schriften, für die wahre Weisheit, und die Sitten; und seine Lebensbeschreibungen grosser Männer leiten zu dem Tempel der Unsterblichkeit. Galen war Arzt und Philosoph, Lucian machte die Laster lächerlich. Diodor von Sicilien, lieferte eine Art von einer allgemeinen Weltgeschichte. Strabo, und Ptolemäus verbesserten die Erde, und den Himmel. Unter den gelerten Christen behauptete, als Ausleger der heil. Schrift, Origines den ersten Rang der Krichenwörter, und Chrisostomus, Hieronimus und Augustin unter den abendländischen Gottesgelehrten, als Lehrer. Unter den Juden sammlete Juda der heilige, die Traditionen, welche unter dem Namen der Mischna, oder des Talmuds bekannt sind.

§. 21.

Achter Zeitraum. Theodosius, bis Mahomed; oder die Völkerzüge, bis zur Schöpfung des Neuen Europa, 400— 622.

Rufin, ein Gascogner, und erster Staatsminister, des Arkadius in Konstantinopel, und Stiliko, ein Vandale und Führer des jungen Honorius, zu Rom, lenk-

lenkten das gedoppelte Staatsschiff der römischen Monarchie, aus Eifersucht gegen einander, gerade auf den Felsen. Beide übergaben den Westgothen, Italien, Rom, Gallien, und Spanien. Die Vandalen sezten sich in den Ruinen von Karthago feste, aus denen sie der griechische Feldherr Belisar vertrieb. Britannien, das ohne Schuzz war, nahm die Angeln, und Sachsen aus Hollstein zu Beschüzzern an, und diese machten 7 Reiche daraus, unter dem Namen England. Attila brachte vom schwarzen Meere eine kriegerische Horde Hunnen, die sich mit vielen Deutschen unterwegens verstärkten; doch er wurde bei Chalons an der Marne von den Römern, und Westgothen 452 zu Grunde gerichtet; Deutschlands Lage, öfnete es den nordischen, und tartarischen Horden, und veränderte alle Tage die Namen, und Wohnplässe der deutschen Nationen: diese politische Ebbe und Flut wälzte sich 200 Jahre lang über Europa; ihr Schlamm enthielte den Keim seiner heutigen Fruchtbarkeit. Der Vandale Genserich verließ Kathago, und plünderte Rom, und der Heruler Odoacer zerstörte dieses westliche Kaiserthum 476. Andre römische Kolonisten, die deutsche Franken, errichteten unter dem Chlodovädus ihr Frankreich in Gallien 486; welches endlich Süddeutschland begrift, und wegen seiner ansehnlichen Grösse fränkische Monarchie genannt wurde.

§. 22.

Die Ostgoten entrissen Rom den Herulern, und Narses, des morgenländischen Kaisers Feldherr nahm es den Ostgoten wieder ab, und übergab es den Longobarden. Dieses waren die räuberische Völkerzüge, da viele Nationen ihre Wälder, und ungebaute Landschaften, in Hofnung der Beute, mit den angebauten römischen Provinzen verwechselten. Man fand schon an der Grenze schwachen Widerstand, und diese neue Eroberer brachten

ten neue Sitten, Sprachen, Nahmen, über Europa. Ein Volk rükkte in des andern Stelle; und verlor seine alte Namen. Von allen diesen Räuberhorden haben sich nur die Westgoten, Angelsachsen, Madscharen, die Türken, und die Franken lange Zeit erhalten. Diese Bewegungen des Chaos, kündigten eine nahe Schöpfung an; sie warfen den abgenutzten, und ungeheuren Staatskörper der römischen Monarchie völlig über den Haufen; die Heiden brachten aus den Wäldern des Nordens, und Ostens Unwissenheit, und Aberglauben, und nicht einmal Urkunden von sich selbst mit. Die christliche Religion versank daher in diesen zweihundertjährigen Ueberschwemmungen völlig, da sie an der Gelehrsamkeit ihre stärkste Stüzze verlor. Nur die Geistlichen in den Abendländern, erhielten in ihren Klöstern, da sie von Büchern Abschriften verkauften, einen Schatten von Litteratur; und dieses zog sie zu den Staatsgeschäften, sie wurden reich, und gebieterisch. Die Bischöfe von Rom, Leo der Grosse, und Gregor der Grosse, erschufen das Primat der Kirche, sie warben ungeheure Leibwachen von Ordensgeistlichen, sie schrekkten durch das Fegefeuer, und öffneten und verschlossen den Himmel nach Gutbefinden im Abendlande; da die griechische Bischöfe zu Konstantinopel blos unter sich Wortkriege führten, weil ihr Kaiser zugegen war: von allen griechischen Kaisern unterschied sich Justinian durch seine grosse Feldherren, den Belisar, der die Vandalen in Afrika, und den Narses der die Ostgoten in Italien erlegte, so wie durch den Rechtsgelehrten Trebonian, der das römische Gesezbuch, corpus juris sammelte. Die Franken, und Longobarden bearbeiteten das Lehnrecht. Die römische Sprache hörte auf allgemein zu seyn; die italienische ward die nächste Mundart derselben; die französische, und spanische entfernten sich schon mehr davon. Die Rechtshändel entschieden die Longobarden durch Zweikämpfe; ein Unsinn gegen

die Religion, gegen das Ansehn der Obrigkeit, und gegen die Warheit, den gegen sich selbst eilf Jahrhunderte noch nicht von der Erde haben vertilgen können!

§. 23.

Neunter Zeitraum. Muhamed bis Karl den Grossen 622 — 800.

Muhamed, oder Mohammed, ein edler Araber, der einzige Religionsstifter durch den Degen, voll von einer dichterischen Fähigkeit, beredt, rachgierig, kriegerisch, ein Schwärmer voller Visionen, aber ungelert, ward durch die Umstände seiner Zeitverwanten der Stifter der vierten Religion. Seine Nachtreise durch die sieben Himmel, seine Verzükkungen, und Wunder musten den abgöttischen Arabern zu Beweise seiner göttlichen Sendung dienen. Die Flucht desselben von Mekka, Hedschra, würde die Zeitrechnung seiner Bekenner. Er kam aber als Eroberer wieder, und Koran, und die schwärmerische Worte befestigten seine Religion, die aus den Lehrern, Mosis, Zerduschts, und Christi zusammengesezzt war. So erwuchs Arabien zu einem Chalifate, welches 600 Jahre dauerte, und Muhameds Sprache, Religion, und Schwärmerei herrscht noch in den größten Welttheilen. Sein Nachfolger der Chalife Omar, eroberte Sirien, Palästina, Egipten; bald hatte Persien, Indien, die afrikanische Seeküste, Spanien, und Portugal, einerlei Schikksal, nebst Sicilien, und Sardinien. Der Chalifensizz war Damaskus, und Bagdad, und in beiden blühte die Gelehrsamkeit. Nur Karl Metell, der größte fränkische Feldherr, und Majordomus, oder Großvesir von Frankreich schlug sie bei Tours 732 zurükke, als diese Schwärmer die Hofnung hatten, ganz Europa zu bezwingen: Metels Sohn Pipin, ein dergleichen Maire von Frankreich, stieß den König Childerich vom Throne

Throne, und von ihm erbte Karl der Grosse die Fränkische Monarchie. Pipin beschenkte den römischen Bischof mit dem Exarchate der griechischen Kaiser, mit Ravenna, Karl der Grosse hob das Longobardische Reich des Desiderius auf, er zog Italien, ein Stükk von Spanien, Majorka, Minorka, Niedersachsen, die Avaren in Pannonien mit in das fränkische Reich, das vom Ebro bis an den Raabfluß reichte.

§. 24.

Karl der Große wandte Bischöfe, und Gewalt an, die eroberte Provinzen zum christlichen Glauben zu bewegen. Bonifacius, war der Missionär der Deutschen, und Beda, und Alcuin die Wiederhersteller der Litteratur, unter Karls Schuzze. Die Araber, und Bulgaren erschütterten indessen das wollüstige Konstantinopel, dessen Kaiser den Gezänken der Kanzel andächtig zuhörten, und mit Kirchenbildern einen Krieg führten, der dem Bischofe von Rom Gelegenheit gab, sich dem Gehorsame der griechischen Kaiser zu entziehen, und sich in den Schuzz der fränkischen Maires, die mit ihm in einerlei Falle waren, zu werfen. Karl liss die Bilder durch eine grosse Sinode zwar in ihrem Werthe, aber ohne Verehrung. Der Schlüssel der Gelehrsamkeit befand sich in den Händen der abergläubischen, und parteiischen Klöster; diese richteten die Fürsten, die nicht nach ihrem Sinne waren, und erhoben blos die fromme Wolthäter, in ihren abgeschriebnen Geschichten. Die in Frankreich verfolgte Jüden, denn bekehren hieß damals so viel, als verfolgen, erfanden die Wechselbriefe, eine für den Handel sehr nüzzliche Sache des Credits, und sie erwälten aus Noth die Handlung zu ihrem Gewerbe. Sie gaben Portugall, Venedig, und Alexandrien Anlaß, mit der Zeit sich den Handel eigen zu machen.

§. 25.

Zehnter Zeitraum. Karl der Groſſe, bis zu den Kreuzzügen, oder der päbſtlichen Hierarchie, 800 — 1096.

Nun hatte Europa, und das Chriſtenthum, an der Fränkiſchen Monarchie Karls des Groſſen einer Seits; und die Morgenländer, und der Muſelmann an dem Chalifen, Al Rachid zween Fürſten von groſſen Gaben, die der Welt zu der Hoheit der alten Römer Hoffnung machten. Beide, der Kaiſer, und der Chalif, waren Beförderer der Gelehrſamkeit, und ſelbſt Gelehrte, ſouveraine, und der Abboſſide errichtete zu Bagdad eine arabiſche Akademie, beide machten ihre Nationen geſittet, und glükklich; nur daß die Araber ſchon einen Grad des Meridians, zur Beſtimmung der Erdgröſſe ausmaaſſen; und die Ehre der Muhammedaner erſt Ludwig dem 14ten von Frankreich nach 900 Jahren überlieſſen. Arabien trieb die Chimie bis zum höchſten Probleme der Alchimie, es erfand eine vorſichtige Heilungsart; und die arabiſche Sprache war die einzige verfeinerte Sprache der Welt. Karls Beſizzungen waren Frankreich, die Niederlanden, Schweiz; ein Stükk von Spanien, Deutſchland bis an die Eider, Elbe, und Saale, Italien, Ungern. Er brachte den ſächſiſchen Feldherren Wittekind, nach dem Verluſte von 3 Schlachten, durch Mißionarien, und Soldaten, innerhalb 30 Jahren zum chriſtlichen Glauben. Man ſchikkte Franken nach Sachſen, und die Sachſen nach Italien. Zu Roncevaux blieb ſein Schweſterſohn Roland, den Arioſt beſingt, gegen die ſpaniſche Saracenen. Leo 3. ernannte den Karl 800 zum römiſchen Kaiſer, und dieſer beſchenkte dagegen den Stul Petri mit dem Exarchate. Aachen war bei ſeinen beſtändigen Unternehmungen, Kriegen, und Reiſen der kaiſerliche Sizz. Er ſtarb 814 ſo glükklich als Auguſt, ſo geſchäftig, und tapfer, als Adrian; ohne auf das Verdienſt

dienst des Trajans, und der Antoninen Anspruch zu haben; und nur sein Zeitverwanter Rachid, konnte ihn an Wissenschaft, Gerechtigkeit, und Menschenliebe übertreffen. Indessen bestehet das Erbe beider Fürsten noch, nur daß das oßmannische vergrössert, und das fränkische vermindert worden. Karls Kriegsheere wurden von den Vasallen geworben, und bezalt; seine Schiffe handelten mit Konstantinopel. Die Grafen sprachen ihren Kreisen das Recht, und verurteilten zu Geldbussen. Die Verbrechen hatten ihren Tarif; ein Unschuldiger mußte ins Wasser geworfen, untersinken; oder den nakkten Arm in heisses Wasser stekken, und den geweihten Ring vom Boden aufnehmen; oder neun Schritte weit eine glühende Stange Eisen unbeschädigt tragen. Dieses Gerichte Gottes, machte mit den Geldstrafen, und Meineiden, die Jurisprudenz des Adels aus, der seinen Namen nicht zu unterschreiben verstand.

§. 26.

Der Erbe der fränkischen Monarchie, Ludwig der Fromme, ein Pupille der Geistlichen, beraubte sich seiner Staaten selbst, aus Liebe zu seinen drei Prinzen, die die Bischöfe, und den Pabst auf ihrer Seite hatten. Sie erregten unter den kaiserlichen Truppen, Empörungen, stiessen den zu gütigen Vater vom Throne, stifteten Reiche, zerrissen diesen Erbvergleich, lieferten sich bei Fontenay eine Schlacht, wurden von ihren Bischöfen der Krone beraubt, und diese Hauskriege warfen nach so vielen Erschütterungen neue Hügel auf. So artet das Blut der Helden in den unwürdigen Enkeln aus; so sterben schnell wachsende Kräfte eines frühen Todes, und die Monarchie Karls, zerfiel nunmehr in drei Stükke, in Italien, Deutschland, und Frankreich. Dieses war die Epoche der grossen Kronbedienten, der päbstlichen Gewalt, und der Edelleute. Frankreich mußte den nordischen See-

räubern, die die französische, spanische, englische, und deutsche Küsten verheerten, den Normännern, die Normandie einräumen. England hatte an dem Alfred dem Grossen, einen würdigen Fürsten, einen Gesezzgeber, und tapfern Beschüzzer, zu einer Zeit, da die Ungern Pannonien eroberten. Die lateinische Kirche zu Rom unterschied sich durch das ungesäuerte Brodt, durch die Bärte, durch die Kirchenbilder, durch die Unwissenheit, von der griechischen, deren Patriarch zu Konstantinopel das Haupt der gelerten Gezänke, und Fragen war. Der Verfall der fränkischen Monarchie brachte die erblichen Lehne hervor; alle hohe weltliche, und geistliche Würden, und Aemter kamen vom Vater auf den Sohn. Alles versank in Theilungen; und Verwirrungen. Henrich der Vogelfänger aus Sachsen, entwikkelte dieses deutsche Chaos, er befestigte die Städte, und befreite Deutschland vom Tribute der Hunnen, und von den Wanderungen, und sezzte die erste Markgrafen an die Grenze. Otto der Grosse, sein Sohn, verschafte den deutschen Königen die Kaiserkrone 960, er schlug die Hunnen, und deutsche Herzoge, und vereinigte Italien, welches seine Päbste von ihm bekamen. Europa war durch die bisherige Anarchie in eine unendliche Menge von Lehen, oder kleiner Tirannen, und Räuber zerteilt, welche sich unter einander bekriegten. Jedermann fochte zu Pferde und in Harnischen, und Hugo Capet bestieg in Frankreich den Trohn, mit Ausschließung des lezzten Erben von Karls des Grossen Geblüte. Also kam nach der Merovingischen, und Karolingischen Linie, die Kapetingische zur Regierung. England unterwarf sich Canut der Grosse, der dänische König, und nach ihm Wilhelm der Eroberer, ein unehelicher Prinz der Normandie, durch die Schlacht bei Haßtings, worinnen Harold blieb, und durch das Ansehn des Pabstes, der Europa durch das Vertrauen regierte.

§. 27.

§. 27.

Der rußische Czaar Jaroslau, wurde aus Gefälligkeit gegen seine griechische Gemalin, ein Christ; Cordua, wurde der Sizz der Araber in Spanien, zog seine prächtige Moscheen, durch den glänzenden Hof, durch das Theater, und zog durch die Künste, die Augen der Welt auf sich. In Deutschland reizte der herrschsüchtige Pabst, Gregor 7, die grossen Lehnsbedienten, gegen den Kaiser Heinrich 4, welcher in Kanossa eine schimpfliche Abbitte zu thun gezwungen wurde, und den Böhmen den ersten König Wratislow gab. Die Slaven, bewohnten Sachsen Baiern, Böhmen, Oesterreich, Polen und Ungern; und nahmen nebst den Wenden, oder Slaven, in der Lausiz, Brandenburg und Meklenburg die Sprache, und christliche Religion der Deutschen an. In Polen stiftete Piast die Linie der Piasten, und Boleslav, wurde erster König von Polen 1025. Rurik, ein Waregischer Fürst der Normannen in Schweden, gründete unter den Slaven den rußischen Staat 862; in welchem Wolodimer der Grosse ein Eroberer, die christliche Religion in Rußland einführte. In Ungarn war Stephan der erste Christ und König 997. Die Normannen eroberten Apulien, und Sicilien, und vertrieben die Araber daraus. Alle wandernde Völker nahmen in Europa das Christenthum, und bessere Sitten an, und dagegen zerfiel allmälich das Chalifat der Araber; sobald man die Türken in arabischen Sold nahm. Diese Horden aus Turkestan, eroberten Bagdad, und wälten Nicäa zu ihrem Sizze. In Spanien entstanden mitten unter den Mauren (Arabern) die christliche Reiche, Leon, Kastilien, Arragonien, und Navarra. Verschwörungen, Aufrur, Gift, und Unruhe bewachten noch immer den Trohn der griechischen Kaiser zu Konstantinopel, welche indessen Bücher schrieben, und aus den besten der alten Schriftsteller, Auszüge, und Sammlungen machten! Ihre Ma-

ler, und Bildhauer, behaupteten den ersten Rang unter den Künstlern, so wie die Arabischen Mathematiker, Aerzte, und Philosophen, Spanien, und Arabien zu der Schule der Welt machten. Der Land- und Seehandel befand sich ebenfalls in den Händen der Araber. In Deutschland schrieb Eginhard das Leben seines Kaisers, Karls des Grossen, und in Frankreich führte der weichherzige Pabst Silvester 2, die Gelehrsamkeit ein. Die christl. Kirche erfand Wallfarten, Fürbitten der Heiligen, Büssungen, Mönchsorden, und die Tradition, Bischöfe fochten in Küraſſen, und Fürsten trugen Mäntel, worauf ein Kapitel der Offenbarung Johannis gestikkt war. Gregor der 7 wollte alle europäische Königreiche in geistliche Lehne verwandeln; der Bann vom Vatikan wurde ein Schrekken der Könige; Gregor verbot die Priesterehe, um die Geistlichen, durch die Ihrigen nicht mit der weltlichen Obrigkeit in Verbindung zu sezzen. Der Stul Petri eignete sich den Trohn Gottes, und dessen Unfelbarkeit zu; nachdem er sich durch die Staaten der Markgräfin Mathildis vergrösset hatte; welche von jedem eine handvoll Erde dem Altare opferte.

§. 28.

Eilfter Zeitraum. Kreuzzüge bis zur neuen Aufklärung der Welt, 1096 bis 1500.

Rom übte seine schiedsrichterliche Gewalt unumschränkt, über die Gewissen, und die Abendländer aus; es versuchte nun die Morgenländer eben so zu demütigen: Palästina, ein felsiges unfruchtbares Land, wie Helvetien, und das heil. Grab des Welterlösers, gab den Päbsten dazu den Vorwand her. Urban der 2, sandte einen Schwärmer Peter den Einsiedler, um an allen europäischen Höfen das Kreuz zu predigen, d. h. dem Kreuze Christi zu Ehren, Kreuze von allerlei Farben, für die

Frei-

freiwillige Streiter Jeſu auszutheilen. Dieſe begeiſterte Kreuzarmee, welche gröſtentheils Mann, und Roß mit Eiſen bedekkt war, eroberte Jeruſalem, unter den Befelen des Lothringiſchen Herzogs, Gottfried von Bouillon, und walfartet blutig zum heil. Grabe 1099, es unternahm Europa zur Wiedervergeltung, vier ſolche Wanderungen nach Aſien; doch wie konnte ein Pabſt, der zu Hauſe blieb, und ſich durch die Güter der Wallfarter groß machte, und wie konnten unordentliche Haufen, Eroberungen in der Ferne behaupten, da ſo gar ihre eigne Anführer uneins waren, und Konſtantinopel über ſeine eigne Glaubensbrüder eiferſüchtig gemacht wurde. Friedrich Barbaroſſa der deutſche Kaiſer, und Ludwig 9, von Frankreich kamen um. Europa opferte ſeine beſten und ſchlechteſten Leute, ſein weniges Geld, ſeinen Adel auf. Indeſſen daß der Pabſt die Muſelmänner im Athem erhielte, gab er durch das kanoniſche Recht, ein geiſtlich Geſezzbuch von den Anſprüchen, und Rechten der Kirche heraus, er dachte Diſpenſation, Kirchenſtrafen, Büßungen, und den Ablas, oder die Indulgenzien aus. Der Benediktinerorden, und deſſen Zweige, bekamen eine Verſtärkung durch den Bettelorden der Dominikaner, und Franziskaner. Man errichtete Mißionen; die Dominikaner regierten die Inquiſition, oder das Kezzergerichte. Die Schulen ſtritten um Wörter ohne Bedeutung, über Geſichter, Erſcheinungen der Todten; man philoſophirte ſcholaſtiſch durch Spizzfündigkeiten, oder myſtiſch durch ſtille Betrachtungen, und geheimnisvoll. Gegen ſo viel Ausartungen der Religion, predigte Peter Waldus (Pierrevaux), ein franzöſiſcher Kaufmann, Johann Wiklef ein engländiſcher Lehrer, Johann Huß ein Lehrer zu Prag, die Einfalt der heil. Schrift. Huß wurde deswegen lebendig verbrannt; und ſeine Schüler die Hußiten, (märiſche Brüder) rächten ihren Apoſtel;

und die Kostnizzer Kirchenversammlung, sahe sich genötigt, drei Päbste auseinmal abzusezzen.

§. 29.

In Deutschland mußte Henrich der 5. dem Pabste das geistliche Belehnungsrecht überlassen. Friedrich, der Rotbart, aus dem Hause Hohenstaufen, erhob Lübek, und Regensburg zu Reichsstädten. Diese wurden eine Mittelmacht zwischen dem Kaiser, und den Fürsten, wodurch der Bürgerstand, und der Kaiser selbst, ein Ansehn gewann, dessen Parthei, die Gibellinen, von der päbstlichen Parthei, oder Welfen, in Deutschland und Italien 200 Jahre lang viel litte, da das Haus Hohenstaufen Neapel, und Sicilien besas, und dem Pabste seine Kräfte entgegen sezzte. Friedrich der 2, der lezzte dieser Familie, sahe die Hansee von handelnden Reichsstädten, von Lübek, Hamburg, Rostokk, Kölln, und Danzig ꝛc. Diese Hanseestädte zogen den Handel von Nordeuropa an sich, da Deutschland 23 Jahre lang, eine Anarchie, und ohne Kaiser war. Nun wütete das Faustrecht; es entstanden 7 Walfürsten (Kurfürsten) nämlich Mainz, Trier, Kölln, von Seiten der deutschen Geistlichkeit; und der König von Böhmen, der Herzog von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg, und Pfalzgraf am Rhein, von Seiten der weltlichen Fürsten. Endlich gab Rudolf von Habsburg aus der Schweiz, den Deutschen die Ruhe, und Polizei wieder, und stiftete das Haus Oesterreich. Sein Sohn Albrecht von Oesterreich verlor hingegen die Schweiz, oder die 13 Orte (Cantons); und Willhelm Tell wurde der Held Helvetiens, gegen die despotische Landvogtei des Kaisers. Die tapfern Schweizer schlossen ihre Eidgenossenschaft, und siegten bei Morgarten, und in 60 Treffen über die Oesterreicher. Ludwig der Baier zog Brandenburg als ein ausgestorbnes Reichslehn ein. Karl 4 von Böhmen

men machte die güldne Bulle zum Reichsgrundgesezze, 1356 welches die Kaiserwahl, und die Rechte der deutschen Reichsstände genauer bestimmte. Sigismund zündete durch das Kostnizzerconcilium den Hußitenkrieg in Böhmen an, ohne den blinden Anführer der Böhmen, den Johann Zizka zum Gehorsam zu bringen: seit der Zeit wurde die deutsche Kaiserkrone bei dem Hause Oesterreich erblich gemacht. Friedrich der 3. verschlief auf dem Throne eine lange Reihe von Jahren. Maximilian der erste, brachte durch Vermälung der burgundischen Maria, die Niederlande an das Haus Oesterreich; er gab den Deutschen am Landfrieden, eine Gewärleistung gegen alle Befehdungen. Das Kammergerichte wurde das höchste Reichsgerichte, so wie der kaiserl. Reichshofrath. Deutschland wurde in 10 Kreise der Polizei, und Steuern wegen, abgetheilt, die deutschen Landsknechte des George von Fronsberg, stritten mit dem Fußvolke der Schweizer um den Rang. Der stolze Adel saß von den Pferden ab, und das erfundene Geschüzze machte die Infanterie nothwendig in Belagerungen, und Schlachten, und die Engländer siegten bei Crecy über die Franzosen mit Hülfe der ersten Kanonen, die den Engländern fast ganz Frankreich unterwarfen. 1347 sahe man eine allgemeine Pest, die Europa, Asien, und Afrika entvölkerte. Südafrika ist das gewöhnliche Vaterland der Pest, so wie Arabien der Blattern, und das Karaibenland der Lustseuche. England, und Frankreich führten unter sich 200 Jahre lang Krieg; bis ein Dienstmägdchen, Jeanne d'Arc, durch Begeisterung Karl 7. und Frankreich rettete.

§. 30.

Dieses war die Epoche der Erfindungen. Barthold Schwarz, ein Mönch im Brisgau, suchte den Stein der Weisen, und fand die Zerstörung; dieser deutsche

deutsche Jupiter veranlaßte also die heutige Art, den schnellen Krieg zu führen 1355. Man erfand die geschliffne Gläser, die nahe Dinge vergrössern, und entfernte herbey ziehen; die Windmülen, das Fensterglas. Venedig, und Flandern arbeiteten, und handelten. Die Erfindung des Kompasses klärte die Schiffarten die Geographie auf, und bereicherte den Handel. Man fertigte alle Sachen von Wichtigkeit auf dem Lumpenpapiere aus. Das französische Haus Anjou bekam durch die Hinrichtung des lezten Erbens, Conradin, und durch die Intrigue des Pabstes, Neapel, und verlor durch die Sicilianische Vesper 1282, welche Johann von Procida, und Peter von Arragonien veranstalteten, Sicilien. Der König von Frankreich, und der Pabst, lies eine Menge der Tempelherren lebendig verbrennen, und man hob ihren Orden auf. In Portugall nahm Alphons 1138 den Königl. Titel an. Unter Emanuel dem Grossen landete Vasco de Gama in Ostindien, Portugall bekam durch die Befreiung der afrikanischen Küste, und den ostindischen Handel, und durch Brasilien, einen Einfluß in die europäische Staatsgeschäfte, und den Rang selbst über Venedig, und den Seefreistaat der Hanseestädte. Diese Zeit des Emanuels hieß die goldne Zeit für Portugal 1498.

Spanien machte sich die Uneinigkeiten der Mauren (Araber) zu nuzze, die nur noch Granada besassen; indessen daß Ferdinand der katolische 1479 in seiner Person, Arragonien, Kastilien, und Navarra vereinigte; den Moren Granada entriß, Spanien in einen großen Staat vereinigte, und Amerika 1492 entdekken lies. Franz Ximenes führte das Staatsruder Spaniens mit einer klugen Strenge, beförderte die Künste, und machte den König unumschränkt.

Frankreich wurde durch das Mägdchen von Orleans, gegen die Engländer begeistert, und nun sahe sich Ludwig

wig XI. im Stande, mit einer stehenden Armee die Grossen seines Landes zu demüthigen, und die Souverainität zu behaupten. 1483 Ludwigs des 12, sanfte, und wohlthätige Regierung, erwarb ihm den Beinamen des Vaters des Volkes.

In England mußte Johann ohne Land, ein Lehnsträger des Pabstes werden, und dem Adel den grossen Freiheitsbrief, welcher der Freiheit der Nation zur Grundlage dient, ausfertigen. Bald darauf entstand das Unterhaus, oder die Kammer der Gemeinen, d. i. der Grafschaften, und Städte, die das Geld von England dem Könige bewilligen, oder verweigern, und mit dem Oberhause, d. i. mit dem hohen Adel, und der Geistlichkeit (Lords) das Parlament ausmachen. Eduard der 3. der 4, und Heinrich der 5, dieser tapfere, und würdige Fürsten, hätten Frankreich völlig erobert, wenn nicht die zwo Königl. Häuser York, und Lankaster (weisse, und rothe Rose) durch einen Hauskrieg von 30 Jahren daran verhindert worden wären 1453.

Margarete vereinigte die drei Kronen, Dänemark, Norwegen, und Schweden, durch eine freiwillige Union der Stände zu Kalmar 1397 In Rußland wüteten Hauskriege unter den 12 Söhnen des Wolodimer des Grossen; und das also entkräftete Land seufzte 200 Jahre lang unter der Herrschaft der Tataren, seit 1216. Endlich erschien Ivan Wasilijevitsch der Erste; dieser siegte über die Tataren, und vereinigte, als erster Czar, und Selbstherrscher aller Reussen, alle Theile dieses weitläuftigen Staates, seit 1462. Preussen wurde 1309 nach einem Kriege von 50 Jahren, durch den Großmeister der deutschen Ritter bekehrt, d. i. erobert, die Kreuzzüge hatten diese, so wie die Johanniter (Maltheser) und Tempelherrn in Palästina hervorgebracht.

§. 31.

§. 31.

Polen ward durch Kaſimir den Groſſen, oder 2 mit Policei, und Geſezzen verſehn, und trat Schleſien an die Krone Böhmen ab. Jagello von Litthauen (Vladislav der 2.) ſtiftete nach Abgang der Piaſten, die Linie der Jagellonen. Sein Sohn Kaſimir 3. regierte über Oſt- und Weſtpreuſſen ſeit 1454. George Podiebrad, König in Böhmen, unterſtüzzte die Huſſiten. In Ungarn machten Johannes Hunniades, und Mathias Corvinus, Vater, und Sohn, ihre Namen und Regierung durch ihre Tapferkeit gegen die Türken, durch gute Geſezze, und Wiſſenſchaften unſterblich. Die Mogolen zerſtörten das Chalifat des Mahomets zu Bagdad. Der Sultan Saladin, ein groſſer Feldherr, und kluger Prinz eroberte Egipten, Sirien, Paläſtina; und nachher herrſchten die Circaſſiſchen Mammelukken, (Sklaven in der Leibwache) 250 Jahre über Egipten. Nun erſchienen die Mogolen, eine Kalmukkenhorde der aſiatiſchen Tartarei der Usbeken, an der Spizze des Dſchinkis Chan d. i. Oberchans. Dieſer eroberte Tangut, China 1209, groſſe Strekken von Perſien, Rußland; er lehrte die Mogolen einen einzigen Gott anbeten, er veranſtaltete Geſezze, und Künſte; ſeine Nachkommen ſezzten die Eroberungen von China, Rußland, fort, zerſtörten das Chalifat, verwüſteten Polen, Ungern, Mähren, Schleſien, und verlohren durch Uneinigkeit alles wieder. Timur verſuchte den alten Glanz des groſſen Dſchinkis Chan, und der Mogolen wieder herzuſtellen. Sein ſchwärmeriſcher Eifer für die Muhamedaniſche Religion, die mogoliſche Wildheit, und das grobe Geſchüzze und die Tapferkeit der alten Novianen, welche des Dſchinkis Chan, Feldherren waren, unterſtüzzten ſeinen Ehrgeiz, er eroberte Perſien, Norwegen, Rußland, Indien, er nahm den türkiſchen Kaiſer Bajeſid bei Anzira gefangen, er bezwang die Mammlukken, Konſtanti-

ſtantinopel zalte ihm Tribut, und Timur, ſtarb mitten im Laufe ſeiner Siege 1404. Mit ihm ſtarb die angefangenen Monarchie der Mogolen; nur Baber eroberte in der Verzweiflung Indien, welches ſeine Nachkommen ſeit 1498 unter dem Namen des Großmogols beherrſchen. Dieſe Mogolen heiſſen in unſren Geſchichten Tataren, die 1241. Krakau, und Breslau verbrannten. Oßmann, ein türkiſcher Emer, ſtiftete nach dem Abzuge der Mogolen, das türkiſche Reich, etwa um 1300. deſſen Enkel Murad eroberte Adrianopel, ſtiftete die Jengidſcheri, (Janitſcharen). Murad 2. hatte am Johann Hunniades, einen tapfern Gegner; ſiegte aber bei Warna. Skanderberg (Johann Caſtriota) vom Ehirus, vertheidigte ſich aus den Gebirgen viele Jahre gegen den Murad, der die Regierung zweimal niederlegt, und als ein Weltweiſer dachte. Sein Sohn Mahomed 2, ein gelehrter kriegeriſcher und kluger Sultan, ſchlos Konſtantinopel von der Land- und Waſſerſeite ein, und brachte 80 Galeren und 70 leichte Schiffe, in einer Nacht durch einen Umweg von 2 Meilen auf Bolen, und mit Hebezeuge und Händen, über das Land in den Hafen, und eroberte mit Konſtantinopel, die lezzte Helfte der römiſchen Monarchie, oder das griechiſche Kaiſerthum, worinnen Konſtantin XI. regierte. Dieſer Eroberung folgte, Griechenland, Kalabrien, Wallachei, die Krimm. Mahomed wurde nur durch ſeinen Tod verhindert, Rom eben ſo wie Konſtantinopel zu erobern. Die griechiſchen Künſte fanden in Florenz ihren Schuzz, und wanderten nach Europa. Die Türken wiſſen von keinem Adel; nur das Amt adelt ſie; ihre Sitten ſind zugleich frech, und weibiſch; frech nach ihren Seitengeſchlechte; weibiſch nach dem wollüſtigen Muſter der Griechen, und Morgenländer. Aus Unwiſſenheit verachten ſie alle Nationen, und ihr Sultan hänget von den Geſezzen, und den Janitſcharen ab. Anfangs

hatten

hatten ſie eigne Staaten, als das Reich Gaſna; das Seldſchukiſche Kaiſerthum 1100, das Chowareſmiſche Reich, welches Dſchinkis Chan zerſtörte; und endlich erwuchs das Osmanniſche Kaiſerthum aus den Trümmern des Seldſchukiſchen, als ein kleiner Zweig eines weitläuftigen Völkerſtammes.

§. 32.

Selim der 2. eroberte noch Sirien, Paläſtina, Egipten, die Kreuzzüge, hatten den Türken den Weg nach Konſtantinopel gebahnt, und die Walfarter ſezzten ſogar den Graf aus Flandern, auf den griechiſchen Trohn. Venedig wurde durch die Ueberfahrt reich, es gewann im vierten Kreuzzuge, Kandien, und Inſeln, und das Monopolium des oſtindiſchen Handels über Alexandrien. Unter den ſchwäbiſchen Kaiſern entſtanden für die Poeſie die Minneſinger; dieſe arteten bald in Reimſchmiede Lobeſans aus, die man Meiſterſänger nannte. Endlich bekam Europa Geſchmakk an der wahren, und ſchönen Gelehrſamkeit, durch den Fleiß des Engländers Royer *Baco*, des Italiäners Franz Petrarch, und des *Boccacio*; und die neue Univerſitäten zu Paris, Oxfort, Prag, Leipzig ꝛc. Die größte Aufklärung kam über die Welt durch Erfindung der Buchdrukkerkunſt 1440, von Johann Guttenberg zu Strasburg, Johann Fauſt, Peter Schäffer zu Mainz, vermittelſt der beweglichen, und gegoſſenen Lettern, anſtatt der koſtbaren und feierhaften Mönchsabſchriften. Die Juden, und Araber ſtudirten die Philoſophie, Mathematik, und Medicin, vorzüglich in Spanien; und unter dem Mogolen erhob ſich Ulug Beigh, ein Enkel des ſchrekklichen Timurs durch aſtronomiſche Schriften 1449. Italien brachte die groſſe Maler Michael Angelo, und Raphael hervor, Johann Goja, ein Neapolitaner, erfand den Kompaß, und erleichterte die Seereiſen; Chriſtoph

Colon,

Colon erfand Amerika 1492 gegen Westen, und die Portugiesen Ostindien, diese beide Indien, oder zwei neue Welten. Colon, (Columbus) machte unter der Regierung des Spanischen Königes, Ferdinand des Katolischen seine Entdekkung, deren Ehre Americus Vesputius mit ihm theilte. So viele Veränderungen musten den Europäern zu einer Morgenröthe den Weg bahnen, die unserm Welttheile, für den übrigen den Vorzug verschaffte.

§. 33.

Die Neue Historie.

1. Epoche. Das Jahrhundert Karls des Fünften. 1500.

Der Spanier Ferdinand Cortes, zerstörte mit Hülfe der neuen Schießgewehre, und der Pferde, das Reich des Montezuma in Meriko, und die Gebrüder Pizarro rotteten in dem Goldlande Peru, den Stamm der Inkas aus. Nach, und nach ergossen sich diese ungeheure Schäzze der neuen Welt, durch die Hand Karls des 5, und seines Sohnes, Philipp des 2, vermittelst ihrer Kriege, und Staatsgeschäffte, über alle europäische Staaten aus. Der Preis der Waaren, und eingebildeten Bedürfnisse des Lebens, die Verschwendung, stieg dadurch immer höher, und Ludwig der XI, von Frankreich, wies den Prinzen das Mittel, durch beständige Kriegesheere den Adel zu unterdrükken, und unumschränkt zu werden. Die Grausamkeiten des Papstes Alexander des 6, und die galante Verschwendungen Leo des 10, machten endlich eine Religionsverbesserung notwendig, zu welcher der gelerte Reuchlin, und Erasmus von Rotterdam, durch gelerte Schriften den Anfang machten. Martin Luther, griff in Sachsen die Indulgenzien (Ablaß) des Dominikaners

Johann Tezel, öffentlich an; und entriß dem päpstlichen Stule die Helfte der Europäischen Staaten. Seine Kirchenverbesserung, (Reformation) fing sich 1517 mit der Regierung des Kaisers Karl des 5 an, und Zwingel, und Kalvin lehrten die ihrige in der Schweiz, indessen daß die Katolische Religion an dem Stifter des Jesuiterordens, Ignatius Loyola 1540, einen neuen Beschüzzer bekam; doch diesen gefärlichen Orden hob endlich Klemens 14 im Jahre 1773 auf.

§. 34.

Karl 5, König in Spanien, Herr von Amerika, von den 17 Niederlanden, von Oesterreich, von Deutschland (als Kaiser) und Italien, bestieg den Kaiserlichen Trohn, nachdem er die Deutsche Walkapitulation beschworen 1519. Dieser große Fürst des Hauses Oesterreich hätte das Deutsche Reich seiner Vorrechte beraubt, wenn ihn nicht Franz I. von Frankreich, der Sultan Solimann 2, Henrich 8 von England, und die Entlegenheit seiner Länder daran gehindert hätte. Mit Franz, der bei Pavia in der Schlacht gefangen wurde, fielen einige Kriege wegen Meiland vor. Die Türken, welche Wien belagerten, trieb Karl mit Hülfe der Protestanten zurükke. Die Deutschen Protestanten verloren im Schmalkaldischen Kriege, die Schlacht bei Mühlberg, und Karl nahm dem Johann Friedrich, das Kurfürstentum Sachsen, um den Moritz (Albertinische Linie) damit zu belehnen, der den Kaiser aber mit einer Armee zu dem Passauervertrage, und Religionsfrieden 1555 zwang. Im folgenden Jahr legte Karl alle seine Kronen nieder, und schwächte sein Haus, indem er Spanien seinem Sohn Philipp 2, und Oesterreich seinem Bruder Ferdinand I, der Ungern, und Böhmen, nach dem Tode Ludwigs 2 an Oesterreich brachte, überlies. Seit der Zeit sind Spanien, und Oesterreich zwei besondre Linien, und Staaten. In England war Henrich 8, ein Tirann seiner Gemalinnen, und der Kirchenver-

verbesserer. Solimann siegte bei Mohaz in Ungern, eroberte Rhodus, belagerte Wien 1529, und gab den Ungern den Johann Zapoli zum Könige. In Schweden vertrieb Gustav Vasa, den dänischen Christiern, er hob die Union von Calmar auf, führte die Protestantische Religion ein, und bestieg den Schwedischen Trohn. Die Perser (Ali) trennten sich von den Türken (Omar) in der Religion. Fezz, und Marokko entstanden in Afrika, und in Deutschland erregten die Wiedertäufer durch den Münzer, und Johann von Leiden, Unruhen.

§. 35.

In Frankreich wurde theils mit den Engländern, theils mit den reformirten (Hugenotten) Untertanen ein unaufhörlicher Krieg geführt, bis Catherina von Medicis, Guise, und Karl 9 durch die Pariserhochzeit 1572 einige Tausend derselben, meuchelmörderischer Weise umbringen lies. Und durch eben diesen Schwärmergeist kam sogar ihr König Henrich 3, der lezzte aus dem Hause Valois, 1589, durch den Jakob Klement um. Henrich 4, der Grosse, von Navarra, der erste aus dem heutigen Hause Bourbon, stellte durch Grosmuth, und einer klugen Tapferkeit endlich die Ruhe in Frankreich wieder her; sein Staatsminister Süllh gab dem Kriegswesen, und den Finanzen ihr Leben wieder; man dekkte die reformirte Kirche in Frankreich, durch die Verordnung von Nantes 1598; allein Henrich fiel durch den Franz Ravaillac 1610. In Spanien verlohr Philipp 2 durch die Strenge des von Alba, die 7 vereinigte Niederlande, die sich durch den Statthalter Willhelm von Oranien, und die Utrechterunion in Freiheit sezzten. Dagegen eroberte Alba Portugall, und Elisabeth von England, zernichtete die unüberwindliche Flotte Philipps. So legte Philipp durch seine Herrschsucht, den Grund zu der heutigen Schwäche des Spanischen Staatskörpers; seine Nachfolger

verloren Portugall, und überliessen das Ruder den Händen ungeschikkter Günstlinge. In Portugall machte Emanuel der Grosse sein Land, durch den Ostindischen Handel blühend; es litte aber nach dem Tode Sebastians, unter Spanischer Herrschaft, und sezte sich endlich durch den Johann von Braganza 1640 wieder in Freiheit.

§. 36.

In England regierte die blutdürstige Maria, verlor aber durch Vermälung mit Philipp 2 von Spanien, Calais. Elisabeth, ihre Halbschwester, eine der gröstten Fürstinnen, führte ohne Zwang die protestantische Religion ein. Sie hielte dem Ehrgeize Philipps die Waage, dessen Flotten Franz Drake schlug, gab den Holländern Hülfe, verbesserte den Englischen Handel im Ost, und West, und lies die Schottische Königin Maria Stuart, hinrichten. Dännemark krönte den H. von Schleswigholstein Friedrich I. 1523. und bemächtigte sich des Sundes. Die Schweden erwälten, weil Sigismund zugleich Polen behaupten wollte, Karl 9, der Ingermannland den Russen abnahm. In Polen, zu welchen Preussen, und Masovien gehörte, verband Sigismund 2, Litthauen, Liefland, und gab dem Kettler Kurland. Nach dem Tode dieses lezzten Jagellonen, wurde Polen ein schwaches Walreich voller Partheien. Es folgte der tapfre Stephan Bathori von Siebenbürgen, Sigismund 3 von Vasa, der Schweden, und Liefland verlor. In Rußland, dem gröstten unter allen christlichen Staaten, eroberte der Zar Iwan Wasiliowitsch 2, Kasan, und Astrakan, und entzog sich dem Joche der Tartaren 1552. Bald darauf wurde Rußland durch die Ränke der falschen Demetrier, und der Polen beunruhigt. Die Ottomannische Pforte hatte an Soliman 2, seit 1520, einen tapfern Sultan, und klugen Gesezzgeber. Er eroberte Rhodus, und Ungern, belagerte Wien,

und

und fing mit Frankreich dasjenige Staatsbündnis an, welches noch besteht. In Persien war Ismael Sofi der Stifter einer neuen Linie, und Schah Abbas der Grosse, wurde ein Eroberer; so wie der Sultan Baber, Timurs Abkömmling, den Trohn der Grosmoguln in Indostan 1526 gründete. In China (Sina), dem Drittheile von Asien, machte Dschinkis Kans Enkel, Koblai, der Mongole, grosse Eroberungen, und auf ihm folgten innländische Prinzen auf dem Trohne wieder.

Die neuere Geschichte überzeugt uns, daß die Glükkseeligkeit der Fürsten, und Nationen, nicht in Reichtümern, nicht in grossen Kriegsheeren, nicht in weitläuftigen Ländern; sondern in klugen Gesezzen, wornach sich die Fürsten selbst richten und die alle Stände zu einem gemeinschaftlichen Wohl verbinden; in nüzzlicher Geschäftigkeit, und in einer vernünftigen Tugendausübung bestehe; dieses sind die Mittel, Macht, Reichthum, und Klugheit, zu einem einförmigen Endzwekke zu vereinigen; und dadurch allein, werden Staaten, Häuser, und jede einzelne Privatpersonen glükklich.

§. 37.

e. Epoche. Das Jahrhundert des dreissigjährigen Krieges (1618. bis 1648).

Der Kaiser Ferdinand 2 von Gräz, unterdrükkte die Protestanten in Böhmen, dem beschwornen Majestätsbriefe, der das deutsche Edikt von Nantes war, zuwieder. Diese vereinigten sich mit der Lausiz, Schlesien, Mähren, Oesterreich, und Ungern, um der Katolischen Gegenparthei Wiederstand zu thun, und sie erwälten, nach dem Exempel Hollands, Friedrich 5 von der Pfalz, zum Könige von Böhmen. Ihre Sache unterstüzzte Bethlem Gabor von Siebenbürgen, Mannsfeld, Bernhard von Weimar. An der Spizze der Katolischen Linie, befand sich Maximilian von Baiern,

Buquoi, Tilli, und Wallenſtein. Allein die Proteſtanten wurden bei Prag auf dem weiſſen Berge geſchlagen 1620, und verloren ihre Freyheitsbriefe, ſo wie Friedrich 5, ſein Erbland, die Oberpfalz, welche an Baiern fiel, und nunmehr ſchien Deutſchland unterjocht zu ſein. Vergebens ſuchte es Chriſtian 4 von Dännemark, durch die Schlacht bei Königslutter zu retten; Oeſterreich herrſchte durch den Tilli, und Wallenſtein, bereits über die deutſche Fürſten deſpotiſch. Richelieu, der groſſe Premierminiſter Ludwigs des 13, ſchlos alſo, um die Uebermacht des Kaiſers in ihre alte Grenze zurükke zu ſezzen, mit dem Könige von Schweden Guſtav Adolph ein Bündnis, und dieſer Held des Nordens, dieſer Sieger der Ruſſen, und Polen, ſiegte auf dem Breitenfelde bei Leipzig den 7. Sept. 1631 über den Tilli, der den 10 Mai 1631, Magdeburg zerſtört hatte. Er machte ſich in 2 Jahren zum Schuzzgotte der Proteſtanten, und blieb bei Lüzen den 6. Nov 1632, in einem Alter von 37 Jahren, ſiegend gegen den Wallenſtein.

§. 38.

In Frankreich ſezzte unter der Vormundſchaft der Maria von Medicis, Guiſe, und Conde den Religionskrieg fort, als Richelieu das Steuer Frankreichs, für Ludwig 13, zu führen übernahm; er ergrif die Parthei der deutſchen Proteſtanten gegen Oeſterreich, unterſtüzzte Holland und ſchwächte die Reformirten deren Seefeſtung, Rochelle, er durch einen Damm von 4700 Fus eroberte, und zu ſeiner Zeit ging für die neuere Poeſie, die Morgenröthe mit dem Corneille auf. Er gründete die Souverainität der Franzöſiſchen Könige. Nach Guſtav Adolphs Tode, ſezzte Ochſenſtirn, Banner, Torſtenſohn, Horn, Königsmark, Wrangel, den Krieg, auf deutſchem Boden, nebſt den groſſen Feldherrn Frankreichs, Guebriant, Turenne, und dem groſſen Conde fort; die Schweden verloren zwar die Schlacht bei

Nörd-

Nördlingen, gegen Ferdinand 3, siegten aber doch nach dem besondern Frieden zu Prag; darinnen Sachsen die Lausiz bekam, bei Dömiz, und Wittstok über die Sachsen, und den Oest. Hazfeld. Zu gleicher Zeit streifte Ragozzi in Ungern, Torstensohn siegte bei Jankau, und Ferdinand 3, von so vielen Feinden, und Unglükksfällen ermüdet, bot die Hand zu dem Westphälischen Frieden 1648, darinnen die Katol. Reform und Lutherische Religion ihre Freiheit, Pfalz den Kurhut, und die Oberpfalz, im Falle, daß die Baiersche Linie Willhelms aussterben würde; die Schweden Pommern, Wismar, Bremen, Verden, Rügen; Brandenburg das jenseitige Pommern, Kamin, Magdeburg, Halberstadt, Minden, und Hohenstein, Meklenburg, Schwerin, und Razzeburg; Braunschweig die Umwechselung in Oßnabrük; Hessenkassel Hirschfeld; Frankreich, durch Mazarins Eifer, Metz, Toul, Verdun, den gedoppelten Elsaß, Brisach, Sundgau bekam. Der dreissigjährige Krieg wurde die Epoche der Kriegshelden, und die Gelersamkeit, die unter Ludwig 14 ein neues Leben bekam, wurde das Jahrhundert der Philosophie, und des Geschmakks für Europa, und die Französische Sprache verdrengte zum Theil das Latein.

§. 39.

Die Schweiz, (helvetische Eidgenossenschaft), und Holland wurden im Westph. Frieden für unabhängig erklärt. In Frankreich demütigte Richelieu die Grossen, und behauptete Pignerol, und Perpignan; indem er zugleich den wizzigen Künsten den Eingang verschaffte. Mazarin führte unter der Minderjährigkeit Ludwigs des 14, den Schleuderkrieg mit den Grossen; und dieser grosse König, dessen Ehrgeiz ohne Schranken war, wandte seine vortrefliche Staatsbedienten Colbert, und Louvois, so wie die grosse Helden, den grossen Conde, Turenne, Luxemburg u. s. w. zu seiner Vergrösserung

an; er ſchloß mit dem Spaniſchen Haro den Pirenäiſchen Frieden. Seine ſchnelle Eroberung im Flandriſchen Kriege, hielte Holland durch den Aachnerfrieden auf; und um dieſes zu ahnden, zog Ludwig, Karl 2 von England in ſein Intereſſe. Holland wurde in kurzer Zeit erobert; allein es erwälte Willhelm 3 von Oranien zum Statthalter, man durchſtach die Dämme von Muiden, der Pöbel ermordete die Brüder Witts, der Admiral Ruiter ſchüzzte das überſchwemmte Land mit 100 Kriegsſchiffen, und ſchlug die Engelländ. Flotte bei Solbaye. Holland bekam von Leopold, und Friedrich Willhelm, dem Groſſen von Brandenburg, Hülfe gegen dieſen, und den Oeſt. Montecuculi, und Caprara. Gegen Willhelm fochte Conde, Turenne u. ſ. w. die bei Sinzheim, bei Mühlhauſen bei Kolmar, Türkheim, Seneffe, merentheils den Sieg davon trugen. Endlich bekam Holland im Nimwegerfrieden 1678, die Verſichrungsplätze (Barriere) und Ludwig 14 Flandern, Dünkirchen, und die Gr. Burgund.

§. 40.

Die Wiedervereinigungskammern zu Mezz, waren ein neuer Vorwand des ehrgeizigen Ludwigs, zum Kriege mit den Deutſchen. Louvois überfiel Strasburg; und der Muſelmann muſte Wien, jedoch ohne Folge belagern. Das bombardirte Genua muſte ſich zur Abbitte verſtehen. Ludwig, der den Religionsfrieden von Nantes aufhob, wurde aus Aberglauben, der Verfolger ſeiner eigenen reformirten Unterthanen, derer gegen 800000 nach Holland, England, Deutſchland, und Brandenburg flüchteten, und die Franz. Sprache, Sitten, und Künſte in Europa, wie die Griechen nach der Eroberung von Conſtantinopel über Italien, ausbreiteten. Paris zog durch ſeine Pracht alle Ausländer auf ſich. In dem Deutſchen Kriege, wozu der Kardinal Fürſtenberg der Vorwand war, 1688, hatte Ludwig England, Holland, Spanien, Oeſterreich, und

Bran-

Brandenburg gegen sich, der Pr. von Waldek siegte bei Forge, und wurde dagegen bei Fleurus 1690 vom Luxemburg geschlagen, so wie der Herz. von Savoien bei Staffarde vom Franz. Catinat. Bei Stenkerke verlor Luxemburg, ob er gleich bei Landen den Willhelm von Oranien schwächte, indessen daß Ludwig in Person Namur eroberte, Noailles in Spanien, der Grosvezier in Ungern, Catinat in Italien, gegen den grossen Eugen von Savoien, der Markgr. von Baden in Deutschland, und Bouflers, und Villeroi in Holland gegen den Willhelm, und die Baiern fochte. Endlich brachte ihn der vollständige Sieg des Eugens über die Türken bei Zenta an der Theiße 1697 in die Notwendigkeit, das Eroberte im Rißwikschen Frieden wieder zu geben; um sich der Spanischen Erbfolge desto besser zu versichren.

§. 41.

Leopold ertheilte 1692 dem Herz. Ernst August von Braunschweig Lüneburg den neunten Kurhut. Philipp 3 von Spanien, vertrieb 1610 eine Million Maranen (Araber.) In Holland that sich Moriz von Oranien hervor, man nahm den Portugiesen die Molukken (Gewürzinseln) 1605; Amsterdam wurde das Waarenlager von Europa, es entstand Batavia auf Java. In England regierte der schläfrige König von Schottland, Jacob I, der die Reiche Grosbritanniens vereinigte; er entgieng der Pulververschwörung; und sein Sohn Karl I, von Stuart, der sich vom Parlamente unabhängig machen wollte, verlor darüber auf dem Blutgerüste 1649 den Kopf. Ihm folgte Olivier Kromwell, als Protektor Grosbritanniens auf dem Trohne. Dieser sezzte England in ein neues Ansehn, er nahm den Spaniern Jamaika, demütigte Holland, stand Frankreich bei, und starb nach fünf Jahren mit dem Ruhme grosser, aber schlimmer Talente 1658. Man sezzte also den Sohn Karls des 1. Karl den 2 auf den

Trohn. Doch dessen Bruder Jakob 2, der die Katolische Religion, und die Souverainität einzuführen versuchte, wurde durch seinen Tochtermann Willhelm 3 von Oranien verdrengt, und das Haus Stuart, von der Krone auf ewig (Prätendenten) ausgeschlossen 1688. In Dännemark trug die Nation dem Friedrich 3. 1660, da ihm die Schweden einige Provinzen abnahmen, die unumschränkte Gewalt, und Erblichkeit der Krone, freiwillig, ein Exempel ohne Exempel! an. In Schweden zeigte sich Gustav Adolph seit 1611 als ein grosser Staatsmann, und Kriegsheld, und machte Schweden zuerst berümt. Er eroberte Liefland, und Deutschland, und erniedrigte die Krone Polen, Rußland und Oesterreich. Seine Tochter Christina, endigte den Deutschen Krieg, beförderte die Künste, und legte die Krone nieder. Ihr Nachfolger Karl Gustav, ein Krieger, eroberte Polen, und Dännemark, und Karl XI. misbrauchte seine Königliche Gewalt zur Unterdrükkung der Untertanen, bis 1697.

§. 42.

In Polen empörten sich unter Vladislav 4. die Kosaken, es erfolgte ein Kosakenkrieg, und die Russen eroberten die Ukraine, Smolensko; so wie Preussen von Polen unabhängig wurde, und Johann Kasimir, legte die Krone nieder. Johann Sobieski schlug die Türken, und entsezzte Wien. In Rußland stieg das Haus Romanow, in der Person des Michael Fedorowitsch 1613 auf den Trohn, und vereinigte nunmehr seine Kräfte, welche der Geist des grossen Peters seit 1689, zu einer Monarchie erhob. Dieser durchreiste den schönsten Theil von Europa, um sich selbst zu unterrichten; er kam zurükke, den Aufstur der Streliczen zu stillen, und wurde der Schöpfer, und Verzierer seiner Staaten. Die Türken eroberten Cipern und Kandien, verwüsteten öfters Ungern, wurden von Ludwig von Baden, und Eugen von Savoien, in ihren

Sie-

Siegen aufgehalten, und belagerten unter dem Grosvezir Kara Mustapha 1683, Wien vergebens. In Persien verlor der träge Schah Hussein die Krone, gegen seine Untertanen die Afganen, und seit der Zeit zerrissen bürgerliche Kriege diesen Staat, so wie die Osttartarn, Mantschu, den chinesischen Trohn besezzten.

§. 43.

3. Epoche. Der Spanische Erbfolgekrieg von 1701, oder das Achtzehnte Jahrhundert.

Spanien starb mit Karl 2. 1700 aus, welcher die Spanische Monarchie, in seinem lezzten Willen, zum Nachtheile der jüngern Linie Oesterreich, dem Philipp von Anjou, Ludwigs des 14 Enkel hinterlies. Ueber diesen schnellen Zuwachs des Hauses Bourbon, gerieth ganz Europa in die äusserste Verlegenheit; besonders da zugleich Karl 12 von Schweden, den Norden in Flammen sezzte; Ludwig 14 hatte Spanien, Baiern, Kölln, Savoien, Mantua; hingegen Karl 6 von Oesterreich, Willhelm 3 von England, Deutschland, und Holland auf seiner Seite. Der Schauplazz war Spanien, das Weltmer, Italien, Deutschland. Eugen schlug den Catinat, und Villeroi in Italien, so wie den Vendome; der H. von Marlborough führte die Engl. Holländische Völker in Flandern gegen den Boufflers; Ludwig von Baden die Deutschen im Elsasse an. Villard siegte bei Höchstädt; aber Tallard, Marsin, und der Kurf. von Baiern, büsten eben daselbst 1704 oder bei Blendheim gegen den Marlborough, und Eugen gegen 40000 Mann ein, wodurch die Franzosen ganz Baiern, und etwa 100 Meilen verloren. Die Engländer eroberten Gibraltar. Eugen litte bei Cassano, und Caßinato. Marlborough gewann in Flandern die Schlacht von Ramelies über den Villeroi, wodurch die Franzosen Flandern verloren. Eugen schlug

den

den H. von Orleans, Feuillade, und Marsin vor Turin. Marlborough, und Eugen schlugen den Villars, und Bouflers 1709 bei Malplaquet. Der Graf von Staremberg, siegte bei Sarragossa. In Ungern schwächte der Kaiser Joseph die Parthei des Ragotzi. Der Sieg des Villars, bei Denin über den Eugen, und Albemarle, beförderte endlich den Utrechter, Rastädschen, und Badenschen Frieden 1713; worinnen Savoien, Sicilien; Holland, die Sicherheitsplätze; Karl 6, Neapel, und Sardinien; England Gibraltar, Minorka, Akadien, und die Hudsonsbucht; Baiern, und Kölln ihre Länder; Ludwig 14 Rüssel, Aire u. s. w. Philipp 5 aber, Spanien bekam. Gleich darauf starb Ludwig 14, dem dieser Krieg 200 Millionen gekostet hatte 1715. Sein Urenkel Ludwig 15 folgte, und der Kardinal Fleuri führte das Staatsruder.

§. 44.

Karl 12 von Schweden, zwang mit einer Engl. Holländischen Flotte, die Dänen zum Travendalerfrieden, die sich mit Rußland, und Polen gegen ihn, aus altem Hasse (Gustav Adolph, Karl Gustav) vereinigt hatten. Von den Russen schlug er bei Narva 80000 Mann, mit 8000 Mann; die Sachsen, und Polen bei Klissow, Pultusk, Puniz, Frauskadt (Rheinschild gegen den Sächs. Schulenburg) er besezzte Sachsen und August 2, von Polen, und Sachsen, muste im Altranstädtischen Traktate, die Polnische Krone dem Stanislaus 1733 abtreten. Doch sein Marsch in dem kalten Winter von 1709, durch die Ukraine, um sich mit dem Kosakenhettmann, Mazeppa zu vereinigen, die Niederlage des Löwenhaupts bei Leznov, der unglükkliche Angriff auf Pultava, und der allgemeine Mangel in der Schwed. Armee, gaben zu dem Verluste der Schlacht von Pultava 1709, die der Zar Peter und Menzikoff gewann, Anlaß.

Karl

Karl flohe ins Türkische Gebiet nach Bender, seine Feldherren Rheinschild, Löwenhaupt, Schlippenbach u. s. w. wurden, wie Steinbokk, mit dem ganzen Kriegsheere in Tönningen gefangen. Karl reizte die Türken zu einem Kriege mit dem Zar, der auch wirklich am Flusse Pruth von der Türkischtartarischen Armee eingeschlossen wurde, und als er nach Stralsund zurükke kam, fand er Hannover, Preussen, Rußland, Dännemark gegen sich in den Waffen. Diese vertrieben ihn aus Stralsund, und Rügen 1715 und er blieb 1718 vor Friedrichsfall, als ein Prinz, in dessen Augen blinder Eigensinn, und Tollkühnheit Tapferkeit war. Er war der zweite, und lezzte unumschränkte König in Schweden. In Deutschland war Karl 6 durch den Eugen im Türkenkriege glükklich; er verlor aber wegen der Wal des Stanislaus 1733 gegen Frankr. und Spanien, Neapel, und Sicilien, so wie im zweiten Türkenkriege von 1737 durch den Belgraderfrieden 1739 Servien, Wallachei u. s. w. obgleich der Russische General Münch, die Türken bei Choczim überwunden hatte. In Spanien wurde Philipp 5 von Anjou, ruhiger Besizer des Trohnes durch den Utrechterfrieden von 1713. In England schränkte Willhelm 3, von Oranien den Ehrgeiz Ludwigs 14 vorzüglich ein; seine Tochter Anna, unterstüzzte Oesterreich im Span. Erbfolgekriege, und nach ihr bestieg 1714 George 1 von Braunschweig Lüneburg, der den Karakter des Friedensstifters von Europa behauptete, so wie sein Sohn George 2, der von 1727 bis 1760 regierte, den Trohn.

§. 45.

Dännemark lebte unter Friedrich 4, Christian 6 und Friedrich 5, im Glükke eines funfzigjährigen Friedens. In Schweden zog die Rachsucht Karls des 12, den Verlust von Ingermannland, Liefland, Bremen, Verden, und Stettin nach sich. Die vier Reichsstände traten also wieder in ihre alte Rechte ein. Polen hatte we-

wegen der Wal Auguſts 2, 1709, und Auguſts 3, 1733 mit den Schweden Krieg. Rußland wurde durch Peter den Groſſen, geſittet, kriegeriſch, und blühend; dieſer Kaiſer eroberte Ingermannland, baute Petersburg mitten im Kriege 1704, rüſtete Flotten aus, ſiegte über Karl 12, und brachte Liefland an Rußland. Seine Gemalin Katharina 1 folgte 1725; auf dieſe Peter 2, des Zarowiz Sohn 1727, unter der Vormundſchaft des Mentzikof. Anna Iwanowna von Kurland, unterſtüzzte Auguſt den 2, und beſiegte die Türken. Iwan 3 unter der Vormundſchaft des Herz. Biron, machte der Eliſabeth 1741 Plazz. Unter den Partheien in Perſien, ſchwung ſich ein perſiſcher Tatar, Nadir Schah (Kuli Chan) auf den Trohn. Als Grosmogul regierte der laſterhafte Aurengzeb lange, und glükklich, doch eroberte der Perſiſche Kuli Chan, unter dem trägen Muhamed Schah, Indoſtan, und ſeit der Zeit iſt es, wie Polen ohnmächtig, und zerſtükkt. In China zierte Kanghi den Trohn, den dieſer mantſchuiſche Kaiſer ſechzig Jahr lang einnahm, mit einer mehr, als chineſiſchen Klugheit, und Gröſſe, bis 1722; ſeine Menſchenliebe, und Hochachtung gegen die Wiſſenſchaften und Chriſten, erbte ſein Enkel Kienlong ſeit 1735. An dieſer Grenze der Welt übt man aus, was die Europäer der Theorie nach kennen, und predigen, ſanfte Sitten, Künſte, ware Höflichkeit; der Kaiſer regiert unumſchränkt, und iſt zugleich, als ein Kind den Geſezzen (ohne kriegeriſchen Ehrgeiz, und Eigenſinn) gehorſam; keiner kann anders, als durch tugendhafte Proben, und Weisheit, in China ſein Glükk machen.

§. 46.

4. Epoche. Friedrich 2, der Groſſe von Preuſſen, oder der Oeſterreichiſche Erbfolgekrieg 1740.

Um die Zeit der Geburt Chriſti, bewonten die Semnonen, und Longobarden, Zweige des Stamm-

vol-

volkes, die Sveven genannt, die Mark Brandenburg. Beide wanderten, wie die übrige Nationen. Ihre ledige Besizze besezzten aus Pommern, und Preussen, die Wenden, sonderlich die Wilznerwenden, und diese erbauten Brennabor an der Havel; Henrich der Vogelsänger, überwand die Wenden, und stiftete an dieser Grenze (Mark) die Wendische Mark. Sieqfried von Ringelheim, wurde ihr erster Markgraf; es folgten die von Bremen, und Stade; die von Askanien (Anhalt); aus dieser Linie rottete Albrecht der Bär (von 1135 bis 1170) den Rest der Heidnischen Wenden durch die Verpflanzung deutscher Völker hieher, aus, erbaute Berlin, und war der erste Kurfürst von Brandenburg. Nach dem Tode Waldemars, des mächtigsten Kurf. aus dem Hause Anhalt, der die fünf Marken, Anhalt, die Lausiz, Pommern, Meklenburg, Braunschweig, die Pfalz, Sachsen u. s. w. besas, erwachte die Eifersucht der Nachbarn, man lies einen Müller die Rolle des Waldemars spielen, und der Kaiser Ludwig von Baiern, zog das Land als ein ausgestorbenes Reichslehn an sich. Es folgte Karl 4, Wenzel (Haus Lüzelburg) Sigismund, und dieser lezte verkaufte 1415 die Mark Brandenburg, dem Grafen von Hohenzollern, Friedrich 1, für 400000 Goldgülden, und dieser ist der Stammvater des Königlichen Hauses und der Markgr. von Anspachbareith, er starb 1440. Seine Nachfolger waren Friedrich 2, Albrecht Achill, der die Untheilbarkeit einführte; Johann Cicero, Joachim 1, Joachim 2, der die protestantische Religion annahm, und von Preussen (welches Albrecht 1525 als ein erblich Herzogthum von Polen zum Lehn hatte, und Albrecht Friedrich, erbte) die Mitbelehnung erhielt; Johann George, Joachim Friedrich, der alle Fränkische Länder, und Jägerndorf erbte, solche aber wieder vertheilte; Johann Sigismund, der Preussen, Kleve Mark, und Ravensberg

be-

bekam, und dagegen reformirt wurde, George Wilhelm, unter dessen Regierung die Schweden, und Oesterreicher die Mark im dreißigjährigen Kriege verwüsteten; und dessen Sohn Friedrich Willhelm (1640 bis 1688) der Grosse, der statt Pommern, Halberstadt, Minden, Kamin, Hohenstein, Magdeburg bekam, die Polen in der dreitägigen Schlacht bei Warschau schlug, im Welauischen Traktate die Preußische Unabhängigkeit 1657 erhielt, nebst dem Montecuculi Holland, gegen die Franzosen, rettete, und die Schweden bei Fehrbellin 1675 schlug, Pommern eroberte, und in seinen Ländern Künste, und Emsigkeit einführte.

§. 47.

Sein Sohn Friedrich 1 wurde 1701 König von Preussen, gab dem Leopold gegen Frankreich Hülfstruppen, und starb 1713. Friedrich Willhelm trat dem Bündnisse gegen Karl 12 von Schweden bei, bekam Möurs, Lingen, Limburg, und machte seine Staaten durch Mäßigkeit, Haushaltung, und Arbeit blühend. Er starb den 31. Mai 1740. Sein Sohn Friedrich 2, der Grosse, den die Talente, und das Glükk über alles erheben, was die Historie von Helden, von Gelersamkeit, von Staatsmännern Grosses aufzuzeigen hat; bekam für seine Ansprüche auf Jägerndorf, Ligniz, Brieg, und Wolau, durch seine Siege bei Molwiz d. 10. April 1741, und bei Czaslau d. 17 May 1742 im Breslauerfrieden, aus der Oesterreichischen Verlassenschaft des Kaisers Karl 6, von dessen Tochter Maria Theresia, Ober, und Niederschlesien nebst Glaz. Dieser Friede kostete Ludwig dem 15 von Frankreich, und Karl 7 von Baiern, Böhmen, und Baiern, dessen sich nun Maria Theresia, durch den Prinz Karl von Lothringen wieder bemächtigte. Zugleich siegte der König von England, der Oesterreich beistand, bei Dettingen über den Noailles. Dieses neue Glükk der

Ma-

Maria Theresia brachte die Frankfurterunion zwischen Preussen, Frankreich, Baiern, und Kassel hervor, und ihr zufolge rükkte Friedrich, durch Sachsen, 1744 in Böhmen ein, er eroberte Prag, und zog sich, da Karl von Lothringen, nebst 20000 Sachsen in Böhmen eindrang, nach Schlesien zurükke. Hier überfiel sie Friedrich d. 4. Jun. 1745 bei Striegau, (Hohenfriedberg) eben so glükklich, als er d. 30 Sept. 1745 bei Sor (Trautenau) von ihnen überfallen, siegte. Nach dem Siege des Fürsten von Dessau über die Sachsen, bei Kesselsdorf d. 15 Dec. 1745, erfolgte der Dresdnerfriede, und mit ihm das Ende des zweiten Schlesischen Krieges. Unterdessen that Ludwig 15 seinen ersten Feldzug, nach dem Tode des Kard. Fleuri, unter dem tapfern Moriz von Sachsen, in den Niederlanden gegen Oesterreich. Holland erwälte den Pr. von Oranien zum Erbstatthalter, Moriz siegte bei Fontenoi, hingegen büste Frankreich in den Seeschlachten gegen die Engländer ein, es verlor durch den Dresdnerfrieden Italien, und muste im Aachnerfrieden 1748, darinn der Infant Philiph, Parma, Placenzia, und Guastalla bekam, alle gemachte Eroberungen wiedergeben, nachdem Karl Edouard von Stuart, die 2 Schlachten von Preston, und Falkirche in Schottland gewonnen, und bei Culloden verloren.

§. 48.

Durch den Petersburgertraktat von 1746, zwischen Oesterreich, Rußland, und Sachsen, versuchte man die Macht Friedrichs auf ihre Mittelmäßigkeit wieder herabzusezzen. Doch dieser kam dem Termine der Verabredung, durch Wachsamkeit zuvor. Er besezzte Sachsen 7 Jahre lang, rükkte in Böhmen, siegte d. 1 Okt. 1756, bei Lowosiz über den Oest. Broun; nahm den 14 Oct. die Sächsische Armee bei Sonnenstein gefangen, die Rutowski anführte; gewann den 6 Mai 1757, die Hauptschlacht bei Prag gegen den Pr.

Karl, darinnen der Pr. Feldm. Graf von Schwerin, mit der Leibfahne in der Hand, am Ziskaberge blieb, beschos Prag, lieferte den 18 Jun. 1757, dem Oest. Daun, bei Kollin (Planian) ein unglükkliches (erstes) Treffen. Unterdessen beantwortete der König, der nunmehr Oesterreich, Rußland, Deutschland, Frankreich, Schweden, Sachsen, kurz die Kräfte Europens, gegen sich spielen sahe, die Sache der deutschen Reichsacht, mit glükklichen Schlachten. Der Ruß. Apraxin wütete durch seine Kalmukken in Preussen, gewann d. 30. Aug. 1757 gegen den Pr. Lehwald, die Schlacht bei Grosjägerndorf; Friedrich erfochte d. 5. Nov. 1757 bei Roßbach (ohnfern Lüzen) in einer lustigen Stunde, einen vollkommenen Sieg über den Franz. Soubise, und die deutsche Reichsarmee, nachdem der Engl. Pr. Kumberland, die Schlacht bei Hastenbek gegen den d'Etrees d. 26 Jul. verloren, und die einzige Hülfswaffen Friedrichs niederlegen müssen. Doch Ferdinand von Braunschweig, sezte sich von neuem an die Spizze dieser Englischen Armee, und der Pr. von Bevern muste sich, nach einem heftigen Feuer, d. 22. Nov. von der ganzen Oester. Armee, aus Schlesien zurükkeziehen, als der König von Roßbach kam, und den Pr. Karl, und Daun d. 5. Dec 1757 durch Gegenwart des Geistes, und die den Preussen eigene Evolutionen, bei Lissa (Leuthen) aus Schlesien vertrieb, und gegen 40000 Oesterreicher gefangen nahm.

§. 49.

Indessen wurde der Krieg zwischen England, und Frankreich auch in Amerika, und zur See, überall zum Nachtheile Frankreichs fortgeführt; diese wurden bei Quebek, bei Kadix, und Quiberon, von den Engländern zu Grunde gerichtet, die ihnen alle Amerikanische, und andre ausländische Besitzungen, und Schiffe wegnahmen. Friedrich schlug den Ruß. Fermor d. 25. Aug. 1758 bei Zorndorf, er litte durch den Daunischen Ueberfall bei Hochkirch d. 13 Okt.; und

Fer-

Ferdinand siegte d. 23. Jul. 1758, bei Krevelt über den Franz. Klermont. Der König verlor d. 12 Aug 1759 die Schlacht gegen den Ruß. Soltikof, und Oest. Laudon bei Kunnersdorf, indessen daß Ferdinand nach der Schlacht bei Bergen d. 13 April bei Minden, d. 1. Aug. gegen den Contades, und Broglio siegte. Der König schlug den Laudon d. 15 Aug. 1760, bei Ligniz, und den Daun bei Torgau d. 3 Nov. in die Flucht. Mit dem Tode der Ruß. Kaiserin Elisabeth, d. 5 Jan 1762, traten die Russen nunmehr auf Preußische Seite, der Pr. Prinz Heinrich siegte d. 29 Octobr. bei Freiberg über die Reichsarmee; und nun erfolgte der Pariserfriede 1763, darinnen Frankreich den Engländern Akadien, Kanada, Kapbreton, Grenade, Vincent, Dominique, Tabago, und alle Eroberungen abtrat, so wie Oesterreich, Preussen, und Sachsen, den 15 Febr. 1763 den Frieden zu Hubertsburg schlossen. Friedrich unterstüzzte die Wal des Poln. Königes Stanislaus, Augusts, und verglich sich mit Oest. und Rußland, um das westliche Preussen, und einen Theil von Grospolen, disseits der Nezze, 1772, für seine Ansprüche anzunehmen. Gott seegne den König!

§. 50.

Die 4 Epochen des Geschmakkes, und der Wissenschaften waren, das Zeitalter Alexanders, oder das Griechische; die grösten Männer desselben waren, Aristoteles, Demosthenes, Apelles, Phidias, Miltiades, Leonidas u. s. w. 2. Das Römische des Augusts, und Julius Cäsars, brachte den Cicero, Plinius u. s. w. hervor. Die Ottomannen vertrieben die Künste aus Konstantinopel, und diese fanden zu Florenz, und in Italien eine günstige Aufname. In dieser dritten Italienischen Epoche, zeigen sich z. E. Tasso, Ariost, Raphael, Titian, Angelo; die 4 Epoche, war das Jahrhundert Ludwigs 14. darinnen z. E. Corneille, Racine, Moliere u. s. w. vorkommen. Mit dieser Epoche erhob sich der Geist der

Philosophie, der Versuche, und der neusten Verfeinerung in allen Arten der Künste, und Wissenschaften, in der Person des Engl. Baco, der den Aristoteles verdrengte, des Des-Cartes, der zu denken, und zu zweifeln erlaubte, des Hugo Grotius, und Puffendorfs, die das Natur, und Völkerrecht bearbeiteten, des Loke, dieses Zergliederers des Verstandes; des deutschen Thomasius, der eines gemeinnüzzige Weltweisheit einführte, des von Leibniz, einer gründlichen Philosophen, des Wolfs, der die Philosophie in ein Sistem brachte, des Copernicus, der die Himmelskörper richtiger ordnete, des Harvey, der den Umlauf des Blutes, des grossen Newton, der die Farben im Lichte, und die Gesezze der Natur erfand. Huygen verbesserte die Uhren, Vesalius die Anatomie, Paracelsus, Stahl u. a. die Chimie; Boerhaave, Albin, Haller, Hoffmann die Medicin, Cujacius, Conring, Böhmer die Rechtsgelehrsamkeit; Sleidan, Guicciardini, Thuanus, Sarpi, Maskov, Bünau, Rollin die Historie; Opiz, Kaniz, Haller, Hagedorn, die Dichtkunst, Kranach, und Dürer die Malerkunst, und Mosheim erwekkte die deutsche Beredsamkeit.

Ende des ersten Bandes.

Auszug
der
Materien in diesem Ersten Bande.

Der Mensch und dessen Vorzüge. 1
Der Mensch ist mit dem Lichte der Vernunft begabt 2
Er hegt im Herzen Grundbegriffe zu einer natürlichen Religion 6
Er wünscht sich unsterblich, und glükklich 7
Und denkt frei 7
Seine Seele ist geistig, und unsterblich 8
Der menschliche Körper, und dessen Theile. Kopf. Die Augen, Ohren, Zunge, Zähne 12 = 16
Die Brust, und deren Theile. Ribbenhaut, Luftröhre, Lunge, Luftröhre, Herz 17
Das Atemholen, und der Magen. Der Schlund, das Zwerchfell, der Magen, die Leber, die Milz, Nieren, Gekröse, Gedärme, Blase, Muskeln, Sehnen 19 = 21
Glieder des Körpers, und Knochen. Die Knochen Ribben, Hüften, Schulter, Aerme, Hände, Schenkel, Beine, Fus 22. 23
Die vier Flüssigkeiten. Das Blut, der Puls, die Galle 24. 25
Die Pulsadern, und Blutadern. Die Schlageader, die Aorte, die Blutader 25. 26
Die Verdauung, Blutmachen, und der Umlauf des Bluts 26
Die Lebensgeister, u. Grundursache der körperlichen Bewegung 28
Die Organen der Sinne. Gefül, Geschmakk, Geruch, Gehör, Sehen 29. 30
Geschäfte der übrigen Organen. Stimme, Lachen, Schlukken, Niesen, Hunger, Durst, Schlaf 31 = 35
Die Begriffe, Gedächtnis und Träume 36
Gesundheit, und Krankheit 36
Die Hervorbringungen der Natur. Das Thierreich 37
Thiere. Deren Ursprung, Natur derselben 37. 38

Die unvernünftige Thiere. Kuh, Ochs, Kalb, Schaf, Ziege, Schwein 41 = 45
Thierprodukte. Milch, Butter, Käse, Talg, Wolle 46 = 47
Dienstthiere. Pferd, Maulesel, Esel 48 = 50
Geflügel. Hüner, Kalkaunen, Enten, Tauben, Gänse, Art, das Geflügel zu zerlegen 50 = 54
Haarwildprett. Haſe, Kaninchen 54. = 55
Federwild. Rebhun, Faſan, Schnepfe, Haſelhuhn, Wachtel, Brachvogel, Feigendroſſel, Ortolan, Wieſenknarrer, Kiwiz, Lerche, Trappe 55 = 58
Flußvögel. Kriechente, wilde Ente, Schwan, Reiher, Waſſerrabe, Pfau 58. 59
Geſangvögel. Nachtigall, Kanarienvogel, Hänfling, Stiegliz, Heidelerche, Haubenlerche, Graſemükke, Meiſe, Kernbeiſſer, Fink 59 = 61
Plaudervögel. Papagai, Elſter, Holzſchreier, Amſel, Staar 61
Raubvögel. Habicht, Falke, Sperber, Geierfalke 61. 62
Nachtvögel. Uhu, Eule 63
Wilde Vögel. Krähe, Storch, Straus, Adler, Kranich 63. 64
Waldthiere. Hirſch, Eber, Reh, Tannhirſch, Wolf, Fuchs, Dachs, Wieſel, Marder, Zobel, Iltis, Kaninchenwieſel, Eichhörnchen, Murmelthier, Schlafratte, Maulwurf, Hermelin 64 = 67
Giftthiere. Schlangen, Feldſchlangen, Natter, Kröte, Skorpion 67 = 69
Fremde Thiere. Elephant, Kameel, Biber, Affe 70 = 72
Reiſſende Thiere. Löwe, Tiger, Leopard, Bär, Krokodil, Fiſchotter 74 = 76
Würmer, und Inſekten. Bienen, u. ſ. w. Honig, Wachs, Weſpe, Spaniſche Fliegen, Maikefer, Blutegel, Ohrwurm, Schnekken, Würmer, Seidenwurm u. ſ. w. Raupe 76 = 86

Das Meer, und die Fiſche.

Die Merkwürdigſte Seefiſche. Elſe, Sardelle, Wallfiſche u. ſ. w. Stint, Stör, Heering, Neunaugen, Platteis, Makrelen, Schellfiſch Laberdan, Rochen, Lachs, Scholle, Thunfiſch, Torubutte, Meerdrache, Schildkröte 87 = 91
Andre Meerprodukte. Muſcheln, Auſtern, Schaalenfiſche, Meerigel, Meerſterne, Meerſchwämme, einſchälige Muſcheln, Schiffskuttel, zweiſchalige Muſcheln, Perle 92 = 95
Flußfiſche. Aal, Barbe, Eſch, Blei, Hecht, Karpe, Rautenfiſch, Kaulbarſch, Krebs, Plezze, Gründling, Fröſche, Schmerl, Lotte, Baars, Platteis, Schleie, Forelle, Vendoiſe 92 = 98

Anzal der Thiergeschlechter; wie viel Arten vierfüssiger Thiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insecten, Würmer, es giebt; und wie viel Pflanzenarten sind 99
Naturleiter der phisischen Dinge 100
Bauende, und zerstörende Kräfte der Natur. Baustoffe der Natur.
1. Das Mineralreich. 2. Das Pflanzenreich. 3. Das Thierreich 100. 101
Das Pferd, und dessen Natur, der Elefant, Wallfisch, dessen Arten 103. 104
Das Pflanzenreich 105
Die Bäume, Wälder und Aekker. Die Bäume. Hagebuche, Kastanienbaum, Eiche, Ahornbaum, Esche, Buche, Lorbeerbaum, Korkbaum, Maronen, wilde Kastanien, Vogelkirschen, Haselstaude, Olivenbaum, Ulme, Palme, Fichte, Linde 105 = 110
Obstbäume. Apricosenbaum, Mandelbaum, Kassie, süsse Citronen, Kirschbaum, Citronen, Bergamotten Citronen, Quitten, Feigenbaum, Erdbeerstaude, Johannisbeerstrauch, Tarbaum, Limonien, Maulbeerbaum, Mispelbaum, Wallnußbaum, Pomeranzenbaum, Pfersichbaum, Apfelbaum, Birnbaum, und Birnarten, Pflaumenbaum, und Arten, Baumschule, Baumschnitt, Propfen 110 = 116
Das Gesträuche. Weisdorn, Birke, Buchsbaum, Kapernstrauch, Caprifolien, Berberisstrauch, Himbeerstaude, Pfriemkraut, Wacholder, Stechpalme, Mirtenstaude, Kreuzbeeren, Brombeerstaude, Weide, Fliederbusch, Rheinweide, Weinstokk, u. s. w. Trauben, Waldrebe 117 = 122
Das Getreide, und Gesäme. Gesäme, Getraide, Weizen, Kleie, Roggen, Mengselkorn, Rost, Kornpolizei, u. s. w. Hafer, Hafergrüzze, Gerste, Mais, Hirse, Reis, Wikken, Stekkrüben, der Hanf, die Zubereitung des Hanfes, Lein, Hanf, Koriander 122 = 129
Die Pflanzen 129
Waldkräuter. Lerchenschwamm, Pilzen, Kartendistel, Fenchel, Farrenkraut, Krappe, Epheu, Alraun, Steinklee, Nachtschatten, Morcheln, Mousseron, Senf, Nessel, Waid, Feldkümmel, Attich 130 = 132
Wiesenkräuter. Klee, Bokkshorn, Schnekkenklee, Gänseblume, Schafgarbe, Johanniskraut, Lerchenfus, Löwenfus, Saturei, Pfaffenblat, Schlüsselblume 132 = 134
Gartenkräuter. 134
Wurzelkräuter. Gelbe Rüben, Pastinak, Stekkrüben, rote Rüben, Haferwurzel, Zukkerwurzel, Rüben,

ben, Truffeln, Ertoffel 134 = 135
Grüne Küchengewächse. Kohl, Mangold 136. 137
Suppenkräuter. Porribollen, Portulak, Spinat, Saueramfer, Peterſilge 137. 138
Die Salate. Lattich, Cichorie, Selleri, indianiſcher Baldrian, Krähenfus, Rapunze, Raute, Körbel, Steinbrech, Dragun, Pimpernelle, indian. Kreſſe 138. 139
Hülſenfrüchte. Erbſen, Wolfsbohnen, Bohnen Schminkbohnen, Linſen 139 = 141
Erdfrüchte. Melonen, Gurken, Kürbis, Potirons, Artiſchokken, Spargel 141. 142
Zwiebelpflanzen. Zwiebeln, Schalotten, Knoblauch 143
Gewürzpflanzen, und Wandkräuter. Balſamkraut, Lavendel, Baſilie, Roßmarin, Salvei, Thimian, Meliſſe 143
Feld und Gartenkräuter. Hünerdarm, Wegerich, Gauchheil Kreuzkraut, Hopfen, Treſpe 144
Apothekerkräuter. Wermut, Angelike, Anis, Beifus, Betonie, Borretſch, Ochſenzunge, Frauenhaar, Tauſendgülden, Klapperroſe, Vergiß mein nicht, Hundegraß, Waſſerlilie, Ibiſch, Hauswurz, Andorn, Mutterkraut, Pappelroſe, Waſſerblume, Fette Henne, Gartenſcharlach, Glaßkraut, Klette, Flöhkraut, Wintergrün, Mäuſeohr, Päonie, Engelſüs, Pfefferkraut, Huflattich, Tormentill, Raute, Safran, Skabioſe, Hirſchzunge, Sanikel, Valdrian, Eiſenkraut 146 = 150
Blumen. Nelken, Tulpe, Anemone, Ranunkel, Aurikel, Veilchen, Roſe, Levkoien, Hiazinte, Granate, Sonnenblume, Schwerdtlike, Jeſmin, Jonqville, gefüllter Mertram, ſpaniſcher Flieder, Lilie, Maienblümchen, Narciſſe, Mohn, Dreifaltigkeitsblume, Sonnenblume, Ringelblume 151 = 157
Ausländiſche Pflanzen. Acacia, Aloe, Kaffee, Zimmet, Chokolade, Ebenholz, Gewürznelken, Ingver, Ipekakuana, Bieſam, Muſkatennuß, Mirrhe, Pfeffer, Qvinqvina, Rhabarber, Sennesblätter, Tabak 158 = 159
Gummen, und Harze. Ambra, Bernſtein, Balſam, Bergöl, Kamfer, Vogelleim, Miſtel, Schellakk, Manna, Naphta, Opium, Pech, Harz, Kienbaum, Süßholz, Skammonie, Terpentin 161 = 163
Hervorbringung der Natur unter der Erde. Mineralreich, Steinerzeugung, Werkſtein, Bruchſtein, Mar-

Marmor, Schiefer, Probirstein 164 = 166
Edelsteine. Demant, Ametist, Rubin, Karniol, Kristall, Hiazint, Lasurstein, Onix, Opal, Topaser, Türkis 166. 167
Mineralien. Alaun, Spiesglaß, Arsenik, Thon, Markasit, (Kies) Mergel, Quekfilber, Salpeter, Küchensalz, Steinsalz, Salmiak, Niter, Weinsteinsalz, Polichrestsalz, Schwefel, Qvekfilber Vitriol 168 = 170
Metalle. Gold, Silber, Kupfer, Tombach, Zinn, Blei, Eisen, Stal 171 = 174

Kentnisse in Absicht, der menschlichen Bedürfnisse.

Erster Abschnitt. Akkerbau. Landgüter, Landgut, Pacht, Pächter, Urbarmachen, Brachfelder 174 = 176
Wälder. Junge, Forstholz, Lustwald, Brennholz, abgestanden Holz, Weisholz, Holzhandel, Zimmerholz, Spaltholz, Sägebldke, Stellmacherholz, Reisgebünde 176 = 180
Wiesen. Allerlei Arten derselben, Wiesewachs, Teiche, Moräste, Fischteiche, Kaninchengehäge, Taubenhenhäuser, Thiergärten 181 = 184
Akkerwesen. Akkerbau, Säen, Tofstein, Dünger, Pflügen, Misten, Heumachen, Erndte, Stroh, Mehl, Sauerteig, Beutelkasten, das Mehlmachen, Brodtbakken 184 = 192
Weinlese, und der Wein 194
Gärtnerei. Garten, Mistbette, Mistglokken, Geländerbäume, abgeschnittne Aeste, Senkreiser, Wasserbekken, Springwasser 196 = 197
Akkergeräthe. Pflug, Joch, Ege, Kornfege, Spaten, Hakke, Spizzhakke, Harke, Sichel 199
Getränke. Weine, Nachlauf, Weinstein, Bier, Cider, Brantweinbrennen, Schlagwasser, Elixir, Weingeist, Ratafia, Cedra, Barbados, Eskubak, Rosolis, Orgeade, Oel, Scheidewasser 200 = 207
Gewichte, und Maas. Feldmaas, Morgen, Ruthe, Klafter, Wasserwägen, Getreidemaaß, Septier, Schefel, Weinmaas, Muid, Queue, Pinte, Chopine, Deutsche Maaße, Geld, Gold, Silber, Apotekergewicht, Zeit, Pappier, Biermaas, Getreide, Längen, Schiffs, Weinmaas, Einzelheiten, verglichne Maaße einiger Länder, verglichne Pfunde 213 = 214
Stükke der Haushaltung. Nähnadel, Talglicht, Wachskerze, Siegellakk, Kohlen, Tinte, Schiffpech, Lauge, Lohkuchen, Torf, Matten, Puder, Seife, Seifenkugeln, Zukker, Lei-

newand, Salz, Weineſſig 214 = 220

Kenntniſſe der Bedürfniſſe. 2. Abſchnitt. Mäurerkunſt, u. ſ. w. Hauptmauren, Scheidewände, Hauptgebäude, Pfeiler, Gewölbe, Kamine, Treppenpfeiler, gebrochne Dach, Bekleiden, Altan, Kalk, Mörtel, Gips, Mauerkütt, Lambri, Mauerziegel, Dachziegel, Brunnen, Bauanſchlag, Zimmerholz, Grundpfähle, Noeerbalken, Pfeilerwerk, Zapfen, Grund, Treppen, Bodenbalken, Bolen, Latten, Tiſcherarbeit, Leiſten, Fusgetäfel, Fournirſtükke, Schlöſſerarbeit, Bänder 220 = 231

Kenntniſſe in Abſicht auf unſere Bedürfniſſe. 3. Abſchnitt.

Mechaniſche Künſte 232

Metallgieſſen. Eiſengieſſen, Zinn, Blei, Stal, Eiſenblech, Eiſen, Emalge, Kupfer, Meſſing, Gold, und Silberverfeinerung, Kapelliren, Vergolden, Ziehbarkeit des Goldes, Güte des Goldes, und Silbers, Silber, Dratſilber, Lioniſche Treſſe, Vermeil, Demantſchleifen, Münzprägen, Mutterſtempel, Uhrmacherkunſt, Penduluhr, Taſchenuhr, Gießkunſt, Lötungen, Glokkengieſſen, Gieſſen der metallnen Bildſäulen, Glaßmachen, Spiegelmanufactur u. ſ. w. Leineweber, und Zeugmacher, groſſe Rolle, Sammtmanufactur, geſtreifte, und geblümte Zeuge, Hochſchäftige Tapeten, Moor, Strikken, Hüte, Färberei, Scharlachfärben, Kürſchner, Ledergerben, Korduan, Pappiermachen, Buchdrukkerkunſt, Schriftgieſſer, Schriftſezzer, Buchdrukkerpreſſe, das Bücherdrukken 232 = 289

Kenntniſſe in Abſicht auf das Vergnügen des Ohres, und der Augen. 4. Abſchnitt.

Die ſchöne Wiſſenſchaften. 291

Tonkunſt u. ſ. w. Erklärung der Kunſtwörter in der Muſic. Uniſonus, Aushalten, Kadanz, Takt, Tenor, Alt, muſikaliſche Inſtrumente, Orgel, Flügel, Fiolin, Bratſche, Violoncel, Violon u. ſ. w. 291=301

1. Regeln fürs Klavir. Taſten, Pauſe, Takt, Linienſiſtem, Schlüſſel, Applikatur, Doppelkreuz, das b, das b Quadrat, Notenpunkt, Vorſchläge, Manieren, Triller, Melodie, Triole, Stimmung des Klavirs, Temperatur, Monochord, Generalbaß, Wohllauter, Mißlauter, Intervallen, Diatoniſche, Chromatiſche Tonleiter, die Tonarten 303 = 308

2. Re-

Regeln zur Singkunst. Singen, gute Stimme, Falsetstimme, Diskant, Alt, Tenor, Baß, Triller, Tabulatur, Tonarten, Takktstrich), Akkord, Kadanz, Triller, Vorschlag, Schleifer, Pralltriller, Mordant, Trillerkette, Passagen, Rükkung, Melisma, Recitativ, Arie, Duet, Chor, Oper, Pastoral, Oratorium, Motette, Fuge, Chortton, Cammerton, Kapellenton, Franzton 309 - 314

Die Baukunst. Dorische Ordnuug, Jonische, Korintische Ordnung, Gebälke, Säulenstul, die Kapitäler, Thüre, Fenster, Kunstwörter in der Baukunst, Erklärung der Figuren, der Kupfertafel 1. auf der Seite 326 u. f. w. Tafel zur Toskanischen Ordnung 327 folgende Figuren, Reguln der Baukunst 314 - 330

Die Malerkunst. Wassermalerei, Freskomaleu, Oelmalen, Pastelmalen, Wachsmalen, Mignatur, Tuschiren Emalgemalen, Kunstwörter in der Malerei, Gruppe, Gewand, Profil, Firniß, das Kupferstechen, Radiren, schwarze Kunst, Bildhauerkunst 333-344

Kenntnisse in Absicht auf die Erziehung. Die Sprachlehre. Wörter, Nennwörter, Fürwörter, Artikel, Geschlechter, Zeitwörter. Biegung der Zeitwörter, Nebenwörter, Vorwörter, Bindewörter, Ausrufungssilben, Wortfügung, Allgemeine Sintaxregeln für alle Sprachen, Wortordnung, die Figuren, Ellipse, Pleonasmus, Sillepse, Hiperbaton, Hellenismus, Tropen, Metapher, Allegorie, die Redetheile, Rechtschreibung, Gelehrte Sprache, Hebräische, Griechische, Attische, Jonische, Dorische, Eolische Mundart, das Latein. Erste Gründe desselben, die Französische Sprache, die deutsche Sprache, Currentschrift, Cursivschrift, Interpunction, Ausrufung, Fragezeichen, Parentese, Trenn, Bindezeichen, Denkstrich, C Häkchen, Abkürzung, Anführung, Paragraphzeichen, Selbstlauter, Doppellauter, Mittlauter, Kehlbuchstaben, Lippenbuchstaben, Zungen, Zähnbuchstaben, Regeln der Rechtschreibung, Regeln dss Silbenbruches, Grosse Anfangsbuchstaben, Wortabkürzung, Artikel, Nennwort, Hauptwort, Beiwort, Fürwort, Zeitwort, Mittelwort, Nebenwort, Vorwort, Bindewort, Zwischenwort, Casus, Moviren, Gradus, Zeitpunkte, Modi, Hülfszeitwort, Interpunction, Pause, Einschluß, Citirstriche, Apostroph,

Deut-

Deutsche Bücherkenntniß, beste deutsche Briefmuster, und Romane, deutsche Dichter, deutsche Theaterstükke, Klaßische Schriftsteller, moralische Schriften, Predigten, Wörterbücher, Sachlexika, Philosophie, Haushaltung, Handlung, Künste, und Handwerker. Regeln der deutschen Schreibart, des deutschen Wolklanges, und Briefregeln 345 = 390

Die Rednerkunst. Die drei Gattungen der Rede, Ehrenrede, Beratschlagungsrede, gerichtliche Rede, Theile der Rede, Eingang, Erzälung, Eintheilung, Beweis, Widerlegung, Schlußrede, Mittel zur Wohlredenheit, Metapher, Allegorie, Umschreibung, Wiederholung, Gegensazz, Anreden, Ausruf, Redeandichtung, Vergleichungen, Hipotiposis, Bilder, Verschweigen, Uebergang 392 = 405

Dichtkunst. Regeln der Französischen Dichtkunst, der Reim, Reimregeln, Reimfolge, Versabschnitte, Versverschieben, Wortverwerfung, Arten der Gedichte, Epische, (Heldengedicht) dramatische Gedicht, Lirische Gedicht. Ode, Stanzen, Sonnet, Elegie, Vierzeiler, Epigramm, Madrigal, Rundgesang 406 = 422

Mithologie. (Fabellehre) Götter vom ersten Range. Saturn, Jupiter, Cibele, Juno, Neptun, Pluto, Richter, Furien, Parcen, Manes, Ceres, Mars, Minerva, Vulkan, Venus, Apollo, Diana, Bachus, Merkur 423 = 432

Götter vom zweiten Range. Pan, Faun, Pales, Pomona, Flora, Satir, Penates, Genien, Terminus, Priapus, Nimphen, Nereiden, Najaden, Hamadriaden, Napen, Momus, Eolus, Winde, Harpyen 432 = 436

Halbgötter. Perseus, Herkules, Theseus, Kastor, Pollux, Jason, Argonauten, Kadmus, Oedipus, Eteokles, Polinices, Tantalus, Trojanische Könige, Dardanus, Eroberung von Troja, Orestes, Pilades, Ulisses, Circe, Aeneas 436 = 452

Die Geographie. Mittelländische Meer, Baltische, Rote, Schwarze, Kaspische Meer, Bosphorus, Thracicus, Halbinsel, Erdzunge, Meerbusen, Strasse, Rheede, Seen, geographische Maaße, Mathem. Abtheilung der Erde, Aequator, Ekliptik, Wendezirkel, Meridian, Ortslänge, Ortsbreite, Zonen, Aequatorsgrad, höchste Gebirge in der Welt, Berge, Anzal der

der Menſchen auf der Erde, Europa, Frankreich, Flüſſe in Frankreich, Hohe Landeskollegien in Frankreich, Spanien, deſſen Provinzen, Eigenthum in Amerika, Pirenäen, Sprache, Portugall, Provinzen, Religion, Flüſſe, Eigenthum in Amerika, Italien, Deutſchland, Kurfürſten, Reichstäge, Kreiſe, die Kurmark Braudenburg mit ihren beſondern Kreiſen. Böhmen, Berlin, mit den hohen Landeskollegien, Berlinerbank, Gewicht, Communicationskanäle, Anzal der Häuſer in Berlin, Paris, Dublin, Amſterdam, Wien, Städte um Berlin, London, mit den Engl. Städten nach der Engl. Ausſprache, Paris, Wien, Dreſden, Petersburg, Ungern, Preuſſen, Niederlanden, Holland, Schweiz, England, Schottland, Irrland, Dännemark, Norwegen, Island, Schweden, Polen, Rußland, Türkei. Aſien. Groſſe Tartarei, Indien, China, Perſien, Aſiatiſche Türkei, Sirien, Diarbek, Turkomanninn, Georgien, Arabien. Afrika. Barbarei, Numidien, Sara, Nigritien, Guinea, Congo, Kaffern, Amerika. Kanada, Neu-England, Florida, Louiſiana, Mexiko, feſte Land, Peru, Braſilien, Paragai, Amazonenland, Chili, Magellansland 453 = 504

Chronologie. Jahrhundert, Jahr, Sonnenjahr, Luſtrum, Olimpiade, Epoche, Aera, Sonnenzirkel, Mondzirkel, Indiktion, Julianiſche Periode, Variationen im Jahre der Geburt Jeſu, Regeln bei dem Zeugniſſe der Schriftſteller, Jahre der Julianiſchen Periode, Zirkel oder Periode, güldne Zal, Epakten, unbewegliche Feſte, bewegliche Feſte, Quatember, Oſtern, Römerzinszal, Chriſtliche Epoche, Türkiſche Epoche, Chineſiſche, Schaltjahr 505 = 516

Denkmünzen. Avers, Revers, Feld, Randſchrift, Abſchnitt, Legende, Sammlungen, und Folgen, Epoche der Hiſtorie vor Chriſti Geburt 516 = 519

Die Geſchichte, deren Nuzzen. Univerſalhiſtorie. Heilige Geſchichte, Kirchengeſchichte, Römiſche Hiſtorie, Franzöſiche Hiſtorie, Allgemeine Weltgeſchichte vom Ueberſezzer, erſte Begriffe der Hiſtorie, Gegenſtand der Hiſtorie, Epoche der Hiſtorie. Erſte Epoche von der Schöpfung bis zur Sündflut. Zwote Epoche, Noah bis Moſes 520 = 542

Epoche der alte Hiſtorie 539

Epoche der neuen Hiſtorie 540

Schöpfung. Adam, Eva, Methusalah, Noa 540=542
Sündflut. Nimrod, Ninus, Semiramis, Egipten, Menes, Phonicien, Taant, Griechenland, Abraham, Isaac, Jakob 542=544
Moses, Josua, Simson, Eli, Samuel, Saul, David, Salomo, Rehabeam, Jerobeam, Salmanassar, Nebukadnezar, Kadix, Karthago, Deukalion, Theseus, Codrus, Hercul, Argonauten, Paris, Troja, Likurg, Homer, Athen, Sparta, 545=547
Cirus. Aeneas, Romulus, Numa, Konsuls, Anacharsis, Celten, Gallier, Drako, Solon, Pisistrat, Thales 547. 548
Alexander. Cirus, Krösus, Kambises, Psammenit, Darius, Histaspis, Miltiades Themistokles, Leonidas, Xerxes, Sokrates, Epaminondas, Philipp von Macedonien, Aristides, Perikles, griechische Gelerte, und Künstler, Brutus, Lukretia, Tarqvin, Konsulat, Porsenna, Diktator, Tribunen, Koriolan, Brennus, Maulius, Confutsche 548=550
August, römischer Kaiser, Alexander der Grosse, neues Macedonien, Thracien, Asien, Sirien, Egipten, Persien, Seleuciden, Antioch, Ptolomäen, Kleopatra, Cäsar, Anton, Philopömen, Aristoteles, und griechische Gelerten, Punische Kriege, Römische Gelerte, Hannibal, Fabius, Marimus, Marcell, Scipio der erste, und zweite, Jugurtha, Marius, Silla, Pompejus, Mithridat, Cäsar, Catilina, Virgil, röm. Gelerte 550=556
Verfall d. röm. Monarchie. Jesus, Maria, Oktavius, und folgende Kaiser, Konstantin, Theodosis, gelerte Römer, Kirchenväter, Talmud 556=559
Mahomed. Honorius, Goten, Belisar, Angeln, Attila, Vandalen, Heruler, Franken, Longobarden, Hunnen, Narses, Völkerzüge, Leo, Gregor d. Grosse, Justinian 559=562.
Karl, d Grosse. Muhamed, Chalifen, Omar, Karl Metell, Pipin, Childerich, Karl d. Grosse, Desiderius, Bonifacius, Beda 562. 563
Kreuzzüge, oder Hierarchie. Wittekind, Roland, Leo 3, Rachild, Luwig d. Fromme. Zerstükkung der Fränkischen Monarchie. Normannen, Alfred, Henrich d. Vogelfänger, Otto, Hugo Capet, Franz, Linien, Canut, Willhelm Conqveror, Jaroslau, Gregor der 7. Slaven, Piast, Boleslaus, Rurik, Wolodimer, Stephan, Mathildis 564=568
Neue Aufklärung der Welt. Kreuzzüge, Gottfried von Bouil=

Bouillon, Kanonisch Recht, Waldus, Wiklef, Huß, Hussiten, Henrich 5, Friedrich von Hohenstaufen, Welfen, Gibellinen, Friedrich 2. Hanseestädte, Kurfürsten, Rudolf von Habsburg, Albrecht von Oester. Die Schweizer, Ludwig der Römer, Karls 4, güldne Bulle Sigismund, Ziska, Maximilian I, Schiespulver, Kompaß, Sicilian, Vesper, Emanuel von Portug. Ferdinand der Katolische, Ximenes, Mädchen von Orleans, Ludwig 11 und 12. Parlament entsteht, Margareta von Dännem. Wasilijowitsch, Kasimir der Grosse, Jagello, Podiebrad, Hunniades Corvinus, Saladin, Mammelukken, Oschinkis Chan, Timur (Tamerlan) Baber, Oßman, Murad 2, Skanderbeg, Mahomed 2, Konstantin XI, Selim 2. Meistersänger, gelerte Europäer, Buchdrukkerkunst, Ulug Beigh, Mich. Angelo, Raphael, Goia, Christ. Colon (Columbus) Vesputius 568 = 577

Neue Historie.

Karl 5. Cortes, Montezuma, Pizarro, Inkas, Leo 10, Luther, Tezel, Kalvin, Lojola, Franz, Joh. Friedrich von Sachsen, Passauervertrag, Henrich 8 von Engl. Solimann 2, Gustav Vasa, Christiern, Fezz, Marokko, Wiedertäufer, Karl 9 von Frankr. Pariser Blutbad, Henrich 3, Henrich 4 d. Grosse, Sully, Philipp 2 v. Span. Willhelm v. Oranien, Emanuel d. Grosse v. Port. Johann v. Braganza. In England Maria, Elisabeth, Fried. I. v. Dännem. Siegismund Karl 9 v. Schweden. In Polen Sigismund 2. Kettler in Kurland, Stephan Bathori, Sigismund 3, Iwan Wasiljowitsch 2, falsche Demetrier, Solimann, Ismael Sofi, Schach Abbas, Baber, Koblai 577 = 581

Dreißigjährige Krieg in Deutschland. Ferdinand 2, Friedrich 5 v. d. Pfalz, Bethlem Gabor, Maximilian v. Baiern, Tilli, Wallenstein, Schlacht bei Prag, Richelieu, Gustav Adolf, Ludwig 13, Corneille, Ochseustirn, Banner, Torstensohn, Königsmark, Horn, Wrangel, Guebriant, Turenne, Cönde, Ferdinand 3. Westphälische Frieden, Mazarin, Ludwig 14, Schleuderkrieg, Colbert, Louvois, Pirenäische Friede, Aachnerfriede, Holländische Krieg, Willhelm 3 v. Oranien, Schlachten von Solbaye, Sinzheim, Mülhausen, Kolmar, Türkheim, Senffe, Nimwegnerfriede, Franz. Flüchtlinge, Deutscher Krieg, Schlachten bei Forge, Fleurus, Staf-

Staffarde, Stenkerke, Landen. Waldek, Luxemburg, Catinat, H. v. Savoien, Noailles, Eugen v. Savoien, Baden, Bouflers, Wilhelm, Villeroi, Rißwikſche Friede, Leopold, Philipp 3, Moriz v. Oranien, Jakob I. Karl I. v. Stuart, Olivier Crommwell, Karl 2, Jakob 2, Praetendente, Friedrich 3 v. Dännemark, Guſtav Adolf, Chriſtina, Karl, Guſtav, Karl XI. Wladislav 4, Johann Kaſimir, Michael Feodorowitſch, Peter d. Groſſe, Joh. Sobieski, Huſſein, Afganen, Manſchu 581-587

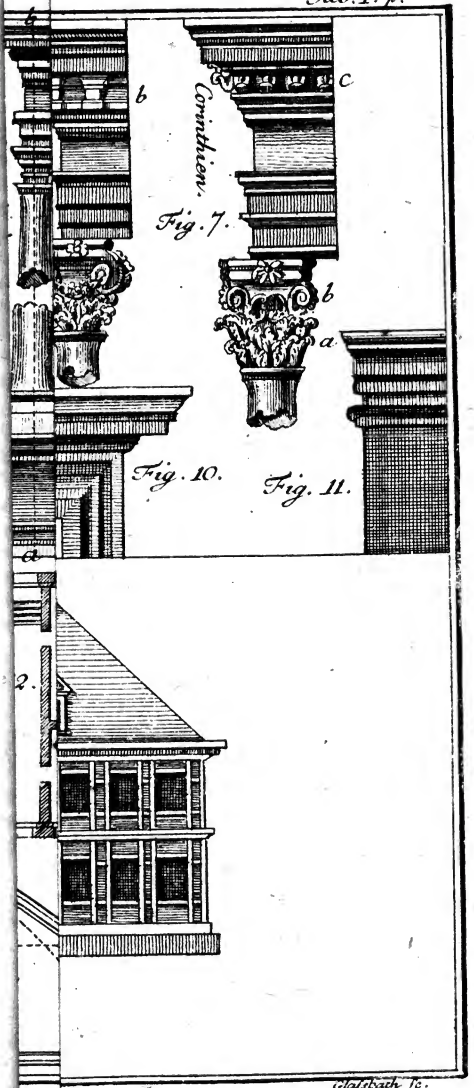
Span. Erbfolgekrieg. Karl 2, Phil. v. Anjou, Karl 6 v. Oeſter. H. von Marlborough, Villars, Schlachten bei Höchſtädt, Blendheim, Caſſano, Caſſinato, Ramelies, Turin, Malplaquet, Sarragoſſa, Denis, Utrechterfriede, Joſeph, Ragozzi, Ludwig 15. Fleuri, Nordiſche Krieg, Karl 12 v. Schweden, Travendalerfriede, Schlachten bei Narva, Kliſſov, Pultuſk, Puniz, Frauſtadt, Ranſtäterfriede, Auguſt 2, Stanislaus, Mazeppa, Pultava, Pruth, Münch, Anna, George 1. 2. Peter d. Groſſe, Katharina I, Peter 2, Menzikof, Anna Iwanowna, Iwan, Biron, Eliſabeth, Schah Nadir, Aurengzeb, Muhamed, Kanghi, Kienlung 587-590

Friedrich 2 von Preuſſen. Sveven, Wenden, Siegfried, Albr. der Bär, Waldemar, Friedrich I. Friedr. 2. Alb. Achill, Joh. Cicero Joachim 1. 2. Joh. George. Joach. Friedrich, Johann Sigismund, Geor. Willhelm, Friedr. Willhelm d. Groſſe, Friedr. 1. Friedrich Willhelm, Friedrich 2. der Groſſe, Siege bei Molwiz, Czaslau, Breslauerfriede, Maria Thereſia v. Oeſter. Ludwig 15. Karl 7 v. Baiern, Schlacht bei Oettingen 590-592

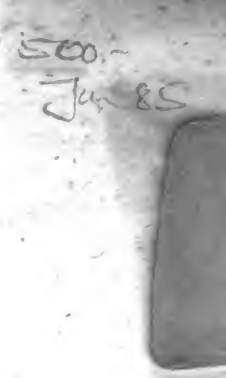
Frankfurterunion, zweite Schleſ. Krieg, Sieg bei Strigau, Sor, Keſſelsdorf, Dresdnerfriede, Ludwig 15, Moriz v. Sachſen, Fontenoi, Aachnerfriede, Karl, Eduard bei Preſton, Falkirche, Culloden 593

Petersb. Traktat. Dritte Krieg, Schlachten bei Lowoſiz, Sachſen bei Pirna, Schlacht bei Prag, Kollin, Groszjägerndorf, Roßbach, Haſtenbek, Liſſa, Qvebek, Kadir, Volperon, Zorndorf, Hochkirch, Krevelt, Kunersdorf, Bergen, Minden, Ligniz, Torgau, Freiberg, Pariſer, Hubertsburgerfriede 593-595

Die vier Kunſtepochen der Welt. Das Griechiſche, Römiſche, Italieniſche, Franzöſiſche Zeitalter. Europäiſche, neuere Gelerte. 595-596



Glassbach fc.


500.-
Jun 85